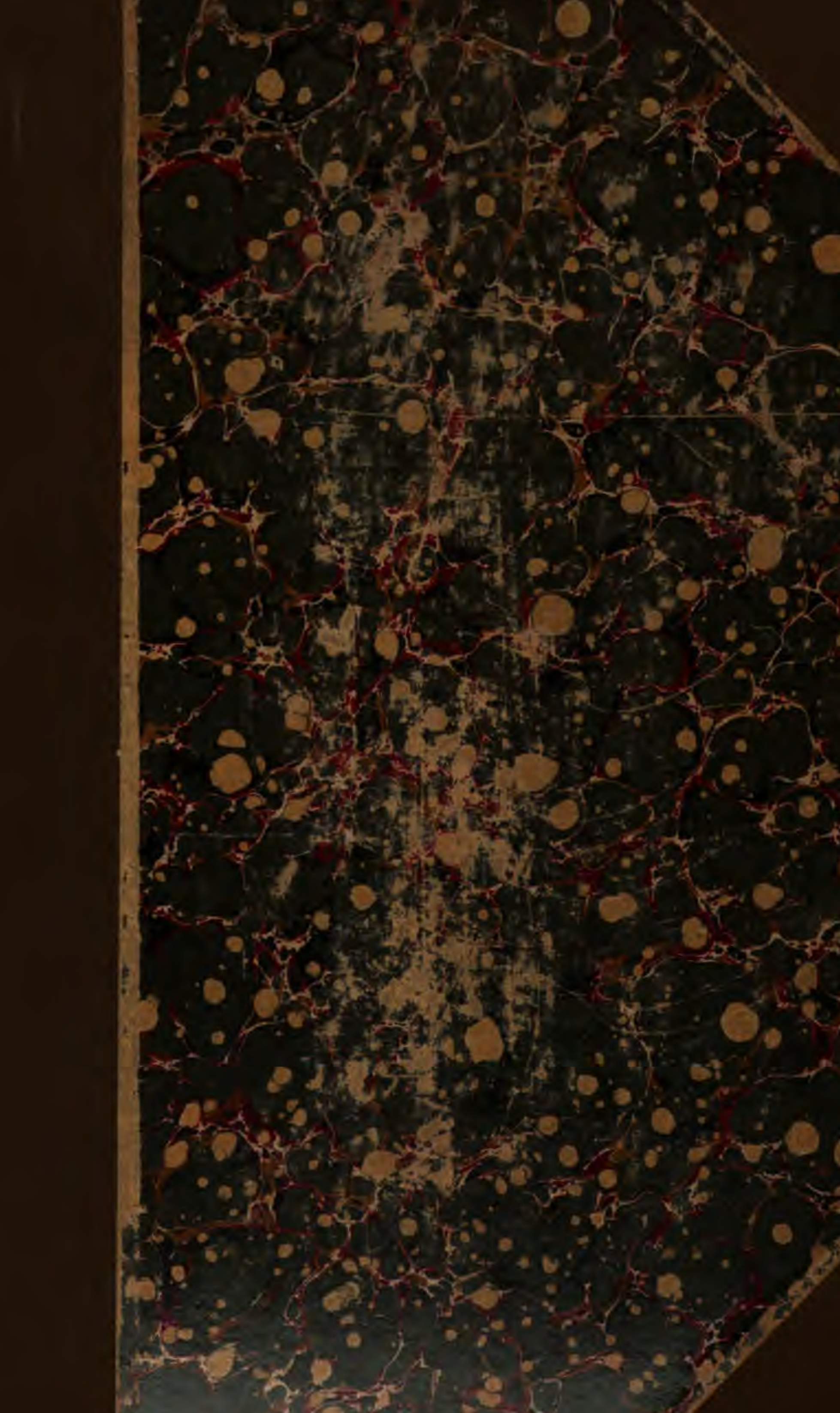
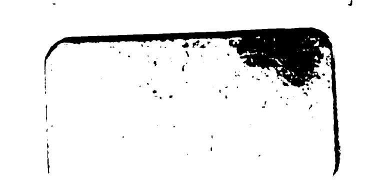






2. Jahrgang Heft 1.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Vom jüdischen Charakter.
Geschichtliches über das deutsche Nationaldrama.
Vom deutschen Theater.
Kleinere Aufsätze: Historische Aktenstücke I. — Ein historisches Portrait. — Von der Volkszählung.
Vom jüdischen Kriegsschauplatz: Zur Emancipation von den Juden. — Vor zwanzig Jahren. — Ein Stück praktisch gewordene Judenfrage. — Christenhetze.
Vermischtes.

Berlin NO., 1880.
Otto Hentze's Verlag.
15 Friedenstraße.

Die Deutsche Wacht.

1. October 1880.

Vom jüdischen Charakter.

Deutschland ergeht es mit der jüdischen Scabies nicht anders, wie dem ehrlichen Landmanne, der die verkommene und erstarrte Schlange an seinen Busen nahm, um sie zu wärmen. Die Emancipation der Juden wird vielerseits als eine glorreiche Errungenschaft der Neuzeit hingestellt, ja sogar als ein Triumph der sogenannten Humanität über mittelalterliche Finsterniß und Geistesverirrung. Im Grunde genommen bleibt aber die Judenemancipation eine schreckliche Dummheit, die den Selbstmord Deutschlands begründen wird. Denn einem politischen Selbstmord kommt es gleich, wenn ein Volk seine berechtigten Eigenthümlichkeiten, seine altersehrwürdigen Gebräuche, sein Recht, seinen Wohlstand und seine Gesittung einer Minorität von schamlosen Eindringlingen opfert. Mit Blindheit waren jene Deutsche und sind noch dieselben geschlagen, die den Juden eine Gleichberechtigung mit ihnen zugestehen wollen. Keine anderen Gründe werden für das unsinnige Dogma von der jüdischen Gleichberechtigung angeführt, als der Zeitgeist und die Humanität. Goethe hat gelehrt, was von dem Geist der Zeiten zu halten ist und Humanität ist Menschlichkeit, wider diese kann es aber nicht sein, sich vor Ausbeutung und Unterdrückung zu schützen.

Die Staatsweisheit hat mit der Humanität überhaupt nicht zu rechnen, was die ewigen Kriege und Gewaltthaten genügend erweisen, von welchen die Geschichte der Menschheit wimmelt, sondern ihr liegt die Erhaltung und Ehre des Staates ob und sie hat das Interesse der Gesammtheit zu wahren. Weshalb Napoleon I. sagte: „La politique

n'a pas de coeur, elle n'a que de la tête". Dem Wohle einer Gemeinschaft entspricht es nicht, ihr Mitglieder aufzudringen, deren Charakter seit Jahrtausenden bescholten erscheint. Für Recht galt es bis dahin, daß eine Vereinigung oder Verein, nach gewissen, vereinbarten Satzungen die Aufnahme von Mitgliedern regelte und die Ausschließung oder Ausstoßung veranlaßte, wenn deren Verhalten und Gebahren den guten Ruf schädigte oder irgendwie die Begründer des Vereins beeinträchtigte. Was zweifelsohne das Recht einer Vereinigung Weniger ist, steht naturgemäß in einem weit höheren Maße dem Staate zu. Der deutsche Liberalismus hat die jüdischen Mitglieder eingeführt, ohne — wie es sich gehörte — eine Prüfung ihres Charakters eintreten zu lassen, obwohl die Eigenschaften desselben nicht den Bedingungen entsprechen, die im Interesse der Allgemeinheit zu fordern waren. Ein derartig grobes Versehen erfordert, wenn Deutschland sich nicht selbst aufgeben will, eine baldige und geeignete Correctur. Ein jeder anderer Staat würde sich bedanken, den deutsch-jüdischen Heuschreckenschwarm aufzunehmen, daher an eine Expulsirung nicht wohl gedacht werden kann. Es muß deshalb das Wesen und Treiben der Juden beschränkt werden, um die Deutschen möglichst vor Schaden zu bewahren. In diesem Sinne sind Gesetze zu erlassen:

1. Kein Jude darf fortab Grundbesitz erwerben. (Ausgenommen hiervon sind: Gottesdienstliche Gebäude, Schulen, Kranken- und Armenhäuser u. s. f.).
2. Kein Jude darf fortab ein Staats- oder Communal-Amt bekleiden.
3. Kein Jude ist wählbar oder wahlberechtigt für den Reichstag oder einen der deutschen Landtage.

Dagegen sind die Juden von jedem Heeres- oder Kriegsdienste gegen eine angemessene Wehrsteuer zu befreien. Ferner werden sie berechtigt, eigene Gemeinden mit jüdischer Selbstverwaltung und Rechtsprechung im bürgerlichen Streitverfahren, insofern Juden gegen Juden klagen, zu bilden. Das Oberaufsichtsrecht des Staates wird hierdurch nicht berührt, ebensowenig die allgemeine Rechtsprechung in Fällen wider die Strafgesetzgebung. Diese Vorschläge wurden in dem Bewußtsein gemacht, daß sie bei Weitem nicht zur Hebung der jüdischen Scabies ausreichen, indessen bezeichnen sie wenigstens die Mittel, das Uebel zu lindern; auch die Juden dürften davon befriedigt sein. Deutschland befindet sich nun einmal in der wenig beneidenswerthen Lage, eine Reinigung seines Hauses vom jüdischen Schwamme vorzunehmen; noch

ist das wahre Mykothanaton dafür nicht gefunden. Sein Erfinder würde der größte Wohlthäter der Menschheit für alle Zeiten sein.

Der jüdische Charakter kann und wird sich nicht ändern, daher ein Ausgleich mit dem Deutschen für immer ausgeschlossen sein muß, denn der Charakterunterschied des Einzelnen wie des Volkes ist angeboren und unvertilgbar. „Dem Boshaften ist seine Bosheit so angeboren, wie der Schlange ihre Giftzähne und Giftblase, um so weniger wie sie, kann er es ändern.“ Goethe bestätigt diese Behauptung, indem er schreibt: „Zufällig ist es jedoch nicht, daß Einer aus dieser oder jener Nation, Stamm oder Familie sein Herkommen ableite: denn die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, sowie ihre mannichfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzusehen, und die Tyche kann nur bei Vermischung und Durchkreuzung eingreifen. Wir sehen das wichtige Beispiel von hartnäckiger Persönlichkeit solcher Stämme an der Judenschaft; Europäische Nationen in andere Welttheile versetzt, legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzose, der Deutsche gar wohl zu erkennen sein.“

Deutschland ist vom jüdischen Stoff durchzogen, wie das moderne Wollenzeug von der Baumwolle, und die deutsch-jüdische Exosmose hat sich in ihrer trüben Mischung nicht fruchtbar für das Landeswohl erwiesen. Das Ueberwiegen des jüdischen Einflusses hat, ursächlich seines Charakters, entchristlichend gewirkt und damit zeigte sich überall ein Verfall der Gesittung. In Deutschland wurde in dem Maße wie die Kirche sank, die Börse Meisterin und Tyrannin. „Wenn Christus vor Gericht steht und zum Kreuze geschleppt wird schüttelt immer Judas Ischarioth den vollen Beutel.“ Das ist Naturgesetz in der Weltgeschichte. Die Milliarden verflüchtigten sich wie ätherische Oele und in einer zehnjährigen Friedenszeit hat aller Segen Gottes im Ackerbau, Viehzucht, Bergbau u. s. f. alle unermeßliche Arbeit der christlichen Bevölkerung zu nichts Anderem geführt, als daß die Staats- und Communalschulden beständig anschwellen, die Steuern sich erhöhen, die Völker immer ärmer werden und der Banquier allein alles Geld zusammenhäuft. Das ist eine Unnatur, über welche man auf die Dauer Niemand mehr wird täuschen dürfen. Die Staaten bezahlen für ihre Schulden an jüdische Nabobs $4\frac{1}{2}$ und mehr pCt. und gewinnen 3 pCt. Zinsen, wohin das führt, zeigen im Kleinen die Subhastationen von Grundstücken, im Großen die Türkei und Aegypten. Emancipation von den Juden heißt die große Frage der Zeit und ihre Parole, mit ihr steht und fällt auch die sociale Frage.

Der Jude mag nicht arbeiten, sondern schachern, verdienen und genießen, er will durch geschäftigen Müßiggang reich werden, und dennoch ist Müßiggang aller Laster Anfang. Der Jude ist Kleiderhändler, nicht Kleidermacher, weil ein ganz anderer Mann dazu gehört, einen Rock eigenhändig zu machen, als gefertigte Röcke zum Verkauf auszubieten, was gemeinlich ein Tröbler am besten versteht. Arbeitslose Thätigkeit schickt die Kinder Israel's in verhältnißmäßig großer Zahl auf die höheren Schulen, sie lernen dort, um nicht arbeiten zu müssen. Was hilft aber alles Lesen im Cicero, alles Ergötzen am Juvenal und Studiren der Carolina, wenn dadurch nicht ein Paar Stiefel oder ein Sack Korn mehr gewonnen wird. Die Arbeit — nicht das Wissen — macht ein Volk glücklich, zufrieden und wohlhabend. Saure Wochen, heitere Feste!

Das Lernen wird den Juden in Folge ihres großen Gedächtnißvermögens viel leichter wie den Deutschen, aber aus dem Gedächtnißkram wächst kein Urtheil, weshalb der Jude alles und jedwedes mit doctrinärer Elle mißt oder in die Procrustesbettstelle statistischer Schemas zwängt. In seinem Charakter vereinigen sich die Eigenschaften der Hyäne mit denen des Fuchses, obwohl der todesverachtende Muth des Letzteren in Gefahren seit den Zeiten der Maccabäer selten wurde. Hinterlist, Heimtücke, Untreue, Falschheit, Geldgier, gepaart mit Geilheit, Schmutzigkeit, Indiscretion, Feigheit und Ruhmredigkeit möchten die Hauptseiten des jüdischen Charakters darstellen. Als der königliche Sänger David an Joab schrieb: „Stellet Uria an den Streit, da er am härtesten ist, und wendet euch hinter ihm ab, daß er erschlagen werde und sterbe." (2. Sam. Kap. 11) ist das nur dieselbe Heimtücke, die der Jude Goldmark verübte. Derselbe verpflichtete sich am 6. Oktober 1848 mit dem Reichstagsabgeordneten Schmolka und Borrosch, persönlich die Minister des Kaisers in Wien zu schützen. Kaum zogen in Folge dessen die Truppen ab, als der Pöbel das Kriegsministerium, wo die Minister versammelt waren, stürmte. Sie retteten sich, mit Ausnahme des Kriegsministers, Grafen Latour. Seine Anwesenheit wurde dem andringenden Pöbel verleugnet, da versicherte jener Jude Goldmark diesem, Latour sei noch da. Der Unglückliche wurde von neuem gesucht, gefunden und schändlich ermordet. Ein gewisser Jurkovich, der am 20. März 1849 mit zwei anderen Mördern Latours hingerichtet wurde, sagte aus, er habe für den Mord 30 Gulden erhalten. — Die verabscheuungswürdige Geschichte von dem Amnon mit der Thamar (2. Sam. c. 13) findet ihr Gegenstück in dem Verrath der Herzogin von Berry durch den Juden Deutz. Selbiger, Sohn eines Rabbiners aus Coblenz, schlich sich in ihr

Vertrauen, um ihre Ehre und Freiheit an den damaligen Minister Thiers, der petit foudriquet — kleine Schmeißfliege — für 100,000 Frcs. zu verkaufen. — Da der Ruf der Königin Marie Antoinette durch die sogenannte Gräfin von La Motte und dem Cardinal Rohan geschändet wurde, verrichtete hierbei der Jude Cerf-Ber die Hebeammendienste, indem er dem Cardinal durch die La Motte für die Königin 60,000 Frcs. vorstreckte. Der jüdische Wucherer wußte natürlich ebenso genau wie die Schwindlerin La Motte, daß die Königin sich nicht auf diese unwürdige Weise Geld verschaffen würde und hier ein Verbrechen beabsichtigt wurde. — Im Jahre 1848 befand sich die geängstigte Herzogin von Orleans in der französischen Kammer, um ihre und der Familie Rechte für die Zukunft zu wahren. Durch den hereinströmenden Pöbel wurde sie in eine Ecke gedrängt, was der Jude Crémieux ritterlich benutzte, an sie mit einem Zettel heranzutreten, den sie vorlesen und worin sie erklären sollte, sie unterwerfe sich der Volkssouverainetät und erwarte von derselben, was über sie und ihre Familie werde beschlossen werden. Sie weigerte sich entschlossen, diese verfänglichen Worte zu sagen, mit welchen sie sich ihrer ganzen Rechte begeben hätte. Einer schutzlosen Dame sich auf diese Weise aufzudrängen, entspricht vortrefflich dem Charakter des späteren Präsidenten der Alliance israélite. —

Am 24. September 1848 hielt in Wien der Jude Tausenau eine Rede, worin es von den sogenannten Reactionären hieß: „Die Hunde müssen alle hängen", und Kossuth soll damals ausgerufen haben: „Eine Million für eine Revolution!" worauf die Juden Tausenau und Goldmark große Geldsummen durch Pulszki empfingen, um Revolution zu machen. — Am 31. März 1848 drängte sich ohne Mandat, wie Wolfgang Menzel berichtet, in die Paulskirche der Jude Wiesner, um das katholische Oesterreich zu vertreten, während seine Glaubensgenossen Fischhof und Goldmark in Wien das Volk aufhetzten. — In der constituirenden Versammlung zu Berlin beantragte am 8. Juni der Jude Behrens, die Märzgefallenen hätten sich um das Vaterland verdient gemacht, während Herr Johann Jacoby in jüdischer Dummdreistigkeit sich pöbelhaft bei seinem Könige benahm. —

Als Helfershelfer der französischen Räuber machten sich im Anfang dieses Jahrhunderts überall am Rhein die Juden übel berüchtigt, indem sie ihnen zu Spürhunden dienten und ungeheure Werthe in Gütern, Kirchenschätzen als ihre Mäkler zu Gelde machten und mit ihnen theilten. Um's Jahr 1807, da der bairische Commissar von Hofstetten, ein Kulturkämpfer jener Zeit, in Innsbruck seine Regierung aufschlug, trieben die

Juden den schändlichsten Unfug mit den heiligen Gegenständen, die sie aus den geplünderten Kirchen, namentlich aus dem reichen Stifte Wilten, erschachert hatten. Einer dieser Juden ertheilte, indem er mit einer großen Monstranz durch die Straßen ging, den Vorübergehenden spottweise den Segen und sein Weib bediente sich eines anderen heiligen Kirchengefäßes zu noch größerer Unehre. Hofstetten selbst hing einem Juden ein Meßgewand um und prügelte ihn dann zum allgemeinen Gelächter durch. Schon im Jahre 1806 ersann der bairische Minister Montgelas das Widersinnige, Juden für ihre allerlei Dienste nicht blos mit dem Monopol der Lieferungen, sondern sogar noch mit christlichen Ritterkreuzen und mit der Erhebung in den deutschen Freiherrnstand zu belohnen. „Ruder und Segel," sagt von Lang, „waren in den Finanzen verloren und das an der jüdischen Küste gelandete Schiff einer völligen Plünderung preisgegeben. Das Recht war käuflich. Der Angeklagte, wenn er ein Beamter, Adeliger oder reicher Jude war, kam jederzeit durch." Ein jüdischer Maler, Schwager eines Frankfurter Demokraten, trägt stolz einen Orden, der zur glücklichen Vertreibung der Juden aus Spanien gestiftet wurde. — Aus alledem wird ersichtlich, welche Geschmeidigkeit und Biegsamkeit dem jüdischen Charakter eigen ist, wie er in allen Lastern schillert und äußerer Vortheile wegen Selbstachtung oder Ehrgefühl zurücktreten läßt.

Vaterlandslos ist der Jude, Kosmopolit, heuchelt indessen überall Patriotismus, den er verleugnet, wenn er nichts mehr einbringt. Carlyle erzählt: „Als die Franzosen 1742 in Prag eingeschlossen waren, hatten sie die Prager wieder sich, mit Ausnahme der Juden." Was groß und hehr in der Weltgeschichte schimmert, reclamiren die Juden für sich, wenn Christus seine göttliche Wahrheit offenbarte, war sie semitischen Geistes. Wie die russischen Generale Tottleben und Kaufmann sich auszeichneten, wurden sie Juden; da aber in Wien der Jude Isidor Selinger wegen unerhörten Wuchers zu sechs Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde, tauften ihn die Börsen in Wien und Berlin. Damit nicht genug, im preußischen Abgeordnetenhause wurde vor einiger Zeit Shylock zum Juden gestempelt und in dem Kleinen Journal des Herrn Straußberg bewies ein Doctor Morzenstern, wie die reindeutsche Faustsage im Judenthum ihren Ursprung habe. Gleichfalls wurde in der Sonntagsbeilage Nr. 15 der Vossischen Zeitung vom 11. April dieses Jahres durch Herrn Oskar Schwebel der ehrwürdige Gott Wodan von seiner deutschen Göttlichkeit herabgezogen und in den ewigen Juden verwandelt. Hierin liegt System, nicht Zufall! Alldeutschland soll judaisirt werden. Kaum

war „Wider von Treitschke für die Juden“ von einem Berliner Professor und Prediger verklungen, als sich die Stimme eines Predigers aus Reichenbach in Schlesien erhob und den rebellischen Deutschen Frieden predigte. Es wurde für den Reichenbacher Klingelbeutel, durch Vordruck eines Briefes von höchster Hand, Reclame gemacht, dennoch geschah nicht das Wunder, wie Knöpfe und Nickel sich in Gold verwandeln. Hierauf folgte der Lehrer Moritz Grünfeld in Schwersenz mit einer Jugendschrift, die in den jugendlichen Gemüthern Toleranz erwecken sollte; auch sie wurde an höchster Stelle erfolglos niedergelegt. Allah ist groß und Muhammed sein Prophet! In einer Berliner höheren Töchterschule wurde wegen Commerzienrath's Töchterlein, in dem Gedicht „von dem Bäumchen, das andere Blätter gewollt“, statt: „es ging ein Jude durch den Wald“, declamirt: „es ging ein Kaufmann durch den Wald“. Frau Lina Morgenstern bezeugte öffentlich ihren Unwillen wider den Vorstand der christlich-socialen Arbeiter-Partei und wurde nicht verhöhnt, wie jene Dame, die von der Zuschauertribüne in unschuldiger Lebhaftigkeit liebevoll ihren Gemahl vertreten wollte. „Mulier taceat.“ „Das bürgerliche Element möge fern bleiben,“ sprach jüdischer Hochmuth und gleiche Frivolität brüstete sich mit zwei Courtisanen vor dem Schmerzenslager des deutschen Oberhauptes.

In unzähligen und umfangreichen Schriften haben Juden sowie ihre Freunde beweisen wollen, daß die Anschauung: die Juden gehören einer besonderen Race an und sind staatsgefährlich“ nur finsterem Fanatismus und unwürdiger Geistesbeschränktheit eigen sei. Dem ist nicht so, das gelehrte Urtheil irrt, aber nicht das Herz des Volkes, denn demselben bleibt der Jude immer fremdartig. Auch hier ein Beispiel aus der neueren Geschichte. „Einige Hundert Studenten von Wilna vereinigten sich später mit dem Bauernanführer Matussewicz, einem Ungeheuer, in dem der natürliche Volksinstinct in der rücksichtslosesten Wuth gegen die Juden (die moralischen Henker des slavischen Volkes) ausbrach, so daß er alle, die er fing, spießen oder schinden ließ. Sie war ein Naturschrei, ein blitzähnliches Handeln des nationalen Instinctes, die Wirkung einer jener in Wirklichkeit und Tiefe der Dinge vorhandenen Naturkräfte, welche die Unnatur des oberflächlichen Scheines nicht gelten lassen will und als nicht vorhanden betrachtet.“ (Wolfgang Menzel.)

Es bleibt ein gewaltiger Irrthum, zu meinen, daß solche Ausbrüche künstlicher Natur seien, sie sind Blitze, die dort einschlagen, wo sie angezogen werden. Ein ganzer Centner Verfassungsrecht wiegt kein Loth, wenn der gesammten historischen Gesellschaft das Messer an der Kehle

sitzt. Das mögen die deutschen Juden nicht vergessen. Die Juden rühmen stets ihre Loyalität, zeigen dieselbe auch, entsprechend ihrem Reichthume, bei öffentlichen Veranlassungen in augenfälligster Weise, dennoch gehören sie fast ausnahmslos in Kammern und öffentlichen Versammlungen den Oppositionsparteien an. Das dritte Wort eines jeden Juden ist das Gesetz, dessen ungeachtet ging vor einigen Monaten folgende Nachricht durch die Zeitungen: „Eine Judenrevolte in Amsterdam! Die Veranlassung zu derselben wurde dadurch gegeben, daß die dortige Polizei ein Verbot erließ, im Judenviertel (Jodenboek) Verkaufsgegenstände auf offener Straße oder in Mitte des Trottoirs feil zu halten. Dies Verbot hat einen mehrstündigen, hartnäckigen und blutigen Widerstand hervorgerufen. Als die Schutzleute die Beobachtung der neuen Verordnung überwachen wollten, wurden sie von den Bewohnern des Judenviertels mit gräßlichem Geschrei empfangen. Es entspann sich ein heftiger Kampf. Die Polizisten wurden in die Keller gestoßen und von den Weibern von den Dächern herab mit Wasser und Töpfen überschüttet. Die Sicherheitsbeamten machten von ihren Waffen Gebrauch. Trotzdem dauerte der Kampf den ganzen Tag und erst mit Hilfe der Dragoner und der Feuerwehr wurde die Ordnung gegen 10 Uhr Abends hergestellt. Mehrere Polizei-Agenten und ein Commissär sind schwer verwundet. 140 Personen, die sich an der Revolte betheiligt hatten, wurden verhaftet. (Aus dem Berliner Tageblatt.)

Ein jüdisches Schlagwort heißt: „Orthodoxe und katholische Intoleranz" und dennoch verlangten Berliner Rabbiner eine Disciplinar-Untersuchung gegen Herrn Wilmanns, da er die „Goldene Internationale" schrieb. Herr Straßmann donnerte gegen den Hofprediger Stöcker und als dieser sich wehrte, fiel die ganze Tagespresse über ihn her. Wie wurde der Doctor Dühring verherrlicht, doch da er sich herausnahm, zu äußern, Lessing wäre durch jüdische Reclame groß geworden, hieß es, er wäre schwachsinnig und das Berliner Tageblatt meinte: „Armer Dühring!" Wird in Petersburg ein berüchtigter Schnapsjude ausgewiesen, soll das auswärtige Amt des deutschen Reiches für ihn eintreten; fällt ein Jude durch's Assessorexamen, heißt es sofort, die Prüfungs-Commission sei vom Geiste finsterer Intoleranz beherrscht.

Es hieße ein Meer, ein bitteres Meer austrinken, alles das zu erwähnen, wodurch die Deutschen täglich von den Juden beleidigt und verletzt werden. In dem Vorstehenden wurde versucht, ein farbig Bild von dem jüdischen Charakter zu geben, dem Leser ein Mosaik geschicht-

licher Thatsachen zu unterbreiten. Den Juden aber rufen wir Schiller's Worte zu:

„Alles ist euch feil
Um Gold: wenn ihr den Vater von den Kindern
Gerissen und den Mann von seinem Weibe,
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt ihr's mit Golde zu vergüten — Geht!
Wir waren frohe Menschen, eh' ihr kamt;
Mit euch ist die Verzweiflung eingezogen.

Geschichtliches über das deutsche Nationaldrama.

I.

Es ist gewiß heute, nachdem vor allem die Bayreuther Aufführungen den Blick wieder besonders auf die Frage nach einem nationalen Drama und dem sogenannten Gesammtkunstwerke gelenkt haben, auch von besonderem Interesse, zu sehen, wie lange her und in wie weiten Kreisen die Geister beschäftigend dieselbe in dem letzteren Punkte ist und wie lebhaft aufreizend in dem ersteren, der nationalen Kunst, sie zumal für uns Deutsche seit mehr als hundert Jahren war.

Die Idee einer Wiedererweckung der griechischen Tragödie, die auf die absichtsloseste und ganz unbefangen historisch sich entwickelnde Weise in der That die sämmtlichen Künste nach ihren Hauptwirkungsfactoren in sich vereinigte, entstand bekanntlich zu der Zeit, wo nach der Zerstörung von Byzanz einerseits und der Wiederauffindung der Antiken andererseits die Augen sämmtlicher höher Gebildeten sich wieder nach dieser halbvergessenen Welt einer höheren und höchsten Cultur wendeten. Die Nationen, die in jenen Jahrhunderten weltgeschichtlich Action machten, nahmen der Reihe nach von dieser Tragödie ihren Hauptkern, die Action, das Drama selbst, auf und suchten es, jede in ihrer Weise, wieder herzustellen: den Spaniern folgten die Engländer, und wie die Zeiten der Elisabeth ihren Shakespeare, so hatten die Ludwig's XIV. ihren Corneille, Racine und Molière. Die Italiener dagegen erfaßten nach ihrer ungleich mehr dem rein Aesthetischen zugewandten Cultur zunächst dasjenige an der griechischen Tragödie, dem sie die entscheidenden Wirkungen, von denen die Alten selbst so geradezu Wunderbares berichten, vor allem zuschreiben zu müssen meinten: das Musikalische. Sie nahmen zuerst einfach Verse aus Dante's Hölle, herrliche Gesänge wie die Klagelieder Jeremiä und trachteten, ihre Wirkung durch musikalische Recitation zu erhöhen. Und es gelang. Den Versuchen geistreich Gebildeter näherten sich bald Musiker wie Dichter, und an die Stelle des blos Lyrischen oder gar Epischen trat das Dramatische. Antike Stoffe wurden für die Aufführung und Recitation hergerichtet, und wenn man zunächst auch nur den Schein der Sache hatte und das Drama in musica oder Tragedia per musica bald ganz allgemein in Opera in

musica, also unser heutiges „Oper“ überging, so empfanden doch mit der Zeit mehr und mehr alle denkenden Geister, daß selbst in diesem kindischen Spiel mit der Musik ein hoher Sinn lag, und das einzige Wort Schiller's zu Goethe im Jahre 1797: „Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln könne“, beweist, wie sehr 200 Jahre nach der Entstehung der Oper höchste Dichtergeister hier für die Form des Dramas im Sinne eines allumfassendes Kunstwerkes ein Element ahnten, dessen sie selbst in all ihren edelsten und genialsten Productionen gerade für die Bühne schmerzlich zu entrathen hatten.

Wir wollen nun hier — ohne irgend auf die principielle Seite der Sache einzugehen — und nur in der Absicht, für eine so wichtige Frage des nationalen Kunstlebens einiges historische Material zur Lösung zu geben, eine Anzahl von Aeußerungen der verschiedenen Zeiten und Nationen über diese Sache nach ihren zwei entscheidenden Seiten für uns Deutsche, nach der Seite eines nationalen und eines allumfassenden dramatischen Kunstwerkes, rein chronologisch aufreihen.

Die Franzosen, von Natur zur Kritik geneigt, eröffnen auch hier den Reigen. Sie hatten die Oper, wie überall von Italien fertig importirt, um 1640 bekommen, und der Streit um die Berechtigung und das Wesen dieses Kunstwerkes ist auf ihrem Boden am lebhaftesten geführt worden, bis vor ein paar Menschenaltern die Deutschen die Frage aufnahmen und sie mit gründlicheren Leistungen auf practischem Gebiete auch gründlicher und erfolgreicher theoretisch diskutirten.

Den Franzosen mißfiel zunächst als unnatürlich, daß in diesem musikalischen Drama nicht ebenfalls wirklich die Handlung die Hauptsache war, sondern nur ein Gerüst bildete, an dem sich die üppigen Ranken einer anderen Kunst spielerisch prunkend aufbauten. Da ist denn schon 1676 ein geistvoller Schriftsteller St. Evremont, der ganz bestimmt verlangt, wenigstens der Plan und die Anordnung des Ganzen müsse auch in der Oper dem Dichter anheimgegeben werden. Ihn unterstützt später der Abbé Du Bois mit dem Ausspruch, die Musik sei ja doch ebenfalls nur ein Mittel, der Poesie eine neue Stärke zu geben. Und Reymond de Saint Marc will bereits 1749, also nicht lange vor dem Erscheinen des großen Gluck, im Interesse dieser Poesie, d. h. Dramatik, Dichter und Musiker in einer Person vereinigt sehen und jedenfalls die Musik stets nur den Ausdruck, den sie von der Poesie empfangen, vollenden und beleben lassen, — welchem Verlangen wir sofort das

Wort eines deutschen Zunftmeisters, das Wort von Händels Rivalen, Mattheson in Hamburg, in seinem „Vollkommenen Kapellmeister" von 1739 zur Seite stellen: „Niemand wird von einem Komponisten fordern, daß er ein Poet erster oder zweiter Größe sei. Denn in beiden Stücken gleich ausnehmende Verdienste besitzen, möchte man für ein Wunderwerk halten." Wir werden bald sehen, daß noch nüchterner überlegende Landsleute von ihm dennoch nicht dieser Ansicht waren.

Jetzt folgen mit ein paar Notizen die Italiener, voran Graf Algarotti, dessen Aussprüche wir allüberall in diesen Fragen und selbst in den Vorreden Glucks zu seinen Opern wiederhallen hören. Ihn charakterisirt das eine Wort: „Der Dichter soll in seinem Geiste das ganze Drama umfassen." Der berühmte Kontrapunktiker Padre Martini in Bologna dagegen, auch den weiteren Kreisen bekannt aus Mozart's Briefen, berührt nach seiner italienisch-musikalischen Natur nur einen Punkt der Sache, wenn er 1769 ausruft: „Wenn doch endlich ein Musiker nach dem Vorbilde der Griechen die Kunst wiederfände, die Leidenschaften zu wecken!"

Die Deutschen aber gehen schon damals viel weiter. Lessing hielt nach seiner das Wesen jeder Sache durchdringenden Art dafür, die Vereinigung der Poesie und Musik scheine von der Natur selbst nicht sowohl zur Verbindung als vielmehr zu einer und derselben Kunst bestimmt. Die Erscheinung Händel's bringt dann sogar einen ebenfalls sehr speculativen Kopf wie Herder auf die bestimmte Hoffnung, daß nun bald Einer kommen werde, der die ganze Bude des zerschnittenen und zerfetzten Opernklingklangs umwerfe und ein „Odeum" aufrichte, ein zusammenhängendes lyrisches Gebäude, in welchem Poesie, Musik, Action, Dekoration Eines sind. Im Jahre 1769 aber war in Wien Gluck's Alceste erschienen, und wenn wir nichts hätten als das eine Wort ihrer Widmung an den Großherzog Leopold von Toscana, daß es sich hier um die Reform jenes edlen Schauspiels handle, an dem sämmtliche schönen Künste so großen Antheil haben, wir wüßten schon daraus, daß die Idee der Sache diesem großen musikalischen Tragiker sehr nahe in den Gesichtskreis getreten war. Als dann auch, und zwar in Paris, nach Racine's Drama 1774 die Iphigenia in Aulis erschienen war, da verräth uns ein Gluck selbst befreundeter Kritiker, Abbé Arnaud, wohl dessen eigene Anschauung, wenn er sagt: „Ich sehnte mich stets nach einem großen musikalischen Gesammtkunstwerke, das ein und denselben Plan, dieselbe Steigerung des Interesses bekundete, die zu einer Tragödie gehören." Gluck war kein Poet, das heißt er war der Sprache

und des Verses nicht mächtig. Aber er war ein Dichter der Scene, er gruppirte und ordnete die Handlung, und so fand 1800 selbst Schiller bei seiner Tauridischen Iphigenia „den dramatischen Gang des Stücks überaus verständig." Und welchen Antheil eben Gluck selbst an dieser Hauptsache, der Fassung und Führung der Handlung, hatte, ergiebt ein Blick in Orpheus und Alceste. Ich habe dies an einer anderen Stelle*), dargelegt.

Der eigentliche Erfolg Gluck's bestand aber in seiner Recitation, also in der Musik. Und welchen Eindruck diese, die allerdings „die Kunst, die Leidenschaften zu wecken, wieder gefunden", nach allen Seiten und bei allen Nationen gemacht, davon haben wir hundert und aber hundert Zeugnisse. Wir führen nur eines derselben an, theils weil hier zugleich eine große Hoffnung ausgesprochen, eine weite Perspective eröffnet wird, theils weil damit allerdings fruchtbarer Samen gesäet, entscheidende Wirkung erreicht ward.

Wieland hatte, um den Deutschen auch im großen Style ein Repertorium für ihre neuerstehenden literarischen und kritischen Bestrebungen zu bieten, nach dem Vorbilde des weitverbreiteten Mercure de France in seinem kleinen Weimar einen „Teutschen Merkur" gegründet. Er ahnte schon bald, zumal nach Gluck's Erfolgen in Paris, daß die von den Literaten und Poeten damals noch viel verketzerte Oper einen lebensfähigen Kern enthalte und daß besonders in Deutschland daraus ein neuer Zweig der nationalen dramatischen Kunst entstehen könne. Er veröffentlichte 1775 in seinem Merkur einen „Versuch über das teutsche Singspiel". Darin kommt eben das merkwürdige Wort vor, das ebenso prophetisch für die Zukunft ist, wie es wirksam für die nächste Gegenwart wurde. Denn die Berufung des Reichskammergerichts-Referendarius Johann Wolfgang Goethe von Frankfurt an den Hof von Wieland's Zögling, Carl August von Weimar, im Herbst desselben Jahres 1775 beweist den Zusammenhang mit diesen Ideen und Intentionen Wieland's und der Zeit, da ja Goethe selbst in diesen jüngeren Jahren eine Reihe von solchen „teutschen Singspielen" geschrieben hatte und bald noch mehr schreiben sollte. Wieland ruft hier namentlich aus: „Endlich haben wir die Epoche erlebt, wo der (sic!) mächtige Genie eines Gluck das große Werk der Reformation des Singspiels unternommen hat. Eine Reihe von Glucken würde dazu erfordert, um diese Oberherrschaft der unverdorbenen Natur, diese schöne Zusammenstimmung aller Theile zur

---

*) Gluck und Wagner. Von Professor L. Nohl. München 1870.

Einheit des Ganzen auf dem lyrischen Schauplatz herrschend zu machen. Schon genug, daß er uns gezeigt hat, was Musik thun könnte, wenn in diesen unseren Tagen irgendwo in Europa ein Athen wäre und in diesem Athen ein Perikles, der für das Singspiel thun wollte, was jener für die Tragödie des Sophokles und Euripides that!"

Nun, daß die dann unmittelbar folgende Zeit ein Menschenalter hindurch einen solchen Fürsten und ein solches Athen in der That in dem Gebiete der Dichtung auf die weithin fruchtbringendste Art besaß, darüber ist hier kein Wort zu verlieren: Weimar und seine Dichterheroen mit ihrem Wirken für die Bühne sind Jedermann bekannt.

Aber Schiller hatte ja schon sogleich auch ganz direkt eine Nationalbühne im Auge und das Werk, das hier blühen sollte, konnte ihm nichts Anderes, als die neu erweckte griechische Tragödie sein.

Er schreibt im Jahre 1783 von Mannheim aus: „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welcher von dem besseren Theile des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Sie kann den größten Einfluß auf den Nationalgeist äußern. Wenn in all' unseren Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter ihren Pinsel nur Volksgegenständen weihten, mit einem Worte, wenn wir es erlebten, eine wirkliche Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation." In Mannheim aber war es gewesen, wo wenig Jahre zuvor Mozart schon seinen Genius offenbart hatte. Wir erfahren aus seinen Briefen von 1777, welchen Eindruck er dort hinterlassen und daß er dort „sehr beliebt" war. „Und wie würde ich erst beliebt werden, wenn ich der deutschen Nationalbühne in der Musik emporhülfe", ruft er dabei aus. So ist's kein Wunder, daß man dort seiner gedachte, wenn es galt, zunächst wenigstens wirklich eine deutsche Oper zu schaffen. Wir hören denn auch bei dieser Gelegenheit, wie ernst Mozart selbst über diesen Punkt dachte. „Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette, es sollte ein anderes Gesicht bekommen", schreibt er am 21. März 1785 von Wien aus an den Mannheimer Dichter Klein über die damaligen Bestrebungen auf diesem Gebiete und fährt dann in ironischer Bitterkeit fort: „Doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende Nationaltheater zur Blüthe gedeihen und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfingen, deutsch zu denken, deutsch zu handeln und gar deutsch zu singen!!!"

Ein Jahr darauf erblickte „Figaro's Hochzeit" das Licht der Welt und 1787 der „Don Juan". Nun war zu dem großen Styl in der

Oper auch der tiefere tragische Ton gekommen. In Weimar horchen sie hoch auf. „Die Musik ist so himmlisch, daß sie mich selbst in der Probe unter den Possen und Zerstreuungen der Sänger und Sängerinnen zu Thränen gerührt hat“, schreibt im Jahre 1800 Schiller an Goethe über jene Gluck'sche Iphigenie auf Tauris. Und als 1797 jene Aeußerung über die Oper gefallen war, antwortete Goethe: „Ihre Hoffnung, die Sie von der Oper hatten, würden Sie neulich im „Don Juan“ auf einem hohen Grade erfüllt gesehen haben.“ Schiller hatte aber diese seine Hoffnung von der Wiedererstehung der antiken Tragödie auf folgende Weise motivirt: „In der Oper verläßt man wirklich jene servile Naturnachahmung, und, obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte sich auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stehlen. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch freiere harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer schöneren Empfängniß. Hier ist wirklich auch im Pathos selbst ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgiltiger machen.“

Wenn sich hier auch vorerst nur ästhetische Gründe als maßgebend einstellen, so liegt doch in der Berührung des Wunderbaren und vor allem des Idealen in der Oper eine tiefinnere Ahnung von dem Wesen und der Bedeutung der Musik an sich und besonders in diesem Kunstwerk der Oper. Schon Wieland halte von Gluck's Recitation ausgerufen: wenn wir uns einen würdigen sinnlichen Begriff von einer Gottessprache machen wollten, so müsse es diese musikalische Sprache sein. Aber erst Schopenhauer kommt mit voller Sicherheit auf die Vorstellung, daß wir es hier im höchsten Sinne mit einem Fundamentalen und Idealen zu thun haben. Er spricht im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung“ seine Verwunderung darüber aus, daß von der Musik eine Sprache geredet werde, die ganz unmittelbar von Jedermann zu verstehen sei, da es hierzu gar keiner Vermittelung durch Begriffe bedürfe. Die Ideen der Welt und ihrer wesentlichen Erscheinungen im Sinne Plato's sind ihm das Objekt der Künste überhaupt. Während nun der Dichter diese Ideen durch eine nur ihm eigene Verwendung der rationalen Begriffe dem anschauenden Bewußtsein verdeutliche, glaubt Schopenhauer dagegen in der Musik die Idee der Welt selbst erkennen zu müssen, da derjenige, welcher sie gänzlich in Begriffen verdeutlichen könne, sich zugleich eine die Welt erklärende Philosophie vorgeführt haben würde.

Dies war in der gleichen Zeit geschrieben, als Beethoven der Welt in seinen Symphonien neben dem kosmischen Wesen der Musik auch ihr

psychologisches, und sagen wir es geradezu, tragisches Wesen erschloß und R. Wagner hat wohl Recht, wenn er diese That, die Erhebung des deutschen Geistes zu seiner Würde auch innerhalb der Musik als die eigentliche That Beethoven's preist. Er sagt in seiner Jubiläumsschrift von 1870: „Wir wissen, daß der über den Bergen so sehr gefürchtete und gehaßte deutsche Geist es war, welcher überall, so auch auf dem Gebiete der Kunst, der künstlich geleiteten Verderbniß des europäischen Geistes erlösend entgegentrat. Haben wir auf anderen Gebieten unseren Lessing, Goethe, Schiller u. A. als unsere Erretter vor dem Verkommen in jener Verderbniß gefeiert, so gilt es nun heute an diesem Musiker Beethoven nachzuweisen, daß durch ihn, da er in der reinsten Sprache aller Völker redete, der deutsche Geist den Menschengeist von tiefer Schmach erlöste. Denn indem er die zur bloßen gefälligen Kunst herabgesetzte Musik aus ihrem eigensten Wesen zu der Höhe ihres erhabenen Berufs erhob, hat er uns das Verständniß derjenigen Kunst erschlossen, aus welcher die Welt jedem Bewußtsein so bestimmt sich erklärt, als die tiefste Philosophie sie nur dem begriffskundigen Denker erklären könnte. Und hierin einzig liegt das Verhältniß des großen Beethoven zur deutschen Nation begründet!"

Damit sind wir denn zugleich wieder auf unserer nächsten Spur, dem Bestreben, auch der im Leben wie in der Kunst gleicherweise entscheidenden Bühne eine nationale Produktion zu bereiten.

II.

Wir fassen uns hier noch kürzer. Den patriotischen Begeisterungen Klopstock's gingen die Gluck's würdig zur Seite: Die „Herrmannsschlacht" war in seinem Kopfe fertig und ist nur deshalb nicht aufgeschrieben worden, weil es dem Componisten an Instrumenten fehlte, die den Hall des Bardengesanges im deutschen Haine würdig wiedertönen konnten. Schiller und Goethe dürfen wir auch hier nicht nennen, ihre Aussprüche kennt Jedermann. Die bornirte Deutschthümelei und mittelalterliche Romantik trieb sie freilich jach zu allumfassenderen idealen Höhen. Allein Jean Paul hatte wohl Recht, wenn er 1809, wo der erste deutsche Volkskrieg, der österreichische unter Erzherzog Karl nahte, in seinen „Dämmerungen für Deutschland" gerade die „Weltseitigkeit" und das „Gleichgewicht unserer Kräfte" als das Auszeichnende des Deutschen rühmt. Die volle Hoffnung einer Wiedererstehung oder eigentlich ersten Vollerstehung des Deutschen auf dieser Grundlage aber hatte bereits kurz vorher, fast unter den Augen des Tyrannen, der diese unsere

Eigenexistenz, wenigstens politisch, ganz in Frage zu stellen drohte, 1807 in Berlin der große Fichte ausgesprochen, in den berühmten „Reden an die deutsche Nation".

Er ruft hier dem Menschengeschlecht überhaupt zu, daß es sich endlich „mit Freiheit zu dem mache, was es eigentlich ursprünglich ist." Dermalen stehe dasselbe in der wahren Mitte seines Lebens auf der Erde, zwischen seinen beiden Hauptepochen, und allernächst sei es den Deutschen anzumuthen, vorangehend und vorbildend zu beginnen. Denn sie haben die im alten Europa errichtete gesellschaftliche Ordnung mit der im alten Asien aufbewahrten Religion zu bewahren gewußt, sie haben eine Ursprache, die Sprache aber bilde den Menschen mehr als umgekehrt, und bei einer solchen greife die Bildung tief in's Leben ein, es sei einem solchen Volke um diesen Erfolg der Bildung überhaupt recht eigentlich ernst; es habe redlichen Fleiß und Ernst in allen Dingen des Lebens und sei bildsam. Endlich: sie haben wahre Religion in der Form des Christenthums, in der das freie Denken des Alterthums eingeführt sei.

Während hier zuletzt also eine entscheidende Substanz unseres nationalen Daseins berührt wird, bringt ein anderer, und zwar, bezeichnend genug, ein der Abstammung nach nicht national Deutscher, Heinrich Heine, mit tiefster Wonne auf den Werth der deutschen Sprache. „Das deutsche Wort ist unser heiligstes Gut", — schreibt der 20jährige Jüngling von Berlin aus, — „ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Vergewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern." Das war im Beginn der schlimmen Restaurationszeit, wo an die Stelle des einen fremden Tyrannen, der vielleicht viel gefährlichere dreiköpfige andere getreten war: die heilige Allianz.

Allein die Wirkung der ersten allgemeinen äußeren Erhebung der Nation war doch nicht ganz erstorben, sie lebte tief innen wie eine Lebensflamme. Der spätere christliche Staatsphilosoph Hegel sagt in seiner Philosophie der Geschichte über die Befreiungskriege: „Jener große Kampf des Volkes um Selbstständigkeit, um Vernichtung fremder, gemüthloser Tyrannei, hat die Nation aus dem Gröbsten herausgehauen und ihre Nationalität, den Grund alles lebendigen Lebens, gerettet. Es ist die sittliche Macht des Geistes, welche sich in ihrer Energie gefühlt und dies ihr Gefühl als Gewalt und Macht der Wirklichkeit geltend gemacht hat. Wir müssen es für unschätzbar achten, daß unsere Nation in diesem Gefühle gelebt, gehandelt und gewirkt hat, einem Gefühle, worin sich

alles Rechtliche, Moralische und Religiöse concentrirte. In solchem tiefen und allumfassenden Wirken erhebt sich der Geist in sich zu seiner Würde, die Flachheit des Lebens und die Schalheit der Interessen geht zu Grunde, und die Oberflächlichkeit der Einsicht und Meinungen steht in ihrer Blöße da und verfliegt."

Und nun, wer hatte denn diesen Geist innerhalb der Kunst, so wie in letzter Instanz nur sie es kann, concentrirt, fixirt und zu jenen idealen Höhen erhoben, von denen fortwährend neuer Same in die Lande stiebt? Von der bildenden Kunst haben wir hier nicht zu reden, der „teutsche" König Ludwig I. hat ihr allerdings eine Stelle gegründet, wo sie mehr und mehr selbstständig werden und ihre Eigenart ausbilden konnte, und sie strebt redlich darnach. Aber unsere Dichter versagten damals: die Classiker waren alt oder todt, die Romantiker experimentirten mit allerlei Dingen, die überall Einseitigkeit und Beschränkung verriethen, also einem „weltseitigen" Volke am wenigsten den Ausdruck seiner selbst verleihen konnte. Carl Maria von Weber heißt der deutsche Mann, der zuerst deutsch, ganz deutsch auch in dramatischen Dingen sang. Theodor Körner hatte ihm so zu sagen das Wort auf die Lippen gelegt und sein Aufenthalt in Berlin, während der ersten Begeisterung der Freiheitskriege löste ihm die Zunge dazu, es auszusprechen. „Leyer und Schwert" war der weithinhallende, vaterländische Kriegsgesang der Deutschen, und daß Weber ein Oesterreicher war und für Kaiser und Reich das tiefstanhängliche Herz hatte, gab ihm den recht eigentlichen musikalischen, begeisternden Gemüthston zu diesen Liedern. Und jetzt ging ihm diese Spur nicht wieder verloren, und er fand mit ihr den Weg zum Herzen des deutschen Volkes. „Preciosa" spielt zwar in Spanien, aber nicht nur der südliche, der deutsche Himmel wölbt sich über diesen Liedern. „Freischütz", der echte deutsche Wald- und Volkston, „Euryanthe", der ritterlich schwungvolle, höhere Lebenston einer Nation, die soeben ihre alte, glanzvolle Heldenzeit wieder erwachen gesehen hatte, — in beiden Werken das Bestreben, eine deutsche Oper und wenn es gut ging, gar „ein vereinigtes Zusammenwirken aller Schwesterkünste" zu begründen! Daß das erstere gelang, wissen wir, und wäre es auch nur aus dem Worte R. Wagner's über Weber vom Jahre 1844: „Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als Du! — Der Brite schätzt Dich, der Franzose bewundert Dich, aber lieben kann Dich nur der Deutsche. Du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Bluts, ein Stück von seinem Herzen!"

Und dieses Verlangen einer deutschen und einer wahren dramati-

schen Kunst, es blieb jetzt stetig wirkend. Welche Weltumzüge machten nicht in den jetzt folgenden Dreißiger Jahren die großen Opern Meyerbeer's! Das deutsche Urtheil lautete das eine Mal blos spottend: „Ich mag nicht zusehen, wenn die Katholiken auf die Protestanten schießen und ein Jude die Musik dazu macht", das andere Mal vernichtend ernst: „Autodafé über Natur und Dichtkunst!" Und wie schön ist das Wort desjenigen Dichters, der in seinem schönen, westfälischen Idyll uns zuerst, wenigstens nach seiner nächsten concreten Physiognomie, die deutsche Volksexistenz gezeigt hat und so der Vater der Dorfgeschichten wurde. Das Wort Immermann's: „Ja, du mein deutsches Vaterland, du bleibst der ewig geweihte Herd, die Geburtsstätte des ewig geweihten Feuers. Ueberall, auf jedem Fleckchen in dir wird dem Dienste des Unsichtbaren geopfert, und der Deutsche ist ein Abraham, der dem Herrn den Altar baut allerwege, wo er auch nur die Nacht über gerastet hat."

Die Romantiker waren es dann allerdings, die mit voller Energie die Fährte dieses Eigenlebens der Nation auch hinter ihrer Geschichte suchten. Tieck ward durch seine spanischen Studien auf das Bedürfniß einer volksthümlichen Grundlage für das Drama geführt, verlangte ein „nationales lyrisches Drama". Und Platen spricht es 1825, in einer Auseinandersetzung der Bedeutung des Theaters als eines National-Institutes, als eine erste deutliche Ahnung von der Sache aus: „Ich glaube, daß der deutsche Dramatiker noch manchen Schatz in den uns zum Theil von epischen Dichtern mitgetheilten, als auch anderweitig aufbewahrten Mythen zu heben hat". Diese „Mythen" selbst wurden uns aber erst sehr allmälig wieder erschlossen. Herder hatte freilich schon 1772 in seinen „Stimmen der Völker" auch einige der nordischen Götterlieder übersetzt mitgetheilt; 1814 und 1815 folgten Hagen und Grimm mit der Uebersetzung der Edda und der Heldenlieder; das Nibelungenlied besaß man schon länger wieder. Aber stets fehlte noch der rechte Sinn, die Zeit war noch nicht reif für diese tiefliegenden Geistes- und Poesieschätze. Darum mangelt auch den dichterischen Versuchen der rechte Ton, sie alterthümelten zuviel, sie waren zu sehr altfränkisch, nicht modern frei und unbefangen, nicht in dem ewig jugendlichen Geiste der Nation, in dem unsterblichen Leben und Weben gehalten, das diese Mythengestalten, vorab unseren Siegfried selbst, umfließt. Darum nahm die Zeit, die Nation auch nur vorübergehend Notiz davon.

Wir nennen hier blos einige wenige: Fouqué's „Sigurd, der Schlangentödter" von 1808, dem noch zwei Heldenspiele folgten, und

das Ganze war bezeichnend genug — Fichte gewidmet; „die Nibelungen" von F. R. Hermann vom Jahre 1819; dazwischen fielen auch Uhland's „Jung Siegfried war ein stolzer Knab'" und Schenkendorf's „O meine hohe Zeit", die Erinnerungen des Rheines an seine Nibelungentage; „Der Nibelungen Hort" von Raupach vom Jahre 1834; „Die Mähr vom hörnen Siegfried" von Hagendorf und Wurm's „Nibelungen, Siegfried's Tod" vom Jahre 1839.

In den gleichen Jahren ward aber etwas geschrieben, das dem freien Heldengeist dieser alten Welt, wenigstens in dem einen Punkte einer wahrhaft schöpferischen Begeisterung für die eigene politische Existenz und Größe, näher kommt, als fast alle jene Versuche mit dem Stoffe selbst. R. Wagner läßt seinen Rienzi, den letzten der Tribunen, in dem Moment, wo er den Tod als Vergeltung seiner Freiheitsthaten vor Augen sieht, von seiner stolzen Roma stolz und hoffnungsfreudig genug ausrufen:

„Ich liebte glühend meine hohe Braut,
Seit ich zum Denken, Fühlen bin erwacht,
Seit mir, was einstens ihre Größe war,
Erzählte der alten Ruinen Pracht.
Ich liebte schmerzlich meine hohe Braut,
Da ich sie tief erniedrigt sah,
Schmählich mißhandelt, grauenvoll entstellt,
Geschmäht, entehrt, geschändet und verhöhnt.
Ha wie ihr Anblick meinen Zorn entbrannte!
Ha wie ihr Jammer Kraft gab meiner Liebe!
Mein Leben weihte ich einzig nur ihr,
Ihr meine Jugend, meine Manneskraft,
Ja sehen wollt' ich sie, die hohe Braut,
Gekrönt als Königin der Welt!"

Sind das auch an sich recht schlechte Verse, so empfindet man doch, hier lebt das Gefühl für die Sache selbst, und sie deutlich auszusprechen heißt, genug gethan. Das waren die ersten dramatischen Wehen der 1849er Jahre mit ihrem Rufen nach deutscher Einheit und Größe und ihren Resultaten vom Jahre 1870, die das Wort von der Königin der Welt fast wahr machen zu wollen schienen.

Aber während andere Dichter, wie z. B. E. Geibel mit seiner „Brunhild" vom Jahre 1857, E. Hebbel mit seinen „Nibelungen" von 1862, R. Waldmüller ebenfalls mit einer „Brunhild" nicht lange nach der ersten, großen Erhebung der Nation zu sich selbst und ihrem Wesen hervortraten, hatte dieser R. Wagner schon längst hinter das Wesen des blos äußerlich Geschichtlichen geschaut und den Weg beschritten,

der uns im Kunstwerke auch den tiefern ethischen und geistigen Kern unserer Vergangenheit aufgedeckt. Dem „Rienzi“ war im Jahre 1841 „Der fliegende Holländer“ gefolgt, und wer verkennt hier die in der Sage selbst liegende Tendenz der Zurückführung der gar zu lange ausschweifend schwärmenden germanischen Weltgeister auf seine höhere Bestimmung, so recht von innen heraus, von Heim und Haus, man möchte sagen, vom Herde des Geistes selbst uns die Welt zu erobern? Und was ist im Grunde „Tannhäuser's“ tragische Erscheinung etwas anderes als ein Weltprotest des deutschen Geistes gegen unnatürliche Knechtung unseres Daseins, gegen eine Verteufelung und Vergiftung der natürlichen Sinnenexistenz, die recht eigentlich das Menschliche an uns untergraben und zerstören würde. War „Lohengrin“ anders als der Genius der Nation, den sich in höchster Noth die Seele des Volkes selbst zu sicherer Hilfe herbeigefleht? Und daß er uns sein Schwert zurückgelassen, wissen wir von der heldischen deutschen Armee des Jahres 1870, dem „Volk in Waffen“.

„Dies Horn soll in Gefahr ihm Hülfe schenken!“ — Wie wir ihn einmal gerufen, wird er uns auf unseren Ruf stets wieder nahe sein, dieser ritterliche, rettende Genius der Nation.

„Doch bei dem Ringe soll er mein gedenken!“ — Wo weilt die Erinnerung an das hohe Gut eines heiligen Vertrauens in den sicheren Bestand der heimischen Dinge, an die freie innere Art der Nation, die sich ihres unzerreißbaren Verbandes mit einem ewig Guten gewiß ist, die „wahre Religion hat in der Form des Christenthums, in der das freie Denken des Alterthums eingeführt ist“, wo weilt diese Erinnerung? —

Unser nationaler Mythenerwecker selbst aber vergaß nicht mehr diese Bahn zum Rechten und Ganzen. Seine Elsa hatte ihn den Siegfried finden gelehrt, die Seele des Volkes, seinen Genius. „Siegfried's Tod“ war schon vor 1848 fertig. Ihm folgten rasch, und zwar in der Verbannung, „Jung Siegfried“, und bereits Anfangs der fünfziger Jahre war die Textdichtung vom „Ring der Nibelungen“ ebenfalls fertig. In welcher Weise nun mit diesem letzteren Werke ein erstes umfassendes Nationaldrama vorliegt, das aber als Wiedererstehung der griechischen Tragödie zugleich ein Gesammtkunstwerk wäre und so im Stoffe, wie in der Form, sich mit den Erscheinungen und Bedürfnissen der modernen Geister überhaupt deckte: darüber hat sich jetzt, wo das Werk immer deutlicher vor die Augen der Nation sich hinstellt, allmälich auch ihr Urtheil selbstständig zu bilden, und diese Skizze der Idee eines solchen

Kunstwerkes sollte nur auf's Neue darauf hinweisen, wie alt und verzweigt diese Frage selbst ist. Denn einer Nation, der einer ihrer Söhne „redlichen Fleiß und Ernst in allen Dingen des Lebens" zugeschrieben, kann es auch in einer so ernsten Frage, wie der Zukunft unserer Kunst, nicht mangeln, mit dem ihr eigenen würdigen Ernste an dieselbe heranzutreten und sie deutlich zu beantworten.

Vom deutschen Theater.

Seit Jahren wird mit Recht über den Verfall des deutschen Theaters geklagt, und wie dasselbe erst, nachdem es bei den Nachbarvölkern längst als Pflanzstätte der Gesittung und Cultur festen Boden gefaßt, in Deutschland eine Stätte finden konnte, schreitet es hier, trotz der herrlichen geistigen Erzeugnisse der bedeutendsten dramatischen Productivität, die es mit der anderer Völker jederzeit aufnimmt, mit Schrecken seinem Untergange entgegen, derart, daß (man könnte darüber erröthen) der Gesetzgeber in dem bekannten und vielbesprochenen § 32 der Gewerbeordnung dem rapiden Verfall Einhalt zu bieten glaubte.

Ob der Gesetzgeber damit sein Ziel erreicht? Wir glauben das nicht! Das Uebel liegt tiefer. Der Gesetzgeber steht demselben machtlos gegenüber, denn eine Gesetzgebung, die moralischen Uebelständen vorbeugen will, ist stets in gewissem Sinne unausführbar. Ein Krebsschaden haftet dem deutschen Theater an und zernagt unaufhaltsam Sitte und Moral, die doch die erste und höchste Grundlage jeder Kunst sein müssen. Seit Jahren wird den deutschen Darstellern ihr Beruf erschwert, den Dichtern ihr Schaffen verleidet und verkümmert, ja, in vielen Fällen unmöglich gemacht. Es liegt das an der mehr als betrübenden Erscheinung, daß eine gewisse Clique es sich zur Aufgabe gemacht hat, theils aus Unverstand, meist aber aus Bosheit, die Schöpfungen sowohl der recitirenden Künstler wie der Bühnenschriftsteller principiell zu zerfetzen. In geschlossener Reihe gehen diese Herrschaften, unter denen, neben vielen Unberufenen, nur wenig Berufene vorhanden, vor, nur Denen huldigend, die gläubig oder ungläubig in ihr Allah il Allah einstimmen, im Uebrigen

aber über Jeden das Anathema aussprechen, der es wagt, gegen ihre usurpirte Macht anzukämpfen.

Diese „solidarische Genossenschaft" treibt unter dem klingenden Namen von „dramatischen Dichtern" oder „Recensenten" ihr sträfliches und nichtswürdiges Unwesen. Sie tödtet jährlich Hunderte von Talenten und Genies und ihr gegenüber ist der Gesetzgeber machtlos.

Die geistige Schöpfung ist zum Handelsartikel herabgesunken. Wer am meisten bietet, der wird gelobt, wer dagegen nichts bietet, wird getadelt oder todtgeschwiegen. Die wenigen ehrenhaften Kritiker blicken verzweifelnd umher, sie selbst suchen vergebens einen Ausweg aus dem Kreise berechneter Bosheit und Tücke, der sie enger und enger umschlingt, ihre Stimme machtlos macht und sie schließlich mit in den Strudel der Gemeinheit und Niedertracht zu reißen droht.

An Stelle der zersetzenden, belehrenden Kritik eines Lessing, Gottscheb, ja selbst eines Bürger, der doch an Gradheit zu Zeiten nichts zu wünschen übrig ließ, ist eine von Bosheit dictirte Vernichtungswuth getreten. Die Kritiker reifen nicht mehr heran, sondern werden gleich reif, wenn auch ungenießbar, von den Bäumen geschüttelt. Ein paar Fremdworte, wie etwa: Exposition, Tremoliren u. s. w. u. s. w. werden fleißig eingepaukt und — der „Kritiker" ist fertig, der nun unter der großen Masse mitheult.

Kritiker dieses Schlages würden nicht schaden, sie würden sich selbst dem Fluche der Lächerlichkeit überliefern, wenn nicht Männer von Wissen und Beruf diese „Sorte" bereitwillig unter ihren Fittig nehmen und so der niedrigsten Gemeinheit Thor und Thür öffnen möchten. Wollen diese Herren, die trotz ihrer Studien den „Profit" nicht entbehren können, „handeln", nun wohl, so wird der geplante Anbau der Berliner Börse ihnen gerne die Hallen öffnen. Man wird ihnen an diesem Platze auch wohl das wüste Schreien nachsehen, aber sie sollten beileibe nicht das Theater durch die Presse zur „Börse" machen.

Ueber die Größe und Bedeutung Richard Wagner's oder Mendelssohn-Bartholdy's kann man getheilter Meinung sein. Das ist gewiß: man kann Ersterem ein gewaltiges Genie, eine ebenso gewaltige Schöpfungskraft nicht absprechen. Und wie wurde diesem Manne von der Kritik und ihrer Gesinnungspresse mitgespielt! Das war keine Kritik mehr, das war ein absichtlich „Indenkothtreten". Und als dann der Meister zornbebend sich zur Wehr setzte, als er seine Schrift: „Das Judenthum in der Musik" herausgab, die ja vielleicht eine etwas gehässige Diction zeigte, da hörte er auf, deutscher Componist zu sein,

da wurde er in einer Weise behandelt, die jedem Rechtlichdenkenden, gleichviel welcher Gesellschaftsklasse und Confession er angehörte, die Schamröthe über solches Gebahren in's Gesicht treiben mußte.

Wie konntest Du, Richard Wagner, Schöpfer des Tannhäuser, Lohengrin und der Nibelungen, es auch wagen, Dich gegen die Steinwürfe einer schamlosen Presse wehren zu wollen! Das verdiente, daß Dein Bild in fratzenhafter Entstellung in allen möglichen und unmöglichen illustrirten Blättern erschien, daß man sich abmühte, Dir den Lorbeer vom Haupte zu reißen, Deine Verdienste vergessen zu machen, Dich zur Carricatur zu erniedrigen! — —

Doch das muß anders werden. Unser Kampf gilt allen Feinden nationaler Entwickelung ohne Ansehen der Person. Wir sind gewiß, daß uns in diesem Kampfe der Sieg werden muß, wenn alle gutgesinnten und edeldenkenden Vaterlandsfreunde uns zur Seite stehen.

Wir bringen in nachfolgenden Skizzen einzelne Mysterien gewisser Preßvertreter und dramatischer Dichter, dieselben dem Urtheil der Oeffentlichkeit unterbreitend. Diese allein dürfte durch ihr Urtheil den Herren die Stellung anweisen, die ihnen gebührt. Erst wenn wir dies erreicht haben, werden wir in Deutschland gesündere Theaterverhältnisse erleben, die nun einmal durch kein formales Gesetz der Welt zu schaffen sind.

I. „Männer von Ruf".

Jahre sind vergangen, als plötzlich ein in Leipzig erschienenes Buch, so da benamset: „Literarische Rücksichtslosigkeiten, von Paul Lindau, Aufsehen machte, eine colossale Auflage erreichte und fast durch Monate das Tagesgespräch in allen literarischen und Theaterkreisen bildete.

Auch wir, die wir den Namen Paul Lindau nur von der Redactionsführung des ziemlich obscuren Neuen Blattes aus kannten, waren gespannt darauf, zu erfahren, was denn an diesen Rücksichtslosigkeiten so rücksichtslos sei. Wir ließen uns das Buch kommen, blickten hinein, blätterten, riefen aber bereits, nachdem wir wenige Seiten gelesen, mit voller Ueberzeugung aus: Paul Lindau, Du bist ein großer Mann, oder — ein blindes Schwein hat eine Eichel gefunden!

Fürwahr! Paul Lindau gebührt noch heute eine literarische Bürgerkrone mit Schnellpressendruck für die rücksichtslosesten aller Rücksichtslosigkeiten, die je geleistet worden sind! Angesichts seines Werkes fühlten wir zum ersten Male mit tiefster Beschämung, daß wir Stümper sind, während sich seine Gestalt auf dem Postament der Rücksichtslosigkeit mit fast gigantischer Gewalt vor unseren verwunderten Blicken erhob.

Der junge Mann, kurz vorher von Paris zurückgekehrt, schrak nicht davor zurück, unsere größten lebenden Dichter, Männer, deren Name nicht verhallen wird, so lange noch die deutsche Sprache lebt, in frivoler Weise herauszufordern und zu verletzen, wie unter Anderen Karl Gutzkow, dem er, weil er ihm gar nicht anders beikommen konnte, zum Vorwurf machte, daß er einzelne französische Wortbegriffe verwechsele und so namentlich im Urbild des Tartüffe, sich Undeutlichkeiten habe zu Schulden kommen lassen.

An und für sich hatte das ja nicht viel zu sagen, und der Dichter von „Zopf und Schwert", „Die Ritter vom Geiste ꝛc. ꝛc. wird trotzdem in unserer Erinnerung fortleben, hielt es auch zur Zeit gar nicht der Mühe werth, auf die Angriffe des Herrn Paul Lindau zu antworten. Letzterem wäre nach seiner natürlichen Anlage ein Federkrieg gewiß weit lieber gewesen.

Stolz schritt Gutzkow an Lindau vorüber, es diesem überlassend, vielleicht nach Jahren ein Lorbeerblatt einzuheimsen, deren sich tausende um die Stirn Gutzkows wanden. Entreißen konnte Herr Paul Lindau ihm keines der verdienten Lorbeerblätter, und wenn er ihm selbst nachgewiesen hätte, daß er weder persisch noch chinesisch spreche.

Aber Paul Lindau hatte seinen Zweck erreicht. Mitten in dem schleppenden, langsamen Gang der Gewohnheitsschreiberei erschien er plötzlich, im rücksichtslosen Laufschritt Alles niederwerfend, was sich ihm in den Weg stellte, die gefeierlesten Koryphäen herunterreißend von ihrem Throne, um sich an ihrer Stelle vermeintlich ein ehernes Denkmal zu setzen mit der Inschrift: „Die dankbare Presse dem Rücksichtslosesten der Rücksichtslosen."

Er hatte mit einem Schlage sein Ziel erreicht, er war gefürchtet!

Mit Staunen fragten sich die einsichtsvollsten Journalisten: Wie ist es möglich, daß ein junger Mann, der eben erst die ersten Schritte auf der schwierigen literarischen Bahn zurückgelegt hat, sich dazu versteigen kann, Männer in frivoler Weise anzugreifen, an deren Ruhm und Größe er vielleicht nie und nimmer heranreicht?

So fragte man sich, schüttelte den Kopf, ließ Paul Lindau gewähren, duldete ihn und erkannte ihn schließlich als Seinesgleichen an.

„Die Rücksichtslosigkeit hatte einen ihrer herrlichsten Siege erfochten!" — —

Wie ist es möglich, fragten auch wir zur Zeit den in Ehren ergrauten Kritiker G...., daß die gesammte Journalistik zusieht, wie ein

Karl Gutzkow und neben ihm noch andere Koryphäen geradezu moralisch mißhandelt werden?

„Guter Freund," erwiderte G...., „dieser Lindau versteht es so trefflich, für sich Reclame zu machen, daß wir uns die Mühe ersparen können, ihn darin zu unterstützen. Trösten wir uns mit dem Gedanken, daß er nie ein Gutzkow werden wird."

G.... hatte Recht, denn nach Paul Lindau's „Ein Erfolg" und „Maria Magdalena" zu urtheilen, besitzt dieser Herr allerdings einiges Talent, das sich indessen nie zu dem Genie eines Karl Gutzkow emporschwingen wird. Aber er hat es verstanden, jetzt schon mehr von sich reden zu machen, als Gutzkow zu der Zeit, wo er im Zenith seines Ruhmes stand. Die „Goldene 110" ist Kinderei gegen ihn auf dem Gebiete der Reclame! — Die „Rücksichtslosigkeit" hat ihm den Weg geebnet, die „Rücksichtslosigkeit" ihm seinen Namen gemacht, sie ist es allein, die heute überhaupt im Stande ist, Jemanden an einem deutschen Theater emporzuheben, ihm Ruhm und Ansehen zu verschaffen, wie Nr. 2 der „Männer von Ruf" des Weiteren zeigen wird.

Kleinere Aufsätze.

Historische Aktenstücke.

Durch Kabinets-Ordre des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen vom 29. April 1824 war den sämmtlichen Provinzialständen der preußischen Monarchie aufgegeben worden, darüber in Berathung zu treten:

> ob und was für Vorschläge und Wünsche etwa in Rücksicht der bestehenden Gesetzgebung über die bürgerlichen und Rechtsverhältnisse der Juden in der Provinz anzubringen seyn möchten?

Diese „Vorschläge und Wünsche" wurden von den Ständen sämmtlich im Laufe des Jahres 1826 der Regierung unterbreitet, was zur Genüge beweist, daß die unparteilichste, sachgemäßeste Prüfung der Verhältnisse stattgefunden hat. Wir werden diese „historischen Aktenstücke" der Reihe nach publiciren, da sie für die jetzige Bewegung erhöhtes Interesse haben und Fingerzeige geben, wo und wie unsere Gesetzgebung zu reformiren ist.

I. Stände der Provinz Westphalen.

Die Erfahrung hat allgemein gelehrt, daß der Zweck der verschiedenen neueren Gesetzgebungen, die Juden durch Gleichsetzung mit den christlichen Staatsbürgern zu einem verhältnißmäßigen Beitritt der verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zu bewegen, nicht erreicht worden, und daß sie fortdauernd als eine abgeschlossene, wuchernde, dem Landmanne besonders verderbliche Kaste dastehen.

Das hohe Ministerium des Innern hatte daher über die hier bestehende, die Juden betreffende Gesetzgebung, und deren erforderliche Abänderung, das Gutachten der Landstände gefodert, und ward ihnen zu ihrer Belehrung von dem Königlichen Landtags-Commissarius ein ausführliches Pro-Memoria über den Zustand der Juden in Westphalen vorgelegt.

Hiernach stimmte die ältere Gesetzgebung aller einzelnen, die Provinz Westphalen bildenden, Landestheile darin überein, den Juden nur Rechte der Schutzverwandten zu ertheilen, ihre Vermehrung zu verhindern, durch Ab-

weisung der Fremden und Beschränkung des Rechts der Einheimischen, für mehrere ihrer Kinder besondere selbstständige Familien zu bilden. Es wurden ihnen ferner bestimmte Wohnsitze angewiesen, und sie traf eine besondere Steuer.

Dagegen war ihnen Handel, in einigen Ländern auch der Betrieb von Gewerben, und der Ankauf von Wohnhäusern gestattet.

Die Königlich westphälische und die bergische Gesetzgebung ertheilte den Juden das volle Bürgerrecht — im Herzogthum Westphalen blieb die alte Verfassung bestehen.

In dem französischen Theile des Münsterschen und Mindenschen blieb die bergische und westphälische Gesetzgebung; das von Napoleon den 17. März 1808 erlassene, dem Wucher der Juden entgegenwirkende Decret (No. 3210 Bulletin de loix 4. Série) kam nicht in Anwendung.

Seit der Preußischen Wieder-Besitznahme ist in der vorgefundenen Gesetzgebung nichts verändert, und nur bestimmt worden:

a) daß jeder Landestheil, so eine besondere Juden-Verfassung hat, für geschlossen anzusehen (Ministerial-Rescript, 28. Juli 1824), und das Herumziehen der Juden aus dem einen in den andern nicht zuzulassen;
b) daß, wo nicht ein geprüfter und tüchtiger jüdischer Lehrer vorhanden, die Judenkinder zum Besuch der christlichen Schulen anzuhalten seyen.

Im Jahre 1825 waren in der Provinz 11,152 Juden vorhanden, das Verhältniß ihrer Zahl zu der ganzen Bevölkerung wie 1:105; ihre Vertheilung ist ungleich, mehrere Kreise sind mit ihnen überladen, z. B. in dem Kreise Höxter ist das Verhältniß wie 1:38, im Kreise Warburg 1:22, im Kreise Brilon 1:32.

Seit 1817 hat sich die Zahl der Juden in Westphalen um 1422 vermehrt.

Ihre Hauptbeschäftigung bleibt Handel, z. B. im Regierungs-Bezirke Minden nähren unter 837 Juden-Familien 769 sich vom Handel, und von diesen 329 insbesondere vom Hausiren.

Allgemein spricht sich das Urtheil über den verderblichen Einfluß der Juden auf das allgemeine Wohl aus, besonders aber sind sie nachtheilig für den Wohlstand des Landmanns durch wucherliche Geld-Vorschüsse, betrügerischen Vieh-Waaren-Handel und das Aufdringen von Lotterie-Loosen, und für den Krämer in kleinen Städten durch das Hausiren.

Auch aus dem Gesichtspunkte der öffentlichen Sicherheit ist der Jude höchst gefährlich; die Verhandlungen bei dem Mindenschen Inquisitoriate liefern das Resultat, daß jeder 146. Jude ein Verbrecher, von den Christen aber nur jeder 934, es war also ein Verhältniß von $6^1/_3$:1.

Die Vorstellungen mehrerer Eingesessenen in der Provinz, die Anträge

mehrerer Abgeordneten der Provinz erkannten alle das Verderbliche der Juden, und ihren nachtheiligen Einfluß auf den Landmann.

Bei den Berathungen der Landstände ward zwar von einigen Mitgliedern die Meinung geäußert, daß der Art. 16 der deutschen Bundesacte die den Juden durch die fremde Gesetzgebung ertheilten Rechte versichere, und sie daher unabänderlich bestehen müßten.

Die Landstände glaubten aber, daß Se. Königliche Majestät die Verhältnisse zu den Bundesstaaten nach Ihrer allgemeinen Weisheit ordnen würden, und beschäftigten sich allein mit Erwägung der Mittel:

1) zur Verbesserung des religiösen und sittlichen Zustandes der künftigen jüdischen Generation;
2) zur Verhinderung der aus der Verderbtheit der gegenwärtigen Generation entstehenden Uebel.

Als wirksame Mittel zur Verbesserung der israelitischen Jugend ward vorgeschlagen:

a) deren Unterricht durch geprüfte und genehmigte Schullehrer, mit festen Besoldungen, die den Unterricht in deutscher Sprache nach von der Staats-Behörde genehmigten Lehrbüchern ertheilen, bewirken zu lassen; — wo aber das Vermögen der Gemeinde eine solche Anstalt verhindert, müssen die Judenkinder die christliche Schule besuchen;
b) Einführung deutscher Gesang- und Gebetbücher bei dem jüdischen Gottesdienste;
c) Reinigung des jüdischen Religions-Systems von Talmudischen Satzungen und Rabbinischen Ceremonien — welches erreicht würde durch Ausführung des Gesetzes d. d. 11. April 1810, das die Bildung eines jüdischen Consistoriums verordnet.*)

Wohlthätig würde die Aufhebung des im Herzogthum Westphalen bestehenden Verbandes der Juden unter einem besondern Rabbiner wirken.

Die Mittel, um den verderblichen Einfluß der gegenwärtigen jüdischen Generation auf den Wohlstand der übrigen Eingesessenen zu beseitigen, bestehen nach der Meinung der Landstände in folgenden:

1) die Aufhebung des ihnen voreilig durch die Fremdherrschaft ertheilten Bürgerrechts;
2) das Verbot, innerhalb der nächsten 10 Jahre Grundstücke oder Häuser zu kaufen;
3) Verpflichtung, die jetzt besessenen ländlichen Grundstücke binnen 10 Jahren zu verkaufen, wenn sie sie nicht selbst bestellen;
4) Führung der Handelsbücher in deutscher Sprache;

*) Nota. Hierauf hatte auch ein israelitischer Einwohner in Werl angetragen.

5) von mehreren Söhnen wird nur einem der Handel gestattet, die übrigen müssen andere Gewerbe treiben;
6) Verbot christliches Gesinde zu halten;
7) Beobachtung des gesetzlichen Zinsfußes, und Verfall der ganzen Foderung an die Orts-Armen, wenn mehr als 10 pCt. genommen sind;
8) Zulassung der Schuldklagen allein, wenn der Beweis durch Zeugen oder gerichtliche Urkunden geführt werden kann;
9) Verbot der Aufnahme fremder Juden; und
10) ihres Handels in der Provinz, außer:
   a) in größeren Geschäften mit ausdrücklicher Erlaubniß der Regierung,
   b) Viehhandel,
   c) Besuchen der Jahrmärkte;
11) möglichste Beschränkung des Wanderns fremder Juden;
15) Beobachtung des Regulativs wegen Leihen auf Pfänder.

d. d. 28. Juni 1826.

Freiherr von Stein.

Ein historisches Portrait.

Schopenhauer, der vorurtheilsloseste und daher gerechteste aller Philosophen, sagt in seinem Gespräche „Ueber Parerga und Paralipomena" Folgendes:

„Auch das auserwählte Volk Gottes laß uns nicht vergessen, welches, nachdem es in Aegypten auf Jehovahs ausdrücklichen Spezial-Befehl seinen alten zutrauensvollen Brüdern die dargeliehenen goldenen und silbernen Gefäße gestohlen hatte, nunmehr, den Mörder Moses an der Spitze, seinen Mord- und Raubzug ins gelobte Land antrat, wie es als „Land der Verheißung" auf desselben Jehovahs ausdrücklichen, stets wiederholten Befehl, nur ja kein Mitleid zu kennen, unter völlig schonungslosem Morden und Ausrotten aller Bewohner, selbst der Weiber und Kinder (Josua K. 10 u. 11) den rechtmäßigen Besitzern zu entreißen, — weil sie eben nicht beschnitten waren und den Jehova nicht kannten, welches Grund genug war, alle Gräuel gegen sie zu rechtfertigen. Wie ja aus demselben Grunde auch früher die infame Schurkerei des Patriarchen Jakob und seiner Auserwählten gegen Hamor, den König von Salem, und sein Volk uns (Mos. 1, 34) ganz glorreich erzählt wird, weil ja eben die Leute Ungläubige waren."

Daran knüpft er folgende hochinteressante Notizen:

„Tacitus und Justinus haben uns die historische Grundlage des Auszugs aus Aegypten erhalten, welche so belehrend wie ergötzlich zu lesen ist.

Dort ersehen wir, daß Pharao das eingeschlichene, unfläthige, mit schmutzigen Krankheiten (scabies) behaftete Judenvolk nicht länger im reinen Aegypterland dulden wollte, also sie auf Schiffe bringen und auf die arabische Küste abwerfen ließ. Daß ihnen ein Detachement Aegypter nachgesandt worden, ist richtig, jedoch nicht um die pretiösen Kerle, die man ja exportirte, zurück zu bringen, sondern um ihnen abzunehmen, was sie gestohlen hatten. Gestohlen nämlich hatten sie die goldenen Gefäße aus den Tempeln: wer würde auch solchem Gesindel etwas borgen? Auch ist wahr, daß besagtes Detachement durch ein Naturereigniß verhindert worden ist. — Ich betrachte dies als die historische Grundlage, weil es offenbar die Prosa ist, auf welche die Poesie des Auszugs gebaut worden. Auch ersehen wir aus den beiden römischen Classikern, wie sehr zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Juden verabscheut und verachtet gewesen sind. Zum Theil mag dies daher stammen, daß sie das einzige Volk auf Erden waren, welches dem Menschen kein Dasein über dieses Leben hinaus zuschrieb, daher als Vieh betrachtet wurde, Auswurf der Menschheit, — aber große Meister im Lügen."

Daher der in seiner metaphysischen Einsamkeit verborgene Weise schon vor mehr als einem Menschenalter folgenden höchst praktischen Schluß zieht:

„Wenn einmal wieder ein Volk erstehen sollte, welches sich einen Gott hält, der ihm die Nachbarländer schenkt, die sodann als Länder der ‚Verheißung' zu erobern sind, so rathe ich den Nachbarn solchen Volkes, bei Zeiten dazu zu thun und nicht abzuwarten, daß nach Jahrhunderten ein edler König Nabuchodnosor komme. Die verspätete Gerechtigkeit auszuüben, sondern solchem Volke zeitig die Verheißungen auszutreiben, wie auch den Tempel des so großmüthig die Nachbarländer verschenkenden Gottes bis auf den letzten Stein zu zermalmen, — und das von Rechtswegen."

Probatum est!

Von der Volkszählung.

Soeben bei Schluß des Heftes, geht uns das Schema einer Zählkarte für die Volkszählung am 1. December d. J. zu.

Wir constatiren mit Freuden, daß die Staatsregierung ein Einsehen gehabt und unter Ziffer 8 das Religionsbekenntniß wieder aufgenommen hat.

Freilich werden wir vor Februar k. J. nicht in der Lage sein, das vorläufige Ergebniß der Zählung mittheilen zu können. Die Schrift des Dr. S. Neumann (!): „Die Fabel von der jüdischen Einwanderung", die die gesammte Judenpresse zu spaltenlangen Lobliedern begeisterte, wird ihre glänzendste Widerlegung durch die amtlichen Zahlen finden. Jedes Kind weiß

doch, daß wir die grandiose „Freiheit“: Freizügigkeit, vulgo Vagabundenfreiheit erst kurze Zeit vor der letzten confessionellen Zählung (1. December 1871) erhielten und daß deren „Segen“ erst durch den famosen „wirthschaftlichen Aufschwung“ uns wurde.

Doch nicht allein die Zeit des Milliardensegens und Gründungsschwindels zeitigte den „Einzug der Juden“! Die des wirthschaftlichen Niederganges, die Zeit der Periode des permanten Nothstandes, beförderte diesen Einzug lawinenartig. Denn der Jude gedeiht in solchen Zeitläuften am besten:

„Nicht auf dem Schlachtfeld nur allein!
Sie stellen überall sich ein,
Wo Noth und Tod, Elend und Thränen:
— Die Menschen-Hyänen.“

Können wir uns somit der Initiative der Regierung freuen, so berechtigt uns das weiter zu der Hoffnung, daß auch in anderen Beziehungen dieselbe auf der „Wacht“ gegen den Semitismus steht.

Vom jüdischen Kriegsschauplatz.

Zur Emancipation von den Juden.

Herr Eduard Lasker, die „Mannesseele", hatte aus den ihm im vorigen Jahre zu Theil gewordenen Niederlagen, trotzdem dieselben eklatant genug waren, keine Nutzanwendung gezogen. Es dürstete ihm nach Thaten zur größeren Verherrlichung (?) seines Namens und zur weiteren Verwirklichung der Zwecke und Ziele der Alliance israélite. Man wird sich erinnern, wie schon vor Monaten, aus Veranlassung der Mandatsniederlegung des Abgeordneten von Sybel, durch die Presse für Lasker „Stimmung" gemacht wurde.

Als wir im Monat Juli diese Stimmungsberichte lasen, setzten wir uns sofort mit Magdeburger Gesinnungsgenossen in Verbindung und gaben denselben Kenntniß von unserem Vorhaben: gegen Lasker zu agitiren, sobald sich dessen Candidatur verwirklichen sollte. Unsere Vorschläge fanden Zustimmung und bereitwillige Unterstützung, die uns die Möglichkeit gewährte, dieselben zu verwirklichen. Was wir immer noch bezweifelten, es wurde zur That: Herr Lasker ließ sich als Candidat für das Magdeburger Mandat aufstellen. Und wenn die gesammte Judenpresse uns heute zehnmal versichert: „er hätte sich ganz passiv verhalten", so glauben wir das nicht. Wäre es ihm nicht darum zu thun gewesen, so brauchte er bei Zeiten nur seinen ernsten Willen auszusprechen, daß er in keinem Falle ein Mandat annehmen würde. Unsere Magdeburger Freunde, vertraut mit allen Verhältnissen, schrieben uns selbst: „Es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Sieg auf Laskers Seite fällt." Hatte er doch schon vor Jahren Magdeburg im Landtage vertreten.

Da, als wir die definitive Mittheilung erhielten, uns nur acht Tage für unsere Agitation blieben, so mußten wir uns darauf beschränken, sämmtlichen Wahlmännern das nachstehende Circulär durch die Post zu übermitteln:

„**Wählet keinen Juden!** Aufruf an die Deutschen und Christen in Magdeburg. Unser deutsches und speciell preußisches Vaterland leidet schwer,

unter der allgemeinen Verjudung, die, stetig im Wachsthum begriffen, uns eine trostlose Zukunft in Aussicht stellt. Die Juden, eine fremde, von allen Völkern der Welt seit Jahrtausenden verachtete und gehaßte Nation, haben die Gutmüthigkeit und Liberalität, mit der wir ihnen bürgerliche Gleichberechtigung gewährt haben, in der schamlosesten Weise gemißbraucht. Die Juden haben es durch betrügerische Handels- und Geschäftspraktiken, durch schändlichen Wucher, erheuchelte Vaterlandsliebe und ihre glatte Ueberredungskunst dahin gebracht, daß wir in unserem eigenen Lande nicht mehr die Herren, sondern ihre Diener geworden sind. Die Juden beherrschen die Börse und den Handel, sie haben das Handwerk vernichtet; sie überfluthen unsere Gymnasien und Universitäten, dringen in Staats- und städtische Aemter, sind Richter über die Deutschen und vereidigen die Christen auf das Bild des gekreuzigten Heilands. Die Juden sind Rechtsanwälte, denen wir unsere Rechtshändel, Aerzte, denen wir unser Leben, Lehrer, denen wir unsere Kinder anvertrauen. Die Juden schreiben unsere Zeitungen und verfälschen täglich die öffentliche Meinung, verdächtigen die Regierung und suchen die Liebe und Treue zu Kaiser und Reich, die wir Deutsche noch stets besessen, in unseren Herzen zu ersticken. Die Juden haben uns Glauben und Religion genommen, sie entblöden sich nicht, unsere christliche Kirche in schamloser Weise anzugreifen und zu besudeln. Gottesfurcht, Königstreue, deutscher Geist und deutsche Redlichkeit, sie fangen an zu schwinden und zu weichen dem jüdischen Geist der Lüge und des Betruges, der unserm ganzen Zeitalter seinen unverkennbaren Stempel aufzudrücken droht.

Mitbürger! Wenn auch im Preußischen Landtage der Berliner jüdische Stadtrath, Ludwig Löwe, prahlerisch behauptet hat, die Juden seien Deutsche, ist dies dennoch nicht wahr. Die Juden mögen leben, wo sie wollen, in Rußland, England, Frankreich oder Deutschland, sie sind nie Russen, Engländer, Franzosen oder Deutsche, sie sind und bleiben Juden, Angehörige einer fremden, niedrigen Rasse. Bedenkt, wie sie Euch an allen Orten und bei jeder Gelegenheit betrügen, wie frech sie Eure heiligsten Gefühle verspotten und bewitzeln! Und dieses Gesindel, welches in immer neuen Massen durch den deutschen Osten hereinbricht, sollten Deutsche sein?

Nein, Mitbürger!

Deutsche sind die Juden nicht! Erinnert Euch, wie die Berliner Börse auf die Deutsche Kriegsanleihe bei Beginn des französischen Krieges nicht zeichnete, wohl aber die Französische, als vortheilhafter, unterstützte, und wie Berliner Juden während des Feldzuges Waffen an Frankreich geliefert haben! Das ist jüdische Vaterlandsliebe. Alles wird bei ihnen dem Geschäft untergeordnet, der Geldsack schreibt die Gesinnung vor.

Wahlmänner Magdeburgs!

Am 20. September sind die Augen aller Vaterlandsfreunde auf Euch gerichtet.

Lasker, die „edle Mannesseele", den Frankfurt a. M., die Börsen- und Judenstadt, nicht für würdig hielt zu ihrer Vertretung im Reichstage, ist Euch als Kandidat präsentirt für das höchste Ehrenamt, das ihr zu vergeben habt.

Erröthet ob dieser Zumuthung, zeigt Euch als ganze, deutsche Männer, als treue Söhne des Vaterlandes, gebt Euer Votum ab für deutsche Treue und Ehrenhaftigkeit:

Wählet keinen Juden!

Die Wahl-Sektion der Antisemiten.
(Buchhändler Otto Hentze in Berlin.)

Der Ausgang der Wahl ist bekannt! Der Gegenkandidat Laskers, General-Direktor Listemann, siegte mit imposanter Majorität, ersterer erlebte einen Durchfall, der ihm auf lange Zeit den Geschmack an parlamentarischer Thätigkeit verdorben haben dürfte.

Am Abend des Wahltages bereits konnte der Berliner Börsen-Courier seinen Lesern mittheilen, daß Herr Eduard Lasker die Koffer zu einer Reise nach Italien gepackt hätte. Vorher hatte darüber keine Silbe verlautet. Gönnen wir dem schwergeprüften Manne diese Vergnügungsreise; vielleicht ermöglicht sie, daß derselbe der undankbaren deutschen Nation dauernd den Rücken kehrt und sich dadurch der verdienten Vergessenheit überantwortet.

Doch einige weitere Reminiscenzen können wir von der beregten Affaire unseren Lesern nicht vorenthalten.

Unser Aufruf hat in Magdeburg einer platzenden Bombe gleich gewirkt und uns verschiedene Zuschriften eingetragen, von denen wir die nachstehenden publiciren:

„In Beantwortung Ihres mir zugesandten Circulars, scheinen Sie sich nur lächerlich zu machen, denn was Sie hierin mittheilen, kann nur allein Ihre Sekte betreffen, und die sind, wie Sie nun wohl einsehen müssen, gestraft genug, müßten aber noch verhungern, um bei den Juden betteln zu müssen. Ein Wahlmann."

Weiter:

„Ihre schmachvolle Flugschrift ist so schamlos, daß ich mich des tiefsten Ekels vor der darin ausgedrückten Gesinnung nicht erwehren kann.

Albert Karutz, ehrsamer Christenmensch,
Wahlmann der liberalen Partei, Magdeburg."

Ein dritter „Wahlmann" schickte den Aufruf mit folgenden Schlußbemerkungen zurück:

„Pfui! Pfui! Pfui! Wer dieses Blatt angreift, besudelt Sich (!) !!!

Ein N(!)ationalliberaler Christ
als Wahlmann sendet dieses retour."

Genug von diesen Sudeleien, die unsere Heiterkeit erregt haben!

Schließlich ging uns von befreundeter Seite ein Ausschnitt der Magdeburger Zeitung zu, der folgenden Wortlaut hat:

Aus der Provinz.

Magdeburg, 20. September. Wir erhalten die folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung:

Die Unterzeichneten, wie wahrscheinlich die Mehrzahl der Wahlmänner in Magdeburg und Neustadt, erhielten am Sonntag Morgen durch die Post aus Berlin ein Flugblatt zugesandt, unterschrieben: „Die Wahlsection der Antisemiten." (Buchhändler Otto Hentze in Berlin.) Wir fürchten nicht, daß irgend Jemand unsern ehrlichen Wahlkampf mit dieser Schmähschrift, die sich an den schlimmsten Glaubenshaß wendet, im Zusammenhang bringt. Da uns aber zwischen dem Sonntag Morgen und der Stunde der Wahl kein Mittel zu Gebote stand, öffentlich gegen Form und Inhalt dieses „Aufrufes an die Deutschen und Christen in Magdeburg" zu protestiren und unserer Entrüstung darüber Ausdruck zu geben, so thun wir dies hiermit nachträglich auf das Allerausdrücklichste. Dem Versender der Flugschrift die Versicherung, daß in Magdeburg kein Boden für solche Hetzereien ist.

Magdeburg, 20. September 1880. Der Vorstand des nationalliberalen Wahlvereins. J. A.: O. Duvigneau. C. Fähndrich. O. Pilet. R. Weichsel. Dr. Max Dürre (Sudenburg). C. Grünwald. C. Peters. C. Saueracker. F. Wagner (Neustadt).

Wir bitten unsere Magdeburger Freunde an dieser Stelle, den Gesammtvorstand des nationalliberalen Wahlvereins mit Bezug auf den Semitismus einer Prüfung zu unterziehen und uns das Resultat derselben mitzutheilen. Dem Vorstand haben wir geschrieben und die Magdeburger Zeitung um Aufnahme unseres Schreibens ersucht.

Der Magdeburger „General-Anzeiger" (Inseratenblatt mit Klatsch) weint und lacht und schreibt:

„Es lag eigentlich nicht in unserer Absicht, uns näher zu beschäftigen mit jenem Flugblatte — man könnte es richtiger ein Fluchblatt (Au! Kalau) nennen — welches von Berlin aus den hiesigen Wahlmännern am Sonntag früh durch die Post zugesandt wurde. Wir wollten jenes neueste Ele(!)borat des Antisemiten-Vereins von der Spree, dem Männer angehören von der Art eines Hentze, Glagau, Marr nicht der Ehre einer Besprechung würdigen, aber die zahlreichen Zuschriften aus dem Leserkreise unserer Zeitung nöthigen uns dazu. Man will im Publikum wissen, was jenes Flugblatt, das die Ueberschrift trägt: „Wählet keinen Juden! Aufruf an die Deutschen und Christen in Magdeburg" eigentlich enthalte. Seltsame Frage! Was kann ein Blatt enthalten, das aus derselben Druckerei hervorgegangen ist, in welcher jenes unqualificirbare Witzblatt „Die Wahrheit" entsteht, dessen Herausgeber, Herr de Grousilliers, der Vorsitzende des Lessing-Vereins — lucus a non lucendo — und der größte Judenhasser Berlins ist? Was kann Anderes in solchem Blatte stehen als die pöbelhaftesten Schimpfereien, als die ordinärsten Verleumdungen und die schamlosesten Aufhetzereien der einen Con-

fession gegen die andere. Man urtheile selbst; seit Friedrichs des Großen Zeit beseitigt man ja derartige Pamphlete nicht, sondern man hängt sie niedriger. Hier ist das neueste:" (Folgt der bekannte Aufruf.)

Der geistreiche Redacteur (Dr. Max Oberbreyer) fährt dann fort, uns die Leviten zu lesen:

„Was soll man zu einem derartigen Pamphlete sagen, soll man dagegen voller sittlicher Entrüstung protestiren, soll man den Judenhetzern à la Marr wirklich mit zornigem Ernste entgegentreten, wie es jüngst der Vorstand des nationalliberalen Wahlvereins zu unserm Bedauern gethan hat? Nicht doch, das wäre verkehrt! Ueber ein solches Blatt ärgert man sich nicht (na na!), man liest es und lacht... (so! — wirklich?) Und wir glauben, daß unsere jüdischen Mitbürger es zum weitaus größten Theile, soweit ihnen das Blatt zu Gesicht kam, so gemacht haben! Lasse man den Herren Hentze und Consorten das Vergnügen an dem Sport der Judenhetze, uns genirt sie nicht, sondern bringt uns nur erwünschten Stoff zur Heiterkeit:

Die Hetze beschwor Herr Marr herauf,
Er hetzte im alten Style;
Nun häufen Flugblätter sich berghoch auf,
Ein — Marr macht viele!... (sehr geistreich!)

Wir können nebenbei Herrn Dr. Max Oberbreyer versichern, daß die Hrn. de Grousilliers, Glagau und Marr der von uns bewirkten Agitation, wie der Antisemiten-Liga überhaupt, durchaus fern stehen und wir es als „öffentliches Unglück" betrachten, mit letzterem Herrn identificirt zu werden. Dagegen verwahren wir uns alles Ernstes.

Wenn uns zum Schluß die „Vossische Ztg." versichert, daß die Confession (Begriffsverwechselung — die Rasse ist's) des Herrn Lasker ihm den Durchfall bereitet hat, so anerkennen wir das als gewünschten Erfolg der von uns in Scene gesetzten Agitation.

Wir halten es für überflüssig, unsere Leser mit der Widerlegung der Angriffe des erwähnten Vorstandes, wie des famosen „General-Anzeigers", hier zu behelligen. Dieselben werden zur Genüge herausfinden, wo nationales Ehrgefühl und Liebe zum Vaterlande zu finden ist.

Allen aber, die uns durch Zuschriften ihre Anerkennung und Zustimmung übermittelten, Dank und Gruß!

Vor zwanzig Jahren.

Zu Anfang der sechsziger Jahre schon versuchten die christlichen Heloten das Joch der Juden abzuschütteln, obgleich zu der Zeit die Gleichberechtigung derselben mit den christlichen Confessionen noch nicht ausgesprochen war.

Die damalige Bewegung hatte eine eifrige Vertretung in dem nicht mehr existirenden konservativen „Preußischen Volksblatt", das als Antwort auf einen Artikel (den zu erhalten, uns leider nicht gelungen ist) den nachstehenden Brief eines Dr. Sammter in Liegnitz erhielt und denselben in ihrer Nr. 229 vom 29. September 1860 zum Abdruck brachte. Er lautet:

„Diese adeligen Herren sehen sich überholt vom Sturmschritt der Zeit; ihnen wird gar ängstlich zu Muthe, wenn sie allgemach ihre faustrechtlichen alten Privilegien in den Strom der Vergessenheit zurücksinken und sich genöthigt sehen, sogar selbst zu arbeiten und an eine gewisse Wirthschaftlichkeit zu denken, wenn sie nicht auch noch den letzten Rest ihres vormaligen Glanzes, ihre theilweise Wohlhabenheit gänzlich einbüßen wollen. Dieses Schicksal mag Leuten recht hart vorkommen, die sich als die geborenen Herren über Andere und — ich weiß nicht, ob Sie lateinisch verstehen — nur als fruges consumere nati von Kindesbeinen an zu betrachten gewöhnt hatten, und zu deren Vortheil Jahrhunderte lang selbst die Gesetze verfälscht und die Fürsten mißleitet wurden. Aber am härtesten für diese Leute ist doch wohl die leidige Wahrnehmung, daß gerade ein Volksstamm, an dem sie die Unterdrückung und ihren Hochmuth stets noch in gesteigertem Maße geübt hatten, mit einem Wort, daß gerade wir Juden als Nachfolger in den für sie verlorenen Besitz der Herrschaft eintreten, daß wir uns dessen bewußt sind und uns nicht scheuen, es ihnen in das Angesicht zu sagen. Sie selbst, Herr Redacteur, wissen zwar nicht, wie wehe ein solches Gefühl thut, da Sie und Ihre Vorfahren wohl niemals etwas Aehnliches zu verlieren gehabt haben. Aber sagen Sie, wovon zeugt es, wenn der Herr zum Diener und der Diener zum Herrn wird; wenn der Reiche arm und der Arme reich wird? Sie nennen zwar unser Reichwerden „Wucher", aber Sie bedenken nicht, daß der Reichthum des Adels „Raub" war, Raub an fremdem Lande, dessen Eigenthümer man todt schlug oder zu Leibeigenen machte; Sie bedenken nicht, daß Ihre Bibel für solchen Raub keine Entschuldigung kennt, während sie den Wucher als Verdienst und Tugend rühmt. Denn der Herr stellte unter allen seinen Knechten Denjenigen am höchsten, der mit seinem Centner oder Pfunde am meisten gewuchert hatte, und er verdammte dagegen den unglücklichen Knecht zur härtesten Strafe, welcher gar nicht gewuchert hatte, weil er in seiner Herzenseinfalt meinte, „sein Herr müsse nicht schneiden, wo er nicht gesäet, und nicht sammeln, wo er nicht gestreut" (Evang. Matth., Cap. 25 und Luc. 19). Sagen Sie, wovon zeugt es, wenn ein auf alle Weise geschützter und bevorzugter Stand sich trotzdem nicht im Besitze der Macht zu erhalten vermag, sondern seinen Besitz an einen fremden Stand verliert, der stets tief unter ihm stand und Jahrtausende lang sogar fast alle bürgerlichen Rechte und Freiheiten entbehren mußte? Daß wir Juden es sind, welche in der immer mehr herannahenden Zeit der allgemeinen Aufklärung und Freiheit die verlassene Stellung des Adels einnehmen, sagen Sie in Ihrem

Volksblatte selbst oft genug und das ist Ihnen stets der größte Jammer, daß wir, abgesehen von unserem schon erlangten Uebergewicht in den materiellen Gütern, immer mehr auch die Herrschaft auf allen Gebieten des Geistes gewinnen. Und sagen Sie endlich, ob uns irgend Jemand hierbei unterstützt und geholfen hat, oder ob wir nicht ebenso dasjenige, was wir schon erworben haben und besitzen, als dasjenige, was wir in Zukunft noch erwerben werden, nicht lediglich und ganz allein uns selbst zu verdanken haben? Und wenn Sie dies, wofern Sie nicht geradezu lügen wollen, zugeben müssen, so müssen Sie auch ferner anerkennen, daß der jüdischen Nationalität angeborne Vorzüge beiwohnen, so werden Sie am Ende zu ahnen beginnen, daß es kein leerer Wahn ist, wenn wir, gestützt auf das Zeugniß unserer heiligen Bücher, an dem Glauben festhalten: Der Gott unserer Väter habe das Volk Israels gesetzt über alle Völker der Erde! Sie so wenig, als alle Ihre hochadeligen Herren zusammengenommen, werden die Wahrheit hiervon zu nichte machen und mit Ihrem verachtungswürdigen Unkengeschrei die Ordnung der Dinge ändern, oder den Lauf der Welt auch nur einen Augenblick aufhalten. Erkennen Sie denn nicht den wahren Sinn jener Verheißung, die der Herr Zebaoth unserem Erzvater Abraham that, und die er gewißlich erfüllen wird, daß dem Namen Israel einst unterthan sein sollten alle Völker der Erde. Glauben Sie, daß Gott hierbei eine Universalmonarchie mit jüdischen Königen im Sinne hatte? O nein, lieber Mann! Gott zerstreute die Juden über die ganze Erde, damit sie unter allen Völkern sein sollten wie der Sauerteig und endlich als die Auserwählten zur Herrschaft gelangen über Alle! Nur auf diese und keine andere Weise konnte und kann uns die Universal-Herrschaft zufallen."

„Sehen Sie nicht ein, daß jene Prophezeihung jetzt im Begriffe ist, sich zu erfüllen? Ja, Sie sehen es ein, das merkt man an Ihren ängstlichen Geberden; aber merken Sie sich auch, daß Sie sich selbst blamiren, wenn Sie glauben, uns Juden zu blamiren. Schon ist der Name Jude, lange Zeit ein Schimpfwort im Munde des gemeinen Pöbels, zu Ehren gekommen, und nicht lange mehr wird es dauern, bis man unter „jüdisch" das versteht, was man bisher adlig und edel nannte. Gewiß, Herr Redacteur, Sie und Ihr ganzer werther Adel sind die Gemachten; uns Juden werden Sie eben so wenig Schaden thun, oder auch nur in unserer Ruhe stören durch Ihr elendes Gewäsch, als den großen Kaiser Napoleon, den Sie ungefähr in demselben Styl behandeln wie uns."

„Ich glaube nicht, daß Sie den Muth haben werden, diesen Brief abdrucken zu lassen, wie einstmals den meines Freundes Schmufeld, welchen Sie vielleicht für eine fabelhafte Person halten, von dem ich Ihnen aber sagen kann, daß er nunmehr seit länger als 4 Monaten gesund und munter wieder in seiner Geburtsstadt Brody lebt."

Dieser Jude Dr. Sammter war ehrlich genug, einzugestehen, welchen

Zielen das Judenthum bewußt zusteuert. Aufklärung und Freiheit sind die Schlagwörter, mit denen das Volk seit 30 Jahren geködert wurde, geködert für die Ziele und Zwecke des Judenthums, das unter dieser heuchlerischen Maske im Trüben fischte. Trotz übermäßiger Aufklärung und nie geahnter Freiheiten ist das arme, wahnbefangene Volk dem Verhungern nahe gebracht worden. Dank kennt die „Goldene Internationale" eben nicht, ihre Helfer werden nach Gebrauch und Ausnutzung hohnlachend bei Seite geworfen.

Uns sei dieser Brief eine erneute Mahnung, auszuharren und die Erkenntniß von der Schädlichkeit des Judenthums an allen Orten zu verbreiten. Jeder Einzelne kann dazu beitragen; nur auf diesem Wege kommen wir zum Ziele.

Ein Stück praktisch gewordene Judenfrage.

Oft und mit Recht wird darüber Klage geführt, daß gerade die Deutschen selber an dem Ueberwuchern des Semitismus Schuld tragen, der durch freiwillige Hülfe der verächtlichen „Judengenossen" nur immer kräftiger hervorblüht. Da ist es denn eine um so erfreulichere Erscheinung, wenn die heranwachsende Jugend den Beweis liefert, daß die einstigen Bürger unseres Vaterlandes keine Anlage zu dem berüchtigten Charakterlumpenthum der „Judengenossen" haben.

Ein glänzendes Beispiel von „nationaler Standesehre" haben die Schüler des Gymnasii zu Greifenberg i. P. an den Tag gelegt. Es wird hierüber in Greifenberg Folgendes erzählt: „Der Sedantag wurde, wie gewöhnlich, durch eine Schulfeier begangen, die in dem Festzuge der Gymnasiasten nach dem Lebbiner Forsthause ihren Höhepunkt fand. Die kleinen Schüler wurden dort mit Taubenabwerfen und sonstigen Spielen beschäftigt, während die Ober-Klassen des Gymnasii einen Ball im Freien arrangirt hatten. Alles war froh und glücklich, doch sollte die allgemeine Festesfreude bald gestört werden. Natürlich war es wieder ein Semit, der den Deutschen den Tag verdarb — Sohn eines berüchtigten Halsabschneiders und seines Zeichens ein „Judenreferendar". Besagter angehende Richter hielt es für seine Pflicht, den Glanz des Festes durch seine Persönlichkeit zu erhöhen. Ungefragt, mit der bekannten Dreistigkeit, drängte er sich in die Reihen der Tanzenden. Aber da hatte er die Rechnung ohne die christlichen Gymnasiasten gemacht, denen glücklicherweise ein „Judenreferendar" durchaus nicht imponirt. Der Festordner protestirte sehr energisch gegen die Aufführung des Judensolos und stellte ev. unserem Sem „ein Paar Handgreiflichkeiten" in Sicht. Der

beleidigte Themisjünger und mit ihm alle anwesenden Juden und Judengenossen, rotteten sich zu einer Phalanx zusammen und nahmen eine drohende Haltung an, vermuthlich in der tapferen Absicht, einen Massenangriff auf den unerschrockenen maître de plaisir in Scene zu setzen. — Ein ehemaliger Schüler des Gymnasiums, Herr Gutsbesitzer und Reservelieutenant N. N. schaarte, um diesen Angriff der „Rotte Kora" entgegenzutreten, die Gymnasiasten und andere Deutsche, die Ehrgefühl im Leibe hatten, mit dem Schlachtruf um sich: „Hierher alle Deutschen." — Und fast wäre es zu einer blutigen Mazzedonierschlacht gekommen — da ertönte plötzlich das Signal zum Sammeln und in stolzem Zuge rückte das Gymnasium hohnlachend an der kläffenden Judenmeute vorüber in das Forsthaus ab. Mit echt semitischer Dickfälligkeit begab sich der „Judenreferendar" gleichfalls dorthin und hatte die edle Dreistigkeit, den Turnlehrer des Gymnasiums, einen im Dienste ergrauten ehrwürdigen Herrn wegen des ihm widerfahrenen Ungemachs zur Rede zu stellen. Als einzig richtige Antwort schlug ihm ein anderer Gymnasiallehrer hinter die langen Ohren und die Gymnasiasten, empört über die ihrem alten Lehrer zugefügte Beleidigung, stürzten sich in Massen auf den „Plattfußpommeraner", den sie auf gut preußische Weise verarbeiteten.

Dieser „Judenreferendar" ist ein würdiges Seitenstück zu dem in einem früheren Hefte der Deutschen Wacht geschilderten, semitischen Rechtsgelahrten, der in einer anderen Stadt Pommerns von den Husaren heimgeleuchtet wurde.

Auch der Bruder des Herrn Referendars, ein „Schmul comme il faut" fand verdiente Abfertigung. Dieser besuchte am Abend des denkwürdigen Tages, an dem „Bruderleben" mit geschundenem Felle vom Gymnasiasten-Ball heimkehrte, eine ausschließlich von Gymnasiasten besuchte Conditorei und vernahm hier Aeußerungen, die sein semitisches Ohr beleidigten. Er verlieh unter gewaltigem Mauscheln seiner Entrüstung Ausdruck. Ein jovialer Primaner rief ihm höhnisch zu: „Jud Seelig beruhige Dich". Mit großer Würde erhob sich dieser und rief: „Für Sie bin ich Herr Seelig". — Aber wie haißt Herr? — „Jud, in 2 Jahren bin ich Offizier, dann kann ich nicht mit Dir losgehen, also wollen wir das gleich abmachen," sagte Herr v. K. Sprachs und applizirte dem Juden eine schallende Ohrfeige, die dieser ruhig einsteckte und mit der er unter dem Hohngelächter der Anwesenden sich von dannen trollte.

Telegraphisch wird gemeldet, daß der Ungarische Abgeordnete Miklós eine Interpellation im Ungarischen Abgeordnetenhause in Betreff der antisemitischen Bewegung eingebracht hat. Die Interpellation ist an den Ungarischen Ministerpräsidenten und Minister des Innern gerichtet und ist interessant

genug, um hier wörtlich wiedergegeben zu werden. Sie lautet: „Es ist allgemein bekannt, daß in neuester Zeit durch in der Hauptstadt und in der Provinz organisirte antisemitische Vereine und Zeitschriften, die im Geiste der bekannten, im Parlamente gethanen, Aeußerungen des Abgeordneten Victor Istóczy entstanden sind, ein einzelner Volksstamm in seiner Gesammtheit wegen der Sünden Einzelner überaus heftigen Angriffen ausgesetzt ist, (Hört! Hört!) daß der Judenhaß im Kreise einzelner christlicher Confessionen tendenziös geschürt wird und daß auf verbotenen und nicht verbotenen Wegen eine lebhafte Agitation betreffend die Austreibung der Juden aus Ungarn im Zuge ist. (So ist's! auf der äußersten Linken.) Ich habe nicht die Absicht, g. Haus, das Maß und die Mittel dieser Agitation zu überschätzen, aber obgleich ich, Dank der Besonnenheit unseres Volkes, die Judenfrage in unserem Lande nicht für acut erachte, halte ich es doch heute schon für nothwendig, daß die Regierung und das Abgeordnetenhaus dieser unleugbar bestehenden Agitation gegenüber im Namen der Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit und des Liberalismus Stellung nehmen und daß sie sich entschieden verwahren gegen die Intentionen, welche, entgegen dem Gesetzes-Artikel XVII.: 1867, das Judenthum unter Hinweis auf den allgemeinen moralischen und materiellen Verfall als Confession (!) angreifen und welche es, ohne Ausnahme, von den ihm gesetzlich gewährleisteten constitutionellen Rechten ausschließen wollen. Damit die Regierung und das Abgeordnetenhaus Gelegenheit haben, sich in dieser Frage in entsprechender Weise zu äußern, erlaube ich mir, folgende Interpellation an den Herrn Minister-Präsidenten zu richten. In Anbetracht, daß in einem gewissen Stadium gewisser Fragen das Stillschweigen geradezu ein politischer Fehler ist — sei es, weil sie sozusagen insgeheim weiter getragen werden, sei es, weil, da man nicht von ihnen spricht, ihnen größere Wichtigkeit beigelegt wird, als sie verdienen; in Anbetracht, daß durch jene Bewegung, welche der Herr Abgeordnete Istóczy in Fluß gebracht hat, in unserem Vaterlande eine wahrhaftige Judenfrage sich zu entwickeln droht; in Anbetracht, daß zufolge der politischen Stellung, welche der genannte Herr Abgeordnete der Regierung gegenüber einnimmt, daß er ihr stets folgt und sie unbedingt unterstützt, sich beinahe nothwendigerweise, namentlich bei den weniger gebildeten Bewohnern des Landes, die Ansicht entwickeln muß, daß, was ein solches Mitglied der Regierungspartei thut, mit den Intentionen der Regierung selbst kaum in directem Gegensatz stehen kann... (Stürmischer Widerspruch rechts. So ist's! auf der äußersten Linken.) das ist so, geehrtes Haus, namentlich bezüglich weniger gebildeter Individuen (So ist's! auf der äußersten Linken. Hört! Hört!) — frage ich achtungsvoll den Herrn Minister-Präsidenten und Minister des Innern: 1. Hat er Kenntniß von der Bewegung, welche der Herr Abgeordnete Istóczy hinsichtlich der Zustandebringung des Verbandes der Ungarländischen Nichtjuden in Fluß gebracht hat? Ist der Statutenentwurf dieses Verbandes eingereicht worden? Wenn ja, ist er von der Regierung genehmigt

worden? Wenn nicht, was gedenkt sie zu thun, daß einerseits der Irreführung der öffentlichen Meinung rechtzeitig ein Ende gemacht, andererseits damit das gute Einvernehmen zwischen christlicher und nichtchristlicher Bevölkerung nicht gestört und schon von vornherein das gewaltsame Aufwerfen von Fragen unmöglich gemacht werde, die weder durch die Nothwendigkeit, noch durch die öffentlichen Verhältnisse indicirt sind. Ich empfehle meine Interpellation der Aufmerksamkeit des geehrten Herrn Ministerpräsidenten und des geehrten Hauses. Victor Istóczy: Und ich empfehle sie der geschätzten Aufmerksamkeit der g. Wähler der äußersten Linken. Präsident: Die Interpellation wird dem Herrn Minister des Innern zugestellt.

Auch hier dasselbe Schauspiel wie bei uns: der falsche Liberalismus im Bunde mit den Juden! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, beliebte Schlagworte, deren Consequenz die rothe Republik ist. Für sich verlangen die Juden und verjudeten Liberalen alle Freiheiten, und welcher Art diese sind, das sehen bei uns und ebenso in Oesterreich-Ungarn alle wahrheitsliebenden Männer der verschiedensten Parteien ein.

Hoffentlich wird die Regierung dem Interpellanten die ihm gebührende Antwort geben. Der Nichtjudenbund von Ungarn bewegt sich, gleich den deutschen Antisemiten-Ligen, auf durchaus gesetzlichem Boden, und so lange er diesen nicht verläßt, ist sein Wirken berechtigt und unanfechtbar.

Christenhetze.

Die Judenblätter reden immer von „Judenhetze" und der „Berl. Börsencour." mußte neulich sogar zu erzählen, daß der Jude Bleichröder, der sich bekanntlich ein besonderes Vergnügen daraus macht, alljährlich in der Passionszeit die vornehme christliche Gesellschaft Berlins zu einem Ballfest zu sich zu laden, was dann die Judenblätter mit Triumph als eine Huldigung für das Judenthum gebührend ausbeuten, daß dieser selbige jüdische Herr sich neulich bei unserem Kaiser über den Hofprediger Stöcker und die Judenhetze beklagt habe. Zur Beleuchtung solcher Klagen theilen wir nachfolgenden Artikel des „Börsencouriers" vom 24. Sept. mit. Zum Verständniß desselben bemerken wir, daß hierselbst für Arbeiter ein Kaffeehaus eingerichtet worden ist, in welchem dieselben, mit Ausnahme von Schnaps, alles das an Speisen und Getränken haben können; was sie in anderen Kaffeehäusern für geringe Leute bekommen; das Haus hat den Zweck, den Arbeitern für ihre Erholung und Restauration einen guten Aufenthalt zu bieten, wo sie ohne schlechte Gesellschaft und ohne Verführung zum Schnapstrinken sich erquicken können. In England be-

stehen solche Häuser schon lange und wirken so segensreich, daß sich vor kurzem dort eine Gesellschaft mit einem Kapital von 20 Millionen gebildet hat, um immer mehr solche Häuser für die Arbeiter zu errichten. Auch unsere Kaiserin und Kronprinzessin haben dem hiesigen Unternehmen ihr warmes Interesse zugewendet. Nachdem das erste Kaffeehaus sich so gut bewährt hat, ist seit kurzem in der Nähe des Stettiner Bahnhofes ein zweites Kaffeehaus errichtet worden. Weil die Einrichtung solcher Häuser Geld kostet und Prediger Jentzsch und das ihm zur Seite stehende Komité nicht selbst die Mittel besitzen, diese Kosten zu bestreiten, so haben sie die Unterstützung wohlwollender Freunde angerufen. Das alles veranlaßt nun den jüdischen „Berl. Börsen-Courier" folgenden Artikel zu veröffentlichen, den zu lesen wir allen denjenigen empfehlen, welche noch immer glauben, es handle sich um Judenhetze und nicht um bloße Abwehr ganz unerträglichen, jedes christliche Bewußtsein auf's Tiefste kränkenden jüdischen Uebermuthes. Das Blatt schreibt:

„Das Berliner Muckerthum ist um eine neue Spezialität bereichert worden — um die der Mokka-Mucker oder der Cichorien-Mucker, wenn man will. Schon früher einmal haben wir davon erzählt, daß in der Chausseestraße ein sogenanntes christliches Kaffeehaus etablirt sei. Nun wird freilich behauptet, daß der Kaffee alles andere eher sein dürfe, als zu kräftig getauft, daß er gerade um so besser würde, je orientalischer er sei . . . Thut nichts, die neueste Mucker-Gründung ist die sogenannter „christlicher Kaffeehäuser". In der Chausseestraße hat sich das erste derartige Institut aufgethan, allwo man christlichen Kaffee mit getaufter Milch trinken kann, allwo man seinen Geist zu erbauen vermag an der Lektüre frommer Traktätchen, an der der „Kreuz-Zeitung" — die ja zu dünnem Kaffee mit wässriger Milch vorzüglich paßt, — des „Reichsboten" und sonstiger nicht aufregender, aber dafür christlich frommer Blätter, und allwo statt der Wolff'schen Depeschen, die in den anderen, in den sündhaften Cafés affichirt werden, vermuthlich Citate aus Reden von Adolf Stöcker oder Ehren-Diestelkamp angeschlagen werden.

Aber man darf bei frommen Werken auf halbem Wege nicht stehen bleiben und darum hat man zu dem ersten „christlichen Kaffeehaus" noch ein zweites etablirt, und zwar hat sich dieses zweite in der Nähe des Stettiner Bahnhofs, in dem Hause Invalidenstraße 30, aufgethan. Auch dort wird man Kellnern, die mit der Miene des Küsters, der einem den Klingelbeutel unter die Nase steckt, umhergehen, sich „christlichen Kaffee" serviren lassen können. Aber ach die Resultate der Seelenfischerei und die Verbreitung wahren Glaubens vermittelst der Kaffeetasse, die Erhebung der Seelen vermittelst der Cichorien-Brühe scheint doch noch nicht ganz die erwünschten Resultate erzielt zu haben, — denn — verhülle Dein Angesicht, o gläubiges Volk, streu Asche auf Dein Haupt, o Muckerthum! — einstweilen arbeiten die Cichorien-Institute noch mit einer Unterbilanz und mit einem bemerkens-

werthen Defizit. Da ergeht denn an alle diejenigen, die ein Herz haben für die Seelenbekehrung und Geschmack für Cichorienbrühe, die dringende Bitte, um des Glaubens und um der guten Sache der christlichen Kaffeehäuser willen, freundlichst einen Obolus zu entrichten an einen Herrn von Holtzendorff in der Invalidenstraße und einen Prediger Jentzsch, die die Schatzmeister der christlichen Cichorien-Institute zu sein scheinen. Wir können uns nicht enthalten, uns diesem Nothrufe anzuschließen. Bringt Euer Scherflein, Ihr lieben Spittelgreise und Ihr treuen Kaffeeschwestern, auf daß der Geist gestärkt werden könne in der Chausseestraße und Invalidenstraße durch Traktätchen und der Körper geschwächt werden könne durch den Genuß von Cichorienbrühe nebst Dreier-Schrippen, die, um sich dem Geist dieser würdigen Institution anzupassen, von unübertrefflicher geistiger Bläffe sind .... Die gottlosen Aufklärer haben allerdings die Volksküchen geschaffen, in denen jahraus jahrein tausende von Menschen für billiges Geld kräftige Nahrung erhalten, ohne daß man von ihnen wissen mag, woher und wohin; die Gottlosen haben die Asyle mit ihrem Gelde begründet — aber was will das alles sagen gegen die Frommen im Herrn, denen es gelungen ist, die Anstalten für Cichorien-Propaganda und Glaubensverbreitung in der Chausseestraße und Invalidenstraße zu kreiren."

Wir fragen: ist es erträglich, daß Judenblätter mitten in einem christlichen Volke in dieser Weise auftreten? — Wir haben es mit tiefem Schmerz über uns ergehen lassen, daß neulich der evangelische Betsaal des früheren Arbeitshauses am Alexanderplatz in eine Synagoge verwandelt worden ist, während Berlin die kirchenärmste Stadt der christlichen Welt ist! — Nun aber auch noch diese Verhöhnung der christlichen Humanitätsbestrebungen zu Gunsten unserer Arbeiterbevölkerung, das übersteigt denn doch alles Maß.

Was haben die Leute, welche diese Kaffeehäuser einrichten, den Judenblättern gethan, daß sie in dieser Weise sie öffentlich verhöhnen? Und diese Blätter beklagen sich auch noch über Judenhetze! Wir fragen: wo hat je ein christliches Blatt die Religions- und Humanitätsübung der Juden angegriffen? Aber wie lange schon verfolgt diese Judenpresse alle Lebensäußerungen der christlichen Kirche! Keine Synode, keine Kirchengemeinderathswahl, keine Pfarrbesetzung, keine kirchliche Versammlung lassen sie vorüber gehen, ohne ihre giftigen Bemerkungen darüber zu machen. Alle Werke christlicher Barmherzigkeit, alle Diakonissenhäuser, Rettungshäuser für sittlich verwahrloste Kinder, Herbergen zur Heimath für unsere Handwerksgesellen und Marthahöfe für arbeitslose Dienstmädchen haben durch die Spießruthen der jüdischen Presse laufen müssen. Sobald irgend ein derartiges Werk auftaucht, wie jetzt die Einrichtung der Kaffeehäuser, sofort fällt die Judenpresse darüber her, um es in der öffentlichen Meinung schlecht zu machen. Muß da nicht bei dem Volke, welches solche Blätter liest, alles christliche Bewußtsein ertödtet werden, wenn es stets alle Lebensäußerungen der Kirche und des

christlichen Volkslebens von der General-Synode (man denke nur, wie die Judenpresse über diese höhnte!) bis herab zur Errichtung der Kaffeehäuser in den Fratzen und lächerlichen Zerrbildern der Judenpresse sieht? Und das sollen wir alles ruhig hinnehmen, sollen zusehen, wie diese Presse unser Volk religiös und damit auch sittlich ruinirt, es gar als Kulturfortschritt preisen, wenn Juden als Richter unserm Volk den Eid abnehmen und die Lehrer seiner Kinder in den Schulen sind, sollen es als Hebung des Nationalwohlstandes loben, wenn jüdische Bankiers jährlich Millionen verdienen, wenn jüdische Schacherer und Magazinhalter reiche Leute werden und in den Städten Laden bei Laden und Haus bei Haus reihen, während unser deutsches christliches Volk verarmt?! Und wenn wir auf diese Thatsachen und Gefahren, welche dieselben für die höchsten geistigen, wie die materiellen Güter und den ganzen Bestand unseres Volkes haben, hinweisen, so soll das Judenhetze sein? Und man hat sogar den Muth, den Schutz des deutschen Kaisers gegen dieses Eintreten für den sittlichen, wie wirthschaftlichen Wohlstand des deutschen Volkes gegenüber jüdischem Uebermuth anzurufen! — Ja, wir fragen — sind das einer großen christlichen Nation würdige Zustände? Sieht das nicht einer Judenknechtschaft auf's Haar ähnlich — wenn wir im eigenen Vaterlande nicht mehr unsere heiligsten Güter gegen frevelhafte Angriffe vertheidigen dürfen? Mag immerhin die liberale deutsche Presse unter dieses Joch gehen: unser deutsches und christliches Bewußtsein bäumt sich dagegen auf; wir sagen: Deutschland gehört den Deutschen und nicht den Juden!

„Reichsbote".

Aus Wiesenfeld (Unterfranken) wird eine sehr erregte Stimmung gegen die dortigen Israeliten berichtet. Es soll wiederholt zu Ruhestörungen wie thätlichen Mißhandlungen gekommen sein. „Südd. Presse."

Vermischtes.

Wie ein Jude in die Falle ging. Ein tragikomisches Abenteuer eines unlängst getauften reichen Juden bildet in München zur Zeit den Gegenstand des eifrigsten Stadtgespräches. Der Jude heißt Seligmann oder hieß bis vor Kurzem so und war für die hübsche Tochter des Königl. Hoftheater-Intendanten Frhn. v. Perfall, Feuer und Flamme. Um zu dem heiß ersehnten Ziele zu gelangen, was thut der Jude? Er „bekehrt" sich und empfängt wirklich vom Bischof von Passau die hl. Taufe, während er gleichzeitig mit königl. Genehmigung seinen jüdischen Namen Seligmann in den eines Herrn von Falkenberg umändert. Der „Baron" blieb natürlich vorbehalten. Bis hierher war Alles in bester Ordnung und der Hochzeitstag in nahe Aussicht genommen. Da kam plötzlich ein unerwartetes Hinderniß. Der neue Herr von Falkenberg konnte die Passionen des früheren Seligmann nicht lassen, sondern vergnügte sich in Abwesenheit des jüdischen Gemahls Wassermann mit dessen Ehehälfte in ungenirtester Weise. Aber siehe da, die Köchin macht die „Verrätherin" und erstattet dem heimgekehrten Gemahl Wassermann genauesten Bericht über die Aufführung seiner Frau und die freien Anschauungen des früheren Glaubensgenossen Seligmann, nunmehrigen Herrn von Falkenberg und Schwiegersohn in spe des Königl. Hoftheater-Intendanten Frhrn. v. Perfall. Die nächste Folge ist eine derbe Durchprügelung des früheren Seligmann durch den Wassermann, und zwar am hellen Tage und auf offener Straße. Hierauf folgt die Anzeige des Vorfalles an den Schwiegerpapa, die Rückgängigmachung der Vermählung durch die Familie Perfall und ein drohender Ehescheidungsprozeß. Alles, wie Sie sehen, sehr pikant und interessant, sowie recht bezeichnend für den Juden Seligmann genannt von Falkenberg. Um aber die Geschichte geheim zu halten, machen ein Banquier und ein Advokat einen Rundgang durch die Stadt und beschwören sämmtliche Journalisten, zum Theil mit klingender Münze, ein Einsehen zu haben und das Abenteuer des verflossenen Juden Seligmann nicht an die große Glocke zu hängen. Ganz München lacht über die Geschichte und wünscht der jungen Baronesse v. Perfall aufrichtig Glück, daß sie nicht das Opfer jüdischer Raffinirtheit geworden ist.

Oberammergau. In einer Berliner protestantischen Vorstadtkirche sprach, wie wir der „Germania“ entnehmen, am Sonntag der protestantische Pastor über das Oberammergauer Passionsspiel. Der Prediger hatte seinen Urlaub in Gastein zugebracht, von wo aus er auch das Oberammergauer Passionsspiel besuchte. Er knüpfte an den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus — in Ewigkeit! Amen!“ der ihm dort fort und fort entgegengetönt, an und sprach in beredten Worten es aus, wie tief ihn derselbe stets ergriffen habe. „Mögen diese erhebenden Worte auch fortan unser Gruß an dieser Stätte sein!“ Uebergehend zu dem Passionsspiele, entwarf der Redner ein großartiges Bild sowohl des Spieles selbst, wie des massenhaften Andranges der Zuschauer; es zeige sich hier, daß Christus noch eine Macht, ja eine Großmacht sei, der auch heute noch wie im Laufe von fast zweitausend Jahren in alter Kraft die Gemüther bewege und an sich ziehe. Denn unstreitig seien es nicht die Darsteller allein, die Oberammergau gleichsam zum Wallfahrtsorte machten, sondern die ewig junge Macht des Christenthums, welche hier ihre Triumphe feiere. Mitglieder aller Confessionen und Völker der Erde sähen hier vor ihren Augen sich entrollen die Bilder des Alten Testamentes und ihnen entsprechend dann die Darstellung der Leidensgeschichte des Herrn in vollendeter Schönheit und Weihe. Von überwältigendem Eindruck seien die Worte vom Kreuze gesprochen, und doch sei der Darsteller nur einfacher Holzschnitzer, zu dem Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Fürst und Bürger, Gebildete und Ungebildete mit Andacht emporschauten als dem Abbilde des Erlösers. „Nicht“, schloß Redner diesen Theil seiner Predigt, „um irgend Jemand zu verletzen, sondern nur, um die Thatsache zu verwerthen, muß ich hervorheben, daß, möge man auf Reisen hinkommen, wohin man wolle, man stets das jüdische Element stark vertreten finde — hier aber in Oberammergau, sehe man keinen Juden — es sei eben das Rendez-vous der Christen; hier schrumpfen die Gegensätze der Confessionen fast zu einem Nichts zusammen, und hoffnungsvoll und gläubig sehe ich der Erfüllung der Verheißung entgegen: „Es wird sein ein Hirt und eine Heerde.“

Literarische Beiträge für die „Deutsche Wacht“ bitten wir zu adressiren: An die Redaction der „Deutschen Wacht“, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.

Die Redaction.

Redaktion und Verlag: Otto Hentze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Babing, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Abonnements-Einladung.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt der zweite Jahrgang der Deutschen Wacht. Die Aufnahme, die das Unternehmen seither gefunden hat, beweist uns, daß das Bedürfniß nach nationaler Kräftigung in allen politischen und gesellschaftlichen Kreisen gleichmäßig vorhanden ist. Der Partikularismus hat auf der einen Seite zu Falle gebracht, was dem Kosmopolitismus auf der anderen Seite zu fällen noch nicht möglich war. Die Gemeinsamkeit des Denkens, Fühlens und Wollens, welche allein die Gesellschaft zusammenzuhalten im Stande ist, hat der Interessenwirthschaft weichen müssen, und die fortgesetzte Theilung der Parteien führt uns zu dem Abgrunde, in welchem die nationale Einheit bald gänzlich zersplittern und zerschellen wird.

Die wesentlichste Ursache zur nationalen Zersetzung ist die Goldgier des Semiten. In wenigen Jahren ist es ihm gelungen, den materiellen Reichthum Deutschlands an sich zu reißen und Millionen müssen jetzt unter dem unsittlichen und verbrecherischen Joche des Juden seufzen. Das ehrliche und glückliche deutsche Handwerk ist durch den Juden ruinirt, der Vertrieb der Waaren gilt mehr als ihre Herstellung; im Handel aber hat die Treue aufgehört und der Credit ist vollständig erschüttert! — Die „schlechte Presse" nimmt für das Judenthum allerdings eine höhere Intelligenz in Anspruch, doch auf ihr gründet sich viel weniger die Herrschaft des Judenthums, als vielmehr auf der Fähigkeit: das Zuchthaus beständig mit dem Aermel zu streifen. Dieses weite Gewissen basirt auf der alttestamentarischen Moral und bildet einen harten Gegensatz zum Christenthum und also auch zum Deutschthum.

Der Kampf um's Dasein zwingt den Deutschen, seine nationalen Anlagen zu verleugnen und sich dem Materialismus offen in die Arme zu werfen. So muß sich der Patriotismus dem Kosmopolitismus unterordnen und der deutsche Idealismus dem Materialismus weichen. Das moderne Judenthum aber ist der verkörperte Materialismus und Kosmopolitismus — somit der erste und hauptsächlichste Feind eines nationalen Deutschthums.

Die Fluth der neueren Gesetzgebung hat dem Vaterlande die Sicherheit nicht gebracht, welcher es bedurfte, sondern die letzten Spuren altehrwürdiger Dämme gänzlich beseitigen und die Corruption auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vervollständigen helfen. Die Autorität der Gesetze ist untergraben, die Achtung vor ihnen geschwunden, Sitte und Moral verwildert.

Wenn wir auf diesen Gebieten für eine nothwendige und heilsame Reaction plaidiren, so wolle man derselben nur das Bestreben unterlegen, eine sociale Wiedergeburt unserer Nation zu bewirken.

Wir glauben hierzu auf die Unterstützung aller deutschen Patrioten rechnen zu können und in diesem Sinne an dieselben die dringende Bitte richten zu dürfen, unserem Organ zur erwünschten und nothwendigen Verbreitung geneigtest verhelfen zu wollen.

Probehefte und Subscriptionslisten stellt die Verlagshandlung gratis und portofrei zur Verfügung. Vierteljährlich erscheinen 6 Hefte zum Abonnementspreise von 3 Mark.

Abonnements nehmen alle Postämter, Buchhandlungen und die Verlagshandlung entgegen.

Redaction und Verlagshandlung
der „Deutsche Wacht."

Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Jechmann

2. Jahrgang Heft 2.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Unsere Jugend.
Die Reform unserer Creditverhältnisse durch Waarennoten.
Vom deutschen Theater. II.
Kleinere Aufsätze: Historische Actenstücke. II. — Ein jüdischer „Practiker".

Berlin NO., 1880.
Otto Hentze's Verlag.
15 Friedenstraße.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Die Deutsche Wacht.

15. October 1880.

Unsere Jugend.

„Jugend hat keine Tugend: das ist das ewige Lied des Alters", wird man sagen, „welches die Jugend nicht mehr versteht und deshalb kein Recht hat, über dieselbe zu urtheilen. Daß die Menschheit ununterbrochen fortschreitet ist unzweifelhaft und es beweist, daß immer die Jugend klüger und besser gewesen sei, als das Alter."

Diese Meinung ist jetzt so allgemein, daß sie jede etwa abfällige Aeußerung über unsere liebe Jugend einschüchtert und fast als Blasphemie erscheinen läßt und dennoch wird sie nicht einmal durch die Thatsache, auf welche man sich beruft, unterstützt. Wenn wir von „unserer" Jugend sprechen, so ist damit zunächst nicht die Jugend der Menschheit gemeint, sondern nur der Nachwuchs derjenigen Menschengruppe, welche sich Deutsche nennt und die nur einen sehr kleinen Bruchtheil der ganzen Menschheit ausmacht, deren allgemeiner Fortschritt nicht allein von den Deutschen abhängt. Dann aber zerfällt dieser Fortschritt in zweierlei Arten, und wenn die Menschen klüger werden, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie zugleich besser seien.

Man kann den Beruf der Menschheit im Allgemeinen als den Kampf des Menschengeistes mit der Natur bezeichnen, auf der einen Seite gegen die Materie nach außen, auf der anderen gegen die eigene thierische Anlage nach innen gerichtet. Die Erfolge in dem äußeren Kampfe fallen mehr in die Augen, und sie sind es, auf welche sich diejenigen berufen, welche einen ununterbrochenen Fortschritt behaupten und

diesen der Jugend zum Verdienste anrechnen — und letzteres dabei überschätzen. Diese Erfolge hängen von Kenntnissen ab, welche nur die Erfahrung verleihen kann und jede Generation vermehrt den Schatz menschlicher Beobachtung und das Erbtheil der Nachkommen an Wissen. Der breite Strom menschlichen Denkens, welcher durch die Geschichte der Menschheit fließt, trägt jede einzelne Generation nur eine kurze Strecke und es ist natürlich, daß die später in denselben Eintretenden ihn breiter finden und weiter von ihm geführt werden, als ihre Vorfahren; auch sind alle Interessen der Menschen, sowohl geistige als thierische, bei dem Kampf gegen die Materie betheiligt und dieser schwankt deshalb niemals rückwärts. Allein die Unterjochung der eigenen Natur unter das Sittengesetz — oder um es richtiger auszudrücken — die Entwickelung der eigenen Anlage nach dem letzteren widerstrebt oft den thierischen Trieben und wird um so schwieriger, je mehr Erfolge auf der materiellen Seite diese Triebe anregen und stärken. Hier ist also ein Rückschritt nicht nur möglich, sondern von der Geschichte fast als regelmäßige Kehrseite des materiellen Fortschrittes verzeichnet und man muß deshalb zwischen dem Kampfe der Wissenschaft und dem der Gesittung unterscheiden und darf ihre Erfolge nicht verwechseln oder sich durch den Glanz der ersteren über das Ausbleiben der letzteren verblenden lassen. Es läßt sich nicht einmal behaupten, daß das Eine durch das Andere in gewissem Maße ausgeglichen werde, und daß wir uns mit vermehrtem Wohlleben über schwächere Sittlichkeit trösten müßten. Der geistigen Natur des Menschen ist die letztere ein eben solches Bedürfniß, als der thierischen die materiellen Genüsse und Zufriedenheit bei der Störung des idealen Gleichgewichts wird unmöglich, weil auch jeder sinnliche Genuß nur ein wahrer ist, insofern er sich zu einem geistigen gestaltet.

Für das Fortbestehen eines Volkes ist die sittliche Erziehung fast noch nothwendiger, als seine Theilnahme an den materiellen Fortschritten der Menschheit, denn ohne sie schwindet jene nationale Tüchtigkeit, welche allein den Völkern das Recht zu leben verleiht und ohne welche sie erfahrungsmäßig zu Grunde gehen. Die Römer unter Numa lebten gewiß einfacher als die Römer des späteren Kaiserreiches, aber ihre Nachkommen eroberten die Welt, während die Letzteren, in Materialismus versunken, der Verwesung anheimfielen.

Wenn wir in dem Nachstehenden mit nicht ungetrübter Bewunderung von unserer Jugend reden, so haben wir hauptsächlich diesen Punkt im Auge, während wir nicht bestreiten wollen, daß ein Student von heute wahrscheinlich mit fortgeschritteneren Kenntnissen die Universität verlasse,

als zu unserer Zeit — mit Ausnahme vielleicht von Juristen und Theologen, wenn wir nach der jetzt von den Ersteren verübten Gesetzgebung und dem Verfall der evangelischen Kirche unter den Händen der Letzteren urtheilen dürfen. Denn bei einer richtigen und wissenschaftlichen Auffassung des Naturrechtes und des Wesens der Religion hätte ein Gesetz vom 3. Juli 1869, welches die letztere aus dem Staate streicht, nicht vorgeschlagen werden und gegenüber einer lebendigen Kirche niemals zu Stande kommen können.

Indem wir aber unsern Tadel hauptsächlich nach der sittlichen Seite richten werden, sind wir auch gleich bereit, unserer Jugend mildernde Umstände zu bewilligen, weil wir unsere eigene Schuld an den Resultaten unserer Erziehung nicht abläugnen können und was wir schreiben ist deshalb in der Hauptsache eine Selbstanklage. Was wir tadeln, sind auch unsere eigenen Fehler, welche uns nur in ihrer weiteren Entwickelung an der Jugend mehr in die Augen fallen und wenn wir klagen, daß unsere Jugend an Materialismus und Respectlosigkeit und in Folge dessen an Rohheit leide, so sind wir es gewesen, die Alles gethan haben, um die idealen Bestrebungen in ihr zu unterdrücken: namentlich in den gebildeten Schichten, welche dem Volksleben den Weg zeigen. Sowie das Kind in die Welt tritt, werden solche Einflüsse wirksam und sobald es denken lernt, erblickt es sich als Träger der Eitelkeit und der Affectation. Der kleine Engel ist so hübsch und schon so klug und hat seinen eigenen Willen, um den sich Alles dreht ohne Rücksicht auf den Schaden, welchen sein Charakter dabei leidet. Sind sie größer, so steckt man die Kinder in eine Bekleidung, welche jede Freiheit der Bewegung beschränkt, aber die Blicke der Vorübergehenden auf sich zieht und dadurch die kindliche Unbefangenheit stört und die Eitelkeit weckt. Man setzt sie mit nackten Beinen und Armen den Einflüssen unseres Klimas aus, welche sich dann später in einem kränkelnden Leben geltend machen, aber die schamlose Mutter freut sich, daß ihre Tochter sich der natürlichen Schämigkeit ebenfalls entwöhnt.

Dann kommt die aufgeklärte Erziehung. Verabreicht man einem Jungen, der sich unbequem macht, ohne alle Erläuterung einen Jagdhieb, so begreift er, daß es, abgesehen von allen Rechtsfragen, nützlich sei, sich richtig zu benehmen und leitet aus seinen Erfahrungen eine durch die Praxis geprüfte Theorie ab. Hat er unschuldig Prügel bekommen, so ist das um so nützlicher, denn um so mehr wird er sich der Autorität beugen lernen und seinen Scharfsinn zum Verständniß des Vorganges anstrengen und später im Leben nicht von dem Schicksal überrascht werden,

welches seine Schläge auch nicht nach offenbarer Gerechtigkeit austheilt. Läßt man aber der Strafe eine ausführliche Darlegung des Rechtsverhältnisses vorhergehen, so fordert man die Kritik und den Widerspruch des Kindes heraus und bringt sich um den Respekt, wie ja an der Art zu sehen ist, in welcher in und außer dem Hause die Alten von den Jungen jetzt behandelt werden. Bogumil Goltz erzählt, daß einst der von ihm nachträglich geführte Beweis seiner Unschuld den Vater zu einer neuen, noch ausgiebigeren Tracht Prügel veranlaßt habe, um den ungünstigen Eindruck des Rechthabens zu verwischen. — Das war freilich in guter, alter Zeit; aber noch heute wird Jedermann die Erfahrung machen, daß in kindergesegneten Häusern mit aufgeklärter Gerechtigkeit trotz ewigen Ermahnens und Scheltens die Rangen unerträglich sind, während Kinder, denen auch nur wenige Male in ihrem Leben ein unerläuterter und eindringlicher Stock begegnet ist, selten lästig fallen. Daß man mit Kindern sich nicht auf das Raisonniren legen dürfe, hätte man nützlicher aus dem Rousseau'schen Emil lernen können, als manchen anderen Unfug, den man demselben entnommen. Eine aufgeklärte Brutalität giebt die beste Erziehung, wie ein aufgeklärter Despotismus die beste Regierung, und es nicht zufällig, daß die meisten außerordentlichen Menschen durch große Widerwärtigkeiten sich haben durcharbeiten müssen, sondern diese Noth war die Vorbedingung ihrer Entwickelung. Ohne den Stock Friedrich Wilhelm's I. würde kaum ein Friedrich der Große erwachsen sein und ohne den aufgeklärten Despotismus der früheren Regierungen würden wir den jetzigen unaufgeklärten Despotismus der Majoritäten, welchen wir Freiheit nennen, nicht so lange haben ausstehen können. Die russische Militairmusik war sonst berühmt, aber das Musikkorps wurde ganz nach dem Zufall und ohne Rücksicht auf musikalische Fertigkeit zusammengesetzt. Für den falschen Ton setzte es einfach einen Hieb und in wunderbarer Weise übertrug sich die Empfindlichkeit von dem Rücken auf das Ohr und weckte der Stock die schlummernden Talente.

Mit der Schulzeit wächst das Uebel. Man besucht ein befreundetes Haus und findet die ganze Familie verstört. Willy hat die Schule geschwänzt und dafür einen Tadel nach Hause gebracht. Das Schwänzen der Schule ist die berechtigte Reaction der Natur des Jungen und die Ausgleichung hat die Natur auch in dem Haselstocke mit freigebiger Hand zur Verfügung gestellt, mittelst dessen die Sache auf natürliche Weise abgethan würde. Statt dessen wird dem Bengel in dem sichtbaren Kummer des Hauses die Genugthuung verschafft, daß er die Sonne sei, um welche

sich die elterliche Welt drehe und von welcher für diese Heiterkeit oder Regen abhänge.

Oder Willy ist so nervös — was man sonst faul nannte — und er muß einen Hauslehrer haben, um ihm die Arbeiten zu erleichtern, welcher ihn nun von eigenem Denken und dem Zwange der Pflicht noch mehr entwöhnt. — Kommt aber Ostern heran, ohne daß Willy endlich versetzt worden wäre, dann bricht allgemeine Familientrauer aus und die Eltern entsagen ihrer Sommerreise, um die Studien des hoffnungsvollen Sprößlings während der Ferien selbst überwachen zu können. Sonst sagte der Vater einfach: „Wenn Du nicht versetzt wirst, lasse ich Dich Schuster werden" und der Junge hatte so eine Ahnung, daß der Vater allenfalls Ernst machen könnte. Die häusliche Erziehung, wie sie jetzt verübt wird, müßte zu noch schlimmeren Resultaten führen, wenn die Kinder unter sich nicht ein natürliches Correctiv anwendeten und in dieser Beziehung die Jugend nicht wirklich klüger wäre als die Alten. Glücklicherweise prügeln die Jungen unter einander sich zurecht ohne Rücksicht auf Nerven und Gerechtigkeit und man muß nur bedauern, daß die nothwendige Schuldisciplin diesem nützlichen Erziehungsmittel nicht mehr Spielraum gewähren kann. Ueberhaupt sind wir in dieser Beziehung zu weichlich. Wenn Jungen sich auf der Straße prügeln, so schreiten sofort Friedensstifter und Schiedsrichter ein, während sich in England ein Kreis bildet, um die Fechtenden vor Störungen zu bewahren und sie zum Kampfe anzufeuern, und daraus entwickelt sich, was die Engländer pluck nennen, der unverzagte Muth und die Gewohnheit, selbst für sich einstehen zu müssen, welche der Gefahr gegenüber die kühle Besonnenheit erhält.

Man muß eingestehen, daß in unseren Schulen die Kunst des Unterrichtens große Fortschritte gemacht habe. Man hat richtigere Wege zu dem Verständniß des Kindes gefunden und das Interesse desselben besser zu erwecken und zu fesseln gelernt, was viele Mängel der häuslichen Erziehung ausgleicht und dem Schüler das Lernen erleichtert, so daß er jetzt in derselben Zeit mehr Kenntniß erwirbt, als früher. Aber Kennen und Wissen ist zweierlei und ob er schließlich mehr wisse, ist uns fraglich, denn es scheint uns fast, als ob die Schule einen großen Theil ihres erziehlichen Einflusses verloren habe. Es ist dies die Folge des Strebens, dem Schüler practische Kenntnisse aus der Schule mitzugeben und der vermeintlichen Nothwendigkeit, von den jetzt die Welt beherrschenden Naturwissenschaften Notiz zu nehmen, wobei man den ursprünglichen Zweck und die nothwendigen Grenzen der Schule überschreitet. Die all-

gemeine Schule soll den Geist bilden und den Charakter erziehen, indem sie das Lernen lehrt und das Gewissen beim Wissen erweckt. Dazu könnte sie jede Wissenschaft benutzen unter der Bedingung, daß sie den Schüler vollständig in dieselbe einführte: aber am zweckmäßigsten sind die alten Sprachen, weil sie dem Geist des Kindes am meisten entsprechen und keiner Vorbildung bedürfen. Das Kind erfreut sich an der sprachlichen Form und der Uebung seines Geistes, welche dieselbe in ihren Entwickelungen gestattet, wie es sich der Turnübungen freut. Die lateinische Sprache mit ihrer klaren und strengen Grammatik ist das beste Erziehungsmittel zu deutlichem, gründlichem und richtigem Denken und wer ganz in dieselbe eingedrungen ist, ist zu jedem anderen Lernen vorbereitet und geübt. Zugleich bildet die alte Literatur den Geschmack und den Charakter. Man will nun den Unterricht der alten Sprachen zum Besten der sogenannten Realien beschränken und ihn mehr cursorisch einrichten. Die Schüler sollen jetzt lateinisch und griechisch lernen, wie man französisch in einer Conversationsstunde lernt, um daneben Zeit für die Naturwissenschaften zu gewinnen. Aber damit hat man den alten Sprachen den besten Theil ihres Nutzens genommen, denn ob Jemand oberflächlich lateinisch lese, hat wenig Werth, wenn er nicht mit der lateinischen Sprache zugleich die Uebung und das Streben erworben hat, etwas gründlich zu lernen und zu wissen. Die einzelnen Kenntnisse aber, welche dem Schüler aus den Naturwissenschaften dargeboten werden, bleiben gänzlich ohne Zusammenhang und üben höchstens die demoralisirende Wirkung der oberflächlichen Vielwisserei. Die Engländer, welche sich doch in dem practischen Leben auszeichnen, beschränken ihre Schulen möglichst auf bildenden Unterricht und überlassen die practischen Kenntnisse den späteren Fachstudien. Ein berühmter Chemiker eröffnete seine Vorlesungen in der Regel mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß seine Zuhörer vor der Universität sich nicht mit Naturwissenschaften befaßt haben. Der Ausdruck seiner größten Mißachtung war: „ein elender Apotheker“ — was kann aber unsere jetzige Realbildung Anderes hervorbringen, als Apotheker, diese Amphibien zwischen dem Gelehrten und dem Gewürzkrämer? Und in der That liegen die Früchte vor Jedermanns Augen in unserem ganzen öffentlichen Leben: — Alles Apothekerwesen!

Auch die Naturwissenschaften selbst scheinen von dieser Behandlung nicht besonderen Vortheil zu ziehen. Epochemachende Entdeckungen sind freilich in denselben überhaupt nicht häufig, aber seit der Erfindung der Spectralanalyse ist trotz des ungeheuren Heeres, welches jetzt der Materie

wissenschaftlich zu Leibe geht, ein langer Zeitraum verstrichen. Was uns jetzt im gewöhnlichen Leben als ein besonderer Fortschritt der Naturwissenschaften erscheint, ist nur die practische Anwendung längst in der Wissenschaft bekannter Thatsachen, eine Anwendung, welche nur auf dem Wege des Versuches und der Erfahrung fortschreiten kann und jetzt in der entwickelten Industrie bessere Hülfsmittel findet als früher. Wir leugnen nicht den Segen dieses Fortschrittes, aber er kommt nicht aus dem Laboratorium des Gelehrten, sondern aus der Werkstatt des Technikers.

Plato läßt den Kephalos aus Klazomenae den Pferdehändler Antiphon in Athen aufsuchen, welchen er gerade trifft im Begriff, dem Schmied einen Zaum zur Ausbesserung zu übergeben, um sich das bekannte Gespräch zwischen Sokrates, Zeno und Parmenides über das Verhältniß der Begriffe zu den Dingen recitiren zu lassen, welches Antiphon als heranwachsender Knabe mit angehört und sich eingeprägt hatte. Wir wissen nicht, ob dieser Pferdehändler sich auch auf Geldgeschäfte verstanden habe und Commerzienrath geworden sei, wie der jüdische Pferdehändler in Berlin, der den Sokrates nicht auswendig gelernt hat, aber aus solcher Jugendbildung gingen Sophokles und Euripides, Phidias und Praxiteles hervor, deren Werke die Bewunderung der Welt erregten, während wir den Jammer der Klageweiber um die Standbilder von Schiller und Goethe theilen und in unserem ersten Theater uns den Ekel einer jüdischen Gräfin Lea zumuthen lassen müssen. Auch der Sinn für Schönheit entwickelt sich nur aus einer harmonischen Bildung des Geistes, welchen nicht Kenntnisse, sondern Wissen veredeln.

Wenn wir nach äußerlichen Erscheinungen urtheilen dürfen, so hat bereits das Vielwissen in der Jugend das Streben nach wirklichem Wissen geschädigt. Es werden jetzt von dem Arzt mehr Kenntnisse verlangt als vor 40 oder 50 Jahren, denn seine eigene Wissenschaft ist gewachsen und sein Gesichtskreis soll sich nicht allein über die eigentlich medicinischen Disciplinen, sondern auch über Chemie, Physik und Botanik erstrecken, deren Material selbst in das Ungeheure angeschwollen ist und fast die Kräfte des einzelnen Menschen übersteigt. Aber während man früher in den Kneipen nur Juristen und Theologen, niemals aber Studirende der Natur- oder anderen Wissenschaften antraf, weil diese den häuslichen Fleiß nicht entbehren konnten, finden jetzt die letzteren tägliche Muße, bei dem gemüthlichen Seidel ihre Skatpartie bis tief in die Nacht fortzusetzen, mit welcher sie vielleicht schon zu Mittag angefangen haben. Nun ist es zwar bei der Thierzucht möglich, innerhalb eines mäßigen

Zeitraumes eine wesentlich bessere Race hervorzubringen, bei Menschen aber kann die Zuchtwahl nicht so zweckmäßig ausgeübt werden und es spricht daher keine Vermuthung dafür, daß die jetzige Generation so viel besser als die frühere veranlagt sei, um neben der Aneignung umfassender Kenntnisse noch ein Drittel ihrer wachen Zeit für Bier und Skat übrig zu haben. Und in der That scheint die Lösung des Räthsels in der Art zu liegen, wie diese Kenntnisse erworben werden — nämlich mit dem Gedächtnisse und nicht mit dem Verstande. Wie der Spießbürger aus dem Leitartikel ein Staatsmann wird, auf ähnliche Weise wird der Student ein Gelehrter und es liegt bei der Unmasse von populär-wissenschaftlichen Zeitschriften und Büchern nur an dem Droschkenkutscher, auch ein solcher zu werden.

So ist es möglich geworden, daß das amerikanische Tischrücken, der Spiritualismus und Hypnotismus, die Leipziger transcendentale Physik und Seelenriecherei Eingang in die Wissenschaft gefunden haben, und daß es längerer Zeit bedurfte, die Entdeckung des Zusammengesetztseins der bisher für einfach gehaltenen Stoffe auf die Unreinlichkeit des Entdeckers zurückzuführen, während das philosophische Bedürfniß sich an Speculationen über die vierte Dimension des Raumes und den Kreuzungspunkt paralleler Linien befriedigt. —

Schädigt die Einführung der Naturwissenschaft in die höheren Schulen den wissenschaftlichen Sinn der Schüler, so beeinträchtigt sie noch wesentlicher den Zweck der Volksschule und namentlich der ländlichen, welcher die Einwirkung auf ihre Schüler nur knapp zugemessen ist, während die Letzteren in der Regel ihren Bildungsgang mit derselben abschließen. Was die ländliche Volksschule den Schülern bieten darf, muß sich auf das Nothwendige beschränken, damit dieses sicher erreicht werde. Dahin gehören auf der einen Seite Lesen und Schreiben, mit welchem sich zugleich der Unterricht in der Muttersprache verbindet, ferner Rechnen und etwas nothdürftige Geographie und Geschichte. Auf der anderen Seite soll sie die Erziehung ersetzen, welche meist in dem elterlichen Hause fehlt und wenn sie irgendwo hinter ihrer Aufgabe zurückbleiben muß, so geschieht dies besser auf der lehrenden als auf der erziehenden Seite. Friedrich der Große besetzte deshalb die Schullehrerstellen mit alten Unteroffizieren, welche zwar nicht durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, aber in Bezug auf ihr erziehliches Talent erprobt waren und die voraussetzen ließen, daß sie ihre Schüler an Ordnung, Pünktlichkeit, Gehorsam und Pflichterfüllung gewöhnen würden. Es mag sein, daß sie zu der Orthographie nicht immer in geordnetem Verhältniß standen, aber Friedrich

selbst stand mit dieser zeitlebens in offenem Zerwürfniß, ohne großen Schaden davon zu erleiden. Vielleicht konnte der Unteroffizier die ellyptische Bahn der Erde nicht richtig entwickeln, aber Tausende von Generationen hatten die aufgehende Sonne von ihrer, wie sie annahmen, feststehenden Erde aus begrüßt und doch ihren Platz in der Menschheit ausgefüllt und ein zufriedenes Leben geführt — während dies Niemandem gelungen war ohne die Eigenschaften, welche der Unteroffizier vorzugsweise beibringen konnte.

In Stelle dieses setzt man nun den zum Schulmeister erzogenen Seminaristen ein. Der Mann hat eine vielseitige Bildung; er versteht sich auf Physik und Chemie, Astronomie, Botanik und Mineralogie und hält die ihm beigebrachten Brocken für wirkliche Wissenschaft. In der Literatur ist er bewandert und ebenso in der Philosophie: kurz, er fühlt, daß er die Schöpfung begrifflich beherrsche. Aber von dieser Herrschaft fallen nur jährlich 400 Mark für ihn ab nebst der Nothwendigkeit, kleinen Kindern mit schmutzigen Händen und schmutzigen Nasen das Abc abzufragen, während seine aufgeklärten Gedanken über Religion es ihm zweifelhaft machen, ob im Jenseits ein besserer Tisch für ihn gedeckt sein werde. Die natürliche Folge ist das Gefühl, himmelschreiendes Unrecht zu erleiden und man kann nicht glauben, daß ihn diese Unzufriedenheit begeistern werde, seinen Zöglingen die Erfüllung der Pflichten ihrer Lage einzuprägen, während diese Pflichterfüllung ihn selbst so wenig befriedigt. Den Zwiespalt seines Lebens wird er unwillkürlich auf die Kinder übertragen und darin durch die unrichtige Aufgabe unterstützt werden, welche jetzt der Dorfschule gestellt wird. Soll diese wirklich nützen, so muß sie die Schüler zur Erfüllung ihres Berufs tüchtig, nicht aber mit ihrer Lebensstellung unzufrieden machen und das Letztere geschieht, wenn dem ländlichen Arbeiter Kenntnisse beigebracht werden, die er nicht brauchen kann, die seinen Geist weder bilden, noch den Kreis seiner Gedanken wirklich erweitern und nur Selbstüberschätzung und unerfüllbare Ansprüche hervorrufen, die jeden Genuß am Leben verkümmern. Man halte es nicht für Unrecht, so vielen Menschen weiteres Wissen vorzuenthalten, denn auch unser Wissen ist nur eine andere Stufe des Irrthums und kein Irrthum ist es werth, die Zufriedenheit des Gemüthes dafür aufzuopfern.

Wesentlich verstärkt sind die Uebelstände der Volksschule, seit es dem jüdischen Liberalismus mit Hülfe eines halbsemitischen Cultusministers gelungen ist, sie der Kirche und der Religion zu entziehen. Zwar hatte unsere evangelische Kirche schon lange nicht mehr verstanden, sich gehörig

geltend zu machen, aber auch der Wegfall ihrer nur schwachen Wirksamkeit ist zu bedauern gegenüber dem schädlichen Einflusse, welchen die Naturwissenschaften auf die unreifen Gemüther von Lehrern und Schülern ausüben. Die katholische Kirche dagegen hatte ihre Aufgabe immer erfüllt und sie allein nur ist, genau genommen, überhaupt eine Kirche, denn sie bietet einen festen, nicht aus willkürlicher Auslegung der Bibel, sondern aus der Eingebung des heiligen Geistes abgeleiteten Glaubensinhalt, welcher angenommen oder abgelehnt, nicht aber kritisirt oder abgeändert werden darf. Die katholische Kirche hatte deshalb einen viel durchgreifenderen Einfluß auf die Schule und auf die Sittlichkeit des Volkes, wie Jeder weiß, der in katholischen Gegenden gelebt hat und bei ihr ist der Schaden doppelt zu beklagen.

Es liegt in dem Menschen ein tiefes religiöses Bedürfniß, eine Naturreligion, ohne welche ihm auch die Aufnahme einer äußeren Offenbarung unmöglich sein würde. „Das, was man jetzt christliche Religion nennt," sagt kein Geringerer als der heilige Augustinus, „existirte schon bei den Alten und fehlte nie seit Anfang des menschlichen Geschlechtes, bis daß Christus im Fleisch erscheinen würde, von wo die wahre Religion, welche längst da war, anfing, die christliche genannt zu werden." Der Mensch kann die Welt nur als Schöpfung und diese nicht ohne Schöpfer denken, letzteren sich aber nur persönlich, allmächtig, allweise und — mit alleiniger Ausnahme der Juden, welche in dieser Beziehung eine sittliche Mißgeburt sind — als allgerecht vorstellen und ebenso ist der Gedanke an ein Fortleben nach dem Tode tief in dem menschlichen Gemüthe begründet.

Auch die fortgeschrittenste Wissenschaft wird nicht im Stande sein, diese Vorstellungen auszulöschen und immer bekennen müssen, daß diese Fragen jenseits ihrer Grenzen liegen, so daß es nur geringer Weisheit der evangelischen Kirche bedurft hätte, dem Kampfe auszuweichen und eine Stellung einzunehmen, in welcher sie vor jeder Kritik geschützt war. Wenn sie sich selbst nur auf das beschränkte, was unsere Evangelisten Christus in den Mund legten, so hatte sie dabei freie Hand, ihre Lehren verschieden einzukleiden, je nachdem sie sich an die Phantasie der Jugend, das Gefühl des Weibes oder das reifere Denken des Mannes wendete, ein Verfahren, dessen Ausführbarkeit Schleiermacher gezeigt hat. Eine unscheinbare Persönlichkeit, ohne frömmelndes Aufschlagen der Augen, ohne salbungsreichen Ton, ohne pathetische Geberden, zog er mehr Zuhörer an, als seine Kirche fassen konnte und während der Priester die Wittwe erbaute, sprach der Philosoph zu dem Gelehrten. Statt dessen hat unsere

Kirche es dahin gebracht, dem Volke die Religion zu verleiden, welche sie in unannehmbarer Umhüllung darbot und durchaus vergessen, daß sie sich in ganz anderer Lage befindet als die katholische, welche sich auf unzweifelhafte Autorität beruft. Hatte sie einmal den Glauben in den Verstand gestellt, so durfte sie diesen nicht verletzen und wie sie als eine Entwickelungsstufe des Christenthums aufgetreten war, so mußte sie der ferneren Entwickelung desselben folgen. Etwas weniger Dogma würde mehr Glauben gefunden haben und wenn in einer Stadt wie Berlin von einer Million evangelischer Einwohner kaum zwanzigtausend sonntäglich den Gottesdienst besuchen, so wird Niemand der Kirche glauben, daß die Schuld nicht an ihr liege. Während wir aber der Orthodoxie vorwerfen, daß sie das Glaubensbedürfniß des Menschen überbiete, wollen wir nicht dem trivialen Rationalismus das Wort reden, welcher dasselbe nicht begreift; denn wer in Christus nicht Gottes Sohn sieht, der kennt nicht den Gott im Herzen des Menschen. Wir beklagen den traurigen Erfolg Beider, daß sie die Menschen um ihre gemüthliche Befriedigung und ihren idealen Halt gebracht und das sittliche Fundament des Staates gefährdet haben.

Der Eklecticismus — zu Deutsch „Quacksalberthum" (auch Realpolitik) — welcher sich jetzt aller unserer Lebensverhältnisse: der Erziehung, Bildung, Wissenschaft und Politik bemächtigt hat, wirkt auf unsere Jugend natürlich am stärksten. Was der Dichter in der Weisheit des Alters sagt:

„An unseres himmlischen Vaters Tisch,
Da langt gut zu und bechert frisch;
Denn Gute und Böse sind abgespeist
Wenn es „ecce jacet Tibullus" heißt",

das faßt sie nun mit der Begehrlichkeit der Jugend auf, indem sie sich zugleich von jeder Rücksicht gegen den himmlischen Gastgeber dispensirt. In den unteren Schichten zeigt sich das in der wachsenden Zahl der jugendlichen Verbrecher und in der zunehmenden Roheit bei denselben. Mord und Todtschlag, Raub und Diebstahl werden Dem geläufig, dem die Stimme des Gewissens nur eine Kinderfrauenwarnung ist. Zuverlässige Pflichterfüllung ist aus der Mode gekommen und das Gebot: „im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen" zum allgemeinen Gespött geworden, denn nur um den Genuß geht es, gleichviel auf welche Weise er zu erlangen sei. Die Hunnen, welche in ihren Raubzügen das alte Deutschland verheerten, haben wir uns im eigenen Hause erzogen. In den besseren Klassen fehlt jedes ästhetische Bedürfniß

und jedes ideale Streben. Wir haben vorhin bemerkt, wie leicht die studirende Jugend sich ihre Aufgabe mache: bei der Jugend in practischen Berufsarten ist von einem Bemühen um Fortbildung durch eigene Studien oder ernste Lecture garnicht die Rede. Sie sind froh, nicht mehr zum Lernen gezwungen zu sein. Der Platz, wo man einen jungen Mann dieser Art außer den Geschäftsstunden am sichersten nicht trifft, ist der Platz hinter der Studierlampe, zuverlässig aber findet man ihn in der Kneipe oder an schlimmeren Orten. Auch ihn reizt der roheste Genuß am meisten und die Lebensweise der jungen Kaufleute, welchen es nicht an Mitteln fehlt, ist oft geradezu ekelerregend und läßt sich nur mit dem üblen Beispiel ihrer jüdischen Collegen entschuldigen. Wenn Prinz Heinz über das unbillige Verhältniß von Sect zu Brod auf der Fallstaff'schen Kneiprechnung erstaunt ist, was würde er erst sagen zu dem Verhältniß von Bier zu Bildung in dem Büdget des jungen Teutonen! Diese geistige Verrohung trägt wiederum dazu bei, die jungen Männer vorzugsweise in die Kneipe zu bannen, weil ihnen die Sitte der Häuslichkeit und der Familie unbequem ist und die jungen Mädchen angeln nach diesen schlecht beißenden Fischen mit Litteratur, Panzertaillen und Claviergymnastik vergebens, wenn sie nicht mit reelleren Werthen ihren Haken ködern können. Auch sonst wurden bei Verbindungen junger Leute die äußeren Verhältnisse in Betracht gezogen und vernünftigerweise geschah dies von Seiten der Aeltern immer, aber ein junger Mann hielt den Verdacht, nach Gelde zu heirathen, für einen Schimpf und hatte den Muth, seiner Braut das Antreten des gemeinschaftlichen Lebensweges in Zuversicht auf die eigene Kraft vorzuschlagen. Höchstens hütete er sich, eine Neigung zu fassen, wo die Verhältnisse einer Befriedigung derselben unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten. Heute fangen die jungen Leute ihre Liebe mit der Frage nach dem Gelde an und beide Geschlechter erörtern unter sich ganz offen, wer wohl werth sei, geheirathet zu werden und wer so viel werth sei, daß man ihn durchaus heirathen müsse. Daß das Leben lang sei und daß es schließlich für die Befriedigung in demselben doch mehr auf die gemüthliche und geistige Mitgabe, als auf die klingende ankomme, davon hat der gebildete Jüngling keine Ahnung, welcher sein geistiges Bedürfniß auf der Bierbank und sein gemüthliches bei der Schänkmamsell befriedigt. Wäre sonst ein junger Mann in zweideutiger Gesellschaft betroffen worden, so würde ihm das jedes anständige Haus verschlossen haben. Heute fährt er mit seiner .... spazieren, besucht Theater und andere öffentliche Orte mit ihr und grüßt dabei ganz unbefangen achtbare Leute, ohne etwas Anderes zu erregen, als ein neu-

gieriges Interesse. Es ist ein schlimmes Zeugniß, welches sich die Jugend und die Gesellschaft damit ausstellen: die Jugend durch ihre Schamlosigkeit, die Gesellschaft durch ihre Duldung derselben. Dergleichen könnte man wohl den Juden überlassen, von welchen Niemand verlangt, daß sie sich schämen.

Daß diese Uebelstände mehr in den höheren Schichten obwalten, als in den niederen, ist natürlich; wie schädlich sie aber im Allgemeinen wirken, ersieht man daraus, daß in den wohlhabenden Berliner Stadtbezirken über 70 pCt. der heirathsfähigen Männer zwischen 25 und 45 Jahren, in den ärmeren aber über 50 pCt. derselben unverheirathet sind. Wir wollen von unserer Jugend nicht die Auffassung Plato's verlangen, daß Mann und Weib nur zwei Theile des ganzen Menschen seien, und daß der vollkommene Mensch erst in ihrer Vereinigung sich darstelle, aber wir müssen doch in der vorzeitigen Ablösung von den natürlichen Illusionen ihres Alters ein Zeichen von Verderbniß erblicken, welche sich auch in der allgemeinen Blasirtheit ausdrückt. Vorlaut war die Jugend immer, denn das entspricht ihrer Natur, und daß ein junger Mann von zwanzig Jahren Alles weiß, entschuldigt sich durch die vielfältigere und lebhaftere Berührung, in welche er heut zu Tage mit der Welt tritt. Daß ihn aber Nichts mehr reizt und begeistert ist kläglich und die Wirkung der unrichtigen Schule und der zuchtlosen Lebensart.

Man hat das Mißverhältniß in der Eheschließung mit dem Luxus und den heutigen Ansprüchen der Frauen entschuldigen wollen, welche so vielen jungen Männern das Heirathen unmöglich machen, aber unseres Erachtens zum großen Theile mit Unrecht. Unsere weibliche Erziehung leidet allerdings an ähnlichen Fehlern, als die männliche, aber sie ist oberflächlicher und greift daher nicht so tief in die wirkliche Natur ein, welche auch bei dem Weibe mehr Widerstand leistet. Wir wollen dabei von denjenigen unglücklichen Wesen absehen, welche den Sündenfall in die Literatur erlitten haben, auch giebt es wohl sonst einzelne Auswüchse und Anlaß zu allgemeinen Klagen, wie denn die schiefen Verhältnisse, in welche das weibliche Geschlecht durch die Noth des Lebens jetzt gedrängt wird, nicht ohne üble Wirkung bleiben können; aber wenn wir den deutschen Frauen Gefallsucht vorwerfen, so dürfen wir nicht an die Französin und wenn Putzsucht, nicht an die Jüdin denken. Die deutsche Frau hat im Gegentheil von der Natur vielleicht zu wenig Gefallsucht erhalten, die innerhalb richtiger Grenzen eher eine Tugend als ein Laster ist und sie hat im Allgemeinen noch heute die schon von Tacitus an ihr gelobte Neigung, ihre ganze Welt in den Mann zu verlegen, in welchem

sie weniger den Mann als die Familie liebt. Wenn also das Verhältniß nicht von beiden Theilen als ein durchaus äußerliches eingegangen worden ist, so hängt es auf solcher Grundlage meistens nur von dem Manne ab, falls er ein wirklicher Mann ist, aus dem anscheinend putzsüchtigsten und verwöhntesten Mädchen eine verständige Frau zu machen, welche redlich und rechtschaffen ihren Theil an den Kämpfen des Lebens auf sich nimmt und bestrebt ist, den Pflichten ihrer Stellung zu genügen, und oft wird er es leise bedauern, daß soviel von der Gefallsucht vor den häuslichen Tugenden verschwindet. Wenn der Mann also diesen Vorwand für seine Furcht vor der Ehe anführt, so heißt das nur, daß er seiner eigenen Tüchtigkeit mißtraue oder seinen beschränkten Egoismus des Junggesellen nicht überwinden könne.

Daß nun unsere Jugend trotz alle der schädlichen Einflüsse nicht schon weiter heruntergekommen ist, haben wir zwei Factoren zu verdanken. Einmal ihrer eigenen, auf das Ideale gerichteten deutschen Natur, welche doch immer wieder durchschlägt und dann dem deutschen Heere, dieser Erziehungsanstalt zu Pflicht und Ehre, durch welche jeder junge Mann gehen muß, und wenn man dem deutschen Schullehrer die Erfolge von 1866 und 1870 zuschrieb, so war man den Dank eigentlich dem preußischen Offizier und Unteroffizier schuldig. Aber diesen beiden Factoren droht eine Gefahr, welche sich von Tag zu Tage vergrößert. Schon das bloße Beispiel der Juden hat in dem geschäftlichen Verkehr die unheilvollsten Wirkungen auf die Moral geübt, wie wird es erst werden, wenn sich dieselben der Verwaltung bemächtigt haben werden, wie sie sich bereits der Presse und mit Hülfe derselben der Gesetzgebung und der Rechtspflege bemächtigt haben, und wenn sie dann noch die Erziehung in der Schule und in sicherer, wenn auch vielleicht langsamer Folge, im Heere in die Hand bekommen? Der Jude ist die Verkörperung der unsittlichen Gewinnsucht und wenn schon jetzt das Wort „jüdisch", kaum noch wie früher, für uns der Ausdruck alles dessen ist, was wir für verwerflich halten, wie soll das Volk seine Seele retten, wenn es vor die Wahl gestellt wird, entweder jüdisch denken zu lernen oder umzukommen? Und selbst das Erstere würde vor dem Letzteren nicht einmal schützen, denn so wenig ein jüdischer Staat jemals lebensfähig gewesen ist, so sicher würde jüdische Denkungsart jedes andere Volk zu Grunde richten. Rettung können wir nur erwarten von einem gänzlichen Umschwung in dieser Beziehung und dieser wird sich nicht erwirken lassen, indem die Wissenschaft tauben Ohren predigt, sondern nur, wenn eine verständige Kirche wieder Boden im Volke gewinnt und zu einer Macht wird, mit welcher unsere reali-

stischen Staatskünstler rechnen müssen. Die katholische Kirche hat der evangelischen ein lehrreiches Beispiel gegeben und in England kann die letztere sehen, daß kirchlicher Sinn auch in einem protestantischen Volke erhalten werden könne.

Die Reform unserer Creditverhältnisse durch Waarennoten.

(Vortrag des Herrn Lehrer Raschke in der christlich-socialen Arbeiter-Partei am 1. Oktober 1880. Nach stenographischer Aufzeichnung.)

M. H.! Die Aufgabe des Abends soll darin bestehen, daß wir uns klar machen 1) den Ersatz, den im modernen Culturleben das Geld an Stelle des alten Natural-Austausches leistet, 2) die Wichtigkeit einer hinlänglich großen Geldmenge für die Belebung der einem Volke innewohnenden Productions- und Consumtionskraft, 3) das Wesen der Waarennote selbst, 4) ihre Bedeutung als Heilmittel gegen die Nothstände des Handwerks, sowohl der Meister als auch der Gesellen, der Nothstände der Fabrikarbeiter und Tagelöhner, der Landwirthschaft, sowie auch des bedrängten Kaufmannsstandes.

Im Naturzustande wurden Waaren gegen Waaren ausgetauscht. Es ist dies heute noch bei Negervölkern, wie auch bei Indianerstämmen, der Fall. Noch kurz vor der französischen Revolution wurden in einzelnen Dörfern Frankreichs Dienste in Naturalien geleistet. So erhielt z. B. ein Barbier für einmaliges Rasiren drei Eier, für ein zweimaliges eine Quantität Käse u. s. w. Bekanntlich beruhte das ganze Mittelalter auf der Naturallöhnung, und daß sie heute noch als Supplement der Geldwirthschaft fortexistirt, beweist das Deputantenwesen auf dem Lande.

Jetzt ist das Geld das Medium, das Vermittelungsglied des Austausches geworden. Das erste Erforderniß der Geldwirthschaft muß also das sein, daß zu jeder Zeit ein solches Geldquantum vorhanden ist, daß der Austausch zwischen Production und Consumtion überall gleich rasch und leicht von Statten gehen kann.

Adam Smith sagt sehr richtig: „Die Prosperität hängt von der Menge des in Circulation gesetzten Mediums ab. Die Wärme eines Hauses wird nicht bestimmt durch die Menge der Kohlen, die im Keller

liegen, sondern durch die, welche auf dem Feuer sind, gerade so wie die Körperwärme und die Ernährung von dem Blute in den Haargefäßen und nicht von dem, was in den großen Arterien fließt."

Wie groß dieser Bedarf an „Kohlen" ist, geht aus einer Statistik des Jahres 1873 hervor. Nach Ausweis der Stempelsteuer lief in Deutschland in Wechseln ein Betrag von circa 15½ Milliarden Mark um. Die Banknoten-Ausgabe dagegen betrug kaum 1¼ Milliarde Mark. Der deutsche Waarenaustausch hat sich somit mit 14 Milliarden Mark Wechseln behelfen müssen.

Nun denke man sich den Credit erschöpft, die Circulationsmittel verringert! Richtet sich die Kauf- und Unternehmungslust nach dem Gelde, das man in der Tasche hat, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß jede Zusammenziehung und Einschränkung der Circulationsmittel auch in gleichem Maße die Taschen des Volkes leert. Die Kauflust nimmt ab, alle Waaren fallen im Preise und trotzdem sie durch ihre Billigkeit in Erstaunen setzen, kann sie Niemand kaufen. Der Verdienst geht überall zurück und was das Schlimmste dabei ist: die Schuldverhältnisse, Steuern, Obligationen, wie Hypothekenzinsen, Versicherungsprämien u. s. w. bleiben dieselben, ja werden in Folge der zurückgehenden Erwerbsthätigkeit nur noch drückender. Unzufriedenheit, Verbitterung, Haß, Groll nehmen stetig zu, die Bande der Sittlichkeit werden gelockert, die Verbrechen wachsen.

Es ist dann, als ob sich im Volke die Scene in Auerbach's Keller im „Faust" wiederholte. Man glaubt sich von Diesem und Jenem geschädigt und übervortheilt. Man glaubt sich von geheimen Feinden umgeben, die Einem den Credit abschneiden; der „Berliner Süd-West-Bote", ein sonst ausgezeichnet redigirtes Blatt, glaubt sogar einem solchen unheimlichen Wesen in Gestalt des Auskunfts-Bureaus von Lesser und Liman auf der Spur zu sein. Die Socialdemokraten sehen den Staat für den Urheber an, Andere die Gründer. Was dagegen eine auch nur mäßige Einschränkung der ursprünglichen Circulationsmittel an Verlusten zu Wege bringt, dagegen sind die Verluste der Gründerzeit rasch zu verschmerzen.

Der Grund unseres in consequenter Weise fortschreitenden wirthschaftlichen Rückganges liegt in der ungenügenden Menge von Circulationsmitteln im Kleinverkehr. „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt!" „Hat der Arbeiter Geld, haben sie es Alle!"

Es war doch in Aussicht genommen, daß auf den Kopf 50 Mark Gold sollten geprägt werden. Sind denn die nicht vorhanden?

Ja, m. H., darin liegt eben der Haken.

Gold ist das beliebteste internationale Zahlungsmittel.

Es ist nachgewiesen, daß sich im letzten Decennium die Goldgewinnung erheblich verringert hat. An dem vorhandenen Goldquantum participiren nun noch plötzlich 43 Millionen Deutsche. Kann es da Wunder nehmen, wenn das Gold im Preise steigt und das Geld rarer wird? Nordamerika tilgt seine Kriegsschulden in baar; es zieht das Gold an sich und erwartet — ein Beweis, daß es noch schlimmer kommen wird — bis November circa 200 Millionen Mark aus Europa. Für Europa ist das Agio verlockend, das mit ungeheuren Kosten erworbene Gold wandert aus. Die Banken Europas suchen es festzuhalten, indem sie um die Wette den Bankdiscont erhöhen. Ein erhöhter Bankdiscont hat aber nicht nur die Vertheuerung des Credits im Inlande zur Folge, sondern auch directe Creditentziehungen an der Bank selber. Wo soll denn bei einer derartigen Uebertrumpfung im Bankdiscont die für Handel und Gewerbe nöthige Stabilität herkommen?

Auch noch auf einem anderen Wege wandert das Gold aus. Deutschlands Unterbilanz ist in Folge des Freihandels von Jahr zu Jahr gestiegen. Das Ausland nimmt nur Gold von uns. Wir geben auf diese Weise mehr aus, als wir einnehmen. Wer hier auf ein Zurückfließen des Goldstromes wartet, dem möchte wohl die Zeit zu lang werden. Der Schutzzoll allein, ohne entsprechende Vermehrung der Circulation, hilft, wie dies der bekannte Fabrikant Hessel unablässig betont hat, einer blutleeren Volkswirthschaft nicht auf die Beine.

Endlich giebt es noch einen dritten Weg, auf dem sich unser Goldquantum allmählich verringert; durch die verschiedenen Zinsconvertirungen von Staatsschulden, d. h. durch Herabsetzung des Zinsfußes, sind viele Kapitalisten nicht mehr in der Lage, ihr Geld dem Staate zu leihen, es wandert in ausländische Unternehmungen. Die Rentner tragen bei Ermangelung jedes Nebenverdienstes lieber das Risiko, als daß sie eine Einbuße an Zinsen erleiden.

Merkwürdig ist, daß man sich, als zur Einführung der reinen Goldwährung geschritten wurde, nicht von der Geschichte Englands belehren ließ. Wen Gott verderben will, schlägt er mit Blindheit.

Als 1819 die Goldwährung in England beschlossen wurde, war die Bank von England darauf bedacht, durch Verringerung der Notenausgabe sich den Metallvorrath für den Zeitpunkt der Goldwährung (1. Mai 1822) zu sichern. Die Notencirculation wurde von 30 Mill. Lstr. auf 23 Mill. reducirt, und was war die Folge? Mr. Peel und Mr. Ricardo hatten,

ähnlich unseren Goldwährungs-Männern, ein Heruntergehen der Preise auf 3 % prophezeit. Die Preise gingen aber durchschnittlich auf 50 % herunter und in demselben Maße sank der Arbeitswerth der Nation.

Zu der Arbeitslosigkeit gesellte sich Hungersnoth. In Irland, Schottland und England brachen Aufstände aus, und die siegreiche Armee von Waterloo hatte, statt sich Friedensarbeiten hinzugeben, nunmehr die Aufgabe, diese Aufstände niederzuschlagen.

Wichtig ist, was ein Parlamentsmitglied, Baring, darüber äußert: Was ist der Zustand des Landes in diesem sechsten Jahre nach dem Friedensschluß? Von allen Seiten kommen Petitionen, welche gegen das Elend, in das so viele Classen, keine mehr aber als die landwirthschaftliche, verwickelt sind, remonstriren. Wenn das die Lage des Landes im sechsten Friedensjahre ist, nachdem von allen das müßige Geschwätz über Ueberproduction und Unterconsumtion und dergleichen Blech bei Seite geschoben ist, dann ist es natürlich, daß man nach der Ursache einer Situation forsche, die ihresgleichen in der Geschichte nicht hat. Kein Land bot jemals noch das Schauspiel dar, daß der Geldwerth beständig steigt, während die Arbeitserzeugnisse des Volkes billiger werden. Es ist klar, daß wir uns durch die Wirkung der veränderten Währung nicht nur mit einer immensen Nationalschuld, sondern auch mit einer **Vergrößerung jeder Schuld zwischen Individuum und Individuum belastet haben.**" Das sagte Baring 1822.

Sind nicht unsere Zustände damit characterisirt? Das Geld wird auch bei uns immer theurer, die Arbeit billiger; die Schulden, Steuern, Obligationen dagegen bleiben dieselben. Ergiebt sich nicht hieraus von selbst die umfangreiche Thätigkeit des Gerichtsvollziehers? Vielleicht wird gar noch das Auspfänden bei uns zur nationalen Eigenthümlichkeit. (Heiterkeit.)

Jedes Mal, wenn die Noth am größten war, ermächtigte die englische Regierung die Bank zu vermehrter Notenausgabe, und jedes Mal verschwand, wenn auch nicht so schnell, als es gekommen war, das allgemeine Elend. Anfangs 1825 gab es in England allein 276 neue Actiengesellschaften mit einem Capital von 174 Mill. Lstr. Plötzlich floß in ungeahnter Weise Metall nach Südamerika ab, und wiederum schränkte die Bank die Notencirculation ein. 74 Privatbanken fallirten und abermals stand das Land vor dem Ruin. Was half, war wieder die Aufnahme der Notenemission. So haben Krisis und Aufschwung einander Platz gemacht bis zu der schlimmen Krisis von 1847, wo der Aufstand der Chartisten mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußte.

Dauernde Rettung kam aber erst im Jahre 1852, als Australien und Californien ihre Schätze über die Welt ergossen.

Bezüglich dieser Thatsachen behaupte ich, daß ohne die Goldwährung wir mindestens die Hälfte — 1000 Mill. — vom sogenannten Gründercapital gerettet haben würden.

Ich erinnere weiter an Nordamerika, wo seit Einführung der Goldwährung ganz dieselben Krisen sich gezeigt haben und wo man gegenwärtig für ein nationales Papiergeld (Greenbacks) agitirt, das den Schwankungen der internationalen Geldvaluta nicht unterliegt.

Mit der Goldwährung sind wir mit unserer Volkswirthschaft in die Phase der englischen Krankheiten eingetreten. Die internationalen Werthschwankungen werden um so verderblicher für uns, als unsere Reichsbank vorzugsweise eine Bank für den Handel ist.

Nach der Gewerbeaufnahme von 1875 gab es in Preußen 1,799,601 selbständige Geschäftsbetriebe für Handel und Gewerbe. Davon genießen nur 2316, also 0,13 %, bei der Reichsbank Credit, also genau der 777. (Hört! hört!) Von diesen 2316 Glücklichen sind aber nur 18 % dem Fabrikantenstande angehörig; die übrigen 82 % gehören dem Geld- und Waarenhandel an. Zieht man den Kaufmannsstand mit 45 % ab, bleiben für den Geldhandel 37 % = 856 Credit-Inhaber.

Diese 856 Credit-Inhaber vermitteln als Banquiers, Handelsgesellschaften und Privatiers die Geldcirculation in das weitverzweigte Geäder des Verkehrs. 2100 Geschäfte kommen auf eine solche Capital-Centralstelle. (Große Bewegung.)

Der Credit pflanzt sich hier gewissermaßen in concentrischen Ringen durch Zwischenhändler fort. Je weiter diese Ringe vom Centrum entfernt sind, desto größer, unsicherer, verschwommener werden sie. Der Zinsfuß nimmt mit den Quadraten der Entfernung von der Reichsbank zu, aber ebenso auch die Abhängigkeit des Producenten von der Laune des Capitalisten. (Sehr richtig!) Am Ende weiß man gar nicht mehr, ob wir nicht schon das römische Sclaventhum in optima forma besitzen. (Sehr richtig!) Die Reichsbank selbst giebt ihre Banknoten nur gegen piquefeine Wechsel, der Banquier spinnt schon mit einer gröberen Nummer, nimmt dafür aber seine Provision. Der Baugeld-Verleiher nimmt schon mehr, und nun denken Sie sich die letzte Nummer dieses Creditgewebes, in dem der kleinste Gewerbtreibende hängen bleibt! Sie ist weitaus so stark, daß er keines Strickes zum Aufhängen gebraucht. (Heiterkeit. Sehr richtig!)

Schon ein einziger Blick auf diese Statistik genügt, daß aus der-

artigen Creditverhältnissen das Wucherthum mit innerer Naturnothwendigkeit hervorschießen mußte. Das immer seltener werdende Capital in den breitesten Schichten des Verkehrs in Folge der Goldausfuhr und in Folge der Notenausgabebeschränkung und den damit verbundenen Creditentziehungen macht den Wucherzins zu einer sehr erklärlichen Thatsache, macht ihn sogar im Hinblick auf die widernatürlichen Verhältnisse so zu sagen natürlich.

Zwar traten in diese Lücke die Schulze'schen Genossenschaften und Raiffeisen'schen Creditinstitute ein und leisteten werthvolle Dienste. Mit der Solidarhaft jedoch wurde der Besitzende von ihnen gescheucht, und so haben auch sie hinter ihrer Aufgabe weit zurückbleiben müssen.

Wie gefährlich eine solche Situation für den Staat und die Gesellschaft ist, beweist ein Blick auf die Bauernkriege und den wiedertäuferischen Communismus in Münster, Holland und Westfalen zur Zeit der Reformation, denen ganz gleiche Ursachen zu Grunde lagen. So sagt Dr. Martin Luther einmal über die verzwickten Rechtszustände, dann über den Wucher Folgendes: „Weil man Christi Lehre nicht will gelten lassen, sondern umkehren, so kommt es, daß Hader, Gezänk, Richter, Notarien, Officiaten, Juristen und solches edlen Gesindes mehr so viele sind, als der Fliegen im Sommer" . . . „Wer nun jetzt zu Leipzig 100 Floren hat, der nimmt jährlich 40, das heißt einen Bauer und Bürger in einem Jahr gefressen. Hat er 10000, so nimmt er jährlich 4000, das heißt einen reichen Grafen in einem Jahr gefressen. Hat er 100000, wie es sein muß bei großen Händlern, so nimmt er jährlich 40000, das heißt einen großen reichen Fürsten in einem Jahr gefressen. Hat er 1 Million, so nimmt er jährlich 400000, das heißt einen großen König in einem Jahr gefressen und leidet darüber kein Fahr, weder an Leib noch an Waare, arbeit't nichts, sitzt hinter dem Ofen und brät Aepfel." (Große Heiterkeit.)

Ueber ganz Deutschland wälzt sich ein Heer von 200000 Menschen, die sich vom Bettel und der Vagabondage ernähren. So sah es fast nach dem 30jährigen Kriege aus. Sie sehen daraus, daß eine unglückliche Bank- und Münzpolitik ebenso verheerend wirken kann, wie ein langwieriger Krieg. Kann ein patriotisches Gemüth dazu stillschweigen? (Rufe: Nein!)

Selbst fortschrittliche Blätter beginnen schon zu ahnen, wo die Quelle alles Unheils sitzt. So schreibt die „Berliner Ztg." vom 18. September:

„Nach der Ausdehnung und Dauer der höchst ungünstigen Verhältnisse kann es für den vorurtheilslosen Beobachter keinem Zweifel unter-

liegen, daß es ganz besondere, auf Deutschland allein wirkende Ursachen sein müssen, die sich der Wiederkehr des normalen Ganges der Volkswirthschaft und insbesondere der Kräftigung des Vertrauens auf eine endliche Wendung zum Besseren entgegenstellen. Mit den unzählige Male aufgefrischten Redensarten von der früheren „Ueberspeculation und Ueberproduction" sollte man endlich einmal aufhören, seine wirkliche Unkenntniß der Ursachen der Lage der Dinge zu verdecken.

„Wir behaupten, daß die herrschende Credit- und Arbeitslosigkeit in erster Linie durch die gründlich verkehrte Tendenz des Reichsbankgesetzes veranlaßt sei. Die schreiendsten Thatsachen, wie die gewaltige Verminderung des Geldumlaufs in Deutschland, stehen dieser Ansicht als unwiderlegliche Beweise zur Seite, und doch wird von maßgebenden Kreisen diesen Vorgängen keine Beachtung geschenkt, vielmehr als ob das Reichsbankgesetz nicht den leisesten Zweifel betreffs seiner Zweckdienlichkeit könne aufkommen lassen, die Frage der Abänderung dieses einzig in der Handelsgeschichte dastehenden gesetzgeberischen Machwerkes als der Erwähnung nicht werth angesehen. Das Reichsbankgesetz trägt in seinen wichtigsten Punkten in hervorragendem Grade den Stempel der Uebereilung und der Beeinflussung durch eine zufällige Strömung an sich. Diese Strömung bestand in einer übertriebenen Feindseligkeit und Voreingenommenheit gegen die Börse wegen der Ausschweifungen der Gründerzeit."

So geben selbst schon fortschrittliche Stimmen zu, daß es uns an genügenden Circulationsmitteln fehlt.

Wie soll nun reformirt werden?

Etwa durch Vermehrung der Banknoten? Sie haben gesehen, daß die Creditbasis der Reichsbank eine zu schmale ist. Bei einer vermehrten Banknotenausgabe bliebe das billige, provisionsfreie Geld in bevorzugten Kreisen hängen und die Befreiung der Production vom wucherischen Kapital bliebe ferner ein frommer Wunsch. Dann aber auch hat die Banknote in sich keinen Regulator für eine wilde Ueberspeculation, der über kurz oder lang doch die productiven Kreise zum Opfer fallen würden.

Das alte Sprüchwort: „Wer Geld hat, hat Credit!" welches heut in Deutschland regiert, muß ersetzt werden durch: „Wer Etwas leisten kann, hat Credit!" Das Product der Leistung ist aber die zum Verkauf gestellte Waare selbst. Die Reform unseres Creditwesens hat sich also dahin zu erstrecken, daß neben dem Personalcredit, auf dem die Banknote beruht, der Waarencredit organisirt wird.

Der Keim dazu ist in der Reichsbank vorhanden und zwar im

Groß-Lombardverkehr. Freilich, wie die Waarenbeleihungen jetzt stattfinden, hemmen sie eher den Verkehr, als daß sie ihn befördern. Häufig genug werden durch solche Beleihungen die Waaren festgelegt, oder wie der technische Ausdruck heißt: „eingesperrt", um günstigere Preise abzuwarten.

Die Waarenbeleihung muß nach unten hin bis in die breitesten Schichten der Production erweitert werden. Das Wesen der Geldwirthschaft besteht ja eben darin, daß alle mobilisirbaren Werthe wirklich zu jeder Zeit mobil, d. h. zu Geld gemacht werden können.

Um hier nicht mißverstanden zu werden, schließe ich Grund und Boden als das Knochengerüst der Volkswirthschaft ausdrücklich von diesen mobilisirbaren Werthen aus. Für den Realcredit müssen durchaus andere Formen gefunden werden wie für den Waarencredit. Diese Mobilisirung der Werthe haben die Waarennoten-Banken mittelst der Waarennote zu bewerkstelligen. Ihre Wirksamkeit klar zu machen, wähle ich ein Beispiel aus dem Leben.

Ein Tischler hat fleißig gearbeitet und eine Menge Möbel fertig gestellt. Er kann aber nicht so lange warten, bis sie verkauft sind; er muß entweder feiern oder sich dem Wucherer in die Arme werfen. Hier hat die Waarennoten-Bank einzutreten. Die Möbel werden genau nach dem Tauschwerth, d. h. nach dem Verkaufswerth, taxirt und für die Bank deponirt; er giebt einen Schuldschein bis zu dem Zeitpunkt hin, wo er glaubt, ihn einlösen zu können und empfängt dafür den Betrag in Form einer Geldnote, selbstverständlich gegen die banküblichen Zinsen.

Rückt der Verfalltag heran, kann ein doppelter Fall eintreten; entweder der Tischler löst seinen Schuldschein ein und die herumlaufende Waarennote wird in gleichem Betrage cassirt, oder aber der Tischler kann nicht zahlen und nun übernimmt die Waarennoten-Bank selbst die Waare zum Verkauf. Sie hat ein Interesse daran, dem ermittelten Tauschwerthe treu zu bleiben, drückt also nicht die Preise herunter, wie es jetzt bei Nothverkäufen der Fall ist. Die Note läuft ruhig weiter, bis der Verkauf besorgt ist. Wiederholt sich ein solcher Fall öfters, so merkt die Bank, daß eine Ueberproduction an Möbeln stattfindet und nimmt Veranlassung, zu rechter Zeit darauf aufmerksam zu machen, indem sie Nichts mehr annimmt.

Wenden wir diesen Fall auf alle Branchen der Werkthätigkeit an, so läßt sich mit der Zeit an die Ausgabe der Waarennoten und ihrer Einlösung das ungefähre Verhältniß zwischen Production und Consumtion wenigstens im Inlande feststellen.

Bis jetzt wissen Wenige im Volke aus dem allwöchentlich veröffentlichten Reichsbankstatus Etwas zu machen. Nur Wenige wissen, daß Metall-, Noten- und Wechselverringerung sie an die Nieren greift; ja, es giebt sogar Viele, die darin gar das Zeichen beginnenden Wohlstandes entdecken.

Anders ist es dann mit dem Ausweis des Waarennoten-Bankstatus. Entfernt sich die Notenausgabe von der Noteneinziehung zu sehr in irgend einer Branche, dann ist es Zeit, mit der Production vorsichtiger umzugehen. Niemals kann daher die Ueberproduction solche Verheerung anrichten, wie wir sie jüngst erlebt haben, da schon, wenn Niemand es merken sollte, die Waarennotenbank um ihrer selbst willen darauf zu merken gezwungen wäre.

Der Fall, daß der betreffende Handwerker nicht am Verfalltage seine Banknote einlöst, kann von diesem bei einiger Aufmerksamkeit selbst vermieden werden. Da die Waarennote zu ihrer Einlösung längerer Fristen bedarf als die Banknote, bleibt es ihm bei voraussichtlicher Unverkäuflichkeit eines Special-Artikels unbenommen, aus dem für die Waarennote beschafften Material andere mehr gangbarere Artikel herzustellen, mit deren Mobilisirung er die Einlösung der ersten Banknote bewerkstelligt.

Ich sehe es Ihnen an, m. H., wie vor Ihnen das Gespenst der Ueberproduction auftaucht. Gewiß wird sie einmal eintreten, aber sie wird sich anders äußern als jetzt. Einmal wird sie in ihren Anfängen bemerkt, Jeder kann sich darauf vorbereiten, Jeder sein Möglichstes thun, ihren Umfang einzuschränken. Dann aber ist sie der Uebergang zu stabilen Verhältnissen zwischen Production und Consumtion, wo es sich genau herausstellen muß, wie viel Menschen Deutschland ernähren und wie viele es zur Colonisation in anderen Welttheilen verwenden kann.

Zudem vergesse man nicht, daß die Waarennote der Zauberstab ist, der in gleichem Maße wie die Production auch die Consumtion weckt. Fassen Sie doch nur unsere „Ueberproduction" recht scharf in's Auge! Sie sehen so viel Leute im Sommer barfuß, im Winter mit Holzpantinen gehen, die Alle recht gut Stiefeln gebrauchen könnten. Dabei hängen alle Schuhmacherläden voll von Schuhen und Stiefeln. Sie sehen auf der Straße unzählige Menschen in abgetragenen oder gar zerrissenen Kleidern einherwandeln, die recht gern in besserer Kleidung sich zeigen würden. Dabei weiß der Schneider gar nicht, wo er mit seinem Vorrath hin soll. Gar Vielen knurrt der Magen und gern würde der Bäcker noch mehr Gesellen anstellen, um noch mehr Brot zu

backen, der Schlächter gern mehr Schweine schlachten, wenn der Consum sich nur steigern würde. Dresch-, Mäh- und Säemaschinen, neue Pflüge ꝛc. sind auf dem Lande verhältnißmäßig noch etwas Seltenes — — da spricht man von Ueberproduction? Nein, es ist der Mangel an Kaufkraft, der sich unter diesem Worte verbirgt, ebenso wie der Begriff „Arbeitskrisis“ die Geldnoth verdecken soll. Bergehoch liegt die Arbeitsgelegenheit vor uns, Niemand kann sie aber benutzen, weil sie nicht mehr lohnt. (Sehr richtig!) Dadurch, daß die Producenten zugleich auch unter sich Consumenten sind, und der Consum, wie ich gezeigt habe, bisher gleichen Schritt gehalten hat mit dem Niedergange der Production, wird er ebenso auch steigen mit der Production. Die gefürchtete Ueberproduction dürfte wohl in weiter Ferne liegen.

Und wenn sie eintritt auf Grund der Waarenbeleihung! Niemand hat Angst vor dem Sattsein, und wenn die Production wirklich vollauf die Consumtion befriedigt hat, wenn Jeder hat, was er braucht, ist denn dies so ein gefürchteter Zustand?

Unsere Ueberproduction bedeutet Hunger, jene Sattsein. Fragen wir die Menschen, ob sie lieber an Hunger oder Sattsein krank werden wollen — wenn es nun einmal ohne Kranksein nicht gehen sollte — die Antwort dürfte wohl nicht zweifelhaft sein. (Heiterkeit.)

Die Organisation einer solchen Waarennotenbank kann sich recht gut an die Organisation der Reichsbank mit ihren Filialen anschließen. Der Centralbank fiele die Ueberweisung der Notenemission an die Filialen (Provinzial-Banken) zu. Die Emittirungen für die einzelnen Productionszweige müssen sorgfältig notirt werden.

Da es sehr umständlich und zeitraubend wäre, wenn jeder Handwerker, jeder Kleinindustrielle mit seinem Waarenvorrath nach der Bankfiliale wandern wollte, so erscheinen die geplanten Innungen und die bestehenden Genossenschaften als ganz natürliche Vermittler zwischen dem einzelnen Producenten und der Waarennotenbank. Die Innungen und genossenschaftlichen Verbände haben die Bedürfnißfrage festzustellen und solidarisch für Einlösung der Waarennote einzustehen. So giebt die Waarennotenbank den Innungen und wirthschaftlichen Vereinen erst ihren wahren Lebensinhalt und bringt den uralten deutschen Sinn für genossenschaftliche Verbindungen wieder zur vollen Geltung. Welcher Handwerker würde nicht unter das schützende Dach einer solchen Innung treten, wo die Mittel für ein reiches Schaffen ihm bereit gehalten werden? Man muß nur den Leuten etwas wirklich Reelles in den Innungen bieten, dann schließen sie sich ganz natürlich zusammen. (Sehr richtig!)

Der Waarennotenbank ist es ganz gleich, ob die Solidarität der Fachgenossenschaften bezüglich der entnommenen Waarennoten auf dem Muster von Schulze-Delitzsch oder auf Grund der Theilhaft basirt; die reale Bürgschaft ist ihr ja im Werthobject immer vorhanden.

Die gegenseitige Haftung für die Waarennoten ist nur dann in's Auge zu fassen, wenn es sich um Vorschüsse an gänzlich mittellose Arbeiter handelt. Hier ist allerdings die Theilhaft der Solidarhaft vorzuziehen. Samter schlägt deshalb vor, die Creditgenossenschaften mit den Waarennoten-Banken in organische Verbindung zu bringen.

Die in der Waarennote ausgesprochene Solidarität aller Arbeiten drängt mit Nothwendigkeit dahin, daß der Verkauf der Waaren da, wo Innungen die Verpflichtung der Einlösung übernommen haben, diesen in die Hand gegeben werde, andernfalls von der Bank resp. ihrer Filiale selbst besorgt wird. Es werden große Waarenbazars eröffnet werden müssen, in denen der Consument in directe Beziehung zu dem Producenten tritt, was auf der einen Seite den Käufer gegen unnöthige Vertheuerung des Products schützt, auf der andern aber durch die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Arbeitsleistungen den Producenten vor Verknöcherung seiner Intelligenz bewahrt.

Machen auch diese Bazars einen starken Bruchtheil unseres Zwischenhändlerthums überflüssig, so liegt darin doch keine Grausamkeit, als einmal der Strom der productiven Arbeit auch wieder für sie fließt, dann aber das Zurückbilden des übermäßig angeschwollenen Zwischenhändlerthums so allmählich geschieht, daß sie Zeit und Muße gewinnen, sich in den neuen Lauf der Dinge wohl einzufügen.

Sie dürften wohl schon gemerkt haben, daß die Waarennoten den Darlehnskassenscheinen ähnlich sehen. Sie beruhen in der That auf ein und demselben Princip. Samter sagt in seiner „Reform des Geldwesens" darüber Folgendes:

„**In den Darlehnskassenscheinen war das hier der Waarennote zu Grunde gelegte Princip im Keime enthalten,** und man darf nicht die geringsten Zweifel hegen, daß, wenn man den Darlehnskassenscheinen Bestand gelassen hätte, sie in consequenter Entwickelung sich zu Waarennoten nach den hier auseinander gesetzten Principien ausgebildet hätten.

„Die Noth auf dem finanziellen und speciell auf dem Bankgebiet von 1848 war in Preußen groß. Die preußische Bank befand sich in schwierigen Verhältnissen; bei dem damals tief erschütterten Vertrauen konnte nicht die Rede davon sein, die rein auf persönlichem Credit beruhende Banknote vermehren zu wollen. Andererseits war es dringend

nöthig, gerade den Klassen, welche nur beschränkten persönlichen (Bank-) Credit hatten, zu Hülfe zu kommen, und es zeugte von dem hohen finanziellen Genie des Gründers der Darlehnskasse, Hansemann, daß er in richtiger Erwägung, die Grundlage der Banken sei eine zu schmale, durch Einrichtung der Darlehnskassen sämmtliche Waaren-Inhaber befähigte, sich Tauschmittel zu verschaffen und den Verkehr, der durch die erschütterten Creditverhältnisse arg gestört war, dadurch zu beleben, daß für ihn unmittelbar Umlaufmittel geschaffen wurden und derselbe nicht auf Creditnahme bei den selbst in Verlegenheit befindlichen Geldmächten angewiesen war.

„Das alte Sprüchwort: „Noth lehrt beten!“ bewährte sich hier in voller Kraft. Die Noth drängt dahin, das exclusive Bankprincip mit dem allgemeinen Darlehnskassenprincip zu vertauschen; nicht nur der persönliche Credit und die bevorzugten Waaren sollten sich Tauschmittel beschaffen können, sondern jede Werth habende Waare.

„Der Erfolg war ein entschieden sehr günstiger. Trotz der Neuheit des Prinzips, trotz des tief erschütterten Vertrauens, trotz des Mangels an Routine, und was die Hauptsache ist, trotz der fehlenden Decentralisation, die bei allen Waarenbeleihungen die erste Bedingung für eine richtige Handhabung der Geschäfte ist, bürgerten sich die Darlehnskassenscheine leicht ein, wurden auf Grund derselben beträchtliche Geschäfte gemacht, ohne daß irgendwo in Betracht kommende Verluste vorkamen.*)

„**Die Darlehnskassenscheine haben den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß Noten nicht auf persönlichen Credit, sondern auf Waaren gegründet, ein geeignetes Tauschmittel abgeben, die Function des Geldes versehen und die Stelle, welche Banknoten einnehmen, ausfüllen können,** so unvollkommen auch in ihnen das Princip der Waarennoten, wie es hier entwickelt ist, enthalten war. Und dennoch wurden die Darlehnskassen, nachdem die Bank genügend erstarkt war, aufgelöst, ohne daß ein anderer Grund ersichtlich gewesen wäre, als der, daß man an der bevorzugten Stellung der Banken nicht rütteln wollte.

„Wiederum brach für die finanziellen Verhältnisse Preußens eine

---

*) In den Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen wurden vom 3. Juni bis ult. Dezember 1848 für 590,665 Thaler, 1849 für 1,369,090 Thaler, 1850 für 1,941,560 Thaler, während ihres Bestehens (vom April 1851 ab wurden keine Darlehen mehr bewilligt) für 4,415,065 Thaler Darlehen gegeben, für welche nach Abzug von 17,214 Thaler Verwaltungskosten 84,028 Thaler Zinsen einkamen und ist weder an Kapital noch Zinsen ein Ausfall vorgekommen; ebenso nicht 1866, wo von Juni bis September für 1,325,410 Thaler Darlehen bewilligt wurden.

verhängnißvolle Zeit herein; es war im Jahre 1866, als der Bankdiscont eine riesige, seit 1857 nicht gekannte Höhe erreicht hatte — und zugleich die preußischen Staatsmänner wußten, daß der Staat in einen Krieg hineinsteure; und wiederum entschloß man sich in dieser Zeit der Noth zur Creirung von Darlehnskassenscheinen, freilich unter dem größten Widerspruch der Leiter der Bank, und als die schnellen Erfolge der preußischen Waffen die so überaus drohenden Gefahren abgewandt hatten, wurden sie, sobald als es der Anstand erlaubte, begraben.

„Noch einmal tauchten sie — wenn auch nur partiell — auf, als in der Provinz Preußen ein Nothstand ausgebrochen war; man führte sie in diese Provinz ein, aber dieses Mal hatte die Bank es schon durchzusetzen gewußt, daß sie unter ihre Leitung gestellt wurden.

„Wie kurz also auch immer das Leben der auf Waaren gegründeten Noten, Darlehnskassenscheine genannt, war, wie unvollständig auch das Princip, welches der Waarennote zu Grunde lag, in ihnen ausgedrückt war, so hatten sie doch hinlänglich die Thatsache erwiesen, daß eine jede Waare nicht minder wie der persönliche Credit Tauschmittel zu schaffen im Stande ist, und mit Feststellung dieser Thatsache ist bereits viel erreicht."

Samter giebt auch unumwunden den Grund dafür an, daß es für jene Darlehnskassen hieß: Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan; er kann gehen! Und Samter ist als Banquier, als notorischer Millionär, darin eine untrügliche Autorität:

„Die Banknote hat das nicht hoch genug zu veranschlagende Recht des Daseins für sich, des Daseins, das sie seit einer geraumen Zeit, und zwar seit der höchsten Entwickelung des wirthschaftlichen Lebens behauptet. Dazu kommt, daß sie gerade von den Klassen aufrecht erhalten und vorzugsweise benutzt wird, die an der Spitze der Gesellschaft stehen, daß sie daher mit den Interessen derjenigen Klassen verknüpft ist, welche nicht nur tonangebend sind, sondern auch die materielle Macht für sich haben.

„Der Waarennote steht daher ein Kampf mit einem wirthschaftlichen Factor bevor, der eine überaus befestigte Stellung hat und von den Beherrschern der Wirthschaft, deren Interessen er in erster Linie dient, eine nachhaltige Vertheidigung zu erwarten hat. So hat denn auch die Erfahrung erwiesen, daß die Bemühungen, die gemacht sind, der Banknote Concurrenz zu schaffen, an dem Widerstande der durch die Banknote begünstigten Klassen gescheitert sind."

Machen wir uns keine Illusionen! Nur der Staat ist mächtig genug, hier den Widerstand des Großcapitals zu brechen, und gerade die jetzige Zeit ist dazu die günstigste, wo Fürst Bismarck Handelsminister geworden ist. Niemals dürfte der Kampf wohl rascher zu Ende geführt werden zu Gunsten der Waarennote, zu Gunsten der redlichen Arbeit, als wenn die Führerrolle hier der Reichskanzler Fürst Bismarck übernimmt. (Lebhafter Beifall.)

Nun gleichsam als Resumé zum letzten Theile des Vortrages!

Ist die Waarennote ein Heilmittel gegen die Nothstände des Handwerks?

Ja! Jetzt arbeitet der Meister auf Bestellung des capitalistischen Kaufmanns und ist froh, wenn er trotz der Hungerlöhne überhaupt nur noch Arbeit erhält. Die Waarennote setzt ihn in den Stand, wieder für sich zu arbeiten und macht die Arbeit durch die gesteigerte Consumtionsfähigkeit wieder lohnend. Außerdem braucht er nicht mehr den Gewinn mit dem Zwischenhändler zu theilen.

Der Gesell findet wieder lohnende Arbeit beim Meister, er kommt von der Landstraße herunter, auf der er, Arbeit suchend, umherirrt. Er kann seine Eltern, Geschwister unterstützen, kann sich eher etabliren, eher verheirathen. Mit der Sicherheit der Existenzbedingungen wird der Sinn für Familie, Zucht und gute Sitte geweckt, wächst die Anhänglichkeit an Gemeinde, Kirche und Staat.

Ist die Waarennote ein Heilmittel für die Nothstände des Fabrikarbeiters und Tagelöhners?

Ja! Jetzt strömen fortwährend arbeitlose Handwerker dieser Branche zu und helfen durch übermäßiges Angebot die Löhne herabdrücken. Kommt Stabilität in's Handwerk, so hört diese unliebsame Concurrenz auf; sie können eher auf Verbesserung ihrer pecuniären Lage hoffen. Auch steht ihnen, wo die natürlichen Verhältnisse es gestatten, z. B. in der Pianofortefabrikation, wollen sie sich anders zur Selbstständigkeit emporarbeiten, der Weg der Productiv-Associationen offen.

Ist die Waarennote ein Heilmittel für die Nothstände der Landwirthschaft?

Ja! In dreifacher Weise: 1. dadurch, daß der Staat bei Organisirung des Waarencredits gezwungen ist, auch eine Reform des Realcredits in Angriff zu nehmen; 2. dadurch, daß die landwirthschaftlichen Producte mehr consumirt und besser bezahlt werden, so daß die Landwirthschaft die Mittel erhält, zum intensiven Betrieb übergehen zu können; 3. dadurch, daß das im Lande sonst vorhandene Capital durch die

Waarennote für landwirthschaftliche Zwecke mehr disponibel und wohlfeiler wird.

Ist die Waarennote ein Heilmittel für die Bedrängniß des Kaufmannsstandes?

Ja! 1. dadurch, daß sie mehr und bessere Consumenten bekommen als jetzt; 2. dadurch, daß die Gesundung und Kräftigung der Production sie von der ungesunden Concurrenz erlöst, die sie sich gegenseitig machen.

Nun nach Allem können wir nach den 200000 fragen, die sich jetzt auf den Landstraßen Deutschlands erwerbslos umhertreiben. Weitaus der größte Theil schwimmt bereits im breiten Heeresstrom der productiven Arbeit. Je mehr die Arbeit zu Ehren kommt, desto mehr wächst die Verachtung gegen den Arbeitsscheuen. Wem auch nur ein Schein dämmert von seinem göttlichen Ursprung, wer auch nur einmal gekostet hat von der edlen Frucht saurer Arbeit, kann nimmer Starrsinn genug besitzen, eine allgemeine moralische Lynchjustiz nicht zu fürchten.

So hat die Waarennote auch eine nicht zu unterschätzende sittliche Bedeutung.

Wenn reformirt werden soll, muß schnell und doch aus dem Grunde und mit fester Hand reformirt werden. Was sollen wir bei unseren trostlosen wirthschaftlichen Zuständen, wo bei der naturgemäß uns in Aussicht stehenden Katastrophe, ich möchte sagen, jede Minute für die Reform ausgenützt werden muß, mit einer Enquête anfangen, wie sie die „Berliner Ztg." vorschlägt. Zur Vereinfachung können wir diese Enquête hier gleich abhalten. (Heiterkeit.)

Die 6 Fragen für dieselbe lauten:

1. Ist die Festsetzung einer Grenze für den Notenumlauf der Banken außer der Verpflichtung zur Baareinlösung im öffentlichen Interesse geboten? — Diese sehr strittige Frage wird durch die Waarennote gelöst, da sie einerseits eine vollständig gedeckte Note ist, andererseits, da sie der treueste Ausdruck der gesammten Productions- und Consumtionsfähigkeit des Volkes ist, die Regelung von Angebot und Nachfrage in sich trägt.

2. Ist es vom volkswirthschaftlichen Standpunkte zu empfehlen, irgend welche besondere Maßregeln zu treffen, damit dem reichlichen Geldumlauf entgegengearbeitet werde? Nein!

3. Hat das Reichsbankgesetz durch seine auf Einschränkung des Notenumlaufs gerichtete Tendenz auf die Thätigkeit und Unternehmungslust der deutschen Geschäftswelt in merklicher Weise eingewirkt? Ja, aber in tödtlicher Weise.

4. Ist die reichliche Metallbedeckung der Banknoten, wie sie das Reichsbankgesetz vorschreibt, zur Erhaltung der Vollwerthigkeit der Noten nothwendig? Erledigt durch die Waarennote!

5. Kann die Aufrechthaltung eines hohen Discontsatzes für die große Mehrzahl der creditsuchenden Geschäftsleute als eine rationelle Maßregel bezeichnet werden? Nein!

6. Ist der Ankauf von Wechseln seitens der Reichsbank unter ihrem officiellen Discontsatz als Ausnahme=Maßregel zu empfehlen? — Ebenfalls durch die Waarennote erledigt. Durch sie ist das legitime Creditbedürfniß des Producenten in reichem Maße befriedigt. Wo der Halsabschneider seine „Wechselchen" unterbringt, kann uns gleichgültig sein. (Sehr richtig!)

Die Waarennote ist ein gesundes, gut fundirtes, nationales Papiergeld, das überall Arbeit und Verdienst schafft. Arbeit aber schafft Sittlichkeit und Ordnung, Müssiggang Zerstörung und Messerheldenthum.

Wohlan! Entfesseln wir im Volke die ruhenden Productionskräfte! Das Volk hat genug unter dem Manchesterthum gedarbt, es hat vergebens seine Götzen um Rettung angefleht. Von dem Rausch einer materialistischen Volksbeglückung ist es ernüchtert, nicht wird es noch einmal bei einem wirthschaftlichen Aufschwunge Gottes vergessen. (Lebhafter Beifall.)

Nach kurzer Discussion wurde folgende vom Vortragenden vorgeschlagene und vom Vorsitzenden, Hofprediger Stöcker, unterstützte Resolution einstimmig angenommen:

> „Die christlich=sociale Arbeiter=Partei erkennt an, daß Waarennoten=Banken in Verbindungen mit Innungen und Creditgenossenschaften wohl geeignet sind, der herrschenden Arbeitsnoth abzuhelfen und spricht den Wunsch aus, die Reichsregierung möge dafür schleunigst die nöthigen Maßregeln in's Auge fassen."

Vom deutschen Theater.

I. Männer von Ruf. Nr. 2.

Den alten Berlinern ist es wohl noch erinnerlich, daß einst der noch immer im Gedächtniß lebende Kritiker Rellstab eine Opern=Aufführung

besprach, die garnicht stattgefunden hatte. Es gab das damals ein mächtiges Lamento, denn das gute Berlin hatte nur zwei Zeitungen, die Spener'sche, seligen Angedenkens, und die Vossische, und somit war dieser faux-pas sofort bei allen Zeitungslesern bekannt.

Armer Rellstab! Du kanntest den Text, die Musik und die Besetzung der Rollen, hattest selbst der Generalprobe beigewohnt; für Dich also hatte die Opernaufführung stattgefunden! Wie konntest Du, zufällig von Freunden animirt, im tiefen Keller sitzend, ahnen, was sich Unheilschwangeres am Opernplatze begeben würde! Aber Du hattest doch wenigstens glimpflich geurtheilt, Du lobtest eine Aufführung, die nicht stattgefunden; heute sind wir dahin gelangt, daß jede Aufführung, die gelobt sein will, überhaupt nicht stattfinden darf!

Ja, ja, es ist so! Die gute, alte Zeit eines Rellstab, Lindner und anderer wackerer Kritiker, die Wohlwollen und Gewissenhaftigkeit als Hauptfactoren ihres Berufes mitbrachten, ist vorüber, denn an der Spitze der Berliner Kritik marschirt der kleine, große Mann: Oskar Blumenkohl!

Wir nennen diesen Herrn um deswillen so, weil seine Denkerstirne, die doch bei einem Journalisten zunächst Beachtung verdient, von einem Wirsingkohl ähnlichen Haarwuchs umrahmt ist, aus keiner anderen Ursache. Doch unter dieser Stirn steckt ein großer, gewaltiger, anspruchsvoller Geist! Groß, wo es gilt, durch Schreierei das eigene Lob auszuposaunen, gewaltig, wenn es sich darum handelt, das Erhabene in den Tageblattstaub zu ziehen und anspruchsvoll — in den klingenden F o r d e r u n g e n, die er für seine Geistesproducte stellt.

In Punkto 2 schont Herr Oskar Blumenkohl selbst das Heiligste nicht! —

Es ist uns noch wohl erinnerlich, daß ein Stück aus der Feder eines Mitgliedes des Königlichen Hauses am hiesigen National-Theater, damals unter der Direction Buchholz' stehend, in Scene ging. Wir sind weit davon entfernt, zu verlangen, daß man über den Prinzen den Dichter vergißt, denn in dem Augenblicke, wo ein Prinz als Dichter vor das Publikum tritt, darf er nur als solcher behandelt und beurtheilt werden. Aber eine gewisse Pietät ist wohl schon um deshalb geboten, weil der Götterfunke Genie sich selten zu den Füßen des Thrones niederläßt und es hochschätzenswerth ist, wenn ein Prinz, sonst nur im Waffenhandwerk geübt, mit Lust und Liebe den Musen huldigt.

Was aber lasen wir da im Tageblatt!! —

Ein Sammelsurium von allen möglichen und unmöglichen Schimpfe-cien! Da hieß es unter Anderem: „Die Worte klapperten zur Erde",

und was dergleichen geistreiche Reflexionen mehr sind. Und um sich ein Air zu geben, zerriß Herr Oskar Blumenkohl das Incognito des Dichters gewaltsam, denn — er war ja Kritiker und wollte zeigen, daß er in dieser Eigenschaft die Macht habe, selbst mit einem Prinzen in's Gericht zu gehen! —

Das war doch gewiß unver—froren! —

Betrachten wir uns die Kritiken des Herrn Oskar Blumenkohl genauer, so drängen sich uns unwillkürlich zwei Fragen auf: 1) Wie verhalten sich diese Kritiken gegenüber der Aufgabe der Kritik im Allgemeinen? und 2) Ist es erforderlich, daß Jemand, um Derartiges dem dem Publikum zu octroyiren, Universitäten besucht und ein Staatsexamen absolvirt?

Auf die erste Frage haben wir folgende Antworten: Die Kritiken des Herrn Oskar Blumenkohl sind eine Persiflage auf den Begriff „Kritik“ überhaupt. Beginnen wir mit Lessing, Gottsched und ziehen wir auch den Hofrath von Gottschall in Leipzig, der ja wohl zur Zeit der bedeutendste Kritiker ist, in den Bereich unserer Betrachtung, so gelangen wir zu dem befriedigenden Resultat, daß die Genannten, die ja viele ehrenhafte Nachfolger gefunden haben, die Kritik als eine der Kunst förderliche, auf Wissen gegründete Lebensaufgabe betrachten.

Lessing war milde, Gottsched herb, Hofrath von Gottschall hat, nach seinen Kritiken zu urtheilen, das Erbe Gottsched's voll und ganz übernommen. Trotz des gewaltigen Unterschiedes, der zwischen Lessing, Gottsched und v. Gottschall herrscht, waren und sind sie sich ihrer Aufgabe stets bewußt.

Ihre Kritik ist, gleichviel, in welcher Form dieselbe auch erscheine, bestimmt zu belehren und zu verbessern, mit einem Wort: die Kunst zu veredeln, und hier muß uns ja unser Zeitgenosse v. Gottschall, der mit ächtem Verständniß und Wissen auch die Kenntniß moderner Anforderungen verbindet, maßgebend sein. Wir haben ja zum Glück auch unter uns Männer, die in diesem Sinne kritisiren und werden die Fahne dieser Ehrenmänner stets hochhalten. Die Aufgabe des Kritikers in Bezug auf ein dramatisches Werk stellt sich wie folgt:

Der Inhalt des Stückes ist von dem aus demselben ersichtlichen Vorwurf des Dichters (Sujet) zu sondiren. Es ist dann die mehr oder minder edle Diction zu beurtheilen, der Scenengang und die Reihenfolge desselben streng zu beobachten, kurz, das ganze dramatische Gebäude von seinem Grundstein an bis zum Schluß zu verfolgen, dem Dichter entweder Beifall zu zollen, oder ihn auf die Schwächen des Sujets, der Diction

oder Construction, gleichviel, ob wohlwollend oder herbe, hinzuweisen, mit anderen Worten, ihm zu sagen: „Das wolltest Du, das hast Du erzielt; Du hättest aber mehr erzielen können, wenn Du an der oder jener Stelle nicht aus dem oder jenem Grunde gefehlt hättest."

Eine solche Kritik wird der Dichter gern hinnehmen, denn sie wirkt belehrend und selbst im herbsten Ton noch ermunternd. Dann erst hat der Kritiker den Maaßstab an die Leistungen der Darsteller zu legen.

Hier ist es seine Aufgabe, darauf zu achten, daß der Darsteller den Intensionen des Dichters gerecht wird, d. h. seine Aufgabe so löst, wie es sich der Dichter wohl gedacht hat. Es ist ferner sehr darauf zu achten, daß das Organ des Sprechenden der Situation angepaßt, nicht zu leise und nicht zu verschwenderisch zum Ausdruck gelangt, und schließlich die Mimik wie die Gesten der Darsteller genau zu beachten. Auf Grund dieser eigenen Anschauung soll der Kritiker dann ebenfalls belehrend und verbessernd wirken.

Sowohl dem Dichter als dem Darsteller gegenüber darf der Kritiker herbe, absprechend sich verhalten, doch seine Sprache muß stets den Willen durchblicken lassen, das Gute zu fördern. Vor allen Dingen darf der Kritiker sich nicht dazu hinreißen lassen, die Person mit der Sache zu verwechseln, d. h. nicht persönlich werden.

Das ist die Aufgabe der Kritik, die es naturgemäß mit sich bringt, daß der eine Kritiker, seiner Ueberzeugung folgend, das gut findet, was der andere aus demselben Grunde verdammt. Ohne Meinungsverschiedenheiten wäre ja eine gesunde und förderliche Kritik nicht denkbar.

Wie verhalten sich nun die Kritiken des Herrn Oskar Blumenkohl gegenüber dieser klar ausgesprochenen Aufgabe der Kritik im Allgemeinen?

Hier hört jedes Verhältniß überhaupt auf. Herr Oskar Blumenkohl hat es verstanden, die Kritik derartig herabzuwürdigen, daß dieselbe jeden moralischen Werth längst verloren hätte, wenn nicht neben ihm noch gesinnungstreue Recensenten bei der Berliner Presse ein Wort hätten.

Mit Vorliebe umgeht Herr Blumenkohl den Inhalt jeder Novität. Er bricht den Stab über ein Stück, wenn der Verfasser desselben nicht zu der erwähnten „solidarischen Genossenschaft" gehört. In diesem Falle ist das Stück ein elendes Machwerk und kaum der Beachtung werth. Es ist nicht zum Ansehen — weshalb Herr Blumenkohl es auch in der Regel nicht gesehen hat — und man begreift kaum, wie eine Direction die Darsteller mit dergleichen Dummheiten abmühen, das Publikum langweilen kann.

Nun folgt eine Anzahl witzig sein sollender Schimpfereien und die Kritik ist fertig. Jetzt plötzlich erscheint die 1999. Posse von E. Jacobson.

Jacobson schreibt, wie wir im weiteren Verlauf unserer Skizzen noch näher zeigen werden, seine Possen nicht, er fabricirt sie. Der genannte Herr ist längst dahin gekommen, das mühselige Dichten den „Dummen, die nie alle werden“, zu überlassen. Der Eine liefert ihm das Stück, ein Anderer die Couplets und Herrn Jacobson bleibt nichts weiter zu thun übrig, als die Gesangsnummern dem Text anzupassen und hin und wieder an passender Stelle — darin allerdings besitzt Jacobson eine Fertigkeit, wie kaum ein zweiter Possenfabrikant — einen guten Witz aus den „Fliegenden Blättern“ einzustreuen, und die neue „Jacobson’sche“ Posse ist fertig!

Wir wollen Herrn Jacobson keinen Vorwurf aus dieser Manipulation machen, beileibe nicht, im Gegentheil, wir ziehen regelmäßig, wenn wir an den Plakatsäulen den Namen Jacobson lesen, ehrfurchtsvoll den Hut — in Gedanken an den Dichter des Stückes, der, vielleicht mit hundert Mark abgefunden, daheim sein Brot mit Thränen ißt und bei Strafe der Verketzerung nicht einmal wagen darf, seinem intimsten Busenfreund mitzutheilen, daß das neue Stück, das eben am Wallner-Theater glänzend gefällt, sein Opus sei.

Das ein so namhafter Possenfabrikant, wie Herr Jacobson, sich die Gunst des ebenfalls bedeutenden (?) Kritikers Oskar Blumenkohl zu sichern wußte, liegt auf der Hand. Da hatte denn Berlin kürzlich ein wunderbares Beispiel, bis zu welcher Todesverachtung sich die Freundschaft des Herrn Oskar Blumenkohl versteigen kann, wenn es sich darum handelt, ein Stück seines Freundes Jacobson herauszustreichen.

Derselbe Kritiker, der mit einem Blutdurst, der einem Henker zur Zierde gereichen würde, die Ehre jedes Autors mit Füßen tritt und sich in Folge dessen den stolzen Namen: „der blutige Oskar“ erworben hat, derselbe Mann, der ängstlich aus dem besten dichterischen Erzeugniß die kleinste der kleinsten Schwächen hervorhebt, um über den unglücklichen Verfasser den Geifer der Gehässigkeit auszugießen, er schrieb gelegentlich der Aufführung einer der letzten Possen, die Herr Jacobson am Wallner-Theater ablieferte, und welche, trotz aller Velocipedensprünge, nur durch eine „Wegner“ zu halten war — fast wörtlich:

„Die Posse hat ja keinen eigentlichen Zusammenhang, aber man kommt vor Lachen kaum zur Besinnung und weiter will man ja nichts.“

So urtheilt derselbe Kritiker, der sonst Alles zu zerfetzen sucht.

Aber Herr Oskar Blumenkohl ist auch „dramatischer Dichter“ und hat als solcher vor kurzer Zeit durch sein Werk: „Wir Abgeordneten“,

welches ebenfalls am Wallner=Theater in Scene ging, Publikum und Presse in Schrecken gesetzt.

Einstimmig wurde das Stück als ungenießbar beurtheilt.

Doch Pardon! Nicht einstimmig. Noch haben wir ja das „Berliner Tageblatt" der Firma Moses und Cohn, dessen Feuilleton=Redacteur und „Kritiker" Herr Oskar Blumenkohl ist. Derselbe scheint das gute Dichterwort „in der Beschränkung liegt der wahre Werth" nicht zu kennen, denn was er bei Gelegenheit der Besprechung von „Wir Abgeordneten" leistete, schlägt allem Anstandsgefühl, aller Moral derart in's Antlitz, daß man sich geradezu mit Abscheu von einer solchen „Unverfrorenheit" abwenden sollte.

Herr Blumenkohl, von dem es bekannt ist, daß ihm nichts heilig ist, als etwa seine Antecedenzien und die seiner „Genossenschafter", der mit der Ehre und dem Erwerb der Dichter, Darsteller und Directoren seit Jahren und ungestraft das frivolste Spiel treibt, beugte sich nicht etwa vor der verurtheilenden Kritik der gesammten Berliner Presse, nein, der Mann hatte die Stirn, im Tageblatt in Bezug auf sein Machwerk zu schreiben — oder schreiben zu lassen:

„Man besucht ja nicht das Theater, um zu kritisiren, sondern um sich zu vergnügen."

Wahrlich, eine saubere Presse, die ihren Lesern Derartiges zu bieten wagt! — —

Nach alledem können wir nun unsere ad 1 aufgeworfenen Frage: „Wie verhalten sich diese Kritiken gegenüber der Aufgabe der Kritik im Allgemeinen?" dahin beantworten: Sie bilden eine grelle Dissonanz zu allem vom Anstand Gebotenen. Es wäre endlich an der Zeit, daß Herr Blumenkohl das Scepter des Kritikers niederlegt.

Die zweite Frage: „Ist es erforderlich, daß Jemand, um derartige Kritiken dem Publikum zu octroyiren, Universitäten besucht und ein Staatsexamen absolvirt?" kurzweg mit nein, es ist das nicht nöthig, denn „Kritiken", wie wir sie täglich im „Berliner Tageblatt" finden, bedürfen keiner wissenschaftlichen Vorbildung ihres Erzeugers, sie sind durch ein einfaches Recept zu erlangen, das wir hier zu Nutz und Frommen mittheilen wollen:

Man werde Jude, nehme ein Kilo Unverfrorenheit, mische darunter ein halbes Kilo Bosheit, ein viertel Kilo Eigendünkel und einige Gramm Mutterwitz, thue dies in einen gehörig hohen Doctorhut, rühre es eifrig um und gewöhne sich durch fleißiges Einnehmen an den Geschmack der Mixtur. Man wird dann zunächst allerdings ein bleiches Aussehen be=

kommen, da die Röthe der Scham von den Wangen weicht, aber — man ist wenigstens ein gefeierter Kritiker! — Will man nun den Kritiken einen besonderen Reiz geben, so halte man sich täglich eine halbe Stunde am Mühlendamm auf und der Vorrath an geistreichem Witz, den man hier sammelt, wird unzweifelhaft durch Wochen vorhalten. — So lebt und wirkt Herr Oskar Blumenkohl, und wehe Denjenigen, die es wagen, ihn auch nur mit einem Worte seines Betragens wegen zur Rechenschaft zu ziehen! Sie sind verfehmt, werden angegriffen und moralisch mißhandelt, bis sie, der Lächerlichkeit preisgegeben und ihre Ehre mit allen möglichen Unfläthereien besudelt, des Kampfes müde das Schlachtfeld räumen.

Aber auch die „schlechte Presse“ tritt in solchen Fällen nie für die Gekränkten ein.

Herr Blumenkohl ist an sich eine Macht, der Niemand widersteht, außer allenfalls Paul Lindau, der ihm an — „Geist“ gleich oder vielleicht überlegen ist.

Und liebenswürdig ist Oskar Blumenkohl bis zur Widrigkeit! — Beschwert sich ein moralisch Gemißhandelter bei ihm, so wird er sicher behaupten, den gehässigen Artikel nicht selbst geschrieben zu haben. Kann er dies nicht, dann wird er in nahezu kriechender Weise sein Bedauern ausdrücken und versichern, daß er in Zukunft den Vortheil des Gekränkten wahren werde, um so das begangene Unrecht gut zu machen. — Herr Blumenkohl fürchtet nämlich nichts mehr als — Real- und Verbalinjurien, gegen die er sich nach besten Kräften zu schützen sucht. —

Allerdings steht Oskar Blumenkohl nicht ohne Beispiel da. Manch' würdiger Freund schreitet ihm zur Seite oder giebt sich Mühe, in seine Fußtapfen zu treten, denn das Außergewöhnliche übt auch hier seinen Reiz aus.

Wir sehen in Gedanken den kleinen Herrn Oskar Blumenkohl vor uns, wie er höhnisch grinst und vor Aerger seine Feder zernagt und ist uns dieser Anblick so widrig, daß wir dadurch alle Lust, uns mit dem würdigen „Kritiker“ weiter zu befassen, verlieren. Seine Zeit wird ja auch kommen, „alle Wagen- und Menschenklassen“ werden sich von diesem Auswuchs einer giftgeschwollenen Literatur emancipiren.

Bis dahin aber rufen wir vereint mit all' den Blinden und Tauben, die nicht sehen und hören wollen:

„Hoch die Berliner „Kritik“ und ihr Präses Oskar Blumenkohl!“

(Fortsetzung „Monopol-Dichter“ folgt im nächsten Heft.)

Kleinere Aufsätze.

Historische Aktenstücke.

II. Gutachten der Stände der Provinz Brandenburg.
(I. in Heft 1.)

Se. Majestät der König haben geruht, die aus allen Landestheilen der Provinz, in welchen das Edict vom 11ten März 1812 über die bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse der Juden nicht in Kraft besteht, gesammelten vollständigen Materialien über die Verhältnisse und den Zustand derselben, den Ständen mit dem Befehle vorlegen zu lassen:

> solche in Berathung zu ziehen und darüber sich zu erklären, was für Vorschläge und Wünsche sie in Rücksicht dieses Zweiges der Gesetzgebung für ihren Provinzial-Verband anzubringen haben.

Die Stände verehrten den neuen Beweis des allerhöchsten Vertrauens, erkannten die Wichtigkeit des ehrenvollen Auftrags und glaubten nur durch möglichst vorurtheilsfreie Erwägung, wie ohne Ungerechtigkeit gegen die Juden die allgemeine und die Wohlfahrt ihrer christlichen Mitbürger zu sichern sey, demselben genügen zu können.

Die Verhältnisse der Juden sind in den verschiedenen Landestheilen der Provinz von einander abweichend.

In der Altmark haben sie durch das dort noch gültige Westphälische Gesetz alle Rechte und Freiheiten der anderen Unterthanen erhalten. Ihre Zahl hat unter der Fremdherrschaft und bis wieder genauere polizeiliche Aufsicht eintrat, durch Einwanderung um das Vierfache sich vermehrt, jedoch ist bedeutender Grundbesitz von ihnen nicht erworben worden.

In Schermeissel gelten für sie die Posenschen, in Kottbus die alten Preußischen, in den vormals Sächsischen Districten und der Niederlausitz die Sächsischen Gesetze.

Zahl und Besitzstand haben hier nicht bedeutend sich geändert.

In den übrigen Marken, wo das Edict vom 11ten März 1812 in Kraft getreten ist, hat seitdem ihre Zahl etwa um ein Viertel sich vermehrt und sie haben viele städtische Grundstücke, auch größere Landgüter erworben.

In der Altmark wünscht man Abänderung des Westphälischen Gesetzes sehr dringend; in den Theilen, wo strengere Beschränkungen noch Statt finden, ist unbedingte Einführung des Edicts vom 11ten März 1812 nicht Wunsch.

Auch da, wo es gesetzlich in Kraft steht, glaubt man, daß der Erfolg der wohlwollenden Absicht nicht entsprochen habe! die Juden scheinen nicht wesentliche Fortschritte in der Bildung gemacht zu haben; die Erlaubniß zur Ergreifung anderer Erwerbmittel ist höchst selten von ihnen benutzt und sie sind mit wenigen Ausnahmen beim alten Gewerbe, dem Handel, die ärmern beim Schacherhandel geblieben. Man wünscht in mehreren Punkten beschränkende Abänderungen des Gesetzes.

Die Vermehrung der Judenschaft durch fremdes Einwandern schien auch den Ständen bedenklich, die vielmehr ehrerbietig anheim geben, ob bei den in andern Staaten, namentlich in Polen ergriffenen Maaßregeln, die Aufnahme der Juden nicht den alten Einschränkungen unterworfen und der allerhöchsten Erlaubniß Sr. Königlichen Majestät selbst vorbehalten bleiben möchte. Auch das Herumziehen aus einem Regierungs-Bezirk in den andern dürfte niemals zum Ansiedeln und nur zum Handel auf großen Messen zu gestatten seyn.

Sollen aus den Juden, besonders der ärmern Klassen, dereinst nützliche Unterthanen werden, so möchte dieses nur durch zweckgemäße Bildung der Jugend möglich, und hiezu ein Hauptmittel seyn, wenn alle Judenschulen geschlossen würden, der Religions-Unterricht nur von geprüften, unter Oberaufsicht gestellten Lehrern ertheilt werden dürfte und die Kinder zur Erlernung alles Uebrigen die christlichen Schulen besuchen müßten. Wenn alsdann die Obrigkeiten dafür sorgten, daß die jüdischen Knaben, die in der Schule mit den Christen-Kindern und selbst mit den bürgerlichen Verhältnissen bekannter geworden sind, bei guten Meistern zu einem bessern Gewerbe, als dem väterlichen Schacherhandel angeleitet, und daß die jüdischen Mädchen als Dienstboten bei ihren Glaubensgenossen, die christliche in Zukunft nicht halten dürften, untergebracht würden, so ließe von der künftigen Generation ein Besseres, als von der gegenwärtigen sich erwarten.

Die Erfüllung der Militairpflicht wird besonders durch dreijährigen Dienst ein vorzügliches Bildungsmittel werden können.

Die Erlaubniß zum Heirathen dürfte nur, wenn die Mittel zur Erhaltung der Familie, die zum Anfang eines stehenden Handelsgewerbes, nur wenn hinreichendes Vermögen, guter Ruf, und daß die Handlung ordentlich erlernt sey, nachgewiesen worden, ertheilt werden. Für den Erben möchte billig zur Fortsetzung der Handlung nur beides Letztere erforderlich sein. Nur in den Städten, nicht aber auf dem Lande, dürften jüdische Kaufleute sich besetzen, letzteres nur den jetzt vorhandenen für ihre Person, nicht für ihre Erben gestattet bleiben. Aller Hausir- und Schacherhandel wäre ganz zu untersagen, und der Jude dürfte nicht Apotheker und nicht Gast- oder Schankwirth, als allein für seine Glaubensgenossen, werden, auch würde streng dar-

auf zu halten seyn, daß er bei sonst nützlicher Annahme eines eigenen Zunamens nicht den einer geachteten Familie wähle.

Wie dieses, so war auch die Ansicht der Stände, daß die jetzigen Besitzer und Intestat-Erben zwar das erworbene Grundeigenthum ungestört behalten müssen, daß aber künftig in den Städten ein Jude nur an seinem Wohnort, und nur ein Haus und einen Garten, ein Mehreres allein nach dem Ermessen des Magistrats und mit ausdrücklicher Genehmigung der Regierung, in einzelnen Fällen erwerben dürfe, und daß auf dem Lande der Ankauf eines Ritterguts, da das Gesetz ihm die Standschaft abspricht, und eines Lehn- oder Erb-Schulzenguts, da er zum Amte nicht tauglich ist, ganz zu verbieten sey. Nach ihrer einstimmenden Meinung solle er ein anderes Bauern- oder Kossäthengut nur unter der Bedingung erwerben dürfen, wenn er allem Handel entsagt, keine jüdische Miethsleute einnimmt und mit seinen Kindern den Boden selbst bearbeitet; und wenn er das letztere binnen 6 Monaten nicht erfüllt, müsse das Gut zum nothwendigen Wiederverkauf gebracht werden. Die Mehrheit der Versammlung glaubte, daß in jedem Dorfe von wenigstens 10 Höfen nur eine jüdische Familie und nur mit einem Gespann haltenden Hofe, in kleineren aber gar keine sich ansiedeln dürfe; der gesammte zweite Stand hielt jedoch diese Beschränkung für die Städte, da dort weit mehr gestattet werde, unbillig und nachtheilig, und da der Landbau das beste Mittel sei, den Juden vom Handel abzubringen, auch nicht für zweckgemäß.

Die Stände haben geglaubt, die allergnädigsten Befehle nur dadurch befolgen zu können, wenn sie ehrfurchtsvoll aber freimüthig ihre Ansichten und die Resultate ihrer Erwägungen zur weitern Prüfung vorlegten. Sie erwarten vertrauensvoll von der Weisheit Sr. Königl. Majestät, was sie zum Besten des Landes über diesen wichtigen Punkt der Gesetzgebung entscheiden wird, und ebenso, ob der Gedanke Anwendung finden könne, daß die Gesetze über die Juden, die nur nach dem gegenwärtigen Standpunkt derselben sich richten können, in Zeiträumen von einer Generation neuer Prüfung zu unterwerfen und nach Maaßgabe, wie solche alsdann sich gestaltet, abzuändern seyn möchten. Graf v. Alvensleben.

Ein jüdischer „Praktiker".

Ein in seiner Specialbranche großartiger Industrieritter, der namentlich hiesigen Pianoforte-Fabrikanten sehr gefährlich geworden ist, stand kürzlich unter der Anklage des wiederholten Betruges vor der dritten Strafkammer hiesigen Landgerichts I. in der Person des Handelsmanns Aron Isaak Rosen-

thal. Derselbe hat ganz systematisch hiesige Pianoforte-Fabrikanten in der raffinirtesten Art ausgebeutet. Während er hier bei einer Wittwe Chambre-garnie wohnte, führte er sich bei den Fabrikanten als ein gut situirter Kaufmann ein und gab vor, einen ausgedehnten Handel mit Pianinos zu betreiben, namentlich aber auch einen respektablen Exporthandel zu unterhalten. Das ganze Auftreten des Alten war vertrauenerweckend, und wenn er zum Ueberfluß ein ganzes Packet bezahlter Wechsel aus der Rocktasche hervorzog und den Betreffenden, mit denen er in Unterhandlung stand, nachwies, daß die respektabelsten Firmen ihm Credit gewährt hätten und die auf ihn gezogenen Wechsel immer pünktlich honorirt worden seien, dann schwand auch der letzte Rest des Mißtrauens und dem Angeklagten wurden die gewünschten Instrumente gegen sein Accept zugesandt. Die Finesse des Angeklagten bestand nun darin, daß er die Wechsel prompt einlöste und die Fabrikanten dadurch immer mehr in dem Glauben erhielt, daß sie es mit einem ehrlichen Mann zu thun hätten und sich bestrebten, weitere Bestellungen des Angeklagten auch recht pünktlich zu effectuiren. Das „Exportgeschäft" bestand nun darin, daß der Angeklagte nach Empfang der Pianinos, die ihm zum Fabrikpreise überlassen wurden, dieselben sofort zu dem Rückkaufshändler Lewkowitz (!) brachte und daselbst noch unter dem Einkaufspreise weiter verkaufte. Die Fabrikanten hatten dann für die dem Angeklagten gelieferten späteren Sendungen einfach das Nachsehen. Einzelne waren noch nicht einmal so glücklich, wenigstens die ersten Wechsel bezahlt zu erhalten. Wer weiß, wie lange noch der Angeklagte dies lucrative Geschäft betrieben hätte, wenn nicht ein gleichfalls auf den Leim gelockter Fabrikant noch im letzten Augenblick bei einem Auskunftsbüreau Erkundigungen über ihn eingezogen und die Auskunft erhalten hätte: „Faul, Industrieritter, schon Schwindeleien in Tuch gemacht, keinen Credit geben." Diese tröstliche Antwort gab denn auch Veranlassung, der Geschäftspraxis des Herrn Aron Isaak Rosenthal etwas schärfer auf die Finger zu sehen, wobei sich der Schwindel offenbarte. Den Bemühungen des Bücherrevisors Bierstedt ist es gelungen, den Umfang dieses Schwindelgeschäfts einigermaßen klarzulegen, und da hat sich denn ergeben, daß der Angeklagte in der geschilderten Art in ganz kurzer Zeit 119 Pianinos erschwindelt hat, welche einen Fabrikationswerth von ca. 53,000 Mark repräsentirten. Der Staatsanwalt beantragte mit Rücksicht auf die Gemeingefährlichkeit und Raffinirtheit des Angeklagten 8 Jahre Gefängniß, worauf der Gerichtshof denn auch erkannte.

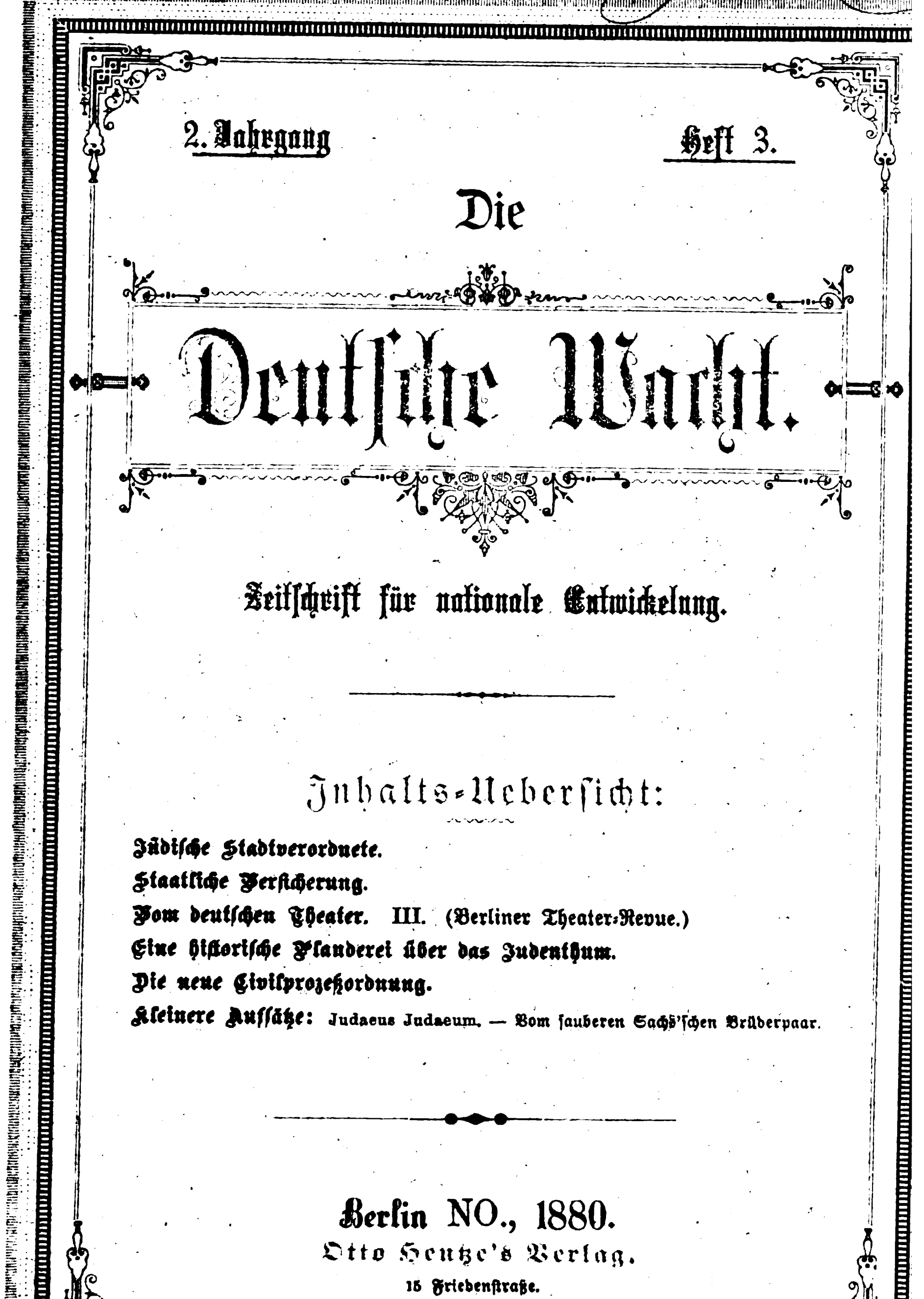
Literarische Beiträge für die „Deutsche Wacht" bitten wir zu adressiren: An die Redaction der „Deutschen Wacht", Berlin N.O., 15 Friedenstraße.

Die Redaction.

Redaktion und Verlag: Otto Henze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Babing, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.



Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.



2. Jahrgang Heft 3.

Die Deutsche Wacht.

Zeitschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Jüdische Stadtverordnete.
Staatliche Versicherung.
Vom deutschen Theater. III. (Berliner Theater-Revue.)
Eine historische Plauderei über das Judenthum.
Die neue Civilprozeßordnung.
Kleinere Aufsätze: Judaeus Judaeum. — Vom sauberen Sachs'schen Brüderpaar.

Berlin NO., 1880.
Otto Hentze's Verlag.
15 Friedenstraße.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Die Deutsche Wacht.

1. November 1880.

Jüdische Stadtverordnete.

Wir sprechen nicht von Herrn Straßmann und seinen Blutsgenossen im Berliner Rathhause, denn „ehrenwerthe Männer sind sie Alle, Alle“. Was wir geben, ist nur eine mikroskopische Studie aus einem kleinen, entlegenen Winkel, aber sie mag zur Kenntniß der Natur des ganzen Gewächses, des Judenschwammes, beitragen. Der Einsender, dessen schlichte Erzählung wir wiedergeben, nennt alle Namen und sein eigener ist in der Redaction dieser Zeitschrift zu erfahren, auch schwebt bereits auf Einschreiten des Landrathes des Schlochauer Kreises, dessen Muth wir unsere Anerkennung nicht versagen können, eine amtliche Untersuchung.

„Landeck ist ein kleines, armes Städtchen in Westpreußen von ohngefähr 2000 Einwohner, darunter viele Juden, weil in diesem Städtchen die größten Vieh- und Pferdemärkte der Umgegend stattfinden.

Landeck besaß 12 Jahre hindurch einen achtbaren und gerechten Bürgermeister Joppe, der es verstand, die Juden in Ordnung zu halten. Als nun vor etwa 2 Jahren dessen Wahlzeit abgelaufen war, setzten die Juden alle Hebel in Bewegung, den pp. Joppe nicht wieder wählen zu lassen, trotzdem sie wußten, daß die arme Stadt demselben eine Pension von 450 Mark jährlich geben muß und dem Neugewählten ein Gehalt von 1350 Mark, welches für eine so arme Stadt ein bedeutendes Stück

Geld ausmacht. Denn man muß bedenken, daß dort beinahe 200 pCt. Communalabgaben gezahlt werden müssen, um den städtischen Bedürfnissen zu genügen. Es wurde also ein neuer Bürgermeister gewählt, Namens Klatt, unter verschiedenen Manupilationen, die zur Zeit als ein offenes Geheimniß galten. Herr Klatt hielt es mit den Juden, nannte sich auch mit den Manichäern Du und Du, ging Arm in Arm mit dem Hauptmacher, Stadtverordneten Falk, schenkte diesem auch eine silberne Schnupftabacksdose, womit er sich überall präsentirte — natürlich aus geschäftlichen Gründen, um den Christen klar zu machen, daß sein Einfluß auf städtische Verwaltung der maßgebendste sei. So hat dieser Falk mit seinem Schwager Gumpel, der, nebenbei gesagt, ein guter, verwegener Redner ist, die Macht in Landeck gehabt, und ohne diese Beiden war nichts zu machen, wie nachfolgende Begebenheit zeigt. Die Bürgermeisterstelle in Schlochau in Westpreußen wurde vacant und Herr Klatt dort gewählt, jetzt ging also wieder das Geschäft in Landeck los. Die Wahl wurde ausgeschrieben und es bewarben sich nicht weniger als 59, theilweis sehr tüchtige Leute mit den besten Papieren und Empfehlungen darum, aber die Bewerber hatten sich geirrt. Wer hier die Juden nicht beachtet hatte, kam in den Papierkorb, und die Machinationen wurden so offen und in so schamloser Weise betrieben, daß einem ordentlichen, rechtdenkenden Menschen die Haut kreiselte.

Ein Bewerber wandte sich vertrauensvoll an den alten Bürgermeister Joppe mit der Frage, ob es wohl gethan wäre, wenn er seine Lehrerstelle aufgebe und sich als Bürgermeister wählen ließe. Der alte, achtbare Herr Joppe theilte diesem im Vertrauen mit, daß er nur durch Bestechung der Juden gewählt werden könne: wer am meisten gäbe, hätte die größte Aussicht.

Ein anderer Bewerber, der Lehrer Streitz aus Barkenfelde, ging seinen Schwiegervater, den Gutsbesitzer Affeld, an, er möchte ihm zur Bürgermeisterstelle 900 Mark geben, billiger ließe es sich nicht machen. Dieser berathschlagte erst mit seinem Bruder, dem Gutsbesitzer Affeld in Ratzebuhr, und Beide kamen zu dem Entschluß: nein, so viel ist die Stelle nicht werth.

Ein anderer Bewerber, der ehemalige Gutsbesitzer A. M., ging Mitte Juli mit einem auf circa 6 Bogen geschriebenen Lebenslauf und einem Packet der feinsten Zeugnisse zu dem Stadtverordneten-Vorsteher, Gutsbesitzer Redmann zu Landeck. Dieser Herr, ein recht biederer und sehr freundlicher Mann, nannte demselben die 10 Stadtverordneten, worunter sich 4 Juden befanden, hierauf ging M. zu jedem der genannten Herren,

hielt eine kurze Unterredung und bat schließlich, sich der Mühe zu unterwerfen, seine sehr umfangreichen Papiere resp. Atteste wenigstens durchzulesen.

Von nun an besuchte M. Landeck öfter, um dort bekannter zu werden und da erfuhr er, daß des Stadtverordneten Falk's Stimme das größte Gehör fände, in Folge dessen er sich noch einmal an den Herrn Falk wenden müßte. — Hierauf nahm M. Gelegenheit, mit einigen zurückgehaltenen Attesten zu Herrn Falk zu gehen und recht herzlich zu bitten, den eingereichten Papieren eine Durchsicht zu schenken; da sagte der Herr Falk, „ach Gott, hier kommen alle Tage die Bewerber zu mir und man hat nichts weiter davon als Zeitverlust und Unkosten, ich werde sehen." M. ergriff sofort das Wort: „den Verlust resp. die Unkosten, welche auf meine Person fallen, wüßte ich zu decken." Falk wurde freundlicher und nannte ihm seinen Schwager, den ehemaligen Gastwirth Gumpel, mit welchem er das Nähere zu besprechen hätte. M. ging recht verstimmt fort, begegnete dem Gastwirth Louis Secker aus Ratzebuhr, sprach auch mit dem Rentier Korth ebendaselbst. Die sagten ihm, hier in Landeck würde es so gemacht und solle er nur gute Miene zum bösen Spiel machen. Herr Korth stellte sogar die Behauptung auf, „daß, wenn vor zwei Jahren Herr von Lederbuhr den Juden die Taschen gerührt hätte, Klatt nicht Bürgermeister geworden wäre." M. blieb also nichts weiter übrig, als zu Gumpel zu gehen, den er inzwischen hatte kennen lernen. Als er bei diesem eintrat, führte ihn derselbe zu seinem Cylinderbüreau, öffnete die untere Schublade und sagte: „Sehen Sie, hier hat Herr Petersohn aus Ratzebuhr mir einen Revers von 600 Mark gegeben, aber der kommt nicht heran, wenn er auch 500 Thaler giebt." Darauf fragte M.: „Wie viel soll ich denn nun geben?" — „Das steht ja in ihrem Belieben." M. bot 300 Mark, Gumpel nahm einen Bogen Papier und sagte: „Schreiben Sie 450 Mark" (gesagt, gethan), „aber nun müssen Sie mir möglichst bald 1500 Mark verschaffen auf eine sichere Hypothek in Crummensee." M. versprach sein Möglichstes zu thun und steckte die Crummenseer faule Hypothek ein. Jetzt mußte M. bei Gumpel Kaffee trinken, Gumpel selbst eilte aber zu Falk und sagte: M. solle nur mit dem Stadtverordneten Schwalbe zu dem Gastwirth und Stadtverordneten Uthke gehen, wo sie den Stadtverordneten Nathan (Jude) träfen. Gleich darauf kam Gumpel und bald hinterher sein Schwager, der Stadtverordnete Falk, welcher mit den Worten eintrat: „Kinder, seid ihr noch nicht einig, meine Stimme ist ganz bestimmt; hier Herr M. haben Sie mein Ehrenwort, meine Hand; kein Anderer

bekommt meine Stimme als Sie!" — worauf M. selbstverständlich die Zeche für Falk und Gumpel bezahlen mußte. M. ärgerte sich über das freche Auftreten von Falk, sagte sogar zu dem Rentier Korth aus Ratzebuhr, der den Abend mit zugegen war, daß man einen solchen Juden gleich aufhängen müßte, und mag auch noch von Ausverschämtheit gesprochen haben, in Folge dessen Gumpel am 20./8. 1880 nachstehenden Brief schrieb:

Landeck, 20./8. 1880.

Geehrter Herr M.!

Hierdurch theile Ihnen ergebenst mit, daß der Bürgermeister Klatt aus Schlochau Sonntag hier sein wird, da von Ihrer Wahl gar keine Rede demselben gegenüber sein soll, so bitte Sie, Sonntag nicht hier her zu kommen, ein Zusammentreffen könnte Ihre Wahl schädigen, indem ich ihm bereits die Mittheilung machte, daß ein Unverheiratheter gewählt werden soll. Jeden andern Tag können Sie mit Herrn Tesch kommen. Ferner habe ich noch etwas zu bemerken, welches Ihnen jedenfalls entschwunden sein wird, nämlich bei Ihrem letzten Hiersein haben Sie Aeußerungen bei Uthke in Gegenwart Nathan, Schwalbe, betreff. verdienen extra fallen lassen; es wurde mir am nächsten Tage von Nathan erzählt. Ich habe diese aber anders ausgedeutet und ist Alles wieder gut geworden; ich hoffe, daß Sie ein Stillschweigen behalten werden.

Mit Begrüßung Ihrer Familie, sowie Herrn Korth
zeichnet Achtungsvoll
Ad. Gumpel.

Eine Stunde später folgte ein anderer Brief:

Landeck, 20./8. 1880.

Geehrter Herr M.!

Da Sie Sonntag nicht herkommen können, so wollte Sie (!) ergebenst anfragen, ob ich bis Montag bestimmten Bescheid, betreff des Geldes auf der Hypothek erhalten kann, denn ich habe, falls es nicht ist, andere Aussichten. Lieb wäre es mir, wenn ich es von Korth erhalten könnte, da ich mich (!) bei dem Betreffenden nicht die Blöße geben will, unter allen Umständen muß ich aber Montag Vormittag Bescheid erhalten resp. das Document.

Mit Gruß
Ad. Gumpel.

Mit dem ersten Brief hängt es aber folgendermaßen zusammen: Der Bürgermeister Klatt aus Schlochau war nur eine vorgeschobene

Persönlichkeit, M. von der Stadt Landeck für den Tag fern zu halten, da ein anderer Bewerber, der Stadtsecretair Lackner aus Bernau, bearbeitet werden sollte, wie auch geschehen, denn der Stadtverordnete Falk hat öffentlich mit diesem Lackner dasselbe Manöver aufgeführt: „Hier, Herr Lackner, haben Sie meine Hand, mein Ehrenwort; kein Anderer bekommt die Stimme als Sie", worauf ihn noch der Stadtverordnete Schwalbe zur Rede stellte und sagte: „Sie haben doch M. ihr Ehrenwort gegeben."

M. ging also am Montag mit dem Lehrer Tesch aus Ratzebuhr nach Landeck, um noch einmal durch diesen empfohlen zu werden bei seinen beiden Schwägern, den Stadtverordneten und Gutsbesitzer Hoppe und J. Templin und seinem Bekannten, dem Stadtverordneten H. Templin. Die Juden sahen hierdurch wieder, er habe große Aussicht, in Folge dessen kam der Schlächter Herz Beer zu ihm im Auftrage von seinem Schwager Nathan aus Landeck mit der Mittheilung, einige Bewerber hätten ihm schon 300 Mark geboten für seine Stimme, wie viel M. gebe? Tags darauf kam Beer wieder und forderte eine Verschreibung von 200 Mk., von welcher M. aber 50 Mk. abhandelte und 150 Mk. für Beer auf Nathan verschrieb.

Gumpel kam jetzt zu M. nach Ratzebuhr wegen der Hypothek auf Crummensee und wollte Geld haben. Er traf denselben gerade im Gespräch mit dem Rentier Korth und Beide erklärten ihm, für diese Hypothek kein Geld zu haben, und M. mußte ihm nun einen höheren Revers versprechen, da er schon bedeutend überboten sei. Die Anforderungen der Herren Juden gingen endlich M. zu weit, und er glaubte bei den Christen seine Stimmenzahl schon gesichert; da erhielt er schnöde zur Antwort: „ohne uns ist nischt, wir 4 Juden sind einig und 2 Christen, die müssen, die werden gemacht und wenn sie mit einem halben Dutzend Schwager Tesch herkommen, so sind uns diese Stimmen doch sicher." In Folge dessen ließ M. den letzten Brief von Gumpel in den Papierkorb wandeln, aber noch an dem Tage der Vorwahl ließen ihm die Juden durch den Rentier Korth sagen, es wäre noch Zeit, er solle so schnell wie möglich nach Landeck kommen. Er aber wollte kein ganzes Jahr dort umsonst arbeiten und lieber die Wahl abwarten, und siehe da!!! — er erhielt nicht eine Stimme! Die Juden hatten Recht; die Christen fürchteten, wenn sie anders stimmten, durch die Juden tyrannisirt zu werden.

Die Frechheit des Herrn Stadtverordneten Falk ging sogar so weit, daß er es wagte, einen Brief des Lehrers, welchem der pensionirte

Bürgermeister Joppe dies Bestechungs-System mittheilte, und worüber der Erstere in seiner Unbefangenheit dem pp. Falk seine Meinung schrieb, den Stadtverordneten vorzulegen und darauf zu bringen, daß dem pp. Joppe die Pension wegen Beleidigung der Stadtverordneten genommen würde."

So geschehen am 9. September 1880 bei der Bürgermeisterwahl zu Landeck in Westpreußen.

Staatliche Versicherung.

Die erste Versicherungsgesellschaft war die Familie, deren Glieder zusammenhielten, um sich gegen Hunger, feindliche Angriffe von Menschen und Thieren und gegen die elementaren Einflüsse zu schützen. Aus der Familie entstand die Gemeinde, und als auch deren Kräfte nach Außen nicht mehr ausreichten, der Staat, innerhalb welches dieser Schutz nach den einzelnen Berufsgruppen zu Lehnswesen und Hörigkeit auf dem Lande, zu Zünften und Corporationen in den Städten sich ausbildete. Der Gedanke des mittelalterlichen Staates war die Solidarität der Gemeinde in den verschiedenen Gliederungen, und jeder Einzelne stand in einem wirthschaftlichen Verbande, in welchem er sein Leben abspann. Der Ritter gehörte zum Lehnsverbande, seine Mannen waren zur Scholle „hörig", der Städter im engeren Sinne zur Zunft, im weiteren zur Stadtgemeinde, und Niemand konnte ohne Weiteres aus dem Kreise schreiten, in welchen das Schicksal ihn gestellt hatte. Diese Unfreiheit, wenn sie auf der einen Seite die Kräfte des Einzelnen fesselte, gewährte ihm auf der anderen Seite Schutz. Der Hörige, welchem es versagt war, seine Kraft aus freier Hand geltend zu machen, war dagegen vor Noth geschützt, denn sein Lebensunterhalt war ihm unter allen Umständen durch seine Hörigkeit gesichert. Die Zünfte waren so eingerichtet, daß ihre Mitglieder auch bei mäßiger Durchschnittsleistung ihr sicheres Bestehen haben und bei Unglücksfällen unterstützt werden konnten.

Bessere Communicationen, welche den Gesichtskreis der Menschen erweiterten und die Fortschritte der Technik und Industrie ließen diese Bande allmählig als drückend erscheinen und es traten politische Verhältnisse hinzu, um eine Sprengung derselben herbeizuführen. Der Zerfall des deutschen Reiches in unzählbare, nur schwach noch durch den Kaiser zusammengehaltene Atome setzte hier dynastische Interessen an die Stelle des Gemeinwohls, und die wahnwitzige Fälschung des Königthums durch Ludwig den Vierzehnten in Frankreich führte zu weiteren unerträglichen Consequenzen. Der Staat war nicht mehr ein Gemeinwesen mit eigenen Zwecken, sondern Eigenthum eines Rittergutsbesitzers, und wenn dieser noch ein Interesse an dem Wohlergehen der Einwohner zeigte, so geschah das aus demselben Grunde, aus welchem der Guts-

besitzer darauf sieht, daß ihm sein Nutzvieh nicht geschädigt oder geraubt werde. Der Versuch, den Zweck eines Dritten zum Zwecke des Staates zu machen, konnte denkenden Menschen gegenüber nicht lange durchgeführt werden, jedoch hatte er hingereicht, die aus dem natürlichen Bedürfniß hervorgegangene Organisation des Gemeinwesens in Verfall gerathen zu lassen und wie er dem Prinzipe der menschlichen Freiheit widersprach, so eröffnete dieses Prinzip in seiner zunächstliegenden Auffassung als das der Freiheit des einzelnen Menschen den Kampf in der französischen Revolution von 1789. Das Unheil, welches diese über die Welt gebracht hat, liegt in dem Irrthum, daß sie den Menschen als Einzelwesen mit Rechten ausstattet, während er nur in der Gemeinschaft leben kann. Sie hat damit jede organische Bildung in der letzteren zerrieben und in nothwendiger Folge den Vortheil des Einzelnen als das einzig übrig gebliebene Band zum Staatsprinzip erhoben, so daß endlich in richtiger Consequenz die Manchesterschule das ganze Staatswesen zu einem Rechenexempel ansetzen und Volksvertretung und Regierung arithmetisch einrichten konnte. Wir haben jetzt einen Staatsmechanismus, welcher der Zukunft so widersinnig erscheinen wird, als er uns unerträglich ist. Diese Unerträglichkeit macht sich nun zunächst in denjenigen Schichten geltend, welche weniger Gewicht auf die arithmetische Genugthuung einer richtigen Lösung des Exempels, als auf das practische Facit desselben legen, mit welchem die Rechnung ihres Lebens nicht stimmt, und da diese Schichten die materielle Macht der Ueberzahl haben und deshalb alle Staats- und Rechenkünste nur mit ihrer Erlaubniß geübt werden können, so will man jetzt versuchen, wiederum auf arithmetische Weise durch staatliche Versicherung die Function der alten Gemeinschaft zu ersetzen.

Wir sind im Allgemeinen unter den obwaltenden Umständen und auf dem Boden des arithmetischen Staates nicht gegen ein solches Verfahren, wenn wir auch nicht glauben, daß der anscheinend gewählte Weg zum Ziele führen werde. Das Prinzip des persönlichen Eigenthumes, auf welchem unsere Gesellschaft und unser Staatswesen beruhen, entspringt nicht der Natur des Menschen, sondern einem stillschweigenden Uebereinkommen. Das natürliche Recht des Menschen ist das Recht zu leben und nur insoweit ihm die Ausübung dieses Rechtes möglich gelassen wird, kann man verlangen, daß er andere Rechte achte. Der Staat, dessen Aufgabe der Schutz dieser anderen Rechte ist, hat daher das nächste Interesse, daß Keiner seiner Angehörigen in die Lage komme, dieselben nicht gelten lassen zu können, und wenn er für sich ein Recht in Anspruch nimmt, kann man billigerweise von ihm verlangen, daß er auch das

Recht des Anderen befriedige. Der Staat ist also die berufenste Versicherungs-Gesellschaft.

Die Unglücksfälle, welche den Einzelnen in hülflose Lage versetzen können, gehen entweder aus dem Zufalle hervor, oder sie sind in dem gesellschaftlichen Leben oder in der menschlichen Natur begründet. So weit sie blos vorhandenes Vermögen betreffen, ist ihre Ausgleichung Gegenstand der Privatspeculation geworden und es haben sich Versicherungen gegen See-, Feuer- und Hagelschäden und für Nachlaßcapitalien und Leibrenten gebildet. Diese Versicherungen, um überhaupt sicher zu sein, erfordern ein großes Capital, welches in der Regel nur durch Vereinigungen aufzubringen ist und sie bestehen um so besser, je weiter sie ihren Wirkungskreis ausdehnen können und je mehr dadurch die von ihnen übernommene Gefahr sich dem allgemeinen Durchschnitte nähert. Dies würde am besten erreicht werden, wenn der ganze Staat in ein großes Ganze sich zusammenfaßt, und da das Geschäft einmal nicht von einer Person geführt werden, besondere persönliche Eigenschaften und Interessen also nicht sich geltend machen können, so ist wiederum der Staat besser als eine Privatgesellschaft zum Betriebe desselben geeignet, weil ihm eine größere Auswahl geschulter Beamten zu Gebote steht und er eine bessere Disciplin üben kann.

Wenn wir von den See- und überhaupt von den Transport-Versicherungen wegen ihrer internationalen Natur absehen wollen, so sprechen deshalb alle Gründe für den Eintritt des Staates bei den Uebrigen, und die in neuerer Zeit auftretende Neigung, diese Versicherungen der Ausbeutung der Actiengesellschaften durch Bildung von gegenseitigen Hülfsgenossenschaften zu entziehen, ist schon ein Fingerzeig des Bedürfnisses nach dieser Richtung hin.

In der That versichert der Staat bereits die Viehstände gegen gewisse Seuchen und für die Uebernahme der anderen Versicherungen kann es um so weniger eines großen Entschlusses bedürfen, als die Arbeitslast keine übermäßige sein würde und er schon jetzt bei der Ausübung des nothwendigen Aufsichtsrechtes seine Hand im Spiele hat. Bei der Feuerversicherung prüft und genehmigt die Polizeibehörde den Versicherungsantrag und im Falle des Schadens den Anspruch des Beschädigten. Bei allen übrigen Versicherungen aber wird oder soll wenigstens von Staatswegen die Geschäftsführung der Gesellschaft genau controllirt werden. Aber eine Staatsversicherung würde nicht nöthig haben, so unbillige Prämien von den Versicherern und so ungeheure Opfer von den Beschädigten bei Feststellung des Schadens zu verlangen, als Actien-

gesellschaften, die auf Dividenden wirthschaften müssen und deren ausführende Beamte darauf angewiesen sind, möglichste Virtuosität bei Regulirung der Schäden zu zeigen. Den Schutz, den diese Gesellschaften gewähren, lassen sie sich unverhältnißmäßig theuer bezahlen, und größtentheils ist er ganz illusorisch. Wenn unter den Linden in Berlin in der Beletage eine Gardine abbrennt, so ist zwar am anderen Tage in den Zeitungen zu lesen, wie liberal und schnell die versichernde Gesellschaft diesen Schaden bezahlt habe. Wenn aber in der stillen Einsamkeit eines ländlichen Winkels ein Gutsbesitzer oder Bauer sein Gehöft oder seine Ernte verliert, dann muß er froh sein, nach den verdrießlichsten Verhandlungen ein Drittel oder die Hälfte seines Schadens ersetzt zu erhalten. Der mit der Feststellung desselben beauftragte Beamte der Gesellschaft bestreitet Alles, zunächst die Entschädigungspflicht, dann das Quantum und endlich den Werth und er ist mit einem Personal von Sachverständigen versehen, deren Gefährlichkeit dem Beschädigten sofort einleuchtet. Der Letztere weiß recht gut, daß ihm das Fell über die Ohren gezogen werden soll, aber er weiß auch, daß er nicht in der Lage ist, auf den Ausgang eines umständlichen Prozesses zu warten. Für ihn handelt es sich seiner Existenz wegen um schnelle Hülfe und er findet sich deshalb in die schmerzliche Nothwendigkeit, sich mit der Vergütigung von $^1/_3$ seines abgebrannten Gutes oder von $^1/_4$ seiner total verhagelten Felder einverstanden zu erklären.

So erklärt es sich, daß die Actien z. B. der Aachen-Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft für 600 M. Einzahlung mit 8755 M. bezahlt werden und diese Gesellschaft statutenmäßig noch die Verpflichtung übernommen hatte, die Hälfte ihres Reingewinnes zu „wohlthätigen" Zwecken zu verwenden.

Bei den Lebensversicherungs-Gesellschaften wird die Prämie nach der durchschnittlichen Sterblichkeit berechnet, aber nur die gesunden Leben, für die also eine ganz andere Wahrscheinlichkeit gilt, zur Versicherung angenommen. Um nach dem Tode des Versicherten noch eine Handhabe zu gewinnen, um Wittwen und Waisen ihren Anspruch zu verkümmern, muß der Versicherte in seinem Antrage eine Menge von Fragen über seine Verhältnisse und sein bisheriges Befinden in einer dem Laien garnicht zuzumuthenden Weise beantworten und jeder Fehler in seinen Angaben hebt die Zahlungsverpflichtung der Gesellschaft auf. Ein Gleiches findet statt, wenn er bei der Prämienzahlung den Tag nicht inne gehalten hat, und aus allem Diesem werden die hohen Dividenden an die Actionäre bezahlt und die prachtvollen Paläste gebaut, welche jeden Vorübergehenden

belehren könnten, wie Geschicklichkeit das Unglück Anderer zum eigenen Besten zu verwenden weiß.

Die anderen Unglücksfälle, welche mit Nothwendigkeit einen gewissen Theil der menschlichen Gesellschaft treffen müssen und aus der Natur der Gesellschaft oder des Menschen hervorgehen, sind: Erwerbslosigkeit und Arbeitsunfähigkeit wegen Krankheit oder Alter. Es ist eine interessante Beobachtung, wie das Manchesterthum mit denselben durch Rückgreifen auf den feudalen Staat in der geltenden Armengesetzgebung sich hat abfinden wollen. Die Revolution von 1789 mußte mit ihrem Prinzip der persönlichen Freiheit des Individuum auch zur Freiheit der Arbeit führen und wir wollen nicht leugnen, daß dadurch der wirthschaftliche Fortschritt der Menschheit im Allgemeinen befördert worden sei. Aber dieselbe Freiheit, welche dem Arbeitsucher gewährt wurde, kam auch dem Arbeitgeber zu statten: die beiden Personen waren durch kein anderes Verhältniß mehr gebunden und darauf begründete das Manchesterthum die Lehre, daß die Arbeit eine Waare sei, welche man ganz ohne Rücksicht auf den Träger derselben kaufen könne, je nachdem es vortheilhaft erscheine. Sie tröstete den Arbeiter damit, daß der Preis einer Sache sich durch Angebot und Nachfrage regulire und daß deshalb das Arbeitslohn nicht unter den Werth des Lebensunterhaltes des Arbeiters sinken könne. Aber die Nachfrage der Arbeitgeber ist häufig viel kleiner als das Angebot der Arbeitsuchenden und nie so dringend, denn für den Ersteren handelt es sich um den Vortheil, für den Letzteren um das Leben, und in Deutschland, dessen Bevölkerung sich jährlich um mehr als ein Prozent vermehrt, wo also jährlich 250000 erwachsene, arbeitsuchende Männer zutreten, wird das Angebot der Arbeit fortwährend in steigendem Verhältniß das Arbeitsbedürfniß übertreffen, wie ja auch die wachsende Auswanderung zeigt — also den Preis der Arbeit drücken. Selbst wenn dieser Druck an der Möglichkeit der Existenz des Arbeiters eine Grenze fände, so würde sich diese Möglichkeit doch nur nach dem Bedürfniß des einzelnen Arbeiters berechnen; die Familie des Verheiratheten käme nicht in Anschlag bei der Concurrenz mit dem Ledigen und die Ehe würde also dem Arbeiter immer weniger möglich werden. Aber auch der Ledige wird nicht im Stande sein, für die Tage des Alters, der Krankheit oder unverschuldeter Arbeitslosigkeit, wie sie ja auf dem freien Arbeitsmarkt immer von Zeit zu Zeit auftreten muß, eine Reserve zu sammeln.

Solchen furchtbaren Verhältnissen gegenüber spielt das Manchesterthum Vogel Strauß, indem es sich hinter dem „Unterstützungswohnsitz“ versteckt. Mit der absoluten Freizügigkeit hat es jedes Band zwischen

dem Arbeiter und seiner Heimath zerschnitten und nun will es ihm eine künstliche Heimath des Elends als Ersatz geben, indem es auf den alten Staat der Hörigkeit zurückgreift und die Armenpflege den Gemeinden auferlegt.

Der „Unterstützungswohnsitz“ wird erworben durch zweijährigen Aufenthalt in der Gemeinde und in Ermangelung eines solchen ist er in der Gemeinde der Geburt oder in der Gemeinde der eingetretenen Hülfsbedürftigkeit, sofern nicht der weiter abgegrenzte Landarmenverband eintritt. Man fragt sich, welche Rechtsfictionen zu einer solchen Bestimmung haben führen können? Die Gemeinde der Geburt hat in der Regel schon zu den Kosten der Erziehung beigetragen und ist dann von dem erwachsenen Arbeiter, welcher ihr noch nichts geleistet hatte, verlassen worden. Mit welchem Rechte kann man verlangen, daß sie ihn nun auch noch zu Tode füttern solle, nachdem er auswärts seine Arbeitskraft verbraucht oder verloren hat? Und welches Recht hat man, eine solche Last derjenigen Gemeinde aufzuerlegen, in welcher der Arbeiter sich zufällig zwei Jahre hindurch aufgehalten hat, oder in welcher ihn nach ganz kurzem Verweilen die Noth befällt? Aber was sollen sich die manchesterlichen Arbeitgeber mit dem Arbeiter befassen, der keine Arbeit mehr zu verkaufen hat?

Die Armenpflege, welche man den schutzlosen und unschuldigen Gemeinden aufbürdet, wird von diesen als ein kränkendes Unrecht empfunden, welchem man sich nach Kräften zu entziehen sucht. Die Person des Nothleidenden ist ihnen fremd, oder doch fremd geworden, und seine Ansprüche schmälern die Mildthätigkeit gegen die eigenen näheren Angehörigen. Daraus haben sich Zustände der Armenpflege entwickelt, die dem tiefer Blickenden Grauen erregen, so glatt sie sich auch auf dem Papier ausnehmen mögen. Der Hülfsbedürftige wird zu einem Zankapfel zwischen den verschiedenen Gemeinden, um sich die Last abzuwälzen. Es ist nicht Mitgefühl, sondern grimmiger Haß wegen der unbilligen Zumuthung, mit welchem er endlich in demjenigen Unterstützungswohnsitz aufgenommen wird, welcher nur durch den Tod sich seiner zu entledigen vermag.

Solche Zustände haben den ihm nahestehenden Arbeitern den Socialismus als Rettung erscheinen lassen und keine Repressivmaßregel wird diese Richtung unterdrücken, wenn man nicht die Ursache derselben beseitigen kann. Man versetze sich in die Seele des Arbeiters, der mit seiner besten Lebenskraft kaum das laufende Bedürfniß erschwingen kann und für die Tage der Krankheit und des Alters der qualvollen Tödtung

durch die widerwillige Communal=Armenpflege entgegensieht und man wird über die Geduld und Selbstverleugnung der Leute erstaunen müssen. In welchem Maße es sich aber um eine wirkliche Tödtung handelt, haben statistische Untersuchungen in Leipzig erwiesen, nach welchen die Sterblichkeit in denjenigen Straßen, wo mehr als drei Einwohner auf ein Zimmer kamen, genau dreimal so groß war, als wo die Zahl der Zimmer etwas größer als die der Bewohner war.

Man scheint die Gefahr der Lage endlich erkannt zu haben und stellt eine Abhülfe des Elends durch Wiederherstellung obligatorischer Arbeiter=Innungen und Einführung von Unterstützungskassen innerhalb derselben in Aussicht. Ein solches Bestreben würde unsere volle Sympathie für sich haben, aber der Ausführung scheinen uns große Schwierigkeiten entgegenzustehen und wir zweifeln an der genügenden Wirksamkeit dieser Maßregeln. Die Basis der Zünfte war das Handwerk und zwar das Handwerk für den lokalen Bedarf. Sie organisirten sich in jeder Stadt oder Gemeinde lokal und hielten den, den besonderen Verhältnissen entsprechenden Zuschnitt fest. Nicht allein, daß sie die Zahl der zulässigen Meister bestimmten, beschränkten sie auch die Zahl der von denselben zu beschäftigenden Gehülfen, so daß eine freie, dem wirthschaftlichen Bestehen der Zunft gefährliche Ueberproduction und Concurrenz nicht eintreten konnte. Die Zunft blieb dadurch bei ihrer „Nahrung" und im Stande, bei Unglücksfällen ihren Mitgliedern Unterstützung angedeihen zu lassen und die nöthige Ordnung unter ihnen aufrecht zu erhalten. Aus diesen Verhältnissen entstand das Sprüchwort „Handwerk hat einen goldenen Boden" und sie waren die Voraussetzung für die heilsame Disciplin, welche die Zunft übte.

Die gesicherte Lage des Handwerkers verlieh demselben ein fröhliches Behagen an seiner Arbeit und schuf eine Handwerksehre, die zur Fortbildung anregte und deshalb den Nachweis einer gewissen Geschicklichkeit für die zünftige Stufenleiter verlangen ließ, so daß die Zunft ihrer Kundschaft gegenüber durch Tüchtigkeit den Ausschluß der freien Concurrenz in gewissem Maße ausglich.

Die Mechanik hat nun dem Handwerk nicht nur das Gold, sondern auch den Boden entzogen, und es ist nur eine Frage der Zeit, vielleicht einer kurzen Zeit, daß die Arbeitsmaschine die menschliche Hand fast ganz abgelöst haben wird. Nähen, Spinnen, Stricken, Weben sind ihr schon verfallen. Das Lernobject des Schneiders und Schusters besteht nur noch im Zuschneiden, das Uebrige besorgt die Maschine besser als die Hand, so daß in nicht langer Zeit das eigentliche Schuster= und

Schneiderhandwerk auf das Ausbessern beschränkt sein wird. Die Maschine aber mit ihrer größeren Leistungsfähigkeit verlangt einen größeren Umsatz und kann sich in die lokalen Schranken des Zunftprivilegiums nicht bannen lassen.

Will man also Arbeitsverbände als Träger der Unterstützungskassen, so kann man keinenfalls auf die Zünfte zurückgreifen, weil eben das Handwerk in der Auflösung begriffen ist.

Das erweist sich durch das Fehlschlagen des Versuchs mit freiwilligen Handwerksinnungen. Aber auch, wenn man die verwandten Industrien in diese Innungen ziehen will, wird das Resultat kein ausreichendes sein; die Maschine wird immer mehr die menschliche Arbeit ersetzen lernen und dadurch entbehrlich machen, so daß eine besondere Geschicklichkeit zur Bedienung der Maschine in immer wenigeren Arbeitern erforderlich sein wird und die übrigen auf solche Arbeit angewiesen sein werden, wie sie jedem Menschen ohne weitere Vorbildung möglich ist, und kaum das Kunsthandwerk als solches übrig bleiben dürfte. Es wird sich also eine fluctuirende Arbeitermasse bilden — wie sie zum Theil schon jetzt besteht — welche in keiner besonderen Innung unterzubringen und festzuhalten ist.

Wunderbar ist es auch, daß man die Frage nur als eine städtische auffaßt und das Land gänzlich ignorirt. Was für den städtischen Handwerker die Zunft, das war für den ländlichen Arbeiter die Hörigkeit. Jetzt ist auch er frei und heimathslos, und während in Deutschland jährlich 450,000 Menschen mehr geboren werden als sterben, wandern jährlich fast 450,000 Menschen vom Lande in die Stadt. Glaubt man, diese ganz übersehen und von den Innungen ausschließen zu dürfen? Oder hofft man diesen letzteren die wunderthätige Eigenschaft verleihen zu können, daß sie für jeden Zufluß von Arbeitern Raum und Lebensunterhalt schaffen?

Man scheint sich bei den Innungskassen ein Muster an den Knappschaftskassen der Bergwerke nehmen zu wollen, aber man übersieht ganz den wesentlichen Unterschied, daß die Ersteren für eine wechselnde städtische Bevölkerung gelten sollen, während die Letzteren sich nur für seßhafte Bergleute verstehen, welche ihr ganzes Leben in derselben Arbeitsart und in derselben Gegend, wenn nicht an demselben Orte, verbringen. Was soll werden, wenn der städtische Arbeiter durch Handelsconjuncturen gezwungen wird, nicht allein die Stadt zu verlassen, sondern auch aus dem Innungsverbande auszuscheiden?

Unseres Erachtens muß die ganze Frage viel umfassender gestellt werden, um dem offenbaren Nothstande abzuhelfen, ohne doch die Grund-

lagen der bestehenden Gesellschaft zu zerstören, und so wenig Hirngespinnste, die nicht an die gegebenen Verhältnisse anknüpfen, sondern eine neue Welt schaffen, oder die vorhandene in ausgewachsene Formen zurückzwängen wollen, die Aufmerksamkeit des Verständigen verdienen, so wenig werden Flickmaßregeln den Grund des Uebels beseitigen. Wir haben oben gezeigt, daß der Arbeiter nicht im Stande sei, von seinem bisherigen Arbeitslohne Etwas zu erübrigen und Beiträge zu den Innungskassen zu zahlen. Diese Leistung würde also dem Arbeitgeber obliegen und von ihm auf das Product der Arbeit aufgeschlagen werden müssen. Dadurch würden für alle Uebrigen diese Producte vertheuert und die nicht in der Innung Platz findenden Arbeiter also einer Steuer zum Besten der Innungen unterworfen sein, welche sie nicht ertragen könnten. Die Sache läßt sich daher nur als eine Arbeiterfrage im Allgemeinen behandeln und von diesem Gesichtspunkt aus ergiebt sich die Unmöglichkeit gründlicher Abhülfe in der angestrebten Weise auch schon daraus, daß sich Gelegenheit zur Verwerthung von Arbeit nicht willkürlich schaffen läßt. Was die Innungen leisten können, wird im Wesentlichen auf die Einführung einer besseren Disciplin in die Arbeitsverhältnisse durch harte Bestrafung des Contractbruches, Arbeitsbücher und Einschränkung der Vagabundirfreiheit sich beschränken. Die Hülfe in der Noth muß eine vernünftigere Armenpflege schaffen und diese zu organisiren ist nicht nur menschlich, sondern auch unabweislich, wenn man nicht abwarten will, daß die Noth sich selbst Hülfe schaffe. Noth bricht bekanntlich Eisen, und schließlich dürfte es sogar an dem Eisen fehlen, was man ihr entgegensetzen könnte. Man darf sich nicht damit zufrieden geben, den unruhigen städtischen Industriearbeitern den Mund zu stopfen, sondern man hat auch die große Zahl von Armen zu berücksichtigen, welche in Vereinzelung leben, und außerdem die noch größere Zahl von Weibern und Kindern, die jetzt in der Armuth zu Grunde gehen.

Wenn man der Gemeinde jeden Anspruch an dem bei ihr Erwachsenen für sein Ausscheiden und jedes Mittel zur Abwehr des fremden Eindringlings nimmt, dann ist es sinnlos, sie für die Unterstützung dieser Personen verantwortlich zu machen. Soll innerhalb des Staates absolute Freizügigkeit gelten, dann ist der Staat die einzige Gemeinde und als solche zur Armenpflege verpflichtet, denn es giebt nur noch Staatsangehörige. Der Staat würde mit Vernachlässigung dieser Pflicht seiner — wenn auch nur noch nominellen — Grundlage der christlichen Ethik widersprechen und die letzten Consequenzen des Manchesterthums, die Arbeitsunfähigen zu Wurst oder Seife zu verarbeiten, wagt er doch nicht zu ziehen.

Man entgegne nicht, daß eine gerechte und hinreichende Armenpflege die Mittel des Staates übersteigen würde. Zu diesem Zwecke muß der Staat ausreichende Mittel haben, denn wenn er sie nicht hat, geht es ihm an das Leben.

Seitdem man die Arbeiter durch geistreiche Wahlgesetze an politische Gedanken gewöhnt hat, machen sie sich auch sociale Gedanken, die aus dem Magen kommen, welcher bei ihnen deutlicher spricht, als der Kopf. Die praktischen Beschwerden des Ersteren werden dann in dem Letzteren zu weitgreifenden Formeln, ebenso wissenschaftlich als die Formeln des Manchesterthums, aber mit der unwiderleglicheren Begründung durch die Gewalt. Die Aufbringung der nöthigen Mittel würde allerdings einige Schwierigkeiten machen, da die Steuern schon schwer genug sind. Aber sie würde sich doch gleichmäßiger auflegen lassen, als bei der versuchten Arbeitsunterstützung durch Schutzzölle, bei welcher man der einen Arbeitsgruppe nehmen muß, was man der anderen schenken will. Die Erhebung könnte aus schon erörterten Gründen nicht von dem Arbeiter geschehen, sondern man müßte den Arbeitsgeber, und zwar jeden Arbeitsgeber gleichmäßig, heranziehen. Für den Industrie-Arbeiter oder Handwerker müßte die Steuer von der Betriebsstätte, je nach dem Umfange des Betriebes, erhoben werden und für den ländlichen, ähnlich wie in England, die poors-rate, von der bestellten Fläche, auf welche Arbeit verwendet worden ist. Das Capital aber müßte mit einer Coupons- oder Zinsen-Steuer herangezogen werden, denn wer im Genuß bequemer Renten vor der Verzweiflung des Darbenden geschützt werden will, darf gewiß einem Beitrage zur Linderung der Noth sich nicht entziehen. Für den Kranken ist staatliche Krankenpflege, für den Alten staatliche Alters-Pension und für den Arbeitslosen zeitweilige Geldunterstützung und staatliche Arbeitsgewährung nöthig. Und ebenso muß der Staat für die Erziehung der Armenkinder sorgen; denn es ist himmelschreiend, daß für dieselben noch Schulgeld bezahlt werden soll, welches die Eltern sich nicht abzuhungern vermögen. Der Staat hat viel wirksamere Mittel, Alles das zu ordnen, als die Gemeinde. Man erwidere nicht, daß solche Maßregeln längst von der Wissenschaft verurtheilt seien: aus der Welt ist das Bedürfniß damit nicht geschafft worden und die Wissenschaft ist hier wie überall ein Gebäude gebrechlicher Formeln. Allerdings haben unsere Vorschläge einen socialistischen Beigeschmack, aber mit dem Manchesterstaat haben wir den Gegensatz des Socialismus heraufbeschworen und dieser verlangt nun sein Recht. Wir haben nur die Wahl, uns gelinde mit ihm abzufinden oder den Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen.

Im Ganzen würde kaum mehr nöthig sein, als jetzt die Erhaltung der Armen kostet, wenn man Bettel und Diebstahl und die daran hängenden Kosten veranschlagt und man würde damit im Stande sein, den Armen eine wirkliche und menschenwürdige Hilfe zu leisten. Keinenfalls aber ein ähnliches Opfer erforderlich sein, als man in dem Invalidenfonds vergeudet und den Juden durch das Bankprivilegium geschenkt hat und es wäre wohl eine erfreulichere Verwendung, die Noth zu lindern, als Juden zu mästen.

Vom deutschen Theater.

III. Berliner Theater-Revue.

Aus der in den vorangehenden Heften gezeigten Richtung der Kritik stammt zum großen Theil der Verfall der deutschen und speciell der Berliner Theater.

Ist es dem denkenden Zeitungsleser noch nie aufgefallen, daß die Stücke und Darstellungen an den sogenannten Theatern ersten Ranges stets bis in den Himmel hinein gelobt werden, während von den Theatern zweiten Ranges in den großen Tagesblättern kaum die Rede ist, trotzdem doch diese Theater der Bestimmung, eine Pflanzstätte nationaler Bildung zu sein, in weit höherem Grade nachkommen, als die erstgenannten?

Betrachten wir einmal der Reihe nach die Berliner Privat-Theater ersten Ranges und das, was sie dem Publikum bieten, so müssen wir uns mit Schrecken gestehen, daß sie eine Geschmacksrichtung cultiviren, die nach und nach den Sinn des Publikums geradezu versumpfen muß.

Beginnen wir mit dem prächtigen Musentempel an der Panke, dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Dasselbe ist in letzter Zeit durch ein Theaterblatt „Apollo" wiederholt, ja fast in jeder Nummer, angegriffen worden, und abgesehen von den persönlich-gehässigen Angriffen gegen den Leiter des Theaters selber, können wir der Redaction des „Apollo" nur zustimmen.

Gehen wir einmal die Operetten durch, welche die Wilhelmsstadt, wenn auch meist in vorzüglichster Darstellung zur Aufführung brachte, so müssen wir sagen, daß wir an der „schönen Helena", „Pariser Leben", „Großherzogin von Gerolstein", „Blaubart", „Perichole" und wie sonst die Offenbach'schen Erzeugnisse alle heißen, nie eines aesthetischen Kunstgenusses uns zu erfreuen hatten, und daß wir wissentlich unsere Frauen und Töchter dadurch, daß wir sie in solche Vorstellungen führen, prostituiren.

Schmachvoll genug; wir sind so weit gekommen, Unfläthigkeit für Kunst zu nehmen; wir bewundern frech-enthüllte Formen und die Schamlosigkeit bietet die Hand, Librettisten und Componisten zu Geld zu verhelfen!

Was waren denn auch die Operetten der Friedrich-Wilhelmstadt mit wenigen Ausnahmen anders als ein Ragoût von Unfläthigkeiten, zusammengesetzt aus von der Gasse hergeholten Zoten und auf den Sinnenreiz speculirenden Melodien, denen zur Unterlage ein von Frivolitäten strotzendes Libretto diente, eine Schmutzpastete, die in der Goldkapsel prächtiger Dekorationen und noch prächtigerer, üppiger Formen dem Publikum verabreicht wurde.

Der wackere, leider jetzt gelähmte Humorist Hopf sprach zur Zeit der ersten Aufführung der „schönen Helena" in dem damals von ihm herausgegebenen und redigirten Witzblatt „Helmerding":

Auf! Helena winket,
Geht zu ihr hinein!
Nur für Töchterschulen
Möcht's nicht rathsam sein.

Ja, ja, guter Hopf, Du hattest, wenn auch in humoristischer Form, es ausgesprochen, daß die Operette, die bestimmt war, uns die komische Oper zu ersetzen, in der Weise, wie sie uns Offenbach und mittelbar das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater bot, Verderben bringen müßte. Die trivialen Melodien Pariser Loretten und Gamins haben sich wie eine Pestseuche in die Häuser der sittsamen Deutschen eingeschlichen und das gemüthvolle, deutsche Lied daraus verdrängt. Das Theater-Publikum hat sich daran gewöhnt, eine Operette nach dem Grad der sittlichen Verkommenheit, die darin zur Schau gestellt wird, zu taxiren. Das erreicht zu haben, ist das Verdienst des ersten Berliner Privat-Theaters, des Friedrich-Wilhelmstädtischen und der Berliner Presse, die kein Ende finden konnte des Lobes der „Helena" und anderer ähnlicher Figuren; ja, bei der „Helena" speciell die verschiedenen Repräsentantinnen der Titelpartie, wie die Lina Meyer, die Ratthey, die Sophie König, die Geistinger u. A. direct oft nach der äußeren Erscheinung allein, d. h. nach den körperlichen Reizen, die diese Sängerinnen boten, kritisirten.

Nicht die gesammte Presse war so corrumpirt, es gab einzelne hervorragende Kritiker namhafter Blätter, die gegen diesen Unfug Front machten und ihrem Princip treu geblieben sind bis heute, sie aber hatten nicht die Macht, das Geschehene zu ändern.

Kommen wir nun zum Wallner-Theater, so müssen wir gestehen, daß dasselbe durch Einfügung des modernen Lustspiels in sein Repertoir allerdings einen wesentlichen Schritt zur Besserung gethan hat, wenngleich wir die Lustspiele, die wir bisher am Wallner-Theater gesehen, eher als Possen ohne Gesang bezeichnen möchten. Immerhin aber ist

manch Gutes geliefert worden, neben diesem jedoch macht sich eine Posse breit, die es für alleinige Aufgabe hält, dem Publikum nichts als schnöden Blödsinn und Lascivitäten zu bieten. Ohne Sinn, ohne Gehalt, in den Frivolitäten bis an die Grenze des Erlaubten gehend, tummeln sich diese sogenannten Possen, getragen von einem Velocipede oder Rollschuhen munter und lustig umher und das Publikum johlt allen Zweideutigkeiten herzhaft entgegen.

Der größte Theil der Presse fordert zum Anhören derselben auf, und so ist denn das Wallner-Theater trotz seines fähigen Leiters und seiner tüchtigen Kräfte nichts weniger, als eine Pflanzstätte der Sitte und Moral. Die Sittenpolizei scheint sich nur auf die Straße zu beschränken.

Das prächtige Victoria-Theater in der Münzstraße ist, dem Namen seines einstigen Erbauers, Cerf, gerecht werdend, zur Menagerie herabgesunken, woselbst sich Löwen, Tiger, Zebras und allenfalls auch Elephanten munter tummeln. Hier will man nur noch prächtige Dekorationen und gezähmte Bestien bewundern, aus welchem Grunde dieses Theater kaum noch als ein Kunst-Institut zu betrachten ist.

Und dennoch bei jedem neuen Ausstattungsstück, welch' Blasen in die Posaune der Reclame!

Freilich hat Director Hahn plötzlich in einer seltenen Anwandlung von Reue es versucht, Goethe's Faust zur Aufführung zu bringen, doch Thalia rief, ihr Antlitz verhüllend und an die Thiergestalten der Victoriabühne denkend, dem guten Director die Worte Mephisto's zu:

„Du gleichst dem Geist, den Du begreifst,
Nicht mir!“ —

Es war eben nichts. Die Bühne der Hirschkuh, der sieben Raben, der Reise um die Welt u. s. w. wird nie einen gedeihlichen Boden für Drama oder Tragödie abgeben.

Nun kommt das Kroll'sche Theater. Abgesehen von den in der Sommer-Saison regelmäßig gebotenen Opern-Aufführungen war es so recht eigentlich die Pflanzstätte des krassesten Blödsinns und lieferte nur an den Abenden gute Vorstellungen, an denen es geschlossen war, an den Abenden nämlich, die uns statt erdrechselten Blödsinns in Form eines Faschingsblödsinns natürliche, urwüchsige Komik brachten.

Das Wilhelm-Theater, von dem wir nicht recht wissen, ob es eben eröffnet worden ist, oder eben geschlossen werden soll, hat noch kein bestimmtes Programm erwählt, und vom Residenz-Theater und den Erfolg seiner Unsittendramen und deren Einwirkung auf den Volkssinn wollen wir lieber schweigen.

Alle diese hier aufgezählten Privattheater ersten und zweiten Ranges haben mehr oder minder dazu beigetragen, den guten Sinn zu verderben, sind aber nichtsdestoweniger als Schoßkinder seitens der Berliner Presse behandelt worden. Das Publikum wurde ihnen in Schaaren zugetrieben, denn spaltenlange Artikel posaunten täglich das Lob dieser Theater in die Welt hinaus.

Nun kommen wir auf ein Institut, dem gegenüber die Presse, mit Ausnahme des von uns genügend gewürdigten Herrn Oskar Blumenkohl, der sich dem Director Buchholz gegenüber in gewohnt anständiger Weise betrug, eine würdige Haltung einnahm. Es ist dies das National-Theater. Hatte gleich, wie erwähnt, Herr Director Buchholz unter den Angriffen eines Oskar Blumenkohl schwer zu dulden, so mußte selbst der Blutige schließlich den Degen einstecken, und wir können mit Vergnügen konstatiren, daß einmal redliches Streben redlich anerkannt wurde.

Ebenso erfreut sich Herr Director Wolff vom Belle-Alliance-Theater seit Jahren der Gunst der Berliner Presse, und wir gönnen ihm diese, da er ja stets nach Kräften bemüht war, auf allen Gebieten Vollkommenes zu liefern.

Aber man sehe sich die übrigen Theater an als da sind: das Louisenstädtische, das Central-Theater, das Variété-Theater, das Germania-Theater und wie sie sonst noch alle heißen!

Wir wissen nicht, verstehen ihre zeitigen Leiter den Rummel besser, oder hat wirklich eine rechtlichere Gesinnung, wenn auch nur zwangsweise (Apollo) bei den Herren Vertretern der Presse Platz gegriffen? Kurz und gut, bis vor etwa zwei Jahren konnten diese genannten Theater, deren Directoren oft das Bestreben zeigten, dem Publikum gesunde Kost zu bieten, bringen, was sie wollten, die Stücke sowohl wie die Leistungen wurden mit Consequenz, um uns des technischen Ausdrucks zu bedienen, „gerissen“. Während man bei den sogenannten Theatern ersten Ranges aus dem erbärmlichsten Machwerk das wenige Gute hervorhob, und die Dummheit und Lascivität mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckte, wurde aus den besten Stücken, die an den Theatern dritten Ranges zur Aufführung gelangten, die Schwächen mit der Loupe an's Tageslicht gefördert und zu Todsünden aufgebauscht.

So wurde denn das Publikum durch künstliche Artikel den Musentempeln zugetrieben, deren Leistungen so recht dazu angethan waren, den gesunden Volksgeist zu verderben. Und die Directoren der eigentlichen Volkstheater?

Nun diesen blieb es anheimgestellt, ein kümmerliches Dasein zu

führen, über die Leistungen ihrer Theater wurde überhaupt nicht berichtet, sie mußten bitten darum, daß eine selbstgeschriebene Notiz an irgend einer vergessenen Stelle des redactionellen Theils der Zeitung erschien. Da geschah es denn natürlich, daß die Gekränkten, das Nutzlose ihres Strebens erkennend, es ebenfalls den sogenannten „besseren" Theatern gleich thaten, das Drama vom Repertoir absetzten und die sogenannte Localposse cultivirten.

Aber auch in diesem Falle fanden sie keine Gunst vor den gestrengen Richtern. Nur als einmal der Zufall dem Louisenstädtischen Theater eine unmögliche Parodie zuführte, die einst auf der Vogelwiese zu Dresden bei der seligen Magnussen Erfolge erzielt hatte und unter dem Namen „Der geschundene Raubritter" sich durch Monate auf dem Repertoire einnistete, da vergaßen einzelne Herren Vertreter der Presse, hingerissen von dem gewaltigen dramatischen Effect, ihre Würde, sie verstiegen sich in den Spalten ihrer Blätter zu ganzen Abhandlungen über dieses Wunderwerk, bis sie glücklich herausgefunden hatten, daß der ursprüngliche Verfasser desselben kein anderer als der bekannte Tourist Friedrich Gerstäcker sei.

Wenn Gerstäcker in einer Anwandlung burschikoser Laune dieses Stück geschrieben, so hat er schwerlich ahnen können, daß dieser Blödsinn nach Jahren monatelang das Repertoir eines Theaters der Weltstadt Berlin beherrschen, geschweige denn die Kunstrichter der Weltstadt zur Bewunderung hinreißen würde.

Ob wohl die alte, biedere Magnussen, als sie dereinst zweien Hofschauspielern, die ihre Bude besuchen wollten, ebensoviel Neugroschen mit den Worten zurückschob: „von Collegen nehme ick nischt!" geahnt haben mag, welche Zukunft ihrem Zugstück vorbehalten war?

Ja, es ist weit gekommen mit der Berliner Kritik, und wir haben neben Oskar Blumenkohl noch viel unnützen Kohl auszujäten, bevor wir wieder gesunde Theaterverhältnisse erlangen.

Für jetzt wollen wir mit der Kritik abbrechen, hoffend, daß Andere mit dazu beitragen werden, eine bessere, gedeihlichere Zeit für das deutsche Theater anzubahnen.

(Fortsetzung „Monopol-Dichter" folgt im nächsten Heft)

Eine historische Plauderei über das Judenthum.

I.

Die Stellung, welche Viele zu dem auf's Neue entbrannten Kampfe gegen das Judenthum einnehmen, ist eine abwartende. Man will den Zuschauer spielen, den kühlen Beobachter, und bedenkt nicht, daß hier die eigensten Interessen einer Race gegen die andere vertheidigt, mithin alle Deutschen mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen werden. Wahrhaft fatalistisch ist die Ansicht, welche uns auf die Unbilden verweist, denen die Juden seit Zerstörung des Reiches ausgesetzt waren: wir sind selber daran Schuld, daß die jetzige Emancipation der Juden uns lästig fällt, wir büßen nur für die Sünden unserer Väter. Abgesehen von dem eigenthümlichen Gedanken, daß wir büßen sollen für das, was wir nicht begangen haben, wollen wir uns diesen „Sünden unserer Väter" zuwenden.

Nach uraltem Völkerrecht gehörte der Unterworfene mit Leib und Leben dem Sieger an. Fremdlinge waren eigentlich rechtlos und mußten Rechtsschutz durch hohe Abgaben erkaufen. Eine Ausführung der Beschränkungen, denen sie unterworfen waren, würde zu weit führen; wir wollen die Anwendung derartiger historisch begründeter Rechtssätze an den Juden, den Fremdlingen unter den Völkern, zeigen.

Im Schwabenspiegel (Kap. 146, § 4), einem der ältesten deutschen Rechtsbücher, steht ein Satz, den seiner Zeit Kaiser Albrecht I. gegen den König Philipp IV. von Frankreich mit Unterstützung französischer Gelehrter vertheidigte, welche schließlich auch gegen ihren eigenen König entschieden. Dieser Satz, welcher die Erklärung der Stellung der Juden im Mittelalter enthält, lautet:

„Die Juden gab der Küng Titus zu eigen in des Küngs Kammer, davor sollen sie noch des Reiches Knechte sin und er soll sy auch schirmen."

Das entspricht ganz dem damaligen Völkerrecht und die nach Deutschland einwandernden Juden mußten wissen, welche Landesgesetze ihrer warteten. Sie wurden also als Eigenthum des Kaisers angesehen, und später wurden durch die goldene Bulle die Kurfürsten Mitbesitzer. Auch die Kirche wollte sich nicht umsonst Beschützerin genannt wissen, und so kam es, daß die geistlichen Fürsten und Prälaten gleichfalls die

Vortheile erlangten, die aus dem Besitze von „Schutzjuden" erwuchsen. Die natürliche Folge dieses Eigenthumsrechtes war, daß Kauf, Schenkung, Verpfändung an der Tagesordnung waren.

Als ein Ausfluß der unumschränkten Herrschaft über die Juden muß ferner erwähnt werden, daß bei der Krönung eines römischen Königs von den wackeren „Kammerknechten" der dritte Theil des Vermögens ausgeliefert werden mußte. Spieß theilt in den „Diplomatischen Nebenstunden" den Text einer Urkunde mit, woraus hervorgeht, daß dem Könige das Recht eigentlich zustand, die Juden zu tödten. Hiervon wurde natürlich nicht Gebrauch gemacht, sondern die erwähnte Besteuerung trat dafür ein: „Denn so ein yeder Romischer Konig oder Kayser gekrönet wirdet, mag er den Juden all Jr gut nehmen dazu Jr leben und sie tötten bis auf ein anzal der tuzel sein soll zu einer gedechtnus zu enthalten, des hat die gemain Judischheit Jm Reich Tewtscher land freyheit behalten, das sie solcher beswerd halben mit dem dritten tail Jrs guts hinfür einem yglichen Kaiser zu geben verpenet sind." — Auch in einer Instruction des Markgrafen Albrecht von Brandenburg für seine Räthe aus dem Jahre 1463 wird dem Römischen Könige bei seiner Kaiserkrönung zugestanden: „das er die Juden mag alle brennen nach altem Herkommen oder gnad beweysen, den dritten pfenig Jrs gut zu nehmen, damit sie Jr leben Retten."

Von den zahlreichen Beispielen der Handhabung dieses Regals wollen wir nur einige hervorheben.

Der Berliner Magistrat besaß in den Jahren 1320—1573 durch eine Schenkung der Markgräfin Agnes die Juden der Stadt — naheliegende Vergleiche mit der Jetztzeit drängen sich unwillkürlich Jedem auf — diese Gerechtsame währte also ungefähr 250 Jahre, bis sie durch die Vertreibung der Eindringlinge unter dem Kurfürsten Johann Georg endigte. In demselben Jahre, wo die erwähnte Markgräfin Berlin so reich bedachte, machten die Herzöge von Pommern der Stadt Prenzlau das gleiche Geschenk.

Solche Rechte wurden den Städten natürlich von Zeit zu Zeit erneuert, wie sich erkennen läßt aus dem Erlaß Ludwigs des Römers, laut welchem gegen 1150 Mark Silber u. A. die Juden an den Magistrat von Berlin und Kölln an der Spree auf's Neue verkauft werden. Derselbe Markgraf belehnte Thilen von Kalow, einen Luckauer Bürger, mit den Juden zu Guben und verpfändete darauf dieselben an diesen etwas eigenthümlichen Lehnsmann gegen hundertundfünfzig Mark brandenburgischen Silbers. Auch „des Heiligen Römischen Reichs Erztiefvater",

der Kaiser Karl IV. gab den Herzögen von Oesterreich die Juden im Elsaß und in Schwaben zum Lehn.

Daß ein solches Lehn manches Pfund Heller werth war, ist erklärlich. Denn schon damals, als die ersten Schwärme der Juden aus Polen in die Mark und namentlich in die Neumark einfielen, fiel es auf, daß sie in elenden Aufzügen anlangten, kein Vermögen besaßen und trotzdem in kurzer Zeit zu den Begüterten gezählt wurden. Es ist nicht wahr, daß man ihnen den Zutritt zum allgemeinen Leben der Nation erschwert habe, wenigstens nicht mehr als jedem andern Fremdling. Daß in dieser eisernen Zeit ein gleichmäßig schwerer Druck auf allen unteren Ständen lastete, wird nicht genügend beachtet. Der Bauer, der reisende Kaufmann unterstanden nicht weniger erheblichen Abgaben als der Jude, der schon damals vor körperlicher Arbeit zurückscheute. Welche Ueberhebung dieser von der Natur gezeichneten Race liegt aber darin, wenn im Jahre 1658 die polnischen Grenzjuden an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm eine Klage richteten, es ginge ihnen so schlecht, daß sie bei den Polen auf dem Felde arbeiten müßten. Also schon damals in jenen Zeiten, wo sich die Juden vorzugsweise als unterdrückt hinstellen, zeigen sie sich als echte Nachkommen des Volkes der Königin Esther, das sich besser dünkt, denn alle Völker der Welt. Und schon früher, im 13. Jahrhundert, wird geklagt, daß die Juden sich gegen Geld der Erfüllung bürgerlicher Pflichten entzögen und weder Ackerbau noch sonst eine körperliche Arbeit betrieben. Man wende nicht ein, daß der Erwerb von Immobilien ihnen erschwert gewesen sei. Im Württembergischen z. B. stand der Niederlassung eines Juden in einer Gemeinde nichts entgegen, wenn er nachwies, daß er 10 Jahre lang vorher Feldbau oder ein Handwerk getrieben habe. Das deutet doch eher darauf hin, daß man sich bemühte, diese fremde Nation in die Allgemeinheit des bürgerlichen Lebens hineinzuziehen. Aber obwohl Schranke um Schranke gefallen ist, obwohl sich der Staat freiwillig seiner Rechte entäußert hat, so ist doch keine Annäherung der Racen erfolgt. Die französische Revolution gab zuerst den Juden alle Bürger- und Menschenrechte, aber schon nach wenigen Jahren wurden die Schweizer bei der Neu-Constituirung ihres Staates von den Franzosen vor einem gleichen Schritte gewarnt. Damals wurden allgemein in der Presse Stimmen laut, daß die Juden sich weder dem Nationalcharakter anschmiegten, noch die Lasten des Bürgers tragen wollten. Ihre Dienste bei der Vaterlandsvertheidigung hätten darin bestanden, daß sie sich durch allerlei Kunstgriffe zu Commissionären bei der Armee erhoben und sich die einträglichsten Stellen verschafft

hätten. — Für den, welcher sich mit den typischen Eigenschaften der Israeliten beschäftigt hat, sind diese Klagelieder nichts Neues, sie beweisen nur die Zähigkeit des jüdischen Characters unter allen Verhältnissen. Wie veränderlich erscheinen dagegen unsere Institutionen, zumal wenn wir die einstige Machtfülle des Staates gegen die fremden Eindringlinge mit den heutigen Zuständen vergleichen. Wie eitel erscheint die Hoffnung, daß sich endlich einmal der deutsche Jude der deutschen Nationalität anpassen würde, wenn wir bedenken, daß alljährlich Tausende von Schacherjuden über unsere Ostgrenze unter die Fittiche des Humanismus eilen, und durch das beständige Hinzuströmen neuer, fremder Elemente die nicht einmal wünschenswerthe Amalgamirung unmöglich wird.

Wie wir schon erwähnten, kamen die ersten Juden aus Polen in die Mark, und wenn sie einmal, wie nach des bekannten Lippold's Tode, das Land räumen mußten, so kehrten sie doch bald wieder. Erheben sich jetzt endlich Stimmen, die auf Maßregeln gegen die fortwährende Einwanderung von Juden aus Polen dringen, so darf man es nur mit Freuden begrüßen, wenn dieser unerschöpfliche Born einmal verstopft werden sollte. Vielleicht dienen einige statistische Daten aus dem Jahre 1841 dazu, diese Unerschöpflichkeit zu erläutern. Im gedachten Jahre befanden sich nämlich auf dem Gebiete des ehemaligen Königreichs Polen (vor der Theilung von 1722) zwei Drittel aller europäischen und ein Drittel der Juden des ganzen Erdballs. Kein Wunder, wenn sich da die Race rein erhält, denn auf einem Raume von 12,880 □Meilen lebten 2,190,000 Juden, so daß in den kleinen Städten die Christen oft ganz unter der semitischen Bevölkerung verschwanden. Im Allgemeinen war das Verhältniß der Israeliten zu den Polen wie 1 : 8½. In Wilna war der zweite, in Krakau der dritte, in Warschau und Lemberg der vierte, in Posen der fünfte Mensch ein Jude. Das ist gewiß eine angenehme Nachbarschaft und es wäre Zeit, daß wir den Russen durch einige kräftige Maßregeln zu verstehen gäben: wir producirten selber die Juden, die wir brauchten, und könnten auf Import verzichten. — Ob die Russen wohl diese Grenzsperre gerne sehen werden, obwohl sie ihnen Tausende von Unterthanen erhält? Schwerlich, denn welches Volk sähe wohl ungern die Söhne Sems auswandern!

Die neue Civilprozeßordnung.

Wir sind so sehr daran gewöhnt, unsere Gesetzesfabrik unbrauchbare Waare liefern zu sehen, daß es wohl einen besonderen Grund haben muß, wenn sich über das in Rede stehende Machwerk derselben ein so allgemeines Geschrei erhebt. Dieser Grund liegt in unseren kranken Verhältnissen; denn für ein gesundes Verkehrsleben hat eine Prozeßordnung ein so geringfügiges Interesse, als die Medizinaltaxe für den gesunden Menschen und deshalb wird in England mit seinem riesigen Handel und seiner gewaltigen Industrie das Bedürfniß einer eigentlichen Prozeßordnung — fast möchten wir sagen, einer Civiljustiz — kaum empfunden und es gelten eigentlich nur Rechtsgebräuche. Dem entsprechend richten sich denn die Klagen auch fast nur gegen die Vertheuerung des Verfahrens, und man übersieht andere, unseres Erachtens viel wesentlichere Mängel desselben anscheinend vollständig.

Es läßt sich über den unbedingten Nutzen einer leichten Justiz streiten und die Frage wegen größerer oder geringerer Kosten bewegt sich überhaupt auf schwankendem Boden, denn auch die Letzteren sind unangenehm und eine Erschwerung der Rechtsverfolgung. Das Ideal nach dieser Seite hin wäre eine unentgeltliche Rechtspflege, in welcher sich doch ein wirkliches Prinzip ausdrücken würde. Vielleicht aber läge in einer angemessenen Vertheuerung der Verfolgung des streitigen Rechts kein so entschiedenes Unglück, wie denn der Untergang der Menschheit aus Mangel an Gesetzen nicht zu befürchten wäre und wir das Füllhorn unserer Gesetzgebung immer mit leider nur zu gerechtfertigtem Mißtrauen betrachtet haben: „pessima respublica, plurimae leges“. — „Mehr gelten bei ihnen gute Sitten, als anderwärts gute Gesetze“, sagt Tacitus von den alten Germanen, aber die Vorbedingung dazu war eben die Abwesenheit dieser Gesetze. Formelles Recht will die Sitte ersetzen und löst sie naturgemäß auf. Wo es keine Rechtspflege giebt, entwickelt sich allmählig eine sittliche Vehme: es wird ein Schimpf, Unrecht zu thun und dieser Schimpf, wenn er allgemein ist, wirkt besser als der Gerichtsvollzieher. Eine leicht zugängliche Justiz setzt dagegen den Maßstab der Sitte außer Anwendung und führt den Maßstab des formellen Rechts ein, dessen wächserne Nase Jeder nach seiner Seite zu drehen hofft und

ein glücklich geführter Prozeß wird nun um so rühmlicher, je mehr er gegen die Billigkeit entschieden worden ist, während das Gefühl, daß schon der Streit an und für sich eine Schande sei, allmählig ganz ausstirbt. Zur Bestätigung dieser Ansicht braucht man wieder nur auf England zu sehen, mit seiner berufenen, schwerfälligen Rechtspflege und seiner musterhaften Redlichkeit des bürgerlichen Verkehrs und dagegen die Unzuverlässigkeit und den Schwindel halten, welche bei uns aus der wohlfeilen Justiz — allerdings unter Beihülfe der Juden — sich entwickelt haben.

Der Mangel der Rechtshülfe aus Verträgen wäre nicht so schrecklich, als er auf den ersten Blick erscheint und im Staate Wisconsin war man vor fünfzehn Jahren nahe daran, die Vertragsklage überhaupt aufzuheben. Die Rechtsstreitigkeiten gehen nur auf der kranken Seite der Gesellschaft vor sich und mehr als neun Zehntel aller Menschen sterben selbst bei uns, ohne jemals mit dem Richter in Berührung gekommen zu sein. Es giebt Geschäftsleute, welche grundsätzlich niemals einen Prozeß anstellen und sich wohl dabei befinden, denn in den meisten Fällen kommt auch bei den gewonnenen Prozessen nicht Viel heraus. Das Entscheidende ist die Exekutionsinstanz und wenn diese verloren geht, helfen die günstigen richterlichen Vorinstanzen Nichts: „Wo Nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren." Wäre aber die Exekutionsinstanz nicht von vorne herein unsicher gewesen, so würden die vorhergehenden wahrscheinlich nicht nöthig geworden sein.

Der Creditgeber denkt nur, daß er schlimmstenfalls seine Forderung einklagen werde, statt sich zu fragen, ob die Verhältnisse des Schuldners und sein Charakter unter allen Umständen eine Sicherheit für die pünktliche Zahlung darbieten; der Wucherer weiß, daß er in Gefahr schwebe, aber er hofft, durch den Rechtszwang derselben zuvorzukommen. Wo Streitigkeiten aus verwickelten Geschäften entstehen, liegt dies gewöhnlich an der ungenauen Fassung der Verträge, aus welchen dann die Parteien unredlicher Weise Dinge herauslesen wollen, an welche bei der Verabredung garnicht gedacht war, oder daran, daß sie nicht erwogen haben, ob dem Gegner eine zuverlässige Erfüllung auch ohne Rechtspflege zuzutrauen sei. Ohne leichte Rechtshülfe würde sich ein viel soliderer Verkehr ausbilden, Verstöße gegen die Moral in Geschäften würden kaum häufiger vorkommen, als jetzt unrichtige richterliche Erkenntnisse oder fruchtlose Exekutionen und Niemand würde auch nur den Schatten eines Verdachtes auf seiner Redlichkeit und Pünktlichkeit ertragen können. Wir haben einen ganz nahe liegenden Beweis dafür in dem Börsenverkehr.

Niemals wird auf der Börse ein Geschäft schriftlich abgeschlossen, selten auch nur mündlich ausführlich verabredet: ein Wort, ein Wink, ein Kopfnicken genügen, und wenn es sich um ein Vermögen handeln sollte, wird gewissenhaft erfüllt von Leuten, welche ihr Leben lang an dieser Akademie des Betruges studirt haben und von denen außerhalb derselben die Meisten das Kind im Mutterleibe nicht schonen würden. Aber sie wissen genau, daß der leiseste Schein der Unzuverlässigkeit ihnen die geschäftliche Stellung kosten würde.

Wenn die neue Gerichtsordnung also die Führung von Prozessen gleichmäßig erschwerte, so würden wir darin allein vielleicht keinen unbedingten Grund des Tadels sehen. Im Anfang freilich, wo noch alle Verhältnisse auf das Prozeßführen zugeschnitten sind, möchte das einige Unbequemlichkeiten verursachen, allmählig aber würde sich ein gesunderer Verkehr und eine bessere Moral entwickeln und die Klagen verstummen lassen. Die vorliegende Gesetzgebung macht jedoch nur dem Armen das Recht unzugänglich und dem Verklagten die Niederlage doppelt schmerzlich, während sie dem wohlhabenden Kläger den Prozeß nicht verleidet.

Dem öffentlichen Armen, welcher sich als solcher auszuweisen vermag, werden die Kosten zwar erlassen oder gestundet, allein nicht Jeder kann oder darf wegen seiner bürgerlichen oder geschäftlichen Stellung diesen Nachweis führen, während ihm doch die Zahlung der Vorschüsse unmöglich ist und so kommt die Erleichterung nur denen zu Gute, welche wohl in den seltensten Fällen in der Lage sind, sie in Anspruch zu nehmen. Denn der wirklich ganz Arme hat meist keine ausstehenden Forderungen, deren Beitreibung einen Prozeß lohnt. Am übelsten wirken die enormen Kosten auf den Verklagten, welcher den Prozeß verloren und in den weitaus meisten Fällen nur geführt hat, weil er außer Stande war, seine Verpflichtung gegen den Kläger prompt oder in der von diesem vielleicht geforderten unbilligen Ausdehnung zu erfüllen und welcher nun auch noch die unerschwinglichen Kosten aufbringen soll.

Soll eine theure Justiz wirklich in der angedeuteten Richtung nützlich wirken, so müßten die Kosten nur von dem unterliegenden, also frivolen, Kläger bezahlt, sonst aber beiden Parteien gleichmäßig auferlegt werden, denn auch der gewinnende berechtigte Kläger verdient Strafe dafür, daß er sich der Nothwendigkeit eines Prozesses unachtsamerweise ausgesetzt habe und er mag zufrieden sein, daß er im schlimmen Falle mit diesem Opfer überhaupt Rechtshülfe erkaufen könne.

Wir halten auch die vorgebliche Schnelligkeit des Verfahrens für

keinen Vortheil, zumal diese Schnelligkeit wegen der vielen zulässigen Zwischenrechtsmittel und Theilurtheile unter Berufung, vermittelst deren ein geschickter Anwalt einen einigermaßen verwickelten Rechtsstreit in ein halbes Dutzend getrennter Prozesse ausspinnen kann, mehr scheinbar als wirklich ist. Ihr Fehler liegt darin, daß sie das Recht selbst ohne Noth in Gefahr bringt. Da aber immer beide Theile an dem Rechtsstreite Schuld haben, wenn auch der eine vielleicht nur wegen seines Mangels an Vorbedacht, so geschähe Keinem Unrecht, wenn der Behandlung der Sache die nöthige Zeit gelassen würde. Welche unbillige Härte liegt jetzt nicht darin, daß z. B. die Frist zwischen Zustellung der klägerischen Vorladung und dem Termine zur Verhandlung und Entscheidung in gewöhnlichen Prozessen nur 3 Tage, in Anwaltsprozessen nur 8 Tage zu sein braucht. Zunächst ist garnicht abzusehen, warum der Partei, welche den Prozeß in eigener Person führt, weniger Zeit gelassen werde, als dem Anwalt, dessen Geschäft das Prozessiren ist. Dann hat der Kläger unbeschränkte Zeit gehabt, sich vorzubereiten: dem Verklagten fehlt dieselbe zu gründlicher Ueberlegung und Abwehr und vielleicht hat er eine ganz neue Widerklage anzubringen und zu begründen, was mündlich in dem Termine geschehen muß. Wohnt er auf dem Lande oder ist er vollends zufällig vom Hause abwesend, so hat er kein Mittel zur Vermeidung eines Versäumnißurtheils, welches trotz erhobenen Einspruches sofort vollstreckbar ist. Das kann man doch kaum noch eine Rechtspflege nennen.

Es wäre eine unbillige Forderung an den Richter, daß er immer absolutes Recht herstellen solle, denn er kann nur die Störung beseitigen und einen Rechtszustand als Nothbehelf schaffen. Aber man muß doch wünschen, daß dieser Nothbehelf dem wirklichen Rechte zwischen den Parteien möglichst entspreche, und dazu fehlen bei dem gegenwärtigen Verfahren auch im Uebrigen alle Vorbedingungen. Früher wurde das dem Rechtsstreite zu Grunde liegende Sachverhältniß schriftlich in Klage und Klagebeantwortung, Replik und Duplik dem Richter vollständig dargelegt und erörtert, und bei der mündlichen Verhandlung im Audienztermin drehte es sich nur um die daraus zu entwickelnden Rechtsfolgen. Der Decernent und der Vorsitzende mußten die Akten studirt haben und der Erstere den Stand der Sache daraus zusammenfassen und vortragen. In wichtigen Prozessen wurde auch ein Correferent ernannt. Die Mehrheit des Collegiums war also jedenfalls mit dem Sachverhältniß vertraut und hatte die Rechtsfragen mit Muße erwogen; waren aber zwei genau unterrichtete Richter über einzelne Punkte verschiedener Meinung, so

konnte der Grund des Zwiespalts dem Dritten aus den Akten klargelegt werden, so daß die Entscheidung zwar nicht vor Irrthum, wohl aber vor Uebergehung wichtiger Thatsachen und Rechtsfragen geschützt wurde. Jetzt hält man eine solche Sorgfalt nicht mehr für nöthig. Den Parteien steht es zwar noch frei, über ihre Sache sich schriftlich zu unterhalten und den gepflogenen Schriftwechsel zu den Akten einzureichen, aber den Richter zwingt keine Nothwendigkeit, sich mit dieser Correspondenz eingehend zu beschäftigen, sondern sie ist für ihn nur „schätzbares Material." Ihn geht nur an, was in dem Termin selbst mündlich vorgebracht und von dem Gerichtsschreiber in das Protocoll aufgenommen worden ist, und das Nichtlesen der Akten ist so sehr die gesetzliche Voraussetzung, daß, wenn mehrere Termine in einem Rechtsstreite nöthig werden, in jedem dieser Termine die ganze Sache mündlich von vorn behandelt werden und in der Berufungsinstanz die Partei das angefochtene Urtheil dem Gerichtshofe erst vorlesen muß. Nun mag vielleicht jetzt noch die gute Gewohnheit den Amtsrichter oder den Decernenten, wenn er ein älterer Richter ist, zu einer etwas genaueren Durchsicht der Akten vor dem Termine veranlassen, aber in der Folge wird sich diese Gewohnheit in dem Drange der Geschäfte abschwächen und bei den jüngeren Richtern war sie nie vorhanden. Entscheidet ein Collegium, so ist den Mitgliedern desselben die Sache ganz fremd. Man denke sich nun den Richter vor die Aufgabe gestellt, einen vielleicht sehr verwickelten Rechtsstreit in einmaliger mündlicher Verhandlung zu entscheiden. Oft kommt es auf eine genaue Prüfung und Auslegung der einschlägigen Gesetze an, oder auf maßgebende Vorentscheidungen, welche nachgesehen und gründlich erwogen sein wollen, wenn es gar möglich gewesen wäre, bei einem solchen über das Knie gebrochenen Verfahren das Thatsächliche selbst hinreichend klar zu stellen und aufzufassen.

Aber der Richter hat in der Zeit von 9 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags vielleicht 15 oder mehr Termine abzuhalten, also für jeden nicht 20 Minuten Zeit und daher keine Muße zu langwierigen Bedenken. Einem gewöhnlichen Menschen würde es geradezu unmöglich sein, in solcher Eile und aus so flüchtiger Kenntnißnahme nur ein Bild des streitigen Rechtsverhältnisses zu gewinnen und noch viel mehr, dasselbe hinreichend genau im Sinne zu behalten, um daraus die Rechtsfolge zu ziehen. Den Richter jedoch unterstützt die Uebung, um das Unmögliche möglich zu machen: er ist gewohnt, mit der Sache fertig werden und sie in die Rechtsschablone zwängen zu müssen, und damit ihm nicht unübersteigliche Hindernisse entgegenstehen, hat man ihn von den bisher vor-

geschriebenen Beweisregeln entbunden und die Entscheidung seiner freien Ueberzeugung überlassen — womit derselben die letzte Zuverlässigkeit genommen ist. Die Verlegung des Schwerpunktes in die mündliche Verhandlung und die Befreiung des Richters von Beweisregeln hat man unter Beziehung auf das alte deutsche Verfahren beschönigen wollen, aber es giebt wohl keine unrichtigere Analogie. In den alten deutschen Volksgerichten wurde das Recht gesprochen von Männern aus dem praktischen Leben, welchen die Streitenden und ihre Sache bekannt waren und die das Urtheil „fanden" nicht in einem geschriebenen Codex, sondern in dem ungeschriebenen Gewohnheitsrechte, dem Ausdrucke der angeborenen Rechtsanschauung, welche in ihnen wie in der Gemeinde lebendig war. Bei ihnen hatte der Schulwitz den Mutterwitz nicht aufgefressen und sie hatten den natürlichen Verstand sich nicht durch Formelkram abgestumpft, weil sie keiner Formel bedurften. Das ist die Vorbedingung zu dem Rechtsprechen aus freier Hand, und in England hat man dieses in den Courts of Equity (Billigkeitsgerichten), welche aus der alten sächsischen Rechtspflege stammend auch nur nach Gewohnheit und nicht nach Gesetzen, aber durch Berufsrichter entscheiden, deshalb noch mit schützenden Formen umgeben.

Die Aufgabe, welche unserem Richter jetzt gestellt wird, ist ganz unlösbar. Schon auf der Schule hat er gelernt, die Form über den Inhalt zu stellen, denn das Studium der alten Sprachen und der Mathematik hat nur eine formelle Bedeutung. Dann wird er nicht mit der Muttermilch deutschen Rechtes gesäugt, sondern mit der Formelflasche des ganz fremden römischen Rechtes aufgepäppelt und muß durch wohlbestandene Examina bekunden, daß diese künstliche Nahrung, welche, sofern er kein Jude ist, die natürlichen deutschen Rechtsanschauungen in ihm unterdrückt, ihm in Fleisch und Blut übergegangen sei. Es ist eine häufige Erscheinung, daß Leute mit vorzüglichen Examen nachher in der Praxis wenig leisten, während Solche, die es in der Welt zu Etwas bringen, oft zu ihren Examinatoren in nicht gerade glänzenden Verhältnissen gestanden haben. Und das ist sehr natürlich. Wer ein Examen bestehen will, muß die Sachen nicht nach seiner eigenen Auffassung sich aneignen, sondern nach den Vorschriften der Schule und büßt dadurch die Gewohnheit des unbefangenen Urtheils ein. Es giebt wenig Menschen, welche bei dem Examen nicht ein Stück ihres natürlichen Verstandes verloren hätten und unsere Richter müssen mehrere Examen bestehen. Und nun sollen sie mit solcher Vorbereitung plötzlich über das lebendige Recht zwischen zwei ihnen ganz fremden Personen und

über unbekannte Verhältnisse entscheiden, welche Kläger und Verklagter sich eifrigst bemühen, so unrichtig als möglich darzustellen. Sie sollen diese Verhältnisse nach künstlichen Rechtsnormen beurtheilen, welche in ihren Grundsätzen nicht allein aus den abstrakten römischen Rechtsbegriffen abgeleitet sind, sondern auch, wie z. B. das Preußische Landrecht, für eine Menge besonderer Fälle besondere Vorschriften geben.

Und das Alles in zwanzig Minuten und nachdem die Mittagszeit vielleicht schon verstrichen ist! Heißt das nicht Unmenschliches verlangen und kann da noch von der gewissenhaften Prüfung die Rede sein, welche die preußischen Richter sich sonst so gerne nachrühmen ließen und bedeutet dem gegenüber die Befreiung von Beweisregeln in Wirklichkeit etwas Anderes als den nothwendigen Erlaß gründlicher Untersuchung? Daß der französische Convent dem Fouquier-Tinville'schen Tribunal revolutionaire gestattet hatte, die Vertheidigung des Angeklagten abzuschneiden mit der Erklärung, der Gerichtshof sei hinreichend unterrichtet, hat ein Jahrhundert hindurch Entsetzen erregt und war doch im Grunde nichts Anderes, als was sich jetzt jede Prozeßpartei gefallen lassen muß! Charakteristisch sind einzelne Nebenbestimmungen. Ueber „offenkundige" (notorische) Thatsachen ist der Beweis ausdrücklich ausgeschlossen. Wenn es sich darum handeln sollte, ob es gestern geregnet habe, so kann man das gelten lassen. In der Regel aber nennt man notorisch, was man nur vom Hörensagen weiß, und daß Peter schlechte Cigarren verkaufe, kann notorisch und doch nicht wahr sein. Es ist eben Alles mehr auf die Abfertigung der Sache, als auf die Ermittelung des Rechtes angelegt.

Die einzige schriftliche Grundlage des richterlichen Urtheils bildet das Protocoll des Gerichtsschreibers. Es darf Nichts berücksichtigt werden, was in dem Termine nicht mündlich angeführt worden ist, und es gilt Nichts für angeführt, was sich nicht in dem Protocoll des Gerichtsschreibers befindet. Der Gerichtsschreiber, welchem auch vorher bei der Einleitung des Processes zum Theil die Geschäfte des früheren Decernenten obliegen, ist ein Subalternbeamter und nicht gelernter Jurist. Er soll nun in zwanzig Minuten die mündliche Verhandlung des ganzen Rechtsstreites zu Papier bringen, was unmöglich ist, selbst wenn er die Stenographie zu Hülfe nähme, wie er nicht darf. Er muß sich daher auf das Wesentlichste beschränken und in Bezug darauf ein Urtheil ausüben, welches ihm seiner Bildung nach nicht zusteht. Der Gang der Verhandlungen wird nur im Allgemeinen angegeben und aus den Parteivorträgen durch Aufnahme in das Protocoll nur festgestellt: Anerkennt-

nisse, Verzichtleistungen, Vergleiche, Anträge. Die Feststellung anderer wesentlicher Erklärungen der Parteien, der Geständnisse, der Erklärungen über zugeschobene Eide findet nur auf Antrag und nur dann statt, wenn sie in Schriftsätzen überreicht werden. Uebersieht der Gerichtsschreiber in der Eile eine wichtige Ausführung oder faßt er sie unrichtig auf, so leidet die Partei Schaden, welche in der Regel nicht in der Lage ist, in der Hast das Protocoll genau zu prüfen und nöthigenfalls ändern zu lassen, so wenig als bei Anwaltsprocessen der Anwalt, der wegen anderer Termine vielleicht nicht eine Minute übrig hat. Der Thatbestand aber des nothwendigerweise so flüchtigen Urtheils liefert dann vollen Beweis für das mündlich vorgetragene Sachverhältniß und kann nur durch das ebenso flüchtige Sitzungsprotocoll angefochten werden. Vielleicht hat ein jüdischer Anwalt für einen jüdischen Mandanten den Prozeß gegen eine deutsche Partei vor einem jüdischen Richter geführt und ein jüdischer Gerichtsschreiber das Protocoll aufgenommen.

Gar nicht zusammenzureimen mit dem Princip der ausschließlich mündlichen Verhandlung ist der Anwaltzwang bei den Landgerichten in erster Instanz, wenn wir für die zweite Instanz vielleicht auch einige Rechtfertigung in der Voraussetzung gelten lassen wollen, daß es sich hier mehr um Rechtsdeductionen als um Thatsachen handeln werde. Aber man könnte auch das dem Ermessen der Parteien überlassen. In erster Instanz jedoch kann man für das ausschließlich mündliche Verfahren nur anführen, daß die unmittelbare Berührung mit den Parteien dem Richter die Ermittelung und Auffassung des Sachverhältnisses erleichtere. Dieser Vortheil geht bei der Einmischung von Anwälten verloren, welche die Thatsachen zur Beeinflussung des Richters kunstgerecht und zweckmäßig zusammenstellen. Glaubte man wirklich, einen Nutzen für das Recht von der mündlichen Behandlung des Streites sich versprechen zu dürfen, so mußte man die Anwälte von der ersten Instanz überhaupt ausschließen.

Wie der Gerichtsschreiber bei der ganzen Leitung des Processes eine hervorragende Rolle spielt, so werden ihm bei dem Abschluß desselben Befugnisse beigelegt, welche mit Sicherheit nur dem Richter zuertheilt werden können, nämlich der Erlaß der Vollstreckungsverfügung. Ob das Urtheil vollstreckbar geworden sei, hängt nicht immer blos von dem Datum desselben, sondern oft von anderen Umständen oder der Erfüllung von Bedingungen ab, deren Beurtheilung man um so weniger einem Nichtjuristen überlassen dürfte, als die rücksichtslose Art der Vollstreckung dem unschuldig davon Betroffenen immer große Unannehmlichkeiten be-

reitet und unter Umständen unersetzlichen Schaden zufügen kann. Das Letztere hat man auch ganz außer Acht gelassen bei der vorläufigen Vollstreckbarkeit noch nicht rechtskräftiger Urtheile, welche man auch in solchen Fällen, bei denen die regelmäßige vorläufige Vollstreckbarkeit nicht stattfindet, zuläßt, sofern der Kläger eine angemessene Sicherheit bestellt, die aber in den wenigsten Fällen dem unrichtig Verurtheilten die erlittenen Nachtheile vergüten wird, welche überdies schwer zu berechnen sind. Wir wollen über die vielen Weitläufigkeiten in dem sonstigen Verfahren, deren Träger hauptsächlich der Gerichtsschreiber ist, über die Unzuverlässigkeit und Kostspieligkeit der unbequemen Vermittelung des Gerichtsvollziehers bei den Zustellungen, über die Gefahr, welche die in die Hände des subalternen Gerichtsschreibers zu legenden Documente laufen, sowie über den ganzen Wust überflüssiger, sinnloser und lästiger Förmlichkeiten kaum ein Wort verlieren, denn kein Verständiger wird ein Wort zu ihrer Vertheidigung finden. Die Zustellung der „vorbereitenden" Schriften zwischen den Parteien, der Terminsvorladungen, der Urtheile an den Gegner, haben die Parteien selbst zu besorgen. Sie übergeben dieselben dem Gerichtsschreiber, dieser giebt sie dem Gerichtsvollzieher, dieser der Post und die letztere stellt sie endlich dem Empfänger zu und die Empfangsbescheinigung nimmt denselben Weg zurück. Man hat es wohl unmöglich gefunden, noch eine Weitläufigkeit und eine Gelegenheit zu Unregelmäßigkeiten mehr einzuschalten. Die Zustellung der „vorbereitenden" Klageschrift an den Gegner soll bei den Landgerichten einen Monat vor dem Termine zur mündlichen Verhandlung stattfinden und der Gegner innerhalb zwei Drittel dieser Frist dem Kläger Einwendungen dagegen mittheilen. Geschieht dies nicht, so entstehen keine weiteren Nachtheile, als daß der Unterlassende die Kosten eines neuen Termins zu tragen hat, falls dieser wegen mangelnder Information des Gegners nöthig werden sollte. Man sieht leicht, wie dies bei Anwaltprocessen durch unvorhergesehene überraschende Einwände zu unendlichen Verschleppungen benutzt werden kann.

Die lebhaftesten Klagen richten sich gegen die Stellung der Gerichtsvollzieher, deren Thätigkeit jetzt nicht mehr in der unparteiischen Vollstreckung des Gesetzes — denn auch das rechtskräftige Urtheil ist ein besonderes Gesetz — unter sorgfältiger Wahrung der vorgeschriebenen Formen besteht und die nicht mehr die Vertreter des Richters, sondern die der Partei sind. Nur auf ihre Gebühren angewiesen und freier Concurrenz unterworfen, geht es ihnen wie den Windhunden, von welchen man nur diejenigen bezahlt, die am besten fangen. Sie müssen

nun die äußerste Virtuosität der Rücksichtslosigkeit entwickeln, um leben zu können und man hat ihnen dazu möglichst freie Hand gelassen. Männer höherer Bildung aber pflegen sich zu dieser Laufbahn nicht herzugeben, auch gehört schon ein eigenthümlicher Charakter dazu, um sich mit den Geschäften eines Gerichtsvollziehers zu befreunden, welcher zwar nicht, wie der Gerichtsvollzieher des Strafrichters, der Scharfrichter, dem armen Sünder das Leben, wohl aber häufig die Mittel zum Leben nehmen muß. Die fortwährende Uebung dieser Thätigkeit verhärtet das ohnehin nicht sehr weiche Herz noch mehr, Geschäftsrücksichten befangen das Urtheil und führen bald dahin, in dem Exequenden einen Feind zu sehen, welchem kein Pardon zu gewähren ist, wie ja unsere ganze jetzige Gesetzgebung den Schuldner als einen solchen betrachtet.

Zum Ueberfluß hat man dem Gerichtsvollzieher, welcher in Wirklichkeit nur der Agent des Gläubigers ist, den Charakter des Beamten verliehen und seinen Berichten amtliche Glaubwürdigkeit ertheilt, so daß es fast unmöglich ist, eine von ihm begangene Unregelmäßigkeit zu erweisen und den Einspruch dagegen geltend zu machen. Wer bei einem Dritten zum Besuch ist, während dieser von einem Gerichtsvollzieher überrascht wird, hat kein Mittel, seinen im Vorzimmer hängenden Ueberrock vor dem Griffe desselben zu schützen, und ihm hilft auch keine Beschwerde bei dem vorgesetzten Gerichte, die den schleunigen Verkauf nicht verzögert, und ganz unwirksam bleibt, wenn der Gerichtsvollzieher in seinem Berichte Zweifel über das Recht des Beschwerdeführers ausdrückt. Dieser muß nun in einem kostspieligen und zeitraubenden Interventions-Proceß sein Eigenthum nachweisen, was in den meisten Fällen unmöglich sein dürfte, da nicht allein der in der Eile nicht immer leicht zu führende Beweis des Ankaufs und die sofort mit der Klage beizubringende Bescheinigung desselben durch eidesstattliche Versicherung zweier glaubhafter Zeugen erfordert wird, sondern auch noch der, daß der Rock inzwischen nicht in das Eigenthum des Exequenden übergegangen sei, wobei das Zeugniß des Letzteren Nichts gilt. Auch wenn die Entscheidung günstig ausfällt, muß er sich bis dahin ohne Ueberrock behelfen. Dergleichen Vorkommnisse waren bei dem alten Exekutor zwar auch nicht gerade unmöglich, aber dieser hatte nicht das Interesse, Ausschreitungen zu wagen, wie der Gerichtsvollzieher, seit dessen Einführung in Berlin die wenigsten Zwangsvollstreckungen ohne Interventions-Processe verlaufen. Vielleicht aber erfährt der Dritte gar nichts von der Beschlagnahme seines Eigenthums, und um die Sache zu vereinfachen, werden die abgepfändeten Gegenstände möglichst schnell verkauft und dadurch auch dem Schuldner

die Auslösung derselben erschwert oder unmöglich gemacht, wie denn überhaupt gegen den Letzteren die menschlichen Rücksichten fortfallen, mit welchen der frühere Executor in seiner unparteiischen Stellung die Härte seines Amtes häufig milderte.

Dieser Uebelstand erfordert dringend eine Abhülfe und steht in keinem organischen Zusammenhange mit dem ganzen Gesetze.

Warum man das letztere überhaupt an die Stelle unserer alten preußischen Gerichtsordnung gesetzt hat, ist schwer zu begreifen. Diese alte Gerichtsordnung war nicht das Ergebniß des Hammelsprunges, sondern stammte aus einer Zeit, als die Gesetzgebung noch aus sorgfältiger und sachverständiger Prüfung hervorging und sie hat mit ihren klaren und einfachen Formen und ihrer sorgfältigen Behandlung des Rechtes nie gegründeten Anlaß zu Klagen gegeben, während eine vermehrte Beschleunigung durch angemessene Abkürzung der Fristen zu erreichen war.

Kleinere Aufsätze.

Judaeus Judaeum.

In Nr. 42 der „Gegenwart“ (16. October d. J.) setzt der sogenannte erste „deutsche“ Schriftsteller seinem Stammesbruder Jakob Offenbach, dem leider nur allzu bekannten Operetten-Componisten, einen mitleidigen Denkstein. „Offenbach's Wiege“, erzählt er, „hat am Rhein gestanden. Er hat im Jahre 1822 zu Köln das Licht der Welt erblickt. Er ist mit seinem rheinischen Landsmann Albert Wolff, einer der sprechendsten Beweise für die außerordentliche Assimilationsfähigkeit des Deutschen, (soll wohl Juden heißen!) für jene Leichtigkeit, auf die Eigenthümlichkeiten der Heimath diejenigen der Fremde nicht bloß aufzupfropfen, sondern die Nation, in der man geboren ist, völlig aufzugeben und sich die nationalen Eigenthümlichkeiten einer anderen ganz zu eigen zu machen. Die beiden Rheinländer, (zufällig am Rhein geborene Juden!) Jakob Offenbach und Albert Wolff, haben ihr Geburtsland nicht bloß verlassen und eine neue Heimath in Frankreich sich begründet, sie sind durch und durch Franzosen geworden. (Jakob Offenbach nicht einmal in der Sprache. Er war seines schlechten Französisch wegen berüchtigt.) Die confessionelle (!) Frage will ich absichtlich in dieser Zeit gehässiger Hetzereien nicht berühren. Daß die Beiden Juden sind, thut nichts zur Sache.“ — So? — Wir dächten sehr viel! Denn eben nur der Umstand, daß die Beiden keine Deutschen, sondern Juden sind, erklärt Alles! — Was soll man aber als Deutscher zu einem solchen Gemauschel sagen? — Es treibt Einem die Schamröthe in das Angesicht, wenn man daran denkt, daß dieses Heft der „Gegenwart“ vielleicht durch irgend einen unglücklichen Zufall auf die Nachwelt kommen könnte (wir wollen nicht hoffen!) und unsere Kinder dann von uns sagen müßten: „ohne ein Wort der Erwiderung haben unsere Väter sich das bieten lassen.“ Nun, hoffentlich bewahrt derselbe „unglückliche“ Zufall denn den kommenden Geschlechtern auch die vorliegende Nummer der „Deutschen Wacht“ auf, in der sich

ein echter Deutscher, der nicht daran denkt, nach jüdischer Art und Weise seine Namens-Eigenthümlichkeiten des „Geschäfts“ wegen abzustreifen, nur damit trösten kann, daß der Verfasser dieser Denkschrift für Jakob Offenbach heißt: Paul Lindauer. Unerwähnt wollen wir die charakteristisch jüdischen Aussprüche nicht lassen, die sich in demselben Aufsatz finden: „Verehrungswürdig ist freilich der Mann (Jakob Offenbach), der alles Verehrungswürdige ausgelacht hat, nie gewesen (sehr richtig!) aber amüsant wie kaum ein zweiter.“ (Auf die Dauer doch wohl bloß für jüdische Stammesgenossen!) „Offenbach ist ein echter Weltmann, aber er gehört eben zu jener Welt, die das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen liebt. Nichts ist ihm heilig, nicht einmal seine eigene Kunst, die er sehr bewußtvoll zum Bänkelsängerthum herabzerrt, wenn er damit die gewünschte — lächerliche (— und profitable —) Wirkung zu erzielen hofft.“ Ja! sehr wahr bemerkt! Und das Alles, Paul Lindauer! nur aus dem einen Grunde, weil jener von Dir Verherrlichte kein Deutscher, sondern eben ein Jude war. Aber so und ähnlich wie ihm, dem Todten, geht es gewissen heute noch Lebenden auch! — Sie treiben es ebenso, wie er's getrieben hat. Wann wird das endlich anders werden; was meinst Du, Paul Lindauer? — Ich für meine geringe Person glaube und hoffe: in demselben Augenblick, in dem die deutsche Langmuth über die jüdische Frechheit und Frivolität endlich einmal entzwei reißt!

Von dem sauberen Sachs'schen Brüderpaar.

Die in Valparaiso in Chile erscheinenden „Deutschen Nachrichten“ melden in ihrer Nummer vom 14. August über die Entdeckung und Festnahme der Gebrüder Sachs aus Frankfurt a. M. Folgendes: „Den deutschen Konsuln im Auslande waren Steckbriefe und Photographien der Gebrüder Sachs zugesandt worden, um im Betretungsfalle die Schwindler festhalten zu lassen. Als wir jene Mittheilung von der Entweichung der Gebrüder Sachs — aus einer deutschen Zeitung zum Abdruck brachten, hatten wir Kenntniß davon, daß in Santiago zwei deutschsprechende Individuen auf Requisition des deutschen Konsuls, Herrn Junge, festgenommen worden waren, weil man sie im Verdacht hatte, identisch mit jenen flüchtigen Frankfurter Bankiers zu sein. Die Arretirten leugneten jedoch und leugnen, wie wir hören, diese Identität auf das Energischste. Sie sind mit einem der letzten Europadampfer hierher gekommen, nennen sich Morris und Hellmann, behaupten geborene Schweizer, aus Basel, und im Handelshause Rosenthal und Rosin in Berlin als Handlungsgehilfen angestellt gewesen zu sein. Unglücklicherweise für sie, verrieth keiner auch nur einen leisen Anflug des Schweizerdialekts. Die Berichte der

Santiaginer Zeitungen gehen dahin, daß die beiden jungen Herren seit einigen Tagen in der Hauptstadt bereits in gewissem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten dadurch, daß sie sich überall zeigten und in den Klubs, im Theater, auf der Promenade, kurz überall, wo etwas „los“ war, zu finden waren. Ihre Haftnahme erfolgte, als sie im Hotel vergnüglich frühstückten, und an alles andere eher, als daran dachten, daß das Gesetz seine unerbittliche Hand nach ihnen ausstrecken könnte. Sie hatten selbigen Tages dem deutschen Konsul, Herrn Junge, ihren Besuch gemacht und wohl keine Ahnung von den Betrachtungen, die dieser im Geiste beim Vergleiche seiner Gäste mit den ominösen Photographien anstellen mochte, welche schließlich dahin führten, die Santiaginer Polizei für die beiden Fremdlinge zu „interessiren.“ — Soweit die „Deutschen Nachrichten.“ Ueber das Auftreten der beiden Herren nimmt die „Frankf. Ztg.“ einem aus Santiago datirten, ihr zur Verfügung gestellten Privatbriefe das Folgende: „In die gerade herrschende stille und beschauliche Zeit fiel das ziemlich aufregende Erscheinen zweier feiner Herren, welche, von Deutschland eben zugereist, beabsichtigten, hier eine große Niederlage deutscher Fabrikate anzulegen, als Vertreter vieler ungenannter Fabrikanten. Nobel waren die Neuangekommenen in jeder Weise, in Zeug, Auftreten, Essen und Trinken, bewandert in allen Hauptsprachen; sie fanden auch bald genug gute Bekannte und Freunde unter allen Nationalitäten, wie das ja bei so reich auftretenden Herren mit solchen Zwecken sich von selbst zu finden pflegt. Sie machten auch Besuche bei allen Vertretern (meistens Deutschen) der großen Valparaisoer Häuser am hiesigen Platze und zuletzt auch bei unserem Konsul, Herrn Albert Junge, welcher ebenfalls mehrere deutsche Häuser in Valparaiso vertritt. Diesem Herrn fiel es auf, daß die Herren Hellmann und Morris, welche doch eben erst angekommen, ihm so eigenthümlich bekannt schienen, und daß dieselben ohne Empfehlungsbriefe waren, wie solche selbst der reichste Geschäftsmann mit sich zu führen pflegt, und auch keine bestimmten Fabriken nannten, für welche sie hier Waarenlager halten wollten. Beim Zubettegehen und beim Aufstehen dachte Herr Junge an die neuen Bekannten, bis ihm einfiel, unter seinen Photographien guter Freunde und unter den ihm von Amtswegen gesandten sich Auskunft zu verschaffen. Nun traf es sich, daß die Herren Hellmann und Morris wie ein Ei dem anderen den Bildern der seit 21. Mai aus Frankfurt a. M. verloren gegangenen Herren Gebrüder Sachs ähnlich sahen und so wurden sie schnell unter gute Aufsicht in Polizeigewahrsam genommen.

Literarische Beiträge für die „Deutsche Wacht“ bitten wir zu adressiren: An die Redaction der „Deutschen Wacht“, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.

Die Redaction.

Redaction und Verlag: Otto Hentze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Max Bading, Berlin, Neu Kölln a. W. 14.

Extra-Beilage: Original der Petition gegen die Juden.

2. Jahrgang Heft 4.

Die Deutsche Wacht.

Zeitschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Lina Morgenstern, die Jüdin für Alles.
Der Kampf um das Dasein.
Vom Bremer Lloyd.
Vom deutschen Theater. IV. (Die Monopol-Dichter.)
Der Berliner Börsen-Courier.
Kleinere Aufsätze: Isolez le juif.
Literarisches: Die Frankfurter Juden und die Aufsaugung des Volkswohlstandes.

Berlin NO., 1880.
Otto Hentze's Verlag.
15 Friedenstraße.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Die Deutsche Wacht.

15. November 1880.

Lina Morgenstern, die Jüdin für Alles.

(Von Christiane Steinbrecher-Wasow.)

Nicht selten wird unsere sich täglich vergrößernde Weltstadt, unser Berlin, von Pessimisten mit jenen Städten verglichen, welche nach alttestamentarischen Ueberlieferungen in Sünden und Lastern so versunken waren, daß Gott sie durch Feuer und Erdbeben von der Erde vertilgte.

Es liegt mir fern, das Gegentheil dieser pessimistischen Anschauung zu vertreten; was Trübes und Trauriges, was moralisches Elend, Leid und Versunkenheit die große Stadt in sich birgt, das wird kein Mensch ohne Schmerz mit ansehen können und Jeder, der ein offenes Auge und ein offenes Herz für die Leiden und Irrthümer seiner Nebenmenschen hat, wird nach dem Grunde des Uebels forschen.

Tüchtigere, gewandtere Federn als die meinige haben sich thätig gezeigt, die semitischen Tendenzen als die Wurzel des Uebels zu bezeichnen. Es hat leider dabei nicht an Gehässigkeiten und Uebertreibungen (?) gefehlt, die auch eine gewisse Verwirrung in die angeregte Bewegung brachten. Ein altes wahres Wort sagt: „Wer Großes will, muß sich zu bescheiden wissen," d. h. er muß sich nicht (?) zum Fanatiker für die durch ihn vertretene Sache machen, er darf nicht übereilen und übertreiben, wenn er wirklich helfen und — bessern will. Freilich — wer wüßte es nicht — ist es oft sehr schwer, den Eigennutz und die Intrigue sich breit machen zu sehen, ist es schwer die tiefe sittliche Entrüstung darüber zurückdrängen zu müssen.

Legen wir einmal die Hand auf's Herz, haben wir keine eigene schwere Schuld uns selbst zuzuschreiben, daß wir diese Last auf unsere Schultern geladen, die uns nun allzu drückend erscheint? Wer andere Länder, wer andere Nationen kennen gelernt und studirt hat, der muß leider zu tiefer Beschämung eingestehen, daß keine andere Nation so unendlich leicht ihre eigentliche Individualität, ihren eigentlichen Werth so schnell dem Fremden gegenüber aufgiebt, wie der Deutsche. Er läßt fast unbewußt fremdes Joch, fremde Macht und Gewalt sich auf die breiten, arbeitgewöhnten Schultern laden, bis er fühlt, daß er, es länger duldend, darunter erliegen würde.

So tief aber vorher seine Demuth war, so energisch ist dann auch wohl seine Erhebung, so stark sein Muth. Wir haben das in dem letzten Kriege gesehen, bei unsern Männern, unsern Söhnen und Brüdern. Auch wir Frauen haben geglaubt, daß wir unsern Antheil an dieser muthigen Erhebung hätten — doch hier in Berlin scheint dies nur ein frommer Glaube gewesen zu sein.

Manche edle Frau hat zwar willig Geld und Gut und wo ihr dies nicht zur Seite stand, ihre Zeit opfermüthig gewidmet, sie hat es gethan ohne Schein. Sie hat nach der schweren Zeit sich wieder ruhig ihren häuslichen und socialen Pflichten hingegeben ohne weiter etwas davon zu tragen als das erhebende Bewußtsein — „du hast redlich in schwerer Zeit das deine gethan". —

Nur eine Frau — ich streiche hier das Wort **edel** — hat es verstanden, aus den Mühen und Bestrebungen der edlen Frauen Nutzen zu ziehen und dies war Lina Morgenstern. Sie hat es mit ächt semitischer Schlauheit allein verstanden, aus den ausgestreuten Samenkörnern die lohnenden Früchte zu ziehen.

Was edle Frauen im Verein mit hochgestellten und begüterten Männern, wir nennen hier Namen wie Landrath Scharnweber und Dr. Lindner, im Jahre 1866, als der Nothstand unter der arbeitenden Klasse mahnend an die Humanität derselben herantrat, zuerst gegründet haben, die Volksküchen, die sie später mit dreister Stirn als **ihre** Schöpfung auszugeben sich nicht entblödete, sie mußten ihr das Fundament zu dem Piedestal schaffen, auf welchem sie sich selbst zu erheben verstand.

Ich bin hier weit entfernt, den Volksküchen das Gute, was dieselben gewissen Klassen bringen, abzuleugnen und vielleicht hat auch Lina Morgenstern die große sociale Bedeutung für dieselben geahnt, als sie schmeichelnd selbst am Hofe die Theilnahme dafür zu erwecken verstand. Ich

jedoch — in schlichter, alter Art, und in dieser Ansicht stehe ich keineswegs vereinzelt da — wünschte aufrichtig, hier bliebe aller Schein fort und es würde nicht, wenn sich Ihre Majestät unsere Kaiserin anmelden läßt, der größte Humbug getrieben dadurch, daß der Suppe 1/2 Pfund Liebig'scher Fleischextract, dem Gemüse das entsprechende Fett hinzugesetzt wird an solchem Tage, und daß das preisgekrönte Sparsystem der Wirthschafterinnen an diesem Tage einmal überschritten wird.

Mit tiefem Schmerze gestehe ich hier offen, mir ist der Ihrer Majestät überreichte, von Herrn Morgenstern in den Wagen nachgetragene Kranz wie ein Hohn auf unser Volkselend und Hunger erschienen, denn je mehr Volksküchen entstehen, je mehr wird, da dieselben Mitglieder des Hausfrauenvereins sind, aus diesem an Waaren entnommen, und Theodor Morgenstern hat außer seinem bedeutenden Gehalt vom Hausfrauenverein auch seine Tantième; — das alte Wort: „ist doch dem klugen Jüd' nichts zu schwer, wenn es nur abwirft einen kleinen Profit!" — sollte es sich nicht auf alle morgensternlichen Bestrebungen anwenden lassen? Die Wohlthaten des Groschen-Vereins und aller durch Lina Morgenstern und Consorten in's Leben gerufenen, sogenannten Unterstützungs-Vereine enden immer und immer in der Waaren-Entnahme aus dem Hausfrauen-Verein. Es ist der morgensternlichen Tendenz angepaßt, daß dumpfig gewordene Cerealien und sonstige, im Vereine selbst schwer zu verkaufende Artikel auf die milden Spenden der Wohlthätigkeitsvereine vertheilt werden und so doch noch einige Verwendung finden.

Es ist eine Thatsache, daß dem morgensternlichen Ehepaar alle und jede Waarenkenntniß abgeht, und es dürfte den belehrenden Vorträgen Lina's, welche sie über Haushaltungskunde und über das Conserviren der Lebensmittel in der Kochschule hält, zur ganz besonderen Folie dienen, daß die Müllgrube des Hausfrauenvereins den besten Commentar geben kann. In ihr liegen friedlich, zum ewigen Schlummer neben einander gebettet, Puten und Gänse, Schinken und Würste, Eier, Käse, Früchte und wie sonst die unzähligen Gegenstände des Verkaufsbüreaus sich nennen mögen, und harren der Metamorphose durch den Verwesungsproceß entgegen.

Der Zufall entrollte uns einmal ein solches Bild:

Da drinnen war es fürchterlich,
O Mitglieder, versuchet Lina nicht,
Und begehret nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie klug hier bedecket mit Nacht und mit Grauen.

9*

Und dieser Handlungsweise, dieser raffinirtesten Art sich zu bereichern, versteht ein schlaues Weib in den Augen eines großen Theils der Menge den Nimbus aufopfernder Humanität zu geben.

Doch — seien wir ganz gerecht — haben ihr dazu nicht Hunderte von christlich gesinnten Frauen willig geholfen? Waren es nur Jüdinnen, die ihr Weihrauch streuten? Leider, nein! — Mochten auch erst edlere Motive wirken, denn in Wahrheit war es ja die Sorge um die Herbeischaffung dessen, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, was Lina Morgenstern bewog, nach den beiden schweren Bankerotten ihres Mannes für Mann und Kinder zu sorgen, so wuchs auch ihr Muth und ihre Dreistigkeit nach Außen mit ihren größeren Zwecken. Dieser Zweck war charakterisch: „Verdienen um **jeden** Preis!"

Anno 1870 und 71 gab dazu die beste Gelegenheit. Mit dem Glorienschein der heiligen, opfermüthigen Vaterlandsliebe ums Haupt, stellte sie sich an den Heerd, um unsere todesmüden Väter, Söhne und Brüder mit angebrannten Erbsen-, Linsen-, Bohnen- &c. -Suppen zu erfrischen. Wie lieblich sind ihre Schilderungen von ihren Wanderungen nach den Bahnhöfen durch Eis und Schnee, von ihrem süßen Ausruhen auf den Erbsensäcken und Speckseiten; wie grausig schildert sie das Erwachen aus dem so sehr verdienten Schlummer, wenn die Glocke ertönte einen Zug mit todtmüden, todtkranken Soldaten signalisirend. Wohl mag sie immer zuerst, die Häupter ihrer Lieben zählend berechnet haben, wie viel Ueberschuß ihr daraus erwuchs und die Freude, wieder dadurch einen Schritt weiter zum Ziele zu kommen, mag wirklich ihr Antlitz verklärt haben. Trotz der in den Schilderungen sorgsam verschwiegenen Scandalscenen, welche Menschen mit klarsehenden Augen durch ernste Rüge herbeiführten, trotz alledem und alledem verstand sie es meisterhaft — in der Zeit des Krieges — die schweren Bankerotte ihres Mannes auszugleichen. Unter tausend Frauen hätte ihr das kaum eine nachgemacht und es mochte auch wohl die Anerkennung dieser großen That sein, welche manche Lippe schweigen hieß.

Die Gründung des „Berliner Hausfrauen-Vereins", dieser morgensternlichen Familien-Versorgungs-Anstalt war es, die sich an die ersten, so vortrefflich rentirenden Unternehmungen, der Zeit angepaßt, anschloß. Die für kurze Zeit beiseite gelegte Humanitäts-Larve wurde hübsch aufgefrischt mit süßer Stimme gepaart auch hier als Deckmantel bei allem ferneren Intriguiren passend verwendet.

Aber auch hier wieder waren es christliche, tüchtige Hausfrauen, welche abermals willig Zeit und Mühen für die Sache hingaben. Zu

diesen gehörte, Lina Morgenstern persönlich vollständig unbekannt, auch Schreiberin.

Ich gestehe, es gehört heute zu meinen heitersten Erinnerungen, wenn ich einzelner, doch leider nicht vereinzelten Scenen und Kämpfe auf diesem Felde gedenke und Bände ließen sich über alle erdenklichen Pfiffigkeiten, die dort erprobt wurden, schreiben. Und ganz dem entsprechend war die Führung und Verwaltung der Kasse.

Die damals in ziemlich beträchlicher Höhe eingehenden Mitglieder-Beiträge wurden einer jüdischen Mitgliedsdame, der Kassirerin des Vereins, allwöchentlich übergeben und bildeten, nach Abzug der damals nur ganz winzigen Gehälter, den Reservefonds für die schnell geplante Vergrößerung des Verkaufs-Bureaus. Monatlich wurden die reservirten Gelder an die Schatzmeisterin übergeben, einer höchst achtungswerthen, sehr vermögenden, christlichen Frau.

Nun ereignete es sich urkomischer Weise, daß an einem solchen Abschlußtage die Kassirerin die ziemlich bedeutende Summe mitzubringen vergaß. Die Abrechnungen waren prompt im Bureau gemacht, Debet und Credit verglichen, als die Kassirerin erst ihre Zerstreutheit eingestand.

„Bitte, nehmen Sie eine Droschke erster Classe, die Summe zu holen,“ klang es ziemlich bestimmt aus dem Munde der Schatzmeisterin.

„Aber wer bezahlt dieselbe?“ — lautete die Frage, welche den Inhalt der darauf folgenden Discussion bildete und da die Ansichten glücklicher Weise getheilt blieben, so rauschte denn auch nach der anstrengenden Debatte die geistvoll zerstreute Jüdin hoch erhobenen Hauptes hinaus, meiner etwas zugespitzten Bemerkung über „Soll und Haben“ die nach ihrer Meinung richtige Würdigung gebend. Die vergessene Summe wurde vier Wochen später eingeliefert. Es ist natürlich, anzunehmen, daß ich als Mitglied in ziemlich ernster Weise auf strenge Abhülfe Lina Morgenstern gegenüber bestand.

Einige Tage später, an einem Sonntag Abend, erschien denn auch die stellvertretende Vorsitzende, um die von mir geführten Bücher, Belege ꝛc. abzufordern und mir begreiflich zu machen, daß ich, weil ich die Anordnungen der Vorsitzenden zu bekritteln, resp. zu tadeln wagte, nicht ferner als würdig befunden wurde, zu ihnen zu gehören, denn, wie es im „Kampf mit dem Drachen“ so richtig heißt:

Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Ordens würdig zeiget.

Und diese Pflicht hatte ich verletzt und es blieb mir natürlich nichts

Besseres übrig, als mich in Demuth in meine harte Verbannung zu fügen.

Ich hatte immer aus größeren Vereinigungen strebender Frauen die Realisirung mancher practischen Idee erhofft und wenn ich mich später immer lebhaft für Frauen-Vereine interessirte, so waren es doch jederzeit solche, in denen das christliche Element vorwiegend und fast ausschließlich vertreten war. Ich gestehe, ich habe mit wirklicher Entrüstung in späterer Zeit die an Abgötterei grenzende Verehrung christlicher Frauen für eine Lina Morgenstern mit angesehen, zu der Zeit noch, als doch schon der bei weitem größte Theil mit mir die feste Ueberzeugung hatte, daß sie in ränkevoller Weise es nicht verschmähte, mit dem Gelde christlicher Wittwen und Waisen Unternehmungen in's Leben zu rufen, wozu ihr die Mittel fehlten und als das Bestehen derselben gesichert war, diese Wittwen und Waisen hinterlistiger Weise ihres Erwerbes zu berauben, um mit eigener Ausbeutung eine neue Perle in ihre Krone zu setzen und ihren Seckel zu füllen.

Im April d. J. habe ich bereits in einfach klarer Weise einzelne Facta in der Deutschen Landes-Zeitung an die Oeffentlichkeit gebracht. Lina Morgenstern hat es hingenommen und geschwiegen. In ihrem Jahres-Berichte darauf hat sie sich nicht entblödet, mit bekannter Dreistigkeit die Lüge zu drucken, Frau Clara Dittner sei Pächterin der vom Verein gegründeten Kochschule gewesen. In der General-Versammlung am 27. October d. J. hat sie diese Lüge wiederholt.

Wie tolerant man auch sein mag, hier muß man denn doch eingestehen, daß nur eine Jüdin, und eine solche Jüdin wie Lina Morgenstern so handeln kann.

Die Deutsche Landes-Zeitung vom 31. October 1880 knüpft an die oben erwähnte Versammlung folgenden, aus kundiger Feder stammenden Artikel:

Morgensternliches.

„Am 27. d. M. Abens 6 Uhr, fand im Bürgersaale des Rathhauses die statutengemässe General-Versammlung des Hausfrauen-Vereins statt. Die 2300 Mitglieder des Vereins, die zum Theil aus Damen der höchsten Aristokratie bestehen, wurden vertreten durch einige 40 Damen, hauptsächlich Jüdinnen. Die Vorsitzende, Frau Morgenstern, eröffnete die Versammlung mit einem Bericht über die Kochschule, der mit einem bedeutenden Deficit abschloß. Nachdem dann der vereidigte Bücher-Revisor Schmidt die geschäftliche Lage des Vereins sehr kurz klar gelegt hatte, las Herr Morgenstern, der Leiter und Lagerhalter des Central-

Bureaus, über dasselbe ein Schriftstück vor. Er betonte, daß ein zweites derartiges, so gut geleitetes Institut nicht mehr existire, und wie es Allen ein Räthsel sei, wie er dies mit den geringen Mitteln möglich mache, andere Kaufleute verkauften zwar theilweise eben so billig und billiger, aber dafür gebe es auch nirgend so gute Waare, wie bei ihm und alle Reclamationen der Mitglieder über schlechte Waaren beruhten nur auf Unkenntniß der betreffenden Damen, die nicht verständen mit Waaren umzugehen. Er erwähnte auch eines christlichen Kaufmanns in der Leipzigerstraße, der Cacao sehr billig verkaufe, dafür sei derselbe aber gefälscht und bestände hauptsächlich aus Kartoffelmehl; derselbe verdiene das Geld an dem schlechten Cacao, was er zusetze, um russische Schoten billiger verkaufen zu können, wie der Verein.

Im weiteren Verlaufe theilte Herr Morgenstern mit, daß er den Hausfrauenverein als kaufmännisches Gewerbe steuerpflichtig angemeldet habe und dafür der Verein jährlich 288 Mark Steuer zahlen müsse. Dies sei geschehen, weil eine Ehrendame des Vereins in einer Bezirks-damen-Versammlung erklärt habe, er verkaufe auch an solche Mitglieder wissentlich, die die Waaren zum Weiterverkauf benutzen, was gegen die Statuten sei. Er erklärte diese Behauptungen einestheils als unwahr, theils sei er dazu berechtigt gewesen, und die Steuerbehörde hätte ihn deshalb zu keiner Zahlung heranziehen können. Trotzdem habe er aber doch die Steuer angemeldet.

Nach Beendigung dieser Vorlesung bat Frau H. um's Wort und erklärte den Mitgliedern, daß sie diese Ehrendame sei, und daß sie es für ihre Pflicht gehalten habe, in einer Bezirksdamen-Versammlung des Vereins darauf aufmerksam zu machen, daß sich Herr Morgenstern doch zuerst nach den Statuten richten müsse und nicht an Mitglieder verkaufen dürfe, die für den Weiterverkauf Waaren mit seinem Wissen entnehmen, ebenso für andere Nichtmitglieder Waaren mit bestellten. Beides sei erwiesenermaßen vorgekommen und doch besagen die Statuten, daß darauf eine Strafe stehe. Sie sagte ferner, daß, so lange Herr Morgenstern nur an Mitglieder verkaufe und sich an die Statuten halte, der Verein keine Steuer zu zahlen nöthig habe, und sie beantrage daher sofortige Abmeldung der Steuer, da der Hausfrauenverein kein kaufmännisches Gewerbe betreibe. Die Frau Morgenstern entgegnete darauf, daß Anträge 8 Tage vorher angemeldet werden müßten, und auf die Antwort von Frau H., daß dies nur bei Statuten-Aenderung nöthig sei, während hier eine eigenmächtige Handlungsweise des Herrn Morgenstern vorläge, die sofort zurückgenommen werden müsse, schnitt sie alle weiteren Bemer-

Besseres übrig, als mich in Demuth in meine harte Ve..
fügen.

Ich hatte immer aus größeren Vereinigungen strebend..
Realisirung mancher practischen Idee erhofft und wenn ic..
immer lebhaft für Frauen-Vereine interessirte, so waren ..
zeit solche, in denen das christliche Element vorwiegend ..
schließlich vertreten war. Ich gestehe, ich habe mit wirklic..
in späterer Zeit die an Abgötterei grenzende Verehrung chr..
für eine Lina Morgenstern mit angesehen, zu der Zeit ..
schon der bei weitem größte Theil mit mir die feste Ueber..
daß sie in ränkevoller Weise es nicht verschmähte, mit de..
licher Wittwen und Waisen Unternehmungen in's Leben z..
ihr die Mittel fehlten und als das Bestehen derselben
diese Wittwen und Waisen hinterlistiger Weise ihres Er..
rauben, um mit eigener Ausbeutung eine neue Perle in
setzen und ihren Seckel zu füllen.

Im April d. J. habe ich bereits in einfach klarer Weis..
in der Deutschen Landes-Zeitung an die Oeffentlichkeit ..
Morgenstern hat es hingenommen und geschwiegen. In
Berichte darauf hat sie sich nicht entblödet, mit bekann..
die Lüge zu drucken, Frau Clara Dittner sei Pächterin d..
gegründeten Kochschule gewesen. In der General-Versam..
October d. J. hat sie diese Lüge wiederholt.

Wie tolerant man auch sein mag, hier muß man ..
gestehen, daß nur eine Jüdin, und eine solche Jüdin wie ..
stern so handeln kann.

Die Deutsche Landes-Zeitun.. ..m 31. October 1880 ..
oben erwähnte Versammlun.. ..en, aus kundiger Fede..
Artikel:

..unster..

„Am 27. d. M. .. ..ge, ...ürgersaale ..
die statutengemäße .. .. Hausfrauen..
Die 2300 Mitgli.. .. Theil au..
höchsten Aristokra.. ..n durch eini..
hauptsächlich J.. ..Frau Morgen..
die Versamml.. ..ie Kochschule,
bedeutenden .. ..ann der ver..
Revisor S.. ..Vereins sehr ..
hatte, las .. ..und Lagerhalter..

n eine neue Gründung lebendig
gsschule für sittlich verwahrloste
h mit Bestimmtheit annehmen,
lt für ihre erwachsenen Töchter
dort mit einem entsprechenden

age aufwerfen: „Werden es
iesen Offenbarungen Zeit und

rauen nicht unter ihrer Würde
u opfern? Werden sie es nun
te Asche genau die Fußtapfen
r schwelgen?“
unde richten wir ein ernstes,
tlich gesinnten Frauen.
, im treuen, uneigennützigen
jede nach ihrer Kraft, aber
a und frei zu machen von
Jüdin, die sich nicht ent-
Sache zu weihen meint,
es keiner unserer ersten

t freudig im christlichen
zum Leben nöthig ist,
aber nehmt es ohne
n Lohn.
unden Bau errichten,
ieser Weise könnt Ihr
nur in dieser Weise
te Intriguen unschäd-

auen ist die Gleichgül-
saugungen gegenüber.
gen doch dazu beitragen, die
rechte Licht zu setzen, dann ist ein
tenntniß, und diese wird uns in der
zeigen, welche wir ohne dieses Irrlicht ein-

Besseres übrig, als mich in Demuth in meine harte Verbannung zu fügen.

Ich hatte immer aus größeren Vereinigungen strebender Frauen die Realisirung mancher practischen Idee erhofft und wenn ich mich später immer lebhaft für Frauen-Vereine interessirte, so waren es doch jederzeit solche, in denen das christliche Element vorwiegend und fast ausschließlich vertreten war. Ich gestehe, ich habe mit wirklicher Entrüstung in späterer Zeit die an Abgötterei grenzende Verehrung christlicher Frauen für eine Lina Morgenstern mit angesehen, zu der Zeit noch, als doch schon der bei weitem größte Theil mit mir die feste Ueberzeugung hatte, daß sie in ränkevoller Weise es nicht verschmähte, mit dem Gelde christlicher Wittwen und Waisen Unternehmungen in's Leben zu rufen, wozu ihr die Mittel fehlten und als das Bestehen derselben gesichert war, diese Wittwen und Waisen hinterlistiger Weise ihres Erwerbes zu berauben, um mit eigener Ausbeutung eine neue Perle in ihre Krone zu setzen und ihren Seckel zu füllen.

Im April d. J. habe ich bereits in einfach klarer Weise einzelne Facta in der Deutschen Landes-Zeitung an die Oeffentlichkeit gebracht. Lina Morgenstern hat es hingenommen und geschwiegen. In ihrem Jahres-Berichte darauf hat sie sich nicht entblödet, mit bekannter Dreistigkeit die Lüge zu drucken, Frau Clara Dittner sei Pächterin der vom Verein gegründeten Kochschule gewesen. In der General-Versammlung am 27. October d. J. hat sie diese Lüge wiederholt.

Wie tolerant man auch sein mag, hier muß man denn doch eingestehen, daß nur eine Jüdin, und eine solche Jüdin wie Lina Morgenstern so handeln kann.

Die Deutsche Landes-Zeitung vom 31. October 1880 knüpft an die oben erwähnte Versammlung folgenden, aus kundiger Feder stammenden Artikel:

Morgensternliches.

„Am 27. d. M. Abens 6 Uhr, fand im Bürgersaale des Rathhauses die statutengemäße General-Versammlung des Hausfrauen-Vereins statt. Die 2300 Mitglieder des Vereins, die zum Theil aus Damen der höchsten Aristokratie bestehen, wurden vertreten durch einige 40 Damen, hauptsächlich Jüdinnen. Die Vorsitzende, Frau Morgenstern, eröffnete die Versammlung mit einem Bericht über die Kochschule, der mit einem bedeutenden Deficit abschloß. Nachdem dann der vereidigte Bücher-Revisor Schmidt die geschäftliche Lage des Vereins sehr kurz klar gelegt hatte, las Herr Morgenstern, der Leiter und Lagerhalter des Central-

Bureaus, über dasselbe ein Schriftstück vor. Er betonte, daß ein zweites derartiges, so gut geleitetes Institut nicht mehr existire, und wie es Allen ein Räthsel sei, wie er dies mit den geringen Mitteln möglich mache, andere Kaufleute verkauften zwar theilweise eben so billig und billiger, aber dafür gebe es auch nirgend so gute Waare, wie bei ihm und alle Reclamationen der Mitglieder über schlechte Waaren beruhten nur auf Unkenntniß der betreffenden Damen, die nicht verständen mit Waaren umzugehen. Er erwähnte auch eines christlichen Kaufmanns in der Leipzigerstraße, der Cacao sehr billig verkaufe, dafür sei derselbe aber gefälscht und bestände hauptsächlich aus Kartoffelmehl; derselbe verdiene das Geld an dem schlechten Cacao, was er zusetze, um russische Schoten billiger verkaufen zu können, wie der Verein.

Im weiteren Verlaufe theilte Herr Morgenstern mit, daß er den Hausfrauenverein als kaufmännisches Gewerbe steuerpflichtig angemeldet habe und dafür der Verein jährlich 288 Mark Steuer zahlen müsse. Dies sei geschehen, weil eine Ehrendame des Vereins in einer Bezirks-damen-Versammlung erklärt habe, er verkaufe auch an solche Mitglieder wissentlich, die die Waaren zum Weiterverkauf benutzen, was gegen die Statuten sei. Er erklärte diese Behauptungen einestheils als unwahr, theils sei er dazu berechtigt gewesen, und die Steuerbehörde hätte ihn deshalb zu keiner Zahlung heranziehen können. Trotzdem habe er aber doch die Steuer angemeldet.

Nach Beendigung dieser Vorlesung bat Frau H. um's Wort und erklärte den Mitgliedern, daß sie diese Ehrendame sei, und daß sie es für ihre Pflicht gehalten habe, in einer Bezirksdamen-Versammlung des Vereins darauf aufmerksam zu machen, daß sich Herr Morgenstern doch zuerst nach den Statuten richten müsse und nicht an Mitglieder verkaufen dürfe, die für den Weiterverkauf Waaren mit seinem Wissen entnehmen, ebenso für andere Nichtmitglieder Waaren mit bestellten. Beides sei erwiesenermaßen vorgekommen und doch besagen die Statuten, daß darauf eine Strafe stehe. Sie sagte ferner, daß, so lange Herr Morgenstern nur an Mitglieder verkaufe und sich an die Statuten halte, der Verein keine Steuer zu zahlen nöthig habe, und sie beantrage daher sofortige Abmeldung der Steuer, da der Hausfrauenverein kein kaufmännisches Gewerbe betreibe. Die Frau Morgenstern entgegnete darauf, daß Anträge 8 Tage vorher angemeldet werden müßten, und auf die Antwort von Frau H., daß dies nur bei Statuten-Aenderung nöthig sei, während hier eine eigenmächtige Handlungsweise des Herrn Morgenstern vorläge, die sofort zurückgenommen werden müsse, schnitt sie alle weiteren Bemer-

kungen mit den Worten ab: der Saal sei nur bis 8 Uhr frei und es müsse deshalb zur Wahl des Vorstandes geschritten werden.

Eine längere Rede eines jüdischen Rentiers, der als kaufmännischer Beirath des Vereins zur Wahl vorgeschlagen war und der die Thätigkeit des Morgenstern'schen Ehepaares als uneigennützig und vollkommen erklärte, hörte sie dagegen geduldig an. Ueber eine spätere Mittheilung des Herrn H., daß Herr Morgenstern ja schon vor 2 Jahren an Nichtmitglieder verkauft habe, obwohl derselbe nach seiner eigenen Aussage eine eidesstattliche Versicherung habe abgeben müssen, dies nicht zu thun, ging sie einfach mit dem Bemerken hinweg, davon wisse sie nichts. Es wurde darauf zur Wahl des Vorstandes auf drei Jahre geschritten und wurde derselbe mit Majorität wiedergewählt, mit Ausnahme einer christlichen Dame, welche freiwillig ausgeschieden war und wofür eine Cousine von Frau Morgenstern gewählt wurde. Den Contract mit dem Bevollmächtigten des Vereins, Herrn Morgenstern, las die Vorsitzende natürlich nicht vor, er würde auch ihre Uneigennützigkeit in ein sonderbares Licht gestellt haben, da derselbe bestimmt, daß Herr Morgenstern jährlich 6000 Mark festes Gehalt und 1% Tantième, die nochmals 5000—6000 Mark jährlich beträgt, also zusammen beinahe 12,000 Mark erhält; obgleich der Verein für die Hälfte dieser Summe eine gediegene kaufmännische Kraft jederzeit bekommen würde. Man sieht daraus, daß sich diese Gründung der Frau Morgenstern mit einer Einnahme von 12,000 Mark jährlich recht gut verinteressirt. Wer aber, wenn, was in jedem noch so soliden Geschäft vorkommen kann, der Verein einmal Bankerott macht, die Schulden bezahlen soll, bleibt eine offene Frage. Herr Morgenstern ist persönlich nicht haftbar, hat auch kein Vermögen, und die Waaren und Utensilien würden bei einer gerichtlichen Versteigerung kaum die Kosten decken.

Die Gläubiger würden sich also nur an die Mitglieder halten können, die ja auch zum größten Theil in der Lage sind, etwas für diese Versorgungsanstalt der Vorkämpferin für die Frauenrechte zu thun.

Es werden alle Mitglieder des Vereins, die nicht die Absicht haben, ein kaufmännisches Gewerbe zu betreiben und deshalb ausscheiden wollen, darauf aufmerksam gemacht, daß sie ihren Austritt bis zum 1. Februar anzuzeigen haben, da sie sonst nach den neuen Statuten gezwungen sind, noch ein Jahr Mitglied zu bleiben und ihren Beitrag zu zahlen."

Mehr und bezeichnender als Alles schafft dieser Artikel Licht und Aufklärung in ihre Umtriebe.

Wenn, wie die Fama berichtet, Lina Morgenstern wirklich mit der

Idee umgeht, auf Reinickendorfer Terrain eine neue Gründung lebendig zu machen, eine wirthschaftliche Bildungsschule für sittlich verwahrloste Mädchen zu errichten, so dürfen wir doch mit Bestimmtheit annehmen, daß das zugleich eine Versorgungs-Anstalt für ihre erwachsenen Töchter sein wird, welche wohl als Lehrerinnen dort mit einem entsprechenden Fixum angestellt werden.

Hier wollen wir jedoch die ernste Frage aufwerfen: „Werden es wieder Christinnen sein, welche nach all' diesen Offenbarungen Zeit und Geld hingeben?"

„Werden es abermals die christlichen Frauen nicht unter ihrer Würde halten, dieser Dame und deren Familie zu opfern? Werden sie es nun noch thun, nachdem ihnen die hingestreute Asche genau die Fußtapfen derer gezeigt, die von dem gebrachten Opfer schwelgen?"

Wir fürchten es fast und aus diesem Grunde richten wir ein ernstes, ermahnendes Wort an unsere deutschen, christlich gesinnten Frauen.

Haltet Ihr zusammen in ernster Eintracht, im treuen, uneigennützigen Wirken und Beharren. Opfert freudig eine jede nach ihrer Kraft, aber sucht Euch mit Euren Schöpfungen selbstständig und frei zu machen von den umstrickenden Intriguen einer ränkevollen Jüdin, die sich nicht entblödet, das, was Ihr opferfreudig einer guten Sache zu weihen meint, für sich zu einem Einkommen auszubeuten, wie es keiner unserer ersten Ministerialräthe bezieht.

Lasset den Juden, was Jude ist und schaffet freudig im christlichen Sinne, nehmet für wirkliche Leistungen das, was zum Leben nöthig ist, denn — jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth; aber nehmt es ohne Humanitätslarve, nehmt es frei, als wohlverdienten Lohn.

Nur auf solchem Grunde werdet Ihr einen gesunden Bau errichten, der Euch ein ehrendes Andenken schafft. Nur in dieser Weise könnt Ihr Eure eigene große Sache von den Schlacken reinigen, nur in dieser Weise werdet Ihr in dem oben angedeuteten Sinne ausgeübte Intriguen unschädlich machen.

Ein hervorragender Fehler der christlichen Frauen ist die Gleichgültigkeit diesen uns überwuchernden jüdischen Aussaugungen gegenüber.

Möchten diese klar dargelegten Thatsachen doch dazu beitragen, die morgensternlichen Bestrebungen in das rechte Licht zu setzen, dann ist ein weiter Schritt gethan zur Selbsterkenntniß, und diese wird uns in der Zukunft auch klar die Wege zeigen, welche wir ohne dieses Irrlicht einschlagen müssen.

Der Kampf um das Dasein.

Die Gründe, welche das Protoplasma (den Urschleim) zu dem Entschlusse getrieben haben, sich als Urzelle zu individualisiren, verrathen uns die Darwinisten nicht, aber sie theilen uns mit, daß diese letztere auf ihrem Entwickelungsgange über Neunauge und Affen zum Menschen durch den Kampf um das Dasein geführt worden sei. Wenn das richtig ist, so müssen die jetzigen Neunaugen und Affen unsere Schwesterzellen sein, welche den Weg mit mehr Bedacht zurücklegen und das Behagen der einzelnen Stationen besser genießen. Wir wollen nicht von dem Neunauge reden, von dessen Lebensweise wir eigentlich nur wissen, daß sie in Essig und Oel ende, aber derjenigen Urzelle, welche sich den Entschluß, aus dem Affen ein kaiserlich deutscher Urwähler zu werden, reiflicher überlegt hat, können wir kaum mehr zutrauen, daß sie es räthlich finden werde, uns noch ferner zu folgen. Sie lebt in einem Klima, welches ihr die Schneiderrechnung und die Hühneraugen erspart, ihre in der Richtung der Fruchtbäume entwickelten Schwesterzellen entheben sie der Betrachtungen über die Kornzölle und decken ihren Tisch so reichlich, daß die affenförmigen Mitzellen nicht nöthig haben, sich gegenseitig das Brod vom Munde zu nehmen. Von der Litteraturseuche sind sie frei, „Bildung“ beschädigt nicht ihren natürlichen Verstand und sie leben deshalb unter patriarchalischen Verhältnissen, ohne sich über Reichstag und Landtag, Culturkampf und Socialdemokraten den Kopf zu zerbrechen. Ihre Rechtshändel werden brevi manu erledigt ohne Kosten und ohne Gerichtsvollzieher und wenn schließlich auch ihnen der Steuerexecutor das Fell über die Ohren zieht, so geschieht dies doch nur einmal und erst nach dem Tode. Zwar behaupten die Darwinisten, daß trotzdem die Juden sich noch später zu ihrer Differenzirung vom Affen entschlossen haben, aber vielleicht verdankt ihre Urzelle überhaupt einer nachträglichen üblen Laune des Protoplasma ihre Entstehung, oder sie sind durch den Beruf zur Herrschaft über den deutschen Urwähler verlockt worden.

Unsere Manchesterleute aber, die Darwinsche Lehre fortsetzend, halten den Kampf um das Dasein für die Grundbedingung und den einzigen Weg auch zum ferneren Fortschritt der Menschheit und haben deshalb

denselben nach Möglichkeit entfesselt, indem sie die thörichten Zellen, welche Mensch und namentlich deutscher Mensch geworden sind, mit den Vorzügen späterer Generationen über den eigenen Jammer trösten. Dieser Trost hat jedoch nur eine theilweise Berechtigung, denn nur die Möglichkeit des Lebens, nicht aber die Summe desselben wird durch den Zwang erweitert. Der Kampf um das Dasein hat den Jäger zum Hirten und den Hirten zum Ackerbauer gemacht und in ähnlicher Folge Handwerk und Industrie in das Leben gerufen. Es leben jetzt auf derselben Fläche mehr Menschen als früher und sie wohnen besser, essen, trinken und kleiden sich besser, als ihre Vorfahren. Um aber im höheren Sinne besser zu leben, müßte die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse mehr von ihnen übrig lassen als sonst.

Denn die Urzelle, welche in ihrer Entwickelung über das Thier hinausgekommen ist, hat ein höheres Princip in sich aufgenommen. Man sagt: „Der Mensch sei sein eigener Zweck“ und die Sanskritwurzel des Wortes Mensch heißt „denken“. Der Zweck des Menschen bestände also in seinen Gedanken und wenn die Neuplatoniker Recht haben, daß die Glückseligkeit nur in naturgemäßem Leben zu erreichen sei, so würde auch sie nur in dem Denken des Menschen liegen. Wenn der Schuster einen Nagel in den Stiefel schlägt, so denkt er auch, aber er denkt wie der Hund, welcher einen Ball apportirt — nämlich auf einen außer ihm liegenden Zweck. So denken alle Thiere und Hans Sachs und Jacab Boehme waren eigentlich nur Menschen, soweit sie nicht Schuster waren. Die Eigenthümlichkeit des Menschen liegt in dem Streben, das Einzelne auf das Ganze zu beziehen und sich selbst und sein Verhältniß zur Weltordnung zu verstehen, wie die Inschrift an dem Tempel des delphischen Gottes forderte: „Erkenne dich selbst“.

Je lebhafter und schrankenloser der Kampf um das Dasein geführt werden muß, je weniger läßt er dem Menschen Kraft und Neigung, sich auf sich selbst zu besinnen und wo wir in der Geschichte die Menschheit in besonderer Entwickelung sehen, umfaßt diese letztere immer nur die dünnen Schichten, welche über der Sorge um des Lebens Nothdurft standen. Die Blüthe Griechenlands mit ihrer hohen Ausbildung des Schönheitssinnes und ihrem lebhaften, auch von den Frauen getheilten Interesse an Philosophie, welche wir heute noch bewundern, sowie der spätere Glanz Roms hatten zur Bedingung eine reiche Gesellschaft in einem glücklichen Klima, deren Arbeit die große Menge Sclaven besorgten, von welchen nie die Rede ist. In unserer Zeit der allgemeinen Gleichberechtigung aber, wo alle Schranken des Kampfes beseitigt und

alle Ruhepausen verschwunden sind, bringt die Nothwendigkeit zu leben fast Alle um den Genuß des Lebens und wenn wir auch zugeben wollen, daß eine gewisse Bildung jetzt allgemeiner verbreitet sei, als im Alterthum, so ist es doch unzweifelhaft, daß sie eine geringere Wirkung auf den Geist ihrer Träger ausübe. Das Bedürfniß, schön zu leben, kennen jetzt nur noch Wenige und in größerem Maße ist es wohl nur noch in der englischen Aristokratie anzutreffen, die alter unveränderlicher Wohlstand vor der Sucht nach materiellen Erfolgen bewahrt hat und innerhalb welcher deshalb ein gewisses Culturinteresse erblich geworden ist. Unsere festländische und besonders unsere deutsche Aristokratie in weniger geschützter Stellung ist dagegen in den Reigen des Pöbels um das goldene Kalb eingetreten und wenn sie sich auch noch bestrebt, die Bewahrerin guter Umgangsformen zu bleiben, so beschränkt sich dies doch mehr auf die Oberfläche. Sie hat damit ihr Recht zu sein aufgegeben, denn dieses lag in dem Beruf, in ihrer freieren Stellung über dem Erwerbe das schöne Leben in Sitte und Ehre zur Darstellung zu bringen und zu befördern, eine Aufgabe, welcher sich das Ritterthum in seiner Blüthe auf seine Weise unterzog. Diejenige Schicht der Bevölkerung aber, welche neue, besondere Erfolge in dem wogenden Kampfe emporgebracht haben, ist meistens in der Sucht nach Gewinn gänzlich aufgegangen und hat Nichts von höheren Bestrebungen übrig behalten, besteht bei uns auch größtentheils aus Juden, dieser Verkörperung des Manchesterthums, welche ihrer Natur nach nie Culturträger sein können und gar keine Ahnung davon haben, daß es in der Welt außerhalb des Geldbeutels noch etwas gebe.

Wir sind dadurch endlich dahin gekommen, daß überall das Nützliche das Schöne verdrängt hat und das letztere auch da, wo man es anstrebt, nicht mehr erreicht wird. Denn das Schöne schließt die Idee des Zweckes aus und unser Geist ist so in die Zweckmäßigkeit gezwungen und gewöhnt worden, daß er sich nicht mehr davon befreien kann und das Gleichgewicht vollständig verloren hat. Man sehe sich nur um. Wenn der Architekt ein Haus baut und es schön machen will, so sucht er sich aus den herkömmlichen Baustylen eine Façade zusammen, je nachdem er denkt, den stärksten Eindruck auf die Vorübergehenden zu erzielen und hinter dieser Fronte legt er dann die Höhlen der Bewohner an, welche sich nur an der Außenseite erfreuen sollen. Ein harmonisches Ganze, bei welchem das Aeußere der Ausdruck des wohnlichen Innern ist, bringt er nicht zu Stande, weil in ihm selbst keine Harmonie ist — und deshalb kommt er auch nicht zu einem eigenen Baustyle. Wenn

der Bildhauer ein Denkmal machen will, so weiß er nicht, wie vielerlei Nebensachen zur Erhöhung des äußerlichen Effectes er anbringen soll und er verirrt sich endlich zu einem Riesenspargel, welcher mit seinen angeklebten Kanonen und seinem Zuckerbäcker-Untersatz aussieht, wie das Lebenslicht in einer Geburtstagstorte. Denn daß das Kunstwerk sein eigenes Gesetz der Schönheit in sich trage, hat er vergessen. Und wenn Schiller Recht hatte zu sagen:

„Doch die Seele allein, drückt Polyhymnia aus",

so hat seitdem auch diese Muse durch den Kampf um das Dasein erheblich gelitten, denn jetzt drückt sie nur noch Gier nach Effect, Beifall und hoher Einnahme aus. „Was ich mir dafür kaufe", ist der Text des Liedes.

Von der Misere in der schönen Literatur mit ihren Sensations-Romanen und in der dramatischen Kunst mit ihren plumpen Ehebruchs-Dramen und Zotenpossen wollen wir garnicht reden. Ein berühmter, nunmehr verstorbener Schauspieler rechtfertigte sich gegen den Vorwurf, daß er jetzt seine Rollen übertreibe, mit folgenden Worten: „Was wollen Sie, wir spielen nicht mehr vor dem kunstsinnigen Hause der früheren Zeit, welches eine feine Durchführung der Charactere zu würdigen verstand, sondern vor einem Börsen- und Eisenbahn-Publikum, welches abgehetzt und ermüdet in das Theater kommt und gereizt sein will und ein Eisenbahnspiel, wie eine Eisenbahnliteratur verlangt".

Die ewige Bewegung, in welcher jetzt die Gesellschaft erhalten wird, hindert auch die eigenthümliche Entwickelung des Einzelnen und die Menschen gleichen alle der Scheidemünze mit abgeschliffenem Gepräge. Originale kommen fast gar nicht mehr zu Stande und doch sind sie für den geistigen Fortschritt der Menschheit wesentlicher, als die unendliche Zahl jener unmotivirten Anhäufungen von Proteinverbindungen, Durchschnittsmenschen, welche nur das Dutzend füllen und Nichts vor einander voraus haben. Setzt man einen Zweckbegriff in der Schöpfung voraus, so scheint der Schöpfer eine ganz unbillige Menge Scheidemünze geschlagen zu haben. Wir hören und lesen fast Nichts, als die abgedroschensten Gemeinplätze und das Lesen geht noch dazu selten über die Zeitungen hinaus, diese Klingelbeutel der abgegriffensten Scheidemünze.

Das Scheidemünze-Bewußtsein des Einzelnen hat denn auch zu der arithmetischen Construction des Gemeinwesens geführt. Da Jeder fühlt, daß der Kopf Nichts werth sei, so soll die Zahl herrschen, oder wie der alte Thadden vor dreißig Jahren sagte, die Pfunde Menschenfleisch, wobei der Kopf das Wenigste wiegt — und viele Dummheiten will man nun zu einer Klugheit summiren.

Der Kampf um das Dasein hat sich auch in das Staatswesen übertragen und der Staat ist nicht mehr ein Schutzverband für den Einzelnen und eine Erziehungsanstalt für den Volksgeist, sondern ein Interessen-Schlachtfeld in dem Kriege Aller gegen Alle zu gegenseitiger Ausbeutung. Stadt gegen Land, Ackerbau gegen Industrie oder Beide gegen alle Uebrigen, Capital gegen Arbeit und Arbeit gegen Capital — Alles aber gegen sittliche Erziehung: was man jetzt Culturkampf nennt.

Wie dieser Krieg den Staat von seinem eigentlichen Zwecke ablenkt, so löst er auch allmählig die Familie auf und führt zu dem ungeheuerlichen Streben nach Emancipation der Weiber. Die Letzteren sind freilich in einer üblen Lage, denn ihre natürliche Stellung ist in der Familie und in dem Maße, in welchem die Noth des Lebens und die aus dem Ringen um Erwerb hervorgehende materielle Richtung die Männer vom Heirathen zurückhält, verstärkt sich die Bedrängniß der Frauen. Selbst in der Familie macht sich dies geltend und wenn nicht allein der Mann sondern auch die Frau den ganzen Tag über außer dem Hause arbeiten müssen und ihre einzige Erholung Abends nur in der Kneipe suchen können, so sieht man kaum ein, was sie verlieren würden, wenn sie die Kinder in das Findelhaus brächten und überhaupt die Illusion des Familienlebens aufgäben. Von dem Gesichtspunkte des heutigen Fabrikarbeiters ist eine communistische Organisation der Gesellschaft durchaus berechtigt, aber etwas Aehnliches wäre auch die unvermeidliche Folge der Frauenemancipation. Eine würdige Stellung des Weibes ist nur innerhalb der Familie möglich und das Familienleben hat die Unterordnung der Frau unter den Mann und die Einordnung derselben in das Haus zur nothwendigen Voraussetzung, wie es sich denn seit dem Entstehen der Menschheit nur in dieser Form entwickelt hat und die Frauen selbst innerhalb keiner anderen Menschenrace nur eine ähnliche Selbstständigkeit erlangt haben als innerhalb der germanischen Völkerfamilie, weil sie hier am besten verstanden, ihren eigenthümlichen Beruf zu erfüllen. Darüber hinauszugehen, würde zu großem Unheil für die Frauen führen und die es verlangen, zeigen dadurch nur, wie wenig sie zu richtigem Denken veranlagt seien. Die Emancipation der Frauen würde in Wirklichkeit nur Emancipation der Männer bedeuten.

Wenn man freilich sieht, daß unter den jetzigen üblen Verhältnissen viele Frauen selbstständig den Kampf um das Dasein mit den Männern aufnehmen müssen, so scheint es hart, ihnen auch im Uebrigen eine gleiche Stellung zu versagen, aber sie müssen sich damit trösten, daß im Allgemeinen noch das Familienleben herrscht und sein Einfluß auf die

Männer diesen indirect auch ihnen gegenüber Rücksichten auferlegt und ihnen einen Schutz gewährt, welchen sie nicht würden entbehren können und den sie bei vollkommener Gleichstellung verlieren müßten. Diese Frauen sind allerdings in unglücklicher Lage, aber die Heilung des Uebels ist nicht in dieser Richtung zu suchen. Je mehr die Frau ihrem Berufe außer dem Hause nachgeht, je weniger wird sie den natürlichen im Hause finden, wie denn in denjenigen Schichten der französischen Gesellschaft, in welchen die Frauen am meisten emancipirt sind, der Mann nicht mehr die Frau heirathet, sondern die Mitgift, von einem eigentlichen ehelichen Zusammenleben nicht die Rede ist und die Kinder nach ihrer Geburt aus dem Hause gegeben werden.

Am Allgemeinsten und Schärfsten hat sich in dem heutigen Leben der Kampf um das Dasein in dem Kampf zwischen Capital und Arbeit oder richtiger zwischen dinglichen Werth und Arbeitskraft zugespitzt. Man hat irrthümlicher Weise das Capital als ein Product der Arbeit definirt und ist dadurch zu ganz unrichtigen Folgerungen und Gegensätzen gelangt. Capital, im wirthschaftlichen Sinne ist Alles, was nützliche Verwendung finden kann, ohne Rücksicht auf seine Erlangung. Wer einen Goldklumpen findet, der besitzt ein Capital ohne entsprechende Arbeit und der Aufschwung, welchen die Goldfunde in Californien und Australien dem Verkehr der ganzen Welt mittheilten, entstand nicht aus dem Zufluß des Goldes an sich, sondern weil der Werth desselben so unverhältnißmäßig den Werth der darauf verwendeten Arbeit überstieg und in die Hände der betheiligten Personen, mochten sie nun den Goldsand oder die Goldsucher auswaschen, überschüssigen Reichthum brachte, welcher anderweitige Anlage suchte. Die Goldproduction der alten Welt, welche nur die angewendete Arbeit spärlich bezahlte, hat nie eine ähnliche Wirkung geübt.

Der Mensch kommt mit dem Recht zu leben auf die Welt und wird von der Vorsehung mit dem nöthigen Capitale zum Leben in seiner Arbeitskraft ausgestattet. Dieses dynamische Capital bedarf aber noch eines Materials, um sich zu verwerthen und der erste Mensch verschaffte sich das letztere in dem ersten Stücke Land, welches er in Besitz nahm, um überhaupt arbeiten zu können, denn Arbeit ist die nützliche Verwendung von Kraft auf eine Sache. Das Grunds[illegible] wurde durch die Besitzergreifung Capital in sofern es nutzbar wurde und es zeigt sich, daß Sache und Kraft nur in ihrer Wechselwirkung Capital sein können.

Die Zeit der Occupation ist bei uns vorüber und der Besitz der Sachen pflanzt sich in ununterbrochener Folge fort, so daß nirgend eine

Lücke für den Neueintretenden bleibt und dieser daher darauf angewiesen ist, seine Kraft an dem Eigenthum eines dritten nutzbar zu machen und mit Letzterem den Gewinn zu theilen. Da mehr arme Leute geboren werden als reiche, in Deutschland außerdem jährlich eine erhebliche Vermehrung der Bevölkerung stattfindet, so wird das Verhältniß zwischen Arbeitskraft und Arbeitsgelegenheit von Jahr zu Jahr ungünstiger für die erstere. Die Nationalökonomen haben nun für diese den Trost des ehernen Lohngesetzes erfunden, nach welchem der Werth des Arbeitslohnes nie soweit sinken könne, daß der Arbeiter nicht davon zu leben vermöge. Aber dieser Trost steht nur auf dem Papier, und der Begriff „Arbeitslohn" ist in seiner Allgemeinheit eine unwirkliche Abstraction. In der Wirklichkeit handelt es sich immer nur um eine besondere, an eine bestimmte Oertlichkeit gebundene Arbeit und diese soll von einem Menschen verrichtet werden, der auch nicht in der Luft schwebt, sondern Heerd und Familie hat und einer besonderen Erziehung zu jeder besonderen Art von Arbeit bedarf. Vermindert sich der Ertrag dieser Arbeit, so ist er nicht in der Lage, sich anderswo lohnendere zu suchen, zu welcher ihm entweder die Geschicklichkeit fehlt oder eine Verlegung des Wohnsitzes mit für ihn unerschwinglichen Opfern erforderlich sein würde. Er wird also mit dem geschmälerten Verdienste sich einzurichten suchen, bis er dem Armenelend anheim fällt, oder in Folge von Hunger und Krankheit durch den Tod erlöst wird. Diese Uebelstände sind bisher durch zunehmende Auswanderung etwas gemildert worden, aber diese letztere hat doch ihren Grund in der Unmöglichkeit für den Auswandernden, einen angemessenen Lebensunterhalt zu Hause zu finden und sie läßt daher die Lage der Zurückbleibenden immer an der Grenze des Unerträglichen.

Die Vererbung der dinglichen Werthe und die Anerkennung des Eigenthums an denselben beruhen auf stillschweigender Uebereinkunft und Herkommen. Die Menschen haben auf ihr natürliches Recht der Besitzergreifung, welches sie mit auf die Welt bringen, verzichtet, aber sie können nicht auf das natürliche Recht, ihr Kraftcapital zu nutzen, verzichten, ohne die Möglichkeit des Lebens aufzugeben. Es ist deshalb ein unbilliges Verlangen, daß sie das dingliche Eigenthum bei Anderen unangetastet lassen sollen, wenn das dynamische Eigenthum bei ihnen selbst keinen Schutz findet und entwerthet wird, weil ihm die Bedingungen zur Verwerthung vorenthalten werden. Darin liegt die unbestrittene Berechtigung der socialistischen Bestrebungen und unsere Verhältnisse sind an einen Punkt gediehen, wo der Bestand unserer Gesellschaftseinrich-

tungen ernstlich in Frage kommt. Man hat nun zwar versucht, durch Aenderung der Zollpolitik Abhülfe zu schaffen, aber ein paar Beispiele werden genügen, um die Unwirksamkeit derselben zu zeigen.

Da Deutschland $^1/_7$ bis $^1/_6$ seiner menschlichen Consumtion an Getreide vom Auslande beziehen muß, so bedarf es für den Verständigen kaum eines Beweises, daß durch den Zoll nicht nur dies eingeführte Getreide, sondern auch der ganze inländische Bestand vertheuert werde. Was man dagegen angeführt hat, war wohl nur auf den in diesem Falle unterschätzten Verstand des Urwählers berechnet. Die menschliche Consumtion Deutschlands beträgt ungefähr $3^1/_2$ Centner pro Kopf, im Ganzen also 160 Millionen Centner. Die Zollvertheuerung derselben beläuft sich daher auf 80 Millionen Mark. Wir rechnen gewiß zu hoch, wenn wir die Hälfte davon auf denjenigen Theil der Bevölkerung veranschlagen, welcher auf dem Lande entweder als Arbeiter freie Beköstigung und Naturaldeputat erhält und also von höheren Getreidepreisen nicht geschädigt wird, oder welcher eigenes Getreide producirt, so daß für die andere Hälfte ein Opfer von 40 Millionen Mark bleiben würde. Aber die Löhne der ländlichen Arbeiter haben sich seitdem nicht erhöht und die Sache läuft daraus hinaus, daß die Städter den ländlichen Besitzern jährlich eine Zubuße von 40 Millionen Mark gewähren, was der Verzinsung von 1000 Millionen Schulden gleichkommt.

Nach der Aufnahme von 1875 wurden bei der Eisenerzgewinnung an 976 Stellen 25,284 Menschen und bei der ferneren Verarbeitung desselben in Hochöfen, Stahlhütten, Eisen- und Stahl-Frisch-Walz- und Streck-Werken weitere 112,068, in der ganzen Eisen-Industrie also 137,352 beschäftigt. Der Eisenverbrauch Deutschlands wird auf 45 Millionen Centner augenblicklich angeschlagen und ebenfalls, wie die aus- und inländischen Preise zeigen, durchschnittlich um den ganzen Zollbetrag vertheuert, da Deutschland nicht nur Roheisen importiren muß, sondern auch die Eisenproducenten durch Coalitionen die inländischen Preise hochhalten und, um dies zu können, lieber nach dem Auslande wohlfeiler verkaufen, was sie im Inlande nicht abzusetzen vermögen. Der Consument verbraucht nicht Roheisen, sondern das Metall in verwendbarer Form und hierfür schwanken die Zollsätze von 1 Mk. 25 Pf. für rohen Guß bis 5 Mk. per Centner. Wir nehmen die Durchschnittsvertheuerung nur zu 1 Mk. 50 Pf. an und das ergiebt im Ganzen jährlich $67^1/_2$ Millionen Mark, oder auf den Kopf der Eisen-Arbeiter rund 500 Mark — soviel, als sie durchschnittlich wahrscheinlich nicht verdienen und wofür man sie hätte aus der Hand füttern können. An sie selbst aber ist

davon Nichts gekommen, denn ihre Löhne haben sich nicht verbessert, sondern der ganze Vortheil ist in die Tasche der Eisenwerkbesitzer geflossen und drückt sich größtentheils in dem gestiegenen Course der Actien aus. Wie die Städter den Landbesitzern 1000 Millionen Mark, so hat die ganze Bevölkerung den Eisenwerkbesitzern 1687 Millionen geschenkt. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, welche anderen Rücksichten diese Zölle vielleicht erklären mögen, aber sie haben nicht einmal den direkt betheiligten Arbeitern genützt und dagegen allen übrigen durch Vertheuerung von Brod und Handwerkzeug, den Vorbedingungen der Arbeit, geschadet. Auf diesem Wege also liegt die Abhülfe schwerlich.

Ein anderer Umstand, welcher die Verwerthung der sich vermehrenden Arbeitskraft täglich schwieriger macht, ist der stetige Abfluß von Capital, unter welchem Europa und Deutschland ganz besonders leidet. Die Einfuhr des letzteren hat in den sieben Jahren von 1872—1878 die Ausfuhr um 8133 Millionen Mark überschritten, also jährlich im Durchschnitt um 1162 Millionen, welche in Capital an das Ausland bezahlt worden sind. Von dieser Mehreinfuhr ist nur ein verschwindend kleiner Theil zu nützlichen Anlagen von dauerndem Werthe verwendet worden: das Meiste ist consumirt.

Für die Folge scheint das noch schlimmer werden zu sollen. Der Handelsminister der Vereinigten Staaten von Amerika, Evaerts, hat durch die über die ganze Erde vertheilten, amerikanischen Consuln eine Bilanz des Welthandels für das Jahr vom 30. Juni 1879 bis dahin 1880 aufstellen lassen, welche eine Unterbilanz von Europa im Ganzen von rund 4250 Mill. Mark und gegen Nordamerika allein von 1900 Mill. Mark ergiebt. Ist diese Rechnung nur annähernd richtig, so wird der Antheil Deutschlands sich wesentlich höher als bisher stellen, denn dieses ist wegen seines natürlichen Mangels an Rohstoffen, welche eine vortheilhafte Verwendung von Arbeit gestatten, wegen der großen Beschränkung der nützlichen Arbeit durch das Militärwesen und wegen der unverhältnißmäßigen Verwendung von Werthen auf die eigene starke Kinderzucht in der schwierigsten Lage.

Rechnen wir nach der allgemein geltenden Annahme auf 5 Personen einen erwachsenen Mann, so wird der zwanzigste Mann gebraucht, um die übrigen neunzehn zu beschützen und, Staats- und Communalbeamte und was dahin gehört zusammengenommen, wird ein annährend so großes Bruchtheil verwendet, um den Rest zu regieren. Wieviel unproductive Arbeit in Kramläden und Kneipen darauf geht, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß in Deutschland der sechszehnte Mensch

vom Kramhandel und der dreiundvierzigste von Gast- und Kneipwirthschaft lebt.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn die europäische Arbeitskraft dem auswandernden europäischen Capitale folgt, ohne welches sie hier nicht verwerthet werden kann, während in anderen Ländern die Unterlage der Arbeit fast umsonst sich darbietet. So hat denn die europäische Auswanderung nach den Vereinigten Staaten in dem gleichen Jahre die Zahl von 457,000 Köpfen erreicht: soviel, als der jährliche Ueberschuß des deutschen Zuwachses beträgt. Aber während dieser in seiner Erziehung ein Capital verschlingt, bringt jene ein solches mit und findet dort Gelegenheit, seine Arbeitskraft viel wirksamer zu verwerthen — eine Verwerthung, welche sich in verstärkter Concurrenz gegen das Mutterland geltend macht. Auch zwischen den verschiedenen Welttheilen wüthet der Kampf um das Dasein und wir sind dabei nicht in günstiger Lage.

Die fortwährende Capitalverminderung, welcher wir unterliegen, hat dem beweglichen Vermögen eine große Ueberlegenheit über das unbewegliche verliehen und ihm die Neigung entzogen, feste Anlage zur Verwerthung von Arbeit zu suchen. Es findet in der indirecten Ausbeutung der aus der zunehmenden Bedrängniß entstehenden Verlegenheiten nützlichere Beschäftigung und wird durch unsere, dem Schwindel und Betruge offene Bahn gebende Gesetzgebung unterstützt. Statt in nützlichen Unternehmungen zu arbeiten, legt es sich lieber auf den Börsenschwindel, bei welchem auch aus dem allgemeinen Rückgange ein Gewinn zu machen ist, oder auf den Wucher, welcher aus der Noth Vortheil zieht. Unsere kranke Industrie und unser verschuldeter, noch kränkerer Grundbesitz, brauchen fortwährend neues Capital, um sich über den morgenden Tag zu halten, aber daß es zu einer gründlichen Hülfe werde, dazu reicht es nie aus und darum ist jede Hoffnung auf eine Besserung der Arbeiterverhältnisse eitel. Wir sind zu arm an materiellem Capital geworden, um das dynamische angemessen verwerthen zu können.

Wir haben noch einer Ursache zu erwähnen, welche die schlimme Richtung des mobilen Capitals befördert: nämlich des Uebergewichtes, welches wir thörichter Weise die Juden im Staats- und Geschäftsleben haben erlangen lassen und durch welches sie ihrer üblen Natur freien Spielraum verschafft haben. Die Juden stehen außerhalb des sittlichen Rahmens, der uns einschließt und nachdem ihrem Einfluß eine Gesetzgebung gelungen ist, welche die Ueberschreitung dieses Rahmens zuläßt, fehlt jede Schranke gegen die rücksichtsloseste Ausbeutung aller Verhältnisse. Sie haben ihr Capital immer mobil und es war in ihrer Hand

nie ein werbendes, sondern immer ein wucherndes und raubendes. Sie verwachsen nie mit dem Lande, sondern bleiben immer das Nomadenvolk, wenn sie auch jetzt in steinernen Zelten wohnen. Aber ihre einzelnen Horden stehen in solidarischem Zusammenhange unter einander und jeder Raub wird als ein gemeinsamer Erfolg gefeiert. Deshalb nutzt es niemals einem Lande, daß ein Jude in demselben reich werde und wenn er den Sack voll hat, zieht er von dannen. Die ganze Judenschaft ist nur ein einziges Schmarotzergewächs, welches seine Saugwurzeln in die andern Völker treibt und man kann, da der Jude nie wirklich arbeitet, leicht absehen, welche Uebelstände sich für uns daran knüpfen, daß das mobile Capital in Deutschland fast ganz sich bereits in jüdischen Taschen, oder wie bei der Reichsbank, in jüdischen Händen befindet.

Nach alledem ist es schwierig zu sagen, welche Stellung eine Urzelle, die sich zu einem deutschen Urwähler gestaltet hat, in dem Kampf um das Dasein einnehmen solle. Ist es zwar eine jüdische Zelle, so wird es ihr nicht schwer fallen, das jus occupationis auch in dieser verspäteten Zeit per fas et nefas auszuüben und es wäre lächerlich, einem Juden in Deutschland rathen zu wollen, wo seine Leute besser gedeihen, als in irgend einem anderen Lande. Er weiß, wie es gemacht wird, und in jedem Falle werden sich die gefleckten Lämmer mehren. Schlimmer steht die Sache für eine germanische Zelle, welche sich auf redliche Arbeit entwickelt hat, auch wenn die Vorfahren soweit zu den besitzenden Classen gehören, daß sie ihren Kindern eine vollkommene Bildung angedeihen lassen und sie mit angemessener materieller Ausstattung versehen können. Auf besondere Glücksfälle und auf das große Loos in der Lotterie des Lebens darf doch nicht gerechnet werden und sich beschneiden zu lassen ist nicht Jedermanns Geschmack. Wer größeres Capital geerbt hat, wird keinen Reiz verspüren, es in werbenden Unternehmungen anzulegen, um seiner allmähligen Entwerthung durch Steuern, politische Gefahren und unter günstigeren Bedingungen arbeitender ausländischer Concurrenz im Schweiße seines Angesichts zuzusehen, und eine gleiche Rücksicht wird davon abhalten, mit geborgtem Gelde sein Glück zu versuchen. Die Landwirthschaft steht bei uns im abnehmenden Viertel und der Handel ist zum Schwindel oder zur Krämerei entartet. Die studirten Laufbahnen sind überfüllt. Der deutsche Urwähler kann den Arzt nicht mehr bezahlen und noch weniger alle diejenigen ernähren, welche ihn zu regieren wünschen. Es bleiben also nur die technischen Berufsarten in Chemie, Bergbau, Hüttenwesen, Mechanik 2c. übrig, deren Arbeitsfeld sich über die ganze Welt erstreckt, in welchen aber nur ausgezeichnete Tüchtigkeit

zu Erfolgen führt. Auch eine Virtuosität in irgend einem besonderen Fache wird überall ihren Inhaber vorwärts bringen, kann aber natürlich immer nur das Eigenthum Weniger sein. Das Handwerk liegt gänzlich im Argen und wer mit bloßer Arbeitskraft zu uns kommt, der hat vollends an die unrichtige Thüre geklopft.

Vor einigen Jahren wurde auf dem Bahnhof einer größeren östlichen Provinzialstadt ein Auswandererzug expedirt. Eine dralle, muntere Frau saß im Flur auf ihrem Bettsack inmitten einer Gruppe kleinerer Kinder. Auf die Frage, ob sie so allein mit den letzteren wegzöge, antwortete sie: „Mein Mann ist schon voraus nach Amerika. Wir hatten hier in der Gegend ein kleines Grundstück, aber mein Mann hatte den Krieg in Oesterreich und später den in Frankreich mitgemacht und als er zurück kam, sagte er: „ich habe nun die Welt gesehen, aber so niederträchtig wie zu Hause, ist es doch nirgends, wir müssen machen, daß wir fortkommen.“

Der Mann hatte den Kampf um das Dasein von dem Kampfe um das Hiersein getrennt.

Vom Bremer Lloyd.

Die Auswanderung aus allen Deutschen und Holländischen Hafenplätzen nimmt bereits so riesige Dimensionen an, daß die nachstehende, auf Selbsterlebtes gegründete Schilderung Vielen nützlich werden könnte. Wir lassen daher die Reisebeschreibung, wie solche der von Berlin ausgewanderte Privatlehrer D. uns zur Verfügung stellt, wörtlich folgen.

Als wir vor der Abreise aus Deutschland in Berlin, Hamburg und Bremen über Zustand der Schiffe, Beköstigung und Behandlung der Passagiere Erkundigungen einzogen, konnten die Agenten Alles nicht genug rühmen. Der Verständige strich von allem Gepriesenen mindestens die Hälfte vorweg ab, und mit bescheidenen Erwartungen bestiegen wir am 27. Juni in Bremerhaven den Dampfer Rhein als Zwischendeck-Passagiere.

Schon das am 27. Juni noch in Bremerhaven gegebene Mittags-Essen gab ein kaltes Sturzbad auch auf die bescheidensten Hoffnungen.

Es gab zur Fleischsuppe mit Reiß Kartoffeln. Diese waren jämmerlich und ungenießbar.

Weißbrod wurde in Menge gegeben. Man hätte viel erspart, wenn man es dem Passagier überlassen, sich damit nach Bedürfniß zu bedienen. Jetzt bekam Jeder seine große Portion; der Rest war bis zum andern Tage vertrocknet und ging über Bord. Kaffee und Thee wurden in übermäßig großen Portionen gegeben, aber schlecht.

Dasselbe gilt für die Mittagssuppe.

Auf Deck machte sich der Mangel an Sitzplätzen recht fühlbar; denn die vorhandenen 60 laufende Meter Bänke können 700 Personen unmöglich genügen. Ob sich nicht mehr Bänke anbringen ließen, darüber haben wir kein Urtheil; wohl aber könnten einfache Feldstühle mit wenig Kosten beschafft werden. Ein Sitzplatz ist wohl das Mindeste, was der Passagier verlangen darf und es ist offenbar rücksichtslos, ihn auf den Boden des Decks zu verweisen.

Besehen wir uns jetzt die Schlafstätten.

Drei Kojen mit einer Gesammtbreite von 160 Centimeter liegen neben einander. 82 Centimeter über dem Fußboden ist der Boden der

ersten Kojen, 67 Centimeter darüber liegt die zweite Koje und von hier bis zur Decke sind 80 Centimeter. Nehmen wir nun für die Dicke der Strohmatratze 10 Centimeter, so bleiben für den Körper des Passagiers 47 resp. 60 Centimeter, also kaum so viel Raum, daß sich ein Mann auf die Seite legen kann. Dies ist schon mehr Einpöckelung. Ist es da wohl möglich, daß sich die ausgeathmete Luft so bald verziehe, daß man da nicht lange ein und dieselbe Luft wieder einathmen muß? Auf der Lagerstätte sitzen ist geradezu unmöglich. (Koje 26 bis 31). Wie will man dem Kranken, der sich selbst nicht helfen kann, hier ein Glas Wasser, eine Erquickung reichen.

Das Niederlegen und Aufstehen ist wieder mit Qual verbunden, namentlich für den, der die zweite und dritte Koje hat. Das Seitenbrett ist 25 Centimeter hoch und so bleibt nur der schmale Raum von 42 Centimeter. Hier auf Knien und Ellenbogen durchzukriechen ist unmöglich; man muß sich von der ersten Koje bis zur dritten wie eine Walze rollen. Ist nun aber die erste und zweite Koje des Abends schon oder des Morgens noch besetzt, dann magst du armer Inhaber der dritten Koje neben der Schiffswand sehen wie du es machst; denn du mußt vom Ende hinein und hinaus und hier hast du nur einen so schmalen Gang, daß du nur seitwärts dich hineinschieben kannst. Du mußt dich ziehen und winden wie ein Aal. Fühlst du des Nachts Uebelkeit und willst dich auf Deck in frische Luft flüchten, dann hast du bei diesen Windungen den Magen schon so sehr gedrückt, daß die Seekrankheit sicher ausbricht noch ehe du das Deck erreichst.

Eine Besserung ließe sich hier mit Leichtigkeit durchführen. Der untere 82 Centimeter hohe Raum unter den ersten Kojen wird jetzt als Lagerraum für Kisten und Kasten benutzt und bringt dem Lloyd Geld. Für das unentbehrliche Handgepäck der Passagiere genügt ein Raum von 40 Centimeter Höhe vollkommen; man vertheile die anderen 42 Centimeter auf die zwei Kojenreihen und es ist dann schon viel gewonnen. Müssen denn die Goldonkel des Lloyd durch Frachtgüter die Luft aus dem Schlaf- und einzigen Wohnraume der Zwischendecks-Passagiere nach Möglichkeit verdrängen, um auch hier noch zu verdienen? Wir geben den Herren den Rath, einmal mit 700 Personen die Reise als Zwischendecks-Passagiere durchzumachen, nicht in luxuriöser Kajüte, mit allen Bequemlichkeiten und Leckerbissen überreichlich ausgestattet, und sie werden zu philantropischen Ansichten bekehrt werden.

Daß der Zwischendeck-Passagier beim Schlafengehen sich auch entkleiden will, daran haben die Goldonkel des Lloyd wieder nicht gedacht; denn

es fehlt jede Knagge, jeder Haken zum Aufhängen der Kleider und diese könnten an der Decke und den Pfosten leicht angebracht werden.

Schlagt euch selbst die Nägel ein, wird der Goldonkel uns zurufen; leider aber sind Schiffsdecke und Bettpfosten von Eisen. Stecke die Kleider unter die Kojen. Ist selten noch möglich; denn der Raum steckt voll Kisten. Jetzt muß der Passagier die Kleider entweder zu sich in die Koje nehmen, oder er legt sie in den Mittelgang; hier aber werden sie bei eintretender Seekrankheit des Nachbars oft recht widerlich verunreinigt.

Nun ertönt die Schiffsglocke; die Speisen werden ausgetheilt. Ordnung ist dabei nicht; das Gedränge in dem erhitzten Raum wird geradezu widerlich. Auch hier könnte leicht geholfen werden. Man stecke eine Tafel mit der Nummer der Kojen von 1 bis 100, dann das folgende Hundert aus. Dieser Ordnung würden sich die Passagiere gern fügen, wenn mit Anfang und Schluß der Reihenfolge gewechselt würde. Das Geschäft ließe sich dann ohne Gedränge und mit mehr Bequemlichkeit abwickeln.

Nun hat endlich jeder Passagier seine Portion Essen. Wo aber jetzt damit bleiben? Tische, Stühle existiren nicht; die wenigen Bänke sind schnell erobert und der größte Theil des Publikums muß sich auf Deck lagern. Wie aber hier Hülfe schaffen? An den Brüstungen des Schiffes, an den Seitenwänden der Kojen ließen sich mit wenig Kosten bewegliche Platten anbringen, die durch Stützen wagerecht gestellt werden können, und Tische wären zum Gebrauch vorhanden ohne Raum einzunehmen, wenn sie nicht gebraucht werden. Dem Hunde stellt man die Schüssel auf den Fußboden; dem Bettler stellt der Bauer den Teller mindestens auf die Ofenbank; der Lloyd aber bietet seinen ca. 700 Zwischendeck-Passagieren, die ihm ca. 90,000 Mark für 12 Tage bezahlt haben, das Schiffsdeck als Tisch und Sitzplatz bei der Mahlzeit an. Hier aber wanken beständig 700 Passagiere und 112 Schiffsleute, die meistens Taback kauen, umher.

Der Waschraum für Männer enthält 4 Quadratmeter und ebenso groß ist der für Frauen. In diesen engen Räumen müssen sich nun 700 Personen täglich mindestens einmal waschen und dann täglich 4 mal die gebrauchten Speisegeschirre reinigen. Solche Zahlen sprechen für sich.

Die Waschräume sind gleich die Eingänge zu den Closets. Allerdings liegen diese Räume auf den zwei Seiten des Schiffes gegenüber; auch ist über den Thüren die Bezeichnung „für Männer" „für Frauen", allein die Schrift ist zu klein, mit lateinischen Lettern und viele Passagiere

können überhaupt nicht lesen. Da würde ein verschiedener Anstrich der Thüren besser markiren, um des Abends unangenehme Verwechselungen zu vermeiden.

Die Ventilation im Schlafraume ist so ungenügend, daß man mit Beklemmung der Nacht entgegensieht, in der man sich der Tortur der schlechten Luft hingeben muß, um einige Stunden zu schlafen, um dann mehr abgemattet als gestärkt, wieder auf Deck zu kommen.

Sache der Behörden wäre es wohl, in Bezug auf Kojen und Luft im Sanitäts-Interesse eine zweckmäßige Aenderung zu erzwingen.

Viele Passagiere haben von der Seekrankheit nur deshalb mehr zu leiden, weil sie nicht seegemäß leben; die Schiffsverwaltung weiß, daß sie meistens Laien an Bord nimmt. Eine, jedem Passagier zu behändigende, vom Schiffsarzt in populärer Sprache abgefaßte Vorschrift über Verhalten und Lebensweise auf See würde manche Tortur der Seekrankheit verhindern, mindestens aber verringern.

Der Schiffsarzt leistet mehr, wenn er in freundlichem Umgange auch mit den Zwischendecks-Passagieren sich deren Vertrauen erwirbt, mit belehrenden Unterhaltungen Krankheiten verhindert, als wenn er die vorhandenen Krankheiten mit Pillen und Mixturen kurirt. Er ist nicht nur der Kajüten, sondern auch des mehr als zehnmal so zahlreichen Zwischendecks wegen an Bord und eine freundlichere, weniger vornehm zurückgezogene Haltung wäre dem Arzte eines Auswanderungsschiffes wohl zu empfehlen.

Er muß es wissen, daß er es nicht nur mit körperlich Kranken, sondern oft mehr mit tiefen Seelenleiden zu thun hat, Folgen des Losreißens von der alten Heimath und vielen theuern Banden.

Alles, was der Passagier an Schiff kauft, ist zu theuer. Die Flasche Bier, die in Bremen noch nicht mit 20 Pf. bezahlt wird, kostet an Bord 75 Pf. und dem entsprechend ist das Uebrige.

Der Verdienst fließt dem Lloyd zu und der könnte hier wohl mit humanen Preisen entgegenkommen.

Wenn wir die Tüchtigkeit der Schiffs-Offiziere in Führung des Schiffes selbst nur rühmend anerkennen können, so dürfen wir ihnen doch einen ernsten Vorwurf nicht vorenthalten. Schiff Rhein hat acht Boote, jedes von höchstens 50 Personen Tragfähigkeit. Die Schiffsmannschaft besteht aus 112 Personen. Für den Fall eines Unglücks, welches das Verlassen des Schiffes nothwendig macht, weiß jeder Schiffsmann, welchem der nummerirten Boote er angehört, und dann finden noch 288 Passagiere auf den Booten Platz. Wo bleiben die Andern?

Sie sind gezwungen in See zu springen und sich durch Schwimmen zu retten, und für diesen Zweck liegt in jeder Koje ein recht tragfähiger Schwimmgürtel, der bei richtigem Gebrauch nicht untersinken läßt. Von dem Vorhandensein, der Bedeutung, dem Gebrauch dieses Dinges hatten aber die wenigsten Passagiere auch nur eine Ahnung. Die meisten hielten es bis gegen Ende der Fahrt für die Bezeichnung des Kopfendes der Koje um dem Kopfende eine Erhöhung zu geben. Erst gegen Ende der Reise erfuhren wir bei der Unterhaltung mit den Schiffsleuten von der Existenz und dem Zweck dieser Schwimmgürtel. Weshalb haben nun die Schiffs-Offiziere die Passagiere hierüber nicht genügend belehrt? Wollte man etwa keine Unruhe erwecken? Diese weichliche Rücksicht könnte sich unter Umständen hart strafen. Tritt eine unglückliche Katastrophe ein, dann können Minuten kostbar sein. Wollen die Herren Offiziere bei der dann nothwendig ausbrechenden Verwirrung unter 762 Passagieren, darunter viele Frauen und ca. 200 Kinder, die an keine Disciplin gewöhnt sind, noch Ordnung aufrecht erhalten? Wollen sie dann noch auf die Schwimmgürtel aufmerksam machen, über deren Gebrauch Belehrung geben? Wer würde sprechen? Wer sollte hören? Wir glauben, die Verwirrung würde jeden Versuch vereiteln. Im Angesicht der nahen Küste, eines herbeieilenden Schiffes könnten Alle gerettet werden, wenn sie gleich bei Eintritt des Unglücks den Schwimm-Apparat anlegen und sich damit nur einige Stunden über Wasser erhalten; so aber müßten Hunderte von Menschenleben nur deshalb schmählich zu Grunde gehen, weil sie von dem einzigen vorhandenen Rettungsmittel, auf dem sie 10 bis 12 Nächte sorglos geschlummert, keine Ahnung hatten.

Nun, lieber Auswanderer, noch einige auf Erfahrung gegründete Belehrungen.

Willst Du auswandern, so überlege ernst und reiflich. Den Traum von goldenen Bergen und herumfliegenden gebratenen Tauben lasse nur vorweg fallen. Hier heißt es arbeiten und ernst arbeiten; aber die Arbeit wird geachtet und gut bezahlt. Fühlst Du Arbeitskraft und Arbeitslust in Dir und hast sonst Alles überlegt, dann unterhandle direct mit dem Schiffe, der Gesellschaft, nicht mit den Agenten. Diese ziehen für kleine Mühe 10 Procent Deiner eingezahlten, sauer erworbenen Groschen, und die kannst Du bei directer Unterhandlung selbst ziehen. Triff nur 24 Stunden vor Abfahrt in See im Hafenplatze ein; denn die Herren Hôteliers verstehen zu rechnen. Das nöthige Speisegeschirr, am besten von Blech, bringe von der Heimath mit; am Hafenplatz ist

alles theuer. Nimm mit ausreichend Rauchwurst, Rauchfleisch und Käse, um neben der Schiffskost Etwas zu haben, einige Flaschen guten Fruchtsaft, um das Schiffswasser zu verbessern; reichlich Zucker, Kaffee, Thee, etwas Rum kaufe in Bremen. Du hast diese Artikel dort sehr billig, weil die Steuer noch nicht darauf liegt. Deine Betten lasse nur wohlverpackt und begnüge Dich mit Strohmatratze und wollener Decke. Hitze und beschränkter Raum gestatten es nicht anders. Auf Schiff lebe sehr mäßig, und Du wirst von Seekrankheit weniger zu leiden haben. Willst Du Dein Mittagessen mit einigem Appetit verzehren, dann gucke vorher ja nicht in die Küche; denn wenn Du den feisten Koch mit nackten Armen das Fleisch theilen siehst, wobei ihm Schüsseln, Messer und Gabel überflüssige Dinge sind, wirst Du wohl schwerlich noch Appetit verspüren. Dein baares Geld nimm in deutschen Goldstücken im festen Ledergurt auf dem Leibe oder sonst gut eingenäht mit. Lasse Niemanden merken, daß und wo Du es hast. Auf Schiff trage waschfähige Oberkleider; denn jeder gute Anzug geht hier zu Grunde. Willst Du weiter in's Land, so bleibe nicht einen Tag in New-York; denn Du wirst dort zwecklos viel Geld los. Willst Du aber in New-York bleiben, und 10 bis 12 Dollar spielen bei Dir eine Rolle, dann gehe in kein Hôtel, selbst wenn die Dich umschwärmenden Hôtel-Agenten Dir Wohnung und Kost noch so billig anbieten; der Wirth acceptirt solche Bedingungen nicht. Bist Du aber im Hôtel, dann rechne ja gleich nach 24 Stunden mit dem Wirth, und Du wirst wissen, was Du wirklich zu zahlen hast. Bleibe in Castlegarden, wo Du 3 Tage umsonst Dich aufhalten, selbst Dein Essen kochen darfst, und suche Dir in dieser Zeit eine Privatwohnung.

Hast Du 12 Tage auf Zwischendeck zugebracht, dann erscheint Dir Castlegarden schon als angenehmer Aufenthalt. In Castlegarden verwechsele Dein Geld und lasse Dir wieder Gold geben; denn es existirt auch in Amerika falsches Papiergeld. Lasse Dich nicht in Deutschland zum Wechseln überreden; die Leute wollen dort nur verdienen, und in Castlegarden wirst Du jedenfalls reeller behandelt. Dann wende Dich in Ermangelung besserer Verbindungen an die Deutsche Gesellschaft, die Dir über Alles, was Du wissen willst, wahrheitsgetreuen Aufschluß geben, auch Beschäftigung nachweisen wird. Dann arbeite fleißig, lebe sparsam und nüchtern, und Du wirst ein freier, geachteter Mann sein, der nach einiger Zeit zu Wohlstand gelangt. Noch von keinen der hier wohnenden Deutschen haben wir gehört, daß sie bedauern hergekommen, wohl aber klagen sie oft darüber, nicht schon früher ausgewandert zu sein.

Vom deutschen Theater.

IV. Die Monopol-Dichter.

Der geneigte Leser weiß, daß es eine Zeit gab, wo der kaufmännische Vertrieb bestimmter Colonialwaaren von einem Monopol abhängig war. Wir hatten ein Kaffee-Monopol, Zucker-Monopol, wir haben in Oesterreich z. B. noch ein Tabaks-Monopol, das auch bei uns als Gespenst umgeht, daß es aber ein Possen-Monopol giebt, dürfte Vielen neu sein, werden Viele bezweifeln, und dennoch ist es so.

Freilich soll damit nicht etwa gesagt sein, daß ausländische Possen nicht eingelassen werden, im Gegentheil, man heißt dieselben stets und gern willkommen, ja man cultivirt sie, namentlich die österreichischen, mit Vorliebe, so daß es fast den Anschein hat, als möchten in Norddeutschland keine Possendichter gedeihen. Dem ist aber nicht so. Der Norddeutsche ist vielleicht an Erfindung nicht so productiv, aber er weiß dafür den einmal gewonnenen Faden zu einem gediegenen dramatischen Gewebe zu gestalten und selbst dem urkomischsten Character irgend eine Seite abzugewinnen, die das Gemüth ergreift und auch der Posse einen ernsten, moralischen Halt, mithin einen Werth verleiht.

Wie gesagt, unsere Metropole ist nicht arm an Bühnendichtern, sie weist deren wohl mehr auf, als die Kaiserstadt an der schönen, blauen Donau, die zwar einst in dieser Beziehung ihr Haupt erheben durfte, aber nach dem Tode Ferdinand Raimund's, Nestroy's, Friedrich Kaiser's und Langer's nur noch wenige Namen bedeutender Possendichter, wie etwa Berg, Berla und Costa, mit Stolz nennt.

Aber wo sind diese Berliner Dichter? hören wir den Leser fragen.

Allerdings fehlt es nicht an neuen Possen, die mehr oder minder schlecht das Repertoir beherrschen. Wenn wir aber die Tagesblätter zur Hand nehmen oder, von Langeweile getrieben, die Plakatsäulen studiren, so begegnen wir nur wenigen Namen, die sich an den Fingern herzählen lassen und in seltener Eintracht regelmäßig neben einander prangen.

Unwillkürlich ergreift uns Ehrfurcht, wenn wir daran denken, daß diese wenigen Herren so ein gottbegnadetes Genie besitzen, ununterbrochen ganz Deutschland durch ihre heitere Muse zu erfreuen, Millionen Menschen

nach des Tages Last und Mühen herzliches, ausgelassenes Lachen zu entlocken! Welch' eine Maschine muß es sein, welch' treffliches Räderwerk, das ununterbrochen, dem perpetuum mobile gleich, in dem Hirn dieser Denker arbeitet und so wunderbare Ideen, solche Fülle von Geist und Witz zu Tage fördert, wie sie uns hier immer wieder in neuer Gestalt und mit neuem Reiz angethan, entgegentritt.

Ja, es wäre herrlich, wenn die genannten Herren über so viel Witz und Geist verfügten, aber es wäre auch traurig, wenn, wie es fast den Anschein hat, es außer ihnen keine Bühnendichter gäbe, und Norddeutschland, wenigstens was die Posse anlangt, auf die Productivität der genannten Herren angewiesen wäre. Wir sind weder berechtigt noch gehässig genug, um all' diesen Herren jegliches Talent abzusprechen, im Gegentheil, wir wissen, daß jeder der genannten Herren eine Zeit lang als Possendichter arbeitete, mühselig auf der Leiter zum Ruhm, wenn anders es ein Ruhm ist, eine Posse geschrieben zu haben, emporgestiegen und mit Fug und Recht in die Reihe der accreditirten Possendichter eingetreten ist. Das Verdienst bleibt diesen Herren ungeschmälert und wir würden gern bereit sein, ihnen ein paar Hände voll Lorbeerblätter mehr auf den Weg zu streuen, wenn sie ihre Stellung nicht dazu benutzten, als Alleinherrscher auf dem Gebiet der Possen-Industrie sich zu geberden und keinen Andern neben sich aufkommen zu lassen.

Auch wollten wir noch gelten lassen, wenn die Herren auf den Erfolg ihrer eigenen Arbeit pochend, das Recht beanspruchten, die Theater zu beherrschen und die Tausende und Abertausende an Tantième einzustreichen.

Warum soll ein Possendichter sein Geistesproduct nicht überschätzen? Das ist eine Schwäche, die jedem Künstler mehr oder minder anhaftet, die sogar auf seine Thatkraft vortheilhaft wirkt, denn nur die Ueberzeugung, etwas Gutes geschaffen zu haben wird den Künstler zu neuer Thätigkeit anspornen. Deshalb gönnen wir, wie kaum ein Anderer, jedem Künstler, mithin auch dem Possendichter, eine kleine Portion Eigendünkel.

Anders aber verhält es sich, wenn der Dichter aufhört, Dichter zu sein, oder wenn er sich à la Scribe dazu hergiebt, Ruhm und Geld zu erkaufen, wenn Andere die theuren Kinder ihres Geistes, von Noth und Entbehrung getrieben, dem gefeierten Dichter für einen Lumpenlohn abtreten und dabei noch auf Ehrenwort schriftlich versichern müssen, nie und zu keinem Menschen davon zu sprechen, daß sie überhaupt zu dem betreffenden Stück in irgend welcher Beziehung stehen.

Ist ein Dichter dahin gelangt, auf diese Weise seinen Ruhm und sein Vermögen zu vermehren, so steigt er eben herab, ist nicht mehr Dichter, sondern Wucherer und Handelsmann, und zwar einer, der den verwerflichsten Handel treibt, indem er seinem Nebenmenschen Ruhm, Ehre und Zukunft abschneidet.

Und solche Herren Dichter, die ein derartiges Geschäft betreiben, sind es, die die besseren, d. h. hier die Geld bringenden Theater ausschließlich gepachtet haben und die wir einfach mit dem Namen Monopoldichter bezeichnen, weil sie allein das Monopol besitzen, ihre Erzeugnisse dem besseren Publikum vorzuführen und es keinem Andern ohne ihre Unterstützung möglich ist, ein Stück an einer größeren Bühne anzubringen.

Da sitzt nun so ein ruhmgekrönter Possendichter am Schreibtisch, selbstredend ohne zu schreiben. Er blättert vielmehr nachlässig in einem umfangreichen Manuscript, lacht wohl hin und wieder herzlich, und unwillkürlich entschlüpfen seinen Lippen die Worte: der Kerl hat etwas los! Nur gut, daß er die Mache noch nicht los hat, sonst würde er bald zum Metier gehören!

Es ist Winter. Behaglich knistert die Flamme in dem prächtigen Kamin. Der ruhmgekrönte Dichter setzt seine in prächtigen Morgenschuhen steckenden Füße auf ein schwellendes Kissen.

Es ist ein Geschenk seiner Frau Gemahlin und zeigt in sauberer Stickerei auch einen Lorbeerkranz, vielleicht denjenigen anderer Dichter, den der Ruhmgekrönte so gern mit Füßen tritt.

Während er der ächten Havannah behaglich mächtige Rauchwolken entlockt, blickt er von Zeit zu Zeit auf die kostbare Stutzuhr, die sich zwischen zwei Marmorbüsten, einem Geschenk seines Directors, vortheilhaft abhebt.

Soll denn der Mann nicht stolz sein?

Jeder Flecken der Wand seines Zimmers verkündet seinen Ruhm in Gestalt sauber ausgeführter Photographien, Scenen aus den von ihm verfaßten Stücken darstellend. Er kennt keinen Aerger, kaum Unmuth höchstens darüber, daß der Tapezierer seinen Lehnstuhl mit Roßhaaren statt mit Lorbeerblättern polsterte.

Dennoch ist er ungeduldig.

Die Uhr hat eben in langsamen Schlägen die neunte Stunde verkündet, um neun Uhr hat er den Dichter des Stückes, das er bereits zum vierten Male mit Interesse gelesen, zu sich beschieden, und derselbe ist unbescheiden genug, nicht mit minutiöser Pünktlichkeit zu erscheinen.

Wie mag er aussehen? fragt er sich. Ob er reich, ob er bedürftig ist?
Die Beantwortung dieser Fragen ist von hoher Wichtigkeit, denn danach richtet sich der ganze Gang der geschäftlichen Unterhandlung. Ist der Dichter reich, dann kommt es ihm allerdings bei seinem Erstlingswerk nicht auf Geld an, der Ruhmgekrönte würdigt sich in diesem Fall herab, neben seinen glänzenden Namen noch einen zweiten zu dulden und dafür den ganzen pecuniären Vortheil, den das Stück bringt, für sich in Anspruch zu nehmen. Ist er arm — nun, wir werden ja sehen.

Wenige Minuten nach neun klingelt es, und das Dienstmädchen meldet Herrn X.

„Ach, sehr angenehm!" ruft der Ruhmgekrönte aus. „Lassen Sie den Herrn eintreten."

Schnell bringt er eine Kiste mit Cigarren mit dem nöthigen Feuermaterial herbei und sieht nun mit Erwartung dem Augenblick entgegen, wo der Dichter eintritt, um nach dem ersten Eindruck seine Geschäftsmanipulationen einzurichten.

Die Thür öffnet sich und ein junger Mann in mehr als dürftiger Kleidung und mit bleichem Antlitz, tritt ein und bleibt nach höflicher Verbeugung, geblendet von der prächtigen Zimmerausstattung, in der Nähe der Thür stehen.

Der Ruhmgekrönte, dessen Antlitz noch eben das jovialste, liebenswürdigste Empfangslächeln zur Schau trug, wirft einen Blick auf den in dürftiger Kleidung ihm gegenüberstehenden Collegen, und dieser Blick genügt vollkommen, ihm seine Geschäftsmanipulationen vorzuschreiben.

„Sie sind Herr X.", eröffnet er das Gespräch, „und haben mir vor acht Tagen die Posse Lohmeyer und Sohn zugesandt? Doch bitte, wollen Sie nicht zunächst Platz nehmen. Auch eine Cigarre, wenn ich bitten darf. Oder rauchen Sie nicht? Sie müssen mich entschuldigen, daß ich Sie noch in derangirter Toilette empfange, indessen ich pflege bis spät in die Nacht hinein zu arbeiten und stehe in Folge dessen erst etwas spät auf. Sie wissen ja, wir Dichter sind einmal geplagte Menschen und namentlich wir Dichter von Renommée. Sie werden das ja auch bald genug selbst erfahren. Glauben Sie mir, die Theater-Directoren hetzen unsereinen fast zu Tode, und immer will das Publikum etwas Neues haben, als wenn man sich die guten Possen nur so aus dem Aermel schütteln könnte. Ja, ja, wir armen Dichter," fährt er fort, das „wir" absichtlich scharf betonend, und wirft dabei verstohlen einen Blick auf sein vis-à-vis.

Das bleiche Antlitz des jungen Mannes hat sich mit freudigem

Roth übergossen, er ist stolz in dem Bewußtsein, von dem Ruhmgekrönten als College begrüßt zu werden. Dieser Stolz beherrscht ihn derart, daß er darüber fast den Zweck seines Kommens vergessen könnte, und der Ruhmgekrönte weidet sich am Anblick seines Opfers, er weiß es, der junge Dichter malt sich bereits, durch seinen Empfang kühn gemacht, die wunderbarsten Zukunftsbilder.

Nun plötzlich ein kalter Wasserstrahl, und der Unglückliche ist so perplex, daß man ihm Alles bieten darf.

„Ja, Sie schickten mir da vor acht Tagen Ihre Posse," beginnt er möglichst gleichgiltig. „Ich habe dieselbe gelesen. Sie enthält ja auch einzelne ganz leidliche Scenen. Haben Sie schon mehr geschrieben?" unterbricht er sich plötzlich absichtlich, um den Bedürftigen den Kelch der Enttäuschung tropfenweise leeren zu lassen.

„Ja, Herr Doctor," antwortet der Gefragte schüchtern. „Ich habe mich wohl schon in einzelnen Einactern versucht, von denen auch zwei aufgeführt und häufig wiederholt wurden, wie z. B. die Reise nach Misdroy, welches Stück heut bereits zum fünfzehnten Male gegeben wird. Sie haben ja dort die Zeitung, Herr Doctor, und können sich leicht davon überzeugen."

„So, so," erwidert der Ruhmgekrönte, die in Rede stehende Zeitung wie zufällig bei Seite schiebend. „Ja, ja, ich entsinne mich, dergleichen gelesen zu haben. Und hat Ihnen das Stück bereits etwas eingebracht?"

„Ich habe es einem Agenten für fünfzehn Mark verkauft, Herr Doctor."

„So, na sehen Sie, das ist schon immer ein Erfolg! Ich habe für meine ersten Arbeiten garnichts bekommen. Um aber wieder von der Hauptsache zu sprechen, was denken Sie denn nun mit Ihrer Posse zu beginnen?"

„Ich wollte den Herrn Doctor bitten, daß Sie sich, wenn es Ihre Zeit erlaubt, durch Bearbeitung derselben daran betheiligen!" erwidert der junge Dichter in bittendem Tone.

„Lieber Freund, wo denken Sie hin? Das ist mir für jetzt rein unmöglich. Sehen Sie, da habe ich hier einen Contract für Director Lebrun, einen andern für Director Hofmann, einen dritten für Director Engel, dann bin ich noch an Y und Z verpflichtet, kurz es könnte ein Jahr vergehen, ehe ich mal dazu komme, wieder einen Blick in Ihr Manuscript zu werfen. Und so lange werden Sie doch nicht warten wollen, Sie müssen ja leben!"

„Das wohl, Herr Doctor, allein ich glaubte, daß, wenn Sie sich

für mein Stück interessiren, Sie mir vielleicht eine kleine Vorschußzahlung bewilligen würden."

„Das möchte ich ja gern, wenn es sich eben um ein Stück handelte," erwidert der Ruhmgekrönte. „So aber sind es nur zwei, drei Scenen und ein paar drollige Einfälle, die man vielleicht einmal bei irgend einer Gelegenheit verwenden kann, aber das Stück so aufführen, wie es hier ist, daran ist gar nicht zu denken. Das wird Ihnen auch jeder meiner Collegen ebenso offen gestehen; haben Sie es schon Jemandem gezeigt?"

„Nein, noch nicht, Herr Doctor."

„Wirklich nicht? Nun, das hätten Sie immer thun sollen, Sie könnten sich dann aus den verschiedenen Meinungen ein besseres Urtheil bilden."

Der arme junge Dichter, er ahnt nicht, daß er mit dem Bekenntniß, sein Product noch Niemandem gezeigt zu haben, sich selbst das Todesurtheil gesprochen hat.

Nun erst ist der Ruhmgekrönte sicher. Keiner seiner Collegen hat das Stück gelesen. Jetzt kann er ohne Gefahr, später compromittirt zu werden, die gute Comödie erhandeln und sie wie viele andere als eigenes Fabrikat ausgeben.

„Wie gesagt," eröffnet er nach kurzer Pause scheinbar ernsten Nachdenkens das Gespräch von Neuem, „es ist zwar nicht mein Prinzip, Stücke zu kaufen, wie das Y und Z machen, denn der Erfolg eines Stückes ist ja immerhin prekär, mithin das geringste Honorar, was man dafür anlegt, als verloren zu betrachten. Indessen, wie gesagt, Ihre Arbeit hat einzelne Einfälle" — jetzt sind es schon keine Scenen und drolligen Einfälle mehr — „so einzelne Reden, die man hier und da mal anwenden kann, und dann glaube ich auch, d. h. Sie müssen mir meine Offenheit nicht übel nehmen, daß Ihnen augenblicklich mit einem kleinen Honorar gedient sei. Wenn Sie mir also das Stück überlassen wollen, d. h. wohlverstanden als alleiniges, ausschließliches Eigenthum, auch das Urheberrecht mit einbegriffen, so bin ich gern bereit, Ihnen dreißig Mark Honorar dafür zu zahlen. Dreißig Mark sind ja wenig, aber lieber Freund, es ist immer Geld, und als ich noch mit S. zusammen arbeitete, hätte ich manchesmal hundert Mark darum gegeben, wenn mir Jemand dreißig Mark gepumpt hätte."

Die letzte joviale Wendung hat ihr Ziel nicht verfehlt. Sie sollte dem armen Dichter das Erniedrigende der Situation vergessen machen, und der Coup ist gelungen.

Wenn der Ruhmgekrönte sich nicht entblödet, zu gestehen, daß auch ihm einst dreißig Mark ein unerschwingliches Kapital waren, warum soll sich ein armer Dichter geniren zuzugreifen, wenn ihm für ein paar drollige Einfälle dreißig Mark gezahlt werden. Sein Stück hat ja nach dem Urtheil des großen Possendichters überhaupt keinen Werth.

Er willigt also ein.

„So wären wir also in der Hauptsache einig," nimmt der Ruhmgekrönte von Neuem das Wort, eifrig einen Brief schreibend. „Gehen Sie freundlichst mit diesem Brief zu meinem Agenten L., übergeben Sie ihm denselben und er wird Ihnen das verlangte Honorar zahlen."

Der Ruhmgekrönte ist ein kluger Geschäftsmann. Er selbst erwirbt das Stück nicht und ist so, wenn der Dichter nicht reinen Mund hält, jederzeit in der Lage zu beweisen, daß er mit ihm gar nicht unterhandelt hat, auch daher sein Stück nicht gekauft haben kann. Schlimmsten Falls gesteht er zu, das Manuscript als Sujet von seinem Agenten erworben, ohne eine Idee davon gehabt zu haben, wie schwer ein College dadurch benachtheiligt worden ist.

Dreißig Mark und für ein geistiges Product! Welch stolzes Gefühl hebt die Brust des jungen Dichters.

Nachdem er bei dem Agenten einen Revers unterzeichnet, laut dessen er sich aller pecuniären und geistigen Anrechte auf das Stück begiebt, erhält er die dreißig Mark ausgezahlt.

Etwa drei Monate später wird im Wallner-Theater ein Stück angekündigt; dasselbe heißt zwar nicht „Lohmeyer und Sohn", sondern „Gelbke und Co.", aber die Personen, die der Zettel aufweist, sind genau dieselben wie die in „Lohmeyer und Sohn".

Der junge Dichter studirt mit glühendem Antlitz den Theaterzettel. Er nimmt die letzten zwei Mark, um dafür ein Billet zu erstehen. Er möchte doch sehen, ob die wenigen Einfälle, welche benutzt sind, dem Publicum wirklich gefallen.

Vor Aufregung zitternd sitzt er im zweiten Rang. Die Gardine hebt sich und er sieht sein Stück Scene für Scene unter dem donnernden Applaus des ausverkauften Hauses aufführen. Neu sind darin nur einige Einfälle und Gesangsnummern, neu der ruhmgekrönte Name des Verfassers, der am Schluß der Vorstellung nach wiederholtem Rufen erscheint und mit selbstbewußtem Lächeln die Lorbeeren des Dichters einheimst, der vielleicht daheim keinen Bissen Brot hat, während der Ruhmgekrönte seinen neuen glänzenden Erfolg Abends im Kreise seiner Freunde beim Sect feiert.

Nach der Vorstellung begegnet der junge Dichter dem lorbeerüberschütteten dramatischen Handelsmann im Foyer.

„Nun, Herr Doctor," spricht er leise, „das Stück hat recht gefallen!"

Da wendet sich der Ruhmgekrönte mit den hastig gesprochenen Worten: „Guten Abend, guten Abend, lieber Freund!" ab und schämt sich nicht, durch solches Benehmen den Mann, den er um Geld und Namen betrogen, womöglich noch öffentlich zu compromittiren.

Ja, ja, die Herren Monopoldichter! sie zehren vom Geld und vom Ruhm Anderer, denen sie die Existenz rauben, und die, wenn sie nicht in Acht und Bann erklärt werden wollen, noch höflich den Hut ziehen müssen, wenn sie mit einem solchen Piraten zusammentreffen.

Möchten doch diese Herren, die wir, um nicht persönlich zu werden, namentlich anzuführen unterlassen, an ihren Wohnungen Schilder befestigen mit der Inschrift: „Vor literarischen Piraten wird gewarnt", damit hungernde Dichter von Talent und Genie, und deren giebt es viele, bei Zeiten gewarnt werden.

Doch nicht von heute erst datiren diese Zustände. Sie existirten schon zu einer Zeit, wo Berlin noch minder reich an Theatern war als gegenwärtig. Wir können uns entsinnen, daß schon vor Jahren einmal öffentlich an den Director Franz Wallner appellirt wurde, doch auch andern Dichtern als wenigen Bevorzugten seine Bühne zu öffnen. Der gute Franz, der halt nix unversucht ließ, wo es sich darum handelte, den Wünschen des Publikums zu entsprechen, brachte auch bald darauf die große Posse eines Dichters, der bis dahin sich nur in Einactern verversucht hatte, wenn wir nicht irren G. Belly's. Die Posse erlebte ein Fiasco.

„Da schauens," rief Wallner triumphirend, „da drängens mich immer, Possen von jedem Dichter anzunehmen, ich komme Ihnen entgegen und da habens die Bescheerung."

Damit war die Sache erledigt, die Monopoldichter lachten sich ins Fäustchen und konnten wieder frisch darauf los ihre ärmeren Collegen ausbeuten. Ob denn der sonst so tüchtige und unvergessene Franz Wallner bei dieser Gelegenheit nicht der Stücke der Monopoldichter gedachte, die ebenfalls mit Pauken und Trompeten an seinem Theater durchfielen, wie: „Der Budiker und sein Kind," „Rochus Pumpernickel" u. v. a.?

Die Herren Monopoldichter bilden so zu sagen eine Familie. Einer hütet sorgsam das Interesse des Andern, und wehe dem Unglücklichen, der es wagt, in dieses Wespennest zu greifen. Und welche Selbstver-

leugnung tragen die Herren Monopoldichter zur Schau, wenn ja einmal Einer für die Rechte eines geplünderten Dichters eintritt. Wurde da kürzlich einem dieser Herren öffentlich vorgehalten, daß er vor so und so viel Jahren einen jungen nunmehr verstorbenen Dichter Namens Kleist um sein Erstlingswerk gemeiert habe, so daß der arme junge Mann in Folge dessen nie „Auf eigenen Füßen" stand. Wir wissen nicht genau, wie sich die Sache verhält, sind auch weder Kriminalrichter noch Denunciant, haben also keinen Grund, hier zu untersuchen; Eins aber war uns bei der Sache befremdlich, nämlich, daß der gekränkte Monopoldichter schriftlich erklärte, er hätte den in Rede stehenden jungen Mann, Herrn Kleist, nie gekannt! Das war ein Bischen zu toll, denn wir sind in der Lage und gern bereit, dem großen Possendichter zu beweisen, daß er Herrn Kleist nicht allein kannte, sondern denselben auch häufig in seiner Wohnung empfing.

Wie gesagt, auch mit dem Monopoldichter muß aufgeräumt werden, wenn wir bessere Theaterzustände erleben wollen. Mag der Gesetzgeber es noch so redlich meinen, gegen derartige moralische Krebsschäden giebt es kein Gesetz, und wir könnten zweiunddreißig neue Paragraphen 32 der Gewerbe-Ordnung haben, es würde deshalb um unsere Theater nicht besser stehen. Das Publicum ist hier der beste Richter.

Ihr, die ihr dazu befähigt seid, vielleicht befähigter als wir, folgt unserm Beispiel, verfolgt das Monopoldichterthum, bringt das Publicum endlich dahin, daß es, zur Erkenntniß gekommen, energisch die Namen ablehnt, deren Besitzer unsern neuen Comödien einen gewissen Glorienschein geben sollen, wofür diese Herren nichts weiter thun, als die eigentlichen Dichter aussaugen! Ihr ehrenhaften Kritiker, sondert Euch ab von den Herren, denen ihr Urtheil um ein Linsengericht feil ist und die bei der Kritik nur dem persönlichen Interesse folgen, oft selbst nur folgen können, da ihnen zur Wahrung von Kunstinteressen der Hauptfactor, die Bildung, mangelt!

Noch haben wir Gottlob! ehrenhafte Kritiker, die, wenn sie ernstlich gegen eine gewisse Clique Front machen, den Sieg davon tragen müssen, aber auch unter ihnen giebt es einzelne, die, echte Deutsche, nicht gern von ihrer Gewohnheit abweichen und in Folge dessen einen derart schleppenden Gang angenommen haben, daß das Lesen ihrer Kritiken gradezu ermüdet.

Da ist der gute Herr G., dessen wir bereits an anderer Stelle erwähnten; ehrenhaft, mit Lust und Liebe zur Sache und auch mit Verständniß ausgerüstet geht er ans Werk, jedoch sein Fehler ist der ge-

wohnheitsmäßige Langsamtrab. Wenn wir z. B. seine Kritiken über Shakespeares Königsdramen lesen, und das ist wohl schon oft geschehen, da befrembet es uns stets, daß Herr O. nicht ein für alle Mal als Motto den Kritiken die herrliche Weiheisheitsregel repetitio mater lectionis, vorsetzt, denn wir finden, wenn auch in anderer Form, fast immer dasselbe.

Ihr alten berufenen Kritiker, die Ihr im Geist Lessings und Gottschebs Euer schwieriges Werk vollbringt, fragt Euch selbst, wäre es, wenn Ihr bei Eurer Begabung mit dem Schlendrian der Gewohnheit gebrochen hättet, möglich gewesen, daß ein Oscar Blumenthal als Stern am journalistischen Himmel glänzte? Nimmermehr! Ihr wäret mit Euren alten, derben und schlagfertigen Waffen über diesen Herrn zur Tagesordnung übergegangen.

Deshalb ermannt Euch, rafft Euch auf aus dem Schlendrian, treibt die Verderben bringende Kritikerclique zu Paaren und Ihr werdet den glänzendsten Sieg, wir den Beginn einer neuen, fruchtbringenden Aera beim deutschen Theater zu verzeichnen haben!

Das wären zwei Uebelstände, die das Theater schwer schädigen, die Verderben bringende Kritik und das Monopoldichterthum.

Nun kommen wir zu einem dritten Krebsschaden, der ebenfalls mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muß, wenn wir gesündere Zustände erzielen wollen, ein Mißstand, der auch nicht durch den veränderten Paragraphen 32 der Gewerbe-Ordnung vertilgt werden kann, der aber auch dem Gesetzgeber naturgemäß nicht bekannt war. Wir sprechen von dem Mißverhältniß der Gehälter (Gagen), wie es jetzt an einzelnen Theatern platzgegriffen hat.

Obgleich wir der Ansicht sind, daß der Künstler, der ja auch in Folge seiner gesellschaftlichen Stellung andere Lebensbedürfnisse zu erfüllen hat, möglichst gut honorirt werde, sind wir doch nicht Freund der Thatsache, daß man diesen Herrschaften unter Umständen für ein paar Stunden ihrer Thätigkeit fünfhundert oder tausend Mark und darüber pro Abend zahlt.

Wir haben ja im Prinzip nichts dagegen einzuwenden, aber oft werden diese glänzenden Gagen und Gastspielhonorare auf Kosten der andern Mitglieder gezahlt, die kaum so viel erhalten, um ihr Leben auf anständige Weise fristen zu können.

Das würde uns nicht kümmern, und möchte jeder Director mit sich selbst und seinen Mitgliedern abmachen, wenn es nicht nothwendigerweise die Kunst verdrängen und dem Theater ein Proletarierthum zuführen

müßte, so ganz dazu geeignet, ihm auch von dieser Seite die Achtung der Nation zu rauben. Zeitverhältnisse, die namentlich vor zwei Jahren die Existenz vieler Theater gefährdeten, werden von einzelnen Directoren in geradezu schamloser Weise noch heute ausgebeutet.

Wir sind dahin gekommen, daß Schauspieler, die nicht gerade einen klingenden Namen besitzen, gar nicht mehr fragen, was sie denn eigentlich an Gage erhalten, sondern froh sind, wenn ihnen überhaupt so viel wird, daß sie ihr Leben mit Brot und Wasser fristen können. Da eröffnet Director X oder Y einen Musentempel. Er weiß vorher, daß er schwer zu kämpfen haben wird, doch als Mann der That schreckt ihn das nicht von seinem Unternehmen zurück. Er weiß trefflich zu rechnen und es so einzurichten, daß ihm unter allen Umständen ein erhebliches Plus bleibt. Er rechnet nämlich ganz einfach mit der allgemeinen Calamität.

Er engagirt zwei, drei, auch wohl sechs Schauspieler von Fach, denen er auch nur eine geringe Gage zahlt, im Uebrigen aber zieht er sogenannte Volontaire heran, Leute, die zu träge für irgend einen bürgerlichen Beruf, von ihrem Principal oder Lehrmeister hinausgeworfen sind und die oft kaum deutsch sprechen oder schreiben können.

Diese sogenannten Eleven haspeln drei Monate auf den Brettern, die die Welt bedeuten könnten umher und werden dann von der Zunft, denn von Kunst kann hier nicht die Rede sein, als Schauspielergesellen freigesprochen, worauf sie eine Monatsgage von 15 bis 20 Mark beziehen.

Ebenso verhält es sich an einzelnen Theatern mit dem Damenpersonal, das sich, mit Ausnahme weniger Schauspielerinnen von Fach, die von Noth getrieben in der erniedrigenden Umgebung wirken müssen, aus fortgelaufenen Putzmacherinnen, Schneiderinnen und Fabrikmädchen recrutirt. Selbstredend bringen diese „Künstlerinnen" als einzige Ausstattung eine hübsche Larve mit, können aber weder gehen, noch stehen, noch sprechen, aber sie riefen längst mit Kalisch:

Eenzige Jötter
Uff de Bretter
Det wär' so mein Lebenswetter!
Ei wie wollte ick mir schaukeln,
Könnt' ick mal Komödie jaukeln,
Königinnen und Prinzessen
Spielt ick allens wie besessen,
Jungfern, Mütter und Maitressen,
Aber Allens mit Gefühl! —

Und ihr Sehnen wird gestillt. Herr Director Schulze oder Müller ist ganz der Mann dazu, in Rücksicht auf seinen Geldbeutel so trefflichen Kunstnovizen den Pfad zu ebnen. Gagen haben diese Damen nicht zu befürchten, oder höchstens nach überstandener Prüfung 15 Mark monatlich. Was brauchen sie auch Gage? Sie sind hübsch, verfügen über gute Garderobe und nennen sich stolz: Schauspielerinnen. Damit ist Alles gesagt, und werden sie dann später unglücklich, so können sie ja voll Galgenhumor den weiteren Vers des oben citirten Liedes anstimmen:

Ließ ick mir als Norma hören,
Wollt ick schonst Severen lehren,
Laßt mir sitzen mit zwee Jöhren!
Oller Römer, warte man.

Das ist alles recht hübsch. Wo aber bleibt bei solchen Kräften das Theater? Was beginnen die tausend berufenen Schauspieler und Schauspielerinnen, die in jeder Saison mit thränenfeuchten Augen händeringend vor den Thüren der Theater-Agenten und Theater-Directoren harren, um vielleicht einen Contract zu erhaschen, der ihnen wenigstens das nothdürftige Brot sichert? Wo bleibt das Publikum, das sich für sein schweres Geld allabends eine Komödie von fortgelaufenen Kaufmannsjungen und Putzmachermamsells vorspielen lassen muß. Sprechen wir es ohne Scheu aus: an einzelnen Berliner Theatern wird jetzt eine Komödie geleistet, die der Director der kleinsten Meerschweinchentruppe weder in Kyritz an der Knatter, noch in Buxtehude dem Publikum bieten dürfte. Und traurig ist es, wenn man bemerkt, daß auch diese Directoren Kritiker finden, die diese Komödien loben.

Während harmlose Leute nach dem ersten oder zweiten Akt mitleidig lächelnd das Theater verlassen, weil sie das Angstgehaspel auf der Bühne nicht länger ansehen können, lesen sie am andern Morgen in ihrer Zeitung eine lange Abhandlung über die glänzenden Leistungen der Ensembles des Herrn Director Schulze oder Müller.

Nun wohl, wenn ein solcher Kritiker durchaus Geld für seine Meinung herausschlagen will, dann schlagen wir ihm vor, sich mit der „goldenen 110" in Verbindung zu setzen und da die tausend Winterüberzieher einer kritischen Besprechung zu unterziehen. Das schadet nichts! Die Zeitung aber als Organ der öffentlichen Meinung soll er mit seiner Schmiererei verschonen, und die Herren Chefredacteure sollten solchen Kritikern doch energisch auf die Finger sehen, dann würde die Sudelei bald ihr Ende erreichen.

Wir sind dafür, daß auch die gute Leistung des kleinsten Theaters anerkannt und wie die des Theaters ersten Ranges in den Zeitungen besprochen werde. Wir wünschen auch, daß die Kritik gerade kleinen Theatern gegenüber eine wohlwollende sei, da die Directoren dieser Institute schon an und für sich mit dem schwersten Feind, dem Vorurtheil der großen Masse, zu kämpfen haben; doch zur directen Unwahrheit darf sich der Kritiker auch hier nicht versteigen.

Der Berliner Börsen-Courier.

Wir sind nicht darüber unterrichtet, wie Herrn Dr. Straßmann die Lection bekommen sein mag, welche ihm der 33. Berliner Stadtbezirk als Antwort ertheilt hat auf Aeußerungen, die, abgesehen davon, daß sie aus unbefugtem Munde, in unpassender Form und an unrechtem Orte gefallen sind, schon ihrer verwerflichen Tendenz wegen eine Zurechtweisung aus dem Kreise der Wähler reichlich verdient haben.

Aber es würde uns aufrichtig leid thun, wenn Herr Dr. Straßmann durch den Ausfall der Wahl in einen gleich jämmerlichen Zustand versetzt worden wäre, wie die Herren vom Börsen-Courier.

Ein so haltloses Hin- und Herschwanken zwischen ohnmächtige Wuth und prahlerischen Pathos, wie es sich in den jüngst vom Börsen-Courier vom Stapel gelassenen Artikeln aufthut, sind wir selbst von einer Presse kaum gewohnt, die in Liebe und Haß gleich wenig Maß zu halten versteht, und die nur in pikantem Skandal und in stark nach Demi-Monde duftendem Klatsch einen immer gleichmäßig hohen, oder besser gesagt, gleichmäßig niedrigen Standpunkt einnimmt.

Wir könnten die Wuthausbrüche der Besiegten ja füglich mit Stillschweigen übergehen, denn sie machen trotz aller hochtönenden Phrasen einen recht lächerlichen Eindruck, aber der B.-C. sagt selbst, daß man zuweilen mit Unrecht das ignorirt, was man mit Recht verachtet und just weil wir das Wahre in diesem Satze anerkennen, soll dem B.-C. die gebührende Antwort nicht vorenthalten bleiben.

Daß der B. B.-C. die Versammlungs-Lokale der christlich-socialen Partei, die im Grunde genommen ja die gleichen sind, in welchen zu

Zeiten auch die Parteigenossen des Herrn Davidsohn ihre Versammlungen abzuhalten pflegen, immer und immer wieder raucherfüllte, bierdunstige Kneipen nennt, wundert uns nicht, es entspricht ja so ganz dem Character des edlen Börsen-Blattes, daß es seinen Geldbeutel in besonders zarte Obhut nimmt, und jetzt nur noch an den hülflosen Lokalen seine größte Wuth ausläßt, nachdem es die gegen Herrn Hofprediger Stöcker gerichteten, unqualificirbaren Verleumdungen schon mehrfach mit Geldstrafen hat büßen müssen.

„Die Vorsicht ist das bessere Theil des Muthes", sagt Fallstaff, und diesen Grundsatz scheint, durch Erfahrung gewitzigt, jetzt auch der B.-C. zu dem seinigen gemacht zu haben.

Recht schlau und vorsichtig ist es auch, wenn der B.-C. seinen näheren Erörterungen über die Judenfrage ruhig, als ob er sich keiner Schuld bewußt wäre, den Satz vorausschickt:

„Wir lassen nicht mit uns darüber rechten, was die Leidenschaften in dieser Beziehung in Bewegung gesetzt haben mag."

Ob nun der B.-C. darüber mit sich rechten lassen will, oder nicht — gleichviel, dies kann uns nicht verhindern, ihm zu sagen, daß gerade er und mit ihm die liberale Presse, soweit sie sich gleich dem B.-C. die Ausrottung des christlich-sittlichen Geistes in unserem Volke zur traurigen Aufgabe gemacht hat, die Hauptschuld daran tragen, daß die Dinge dahin kommen mußten, wohin sie gekommen sind.

So sehr sich die sogenannte liberale Presse auch bemüht, die jüdischen Literaten, von denen sie ja fast ausschließlich bedient wird und die uns seit Jahrzehnten zum Ziel ihrer giftigen Geschosse ausersehen haben, jetzt, wo wir endlich für diese passive Rolle danken, als die ungerecht Angegriffenen und ohne Grund Gehetzten darzustellen, so merkwürdig geduldig sich auch ein leider nur zu großer Theil der christlichen Bevölkerung die Zoten der jüdischen Journalisten über christliche Einrichtungen, die an den Haaren herbeigezogenen Geschichtchen über angebliche Taktlosigkeiten christlicher Geistlicher fast täglich auftischen läßt und sich dabei vielleicht sogar noch einbildet, es sei tolerant und freisinnig sich daran zu ergötzen, wer durch diese jahrelange, verdummende Kost noch nicht ganz verdorben worden ist, wird sich keinen Sand mehr in die Augen streuen lassen, der wird vollkommen darüber klar sein, daß hier nicht verwerfliche Hetzlust, sondern offenbar Nothwehr in Frage kommt.

Der B.-C. ist natürlich ganz anderer Meinung und in gewohnter geschmackvoller Form bezeichnet er die Thatsache, daß sich der deutsche Michel endlich den Schlaf aus den Augen zu reiben beginnt, als ein

Wir sind dafür, daß auch die gute Leistung des kleinsten [illegible] anerkannt und wie die des Theaters ersten Ranges in den [illegible] besprochen werde. Wir wünschen auch, daß die Kritik gerade [illegible] Theatern gegenüber eine wohlwollende sei, da die Directoren [illegible] stitute schon an und für sich mit dem schwersten Feind, dem [illegible] der großen Masse, zu kämpfen haben; doch zur directen Unwahr[illegible] sich der Kritiker auch hier nicht versteigen.

Der Berliner Börsen-Courier.

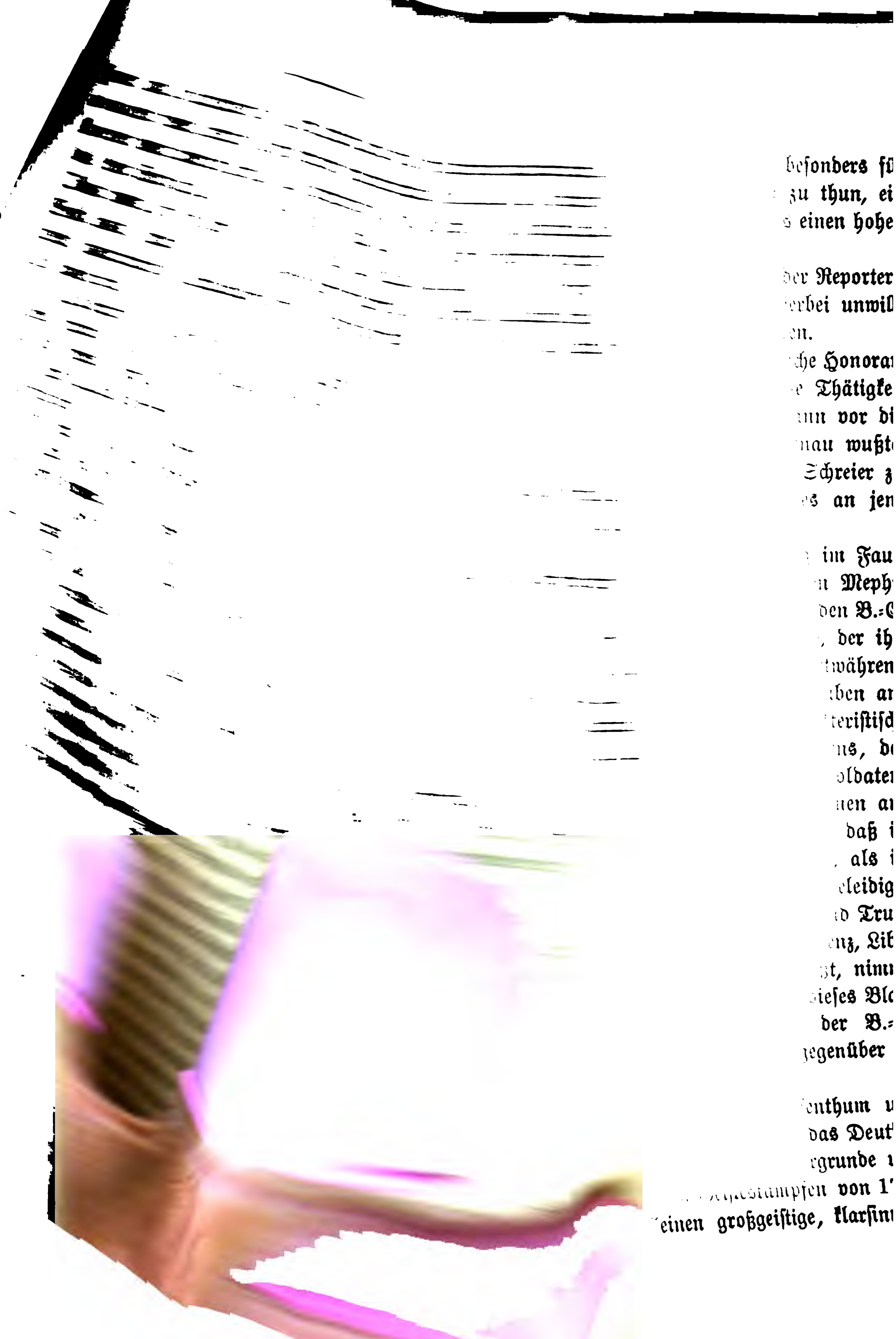
Wir sind nicht darüber unterrichtet, wie Herrn Dr. Straßman[illegible] Lection bekommen sein mag, welche ihm der 33. Berliner Stad[illegible] als Antwort ertheilt hat auf Aeußerungen, die, abgesehen davon, [illegible] aus unbefugtem Munde, in unpassender Form und an unrechtem [illegible] gefallen sind, schon ihrer verwerflichen Tendenz wegen eine Z[illegible] weisung aus dem Kreise der Wähler reichlich verdient haben.

Aber es würde uns aufrichtig leid thun, wenn Herr Dr. Stra[illegible] durch den Ausfall der Wahl in einen gleich jämmerlichen Zustan[illegible] setzt worden wäre, wie die Herren vom Börsen-Courier.

Ein so haltloses Hin- und Herschwanken zwischen ohnmächtige[illegible] und prahlerischen Pathos, wie es sich in den jüngst vom Börsen-C[illegible] vom Stapel gelassenen Artikeln aufthut, sind wir selbst [illegible] kaum gewohnt, die in Liebe und Haß gleich wenig [illegible] steht, und die nur in pikantem Skandal und [illegible] duftendem Klatsch einen immer gleichmä[illegible] gleichmäßig niedrigen Standpunkt einn[illegible]

Wir könnten die Wuthausbrüch[illegible] mit [illegible] schweigen übergehen, denn sie [illegible] Ph[illegible] einen recht lächerlichen Eindruc[illegible] daß zuweilen mit Unrecht das ig[illegible] achte[illegible] just weil wir das Wahre i[illegible] zu dem [illegible] die gebührende Antwort nic[illegible]

Daß der B. B.-C. [illegible] Partei, die im Grunde g[illegible]



besonders fü
zu thun, ei
einen hohe

der Reporter
erbei unwil
en.
che Honora
e Thätigke
nun vor di
nau wußt
Schreier z
es an jen

im Fau
n Meph
den B.=C
, der ih
twähren
iben a
teristisch
ns, d
oldate
nen a
daß i
, als i
eleidig
d Tru
enz, Lit
st, nim
dieses Bl
der B.=
gegenüber

enthum u
das Deut
grunde
Befreiungskämpfen von 1
einen großgeistige, klarsin

Wir sind dafür, daß auch die gute Leistung des kleinsten Theaters anerkannt und wie die des Theaters ersten Ranges in den Zeitungen besprochen werde. Wir wünschen auch, daß die Kritik gerade kleinen Theatern gegenüber eine wohlwollende sei, da die Directoren dieser Institute schon an und für sich mit dem schwersten Feind, dem Vorurtheil der großen Masse, zu kämpfen haben; doch zur directen Unwahrheit darf sich der Kritiker auch hier nicht versteigen.

Der Berliner Börsen-Courier.

Wir sind nicht darüber unterrichtet, wie Herrn Dr. Straßmann die Lection bekommen sein mag, welche ihm der 33. Berliner Stadtbezirk als Antwort ertheilt hat auf Aeußerungen, die, abgesehen davon, daß sie aus unbefugtem Munde, in unpassender Form und an unrechtem Orte gefallen sind, schon ihrer verwerflichen Tendenz wegen eine Zurechtweisung aus dem Kreise der Wähler reichlich verdient haben.

Aber es würde uns aufrichtig leid thun, wenn Herr Dr. Straßmann durch den Ausfall der Wahl in einen gleich jämmerlichen Zustand versetzt worden wäre, wie die Herren vom Börsen-Courier.

Ein so haltloses Hin- und Herschwanken zwischen ohnmächtige Wuth und prahlerischen Pathos, wie es sich in den jüngst vom Börsen-Courier vom Stapel gelassenen Artikeln aufthut, sind wir selbst von einer Presse kaum gewohnt, die in Liebe und Haß gleich wenig Maß zu halten versteht, und die nur in pikantem Skandal und in stark nach Demi-Monde duftendem Klatsch einen immer gleichmäßig hohen, oder besser gesagt, gleichmäßig niedrigen Standpunkt einnimmt.

Wir könnten die Wuthausbrüche der Besiegten ja füglich mit Stillschweigen übergehen, denn sie machen trotz aller hochtönenden Phrasen einen recht lächerlichen Eindruck, aber der B.-C. sagt selbst, daß man zuweilen mit Unrecht das ignorirt, was man mit Recht verachtet und just weil wir das Wahre in diesem Satze anerkennen, soll dem B.-C. die gebührende Antwort nicht vorenthalten bleiben.

Daß der B. B.-C. die Versammlungs-Lokale der christlich-socialen Partei, die im Grunde genommen ja die gleichen sind, in welchen zu

Zeiten auch die Parteigenossen des Herrn Davidsohn ihre Versammlungen abzuhalten pflegen, immer und immer wieder raucherfüllte, bierdunstige Kneipen nennt, wundert uns nicht, es entspricht ja so ganz dem Character des edlen Börsen-Blattes, daß es seinen Geldbeutel in besonders zarte Obhut nimmt, und jetzt nur noch an den hülflosen Lokalen seine größte Wuth ausläßt, nachdem es die gegen Herrn Hofprediger Stöcker gerichteten, unqualificirbaren Verleumdungen schon mehrfach mit Geldstrafen hat büßen müssen.

„Die Vorsicht ist das bessere Theil des Muthes", sagt Fallstaff, und diesen Grundsatz scheint, durch Erfahrung gewitzigt, jetzt auch der B.-C. zu dem seinigen gemacht zu haben.

Recht schlau und vorsichtig ist es auch, wenn der B.-C. seinen näheren Erörterungen über die Judenfrage ruhig, als ob er sich keiner Schuld bewußt wäre, den Satz vorausschickt:

„Wir lassen nicht mit uns darüber rechten, was die Leidenschaften in dieser Beziehung in Bewegung gesetzt haben mag."

Ob nun der B.-C. darüber mit sich rechten lassen will, oder nicht — gleichviel, dies kann uns nicht verhindern, ihm zu sagen, daß gerade er und mit ihm die liberale Presse, soweit sie sich gleich dem B.-C. die Ausrottung des christlich-sittlichen Geistes in unserem Volke zur traurigen Aufgabe gemacht hat, die Hauptschuld daran tragen, daß die Dinge dahin kommen mußten, wohin sie gekommen sind.

So sehr sich die sogenannte liberale Presse auch bemüht, die jüdischen Literaten, von denen sie ja fast ausschließlich bedient wird und die uns seit Jahrzehnten zum Ziel ihrer giftigen Geschosse ausersehen haben, jetzt, wo wir endlich für diese passive Rolle danken, als die ungerecht Angegriffenen und ohne Grund Gehetzten darzustellen, so merkwürdig geduldig sich auch ein leider nur zu großer Theil der christlichen Bevölkerung die Zoten der jüdischen Journalisten über christliche Einrichtungen, die an den Haaren herbeigezogenen Geschichtchen über angebliche Taktlosigkeiten christlicher Geistlicher fast täglich auftischen läßt und sich dabei vielleicht sogar noch einbildet, es sei tolerant und freisinnig sich daran zu ergötzen, wer durch diese jahrelange, verdummende Kost noch nicht ganz verdorben worden ist, wird sich keinen Sand mehr in die Augen streuen lassen, der wird vollkommen darüber klar sein, daß hier nicht verwerfliche Hetzlust, sondern offenbar Nothwehr in Frage kommt.

Der B.-C. ist natürlich ganz anderer Meinung und in gewohnter geschmackvoller Form bezeichnet er die Thatsache, daß sich der deutsche Michel endlich den Schlaf aus den Augen zu reiben beginnt, als ein

Werk, einen Ausfluß niedriger Gesinnung, als ein Product der Verwilderung und nennt Alle, die gegen seine Attentate gegen das Christenthum endlich Front machen, „in Bezug auf Sittlichkeit und Bildung niedrig stehende Subjecte.“

Wenn wir für Leute, die eine Thätigkeit, wie sie der B.-C. entwickelt, die gebührende Bezeichnung wählen wollten und einen Leserkreis hätten, bei dem wir auf Anstand gleich wenig Rücksicht zu nehmen brauchten, wie allem Anscheine nach der B.-C. bei dem Seinigen, so würden wir dem sauberen Blatte solche Blüthen journalistischer Ausdrucksweise, wie sie nur auf semitischem Boden gedeihen können, zurückgeben. Wir beschränken uns aber darauf, dem B.-C. die Frage vorzulegen, wieso er ein Recht hat, in demselben Artikel von Heuchelei im Lager seiner Gegner zu sprechen, in welchem er auf einmal entrüstet über die Kulturkämpfer spricht und diesen Kampf mit Krokodilsthränen im Auge jetzt auch eine Hetze nennt, obgleich er selbst dabei die große Posaune geblasen hat und noch bläst, allerdings in sehr unreinen, verstimmten Tönen? Auf welcher Seite ist hier die Heuchelei?! Uebrigens machen wir uns keine Illusionen darüber, daß der B.-C. den Kampf, den er bisher gegen christlichen Sinn und deutsche Zucht geführt hat, einstellt, obgleich er gewiß besser thäte, sich ganz ausschließlich der mit so großem Erfolg cultivirten chronique scandaleuse zu widmen, für die sich seine Talente ohne Zweifel ganz besonders eignen. Aber es verdient doch Beachtung, daß das Gebahren des B.-C. selbst jüdischen Leuten bereits zu toll wird, denn es ist eingestandenermaßen aus den eigenen Kreisen der Judenschaft heraus der Rath ertheilt worden, in socialer Beziehung doch hübsch zurückzutreten und nicht (noch dazu in so unvortheilhafter Weise) die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Der B.-C. weist diesen offenbar sehr klugen und wohlgemeinten Rath mit Ostentation zurück und bricht dabei in die pathetische Phrase aus:

„Nichts würde falscher sein als das; hier handelt es sich nicht um Duldung, sondern es handelt sich um Recht!“

So sehr ist dem B.-C. vor Wuth der Kamm geschwollen, daß er die Worte des Mephistopheles in Goethe's „Faust“ zu seinen eigenen macht. Nachdem er seinen Gegnern mitgetheilt hat, daß der bisherige Kampf nur ein Geplänkel war, schreit er heldenmüthig:

„Gelüstet es nach einem wirklichen Strauß — heraus mit Eurem Federwisch! Was Intelligenz, Liberalismus und Humanität heißt, wird pariren!“

Findet der B.-C. die Rolle des Teufels, der, beiläufig bemerkt, immer

ein dummer Teufel ist, so schön, daß er sie gerade ganz besonders für sich ausgesucht hat, oder war es ihm vielleicht nur darum zu thun, ein klassisches Wort prahlerisch zu citiren, welches geeignet ist uns einen hohen Begriff von seiner Kampflust beizubringen?!

Der dunkle Ehrenmann, der hinter dem Pseudonym „der Reporter“ stecken mag, möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir hierbei unwillkürlich an die Fabel von dem Esel in der Löwenhaut denken.

Wer den Helden näher kennt, der das etwas eigenthümliche Honorar, welches ihm einmal an öffentlichster Stelle für seine traurige Thätigkeit ausgezahlt wurde, ruhig einsteckte, der so muthig einen Mann vor die Spitze seines eingerosteten Degens forderte, von dem er genau wußte, daß ihm sein priesterliches Gewand hinderte, den kecken Schreier zu züchtigen, wer diesen Held kennt, der kann sich des Gedankes an jene Fabel nicht erwehren.

Im Uebrigen hat der B.-C. mit seiner Rollenvertheilung im Faust wohl unbewußt den Nagel auf den Kopf getroffen. Für einen Mephistopheles, diese „Spottgeburt von Dreck und Föcus“, haben wir den B.-C. immer gehalten, der satanische Zug im semitischen Volksstamme, der ihn an seinem eigenen Wahn mit Zähigkeit festhalten, dagegen fortwährend auf die schlechten Eigenschaften Anderer spekulirend, deren Glauben anfeinden und untergraben läßt, ist für den B.-C. geradezu charakteristisch. Und wie schön paßt für die Vertheidiger des christlichen Glaubens, der deutschen Art die Rolle des Valentin, des braven, ehrlichen Soldaten, der für sein entweihtes Heiligthum als Rächer der seinem Namen angethanen Schande zum Schwerte greift! — Wünschen wir nur, daß in dem gegenwärtigen Kampfe der Ausgang ein anderer sein möge, als in Goethe's Dichtung, mögen diesmal der gerechte Zorn, das beleidigte Sittlichkeitsgefühl den Sieg davontragen über teuflischen Lug und Trug.

Daß der B.-C. das Faustcitat nebenbei fälscht und Intelligenz, Liberalismus und Humanität statt des Mephistopheles pariren läßt, nimmt Keinem Wunder, dem es bekannt ist, mit welcher Virtuosität dieses Blatt Alles für seine Zwecke zustutzt und zurechtschneidet. Wenn der B.-C. richtig citirt hätte, wäre er ja auch seinen eigenen Lesern gegenüber zu schlecht weggekommen.

Der B.-C. faselt nun noch eine Menge von Pfaffenthum und Junker-Reaktion, vergleicht die Versuche der semitischen Race, das Deutschthum zurückzudrängen und dafür sich selbst überall im Vordergrunde und an einkömmlichster Stelle zu placiren, mit den Geisteskämpfen von 1789 und 1848 und nimmt für sich und die Seinen großgeistige, klarsinnige

Auffassung in Anspruch, während er den Gegnern Neid, Mißgunst, Scheelsucht und dergleichen liebenswürdige Eigenschaften mehr noch imputirt.

Dabei fühlt der B.=C. wieder, wie schon oft, die hohe Mission in sich für den deutschen Namen zu erröthen und bedenkt nicht, daß wir dies, wenn wir den B.=C. sehen, schon selbst thun.

Der B.=C. schließt wie folgt:

„Der ganze Kampf gilt nicht nur einer einzelnen Erscheinung, er gilt dem freien Geiste, der bürgerlichen Gleichberechtigung, er gilt jenen Idealen, die so oft zum Siege geführt haben und denen gegenüber die Dämonen der Vergangenheit sich nur zu erheben wagen, wenn sie glauben, die Arme seien müde geworden, die vordem die Schwerter geführt in diesem guten Kampfe." Man sieht, wie die goldene Hundertzehn ihre Kleider, so versteht der B. B.=C. seine Ideale unter Benutzung der poetischsten Gedanken anzupreisen.

Nun, so schön er auch den Götzen, für den er kämpft und mauschelt, zu putzen versucht, mit welchen verlockenden Namen er ihn auch belegt, so sorgfältig kann er ihn doch nicht in das prunkende Gewand hüllen, daß man mit hellen Augen den Pferdefuß nicht überall sähe. Wenn auch stärkere und berufenere Arme für diesen Götzen das Schwert führen, als der B. B.=C., um den Ausgang des Kampfes ist uns nicht bange.

Zum Schluß wollen wir noch eine Belehrung an den B.=C. verschwenden. Er tadelt uns, daß wir es „wagen", Menschen nach Glauben und Abstammung zu classificiren, statt nach sittlichem Werth, Intelligenz und bürgerlichem Verdienst, und daß wir nicht das Individuum nach seinen Vorzügen oder Schattenseiten gut oder abfällig nennen. Wir erwidern ihm darauf, daß wir die Juden nach unseren eigenen Erfahrungen im Kleinen und Großen und nach ihrer dreitausendjährigen Geschichte beurtheilen, und daß nach derselben ihr menschenfeindlicher Glaube und die eigenthümliche jüdische Ehrlosigkeit ein Erbtheil des jüdischen Stammes zu sein scheint.

„Er beißt fast gar nicht", rief uns ein Freund zu, welcher einen jungen, gezähmten Wolf im Zimmer hielt, aber diesem „fast" fielen unsere Hosen zum Opfer. Darum nehmen wir uns vor dem Juden in Acht, auch wenn er uns versichert, daß er „fast gar nicht" — Jude sei.

Kleinere Aufsätze.

Isolez le juif.

Wenngleich eine Frage von so eminent ethischer, volkswirthschaftlicher und politischer Bedeutung, wie die Judenfrage, nicht ohne Staatshilfe gelöst werden kann, so darf doch der Einzelne nicht die Hände in den Schooß legen und Alles von der Regierung erwarten wollen; im Gegentheil ist es die Pflicht eines jeden wahrhaft freisinnigen und patriotischen Deutschen, nach Kräften seinen Theil zum Sturz der unheilvollen Fremdherrschaft beizutragen. Die Regierung ist ja mit gutem Beispiel vorangegangen. (?) Die neue Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers, der Erlaß des Wuchergesetzes, die beabsichtigte Einführung der Innungen, der Arbeiterunterstützungskassen und der Börsensteuer, das Alles sind schneidige Waffen gegen den Semitismus, daher auch das ohnmächtige Wuthgeheul der Judenpresse. Kommt zu jenen Einrichtungen noch die Beendigung des unseligen Kulturkampfes, die Einführung der Zeitungssteuer, des Inseratenmonopols und die Revision der Preßfreiheit, sowie die Aufhebung des Gesetzes vom 3. Juli 1869, so ist damit die Herrschaft des Semitismus zu Grabe getragen und Israel kann einfach zum Wanderstabe greifen.

Aber zu alledem bedarf die Regierung der Unterstützung des Volkes. Das Volk hat dafür zu sorgen, daß in den Parlamenten eine Majorität vorhanden sei, welche sich bereit findet, auf die Absichten (?) der Regierung einzugehen. Die traurigen Phrasendrescher und Fortschritts-Prinzipienreiter, die „guten Revolutionäre" gehören nicht länger in die deutsche und preußische Volksvertretung. Diese politischen Seiltänzer vertreten nicht die Mehrheit des Volks, sondern lediglich die Interessen einer egoistischen liberal-jüdischen Clique, sie kämpfen und haben gekämpft für die alleinige Wohlfahrt des jüdischen Kapitals, sie kämpfen und haben gekämpft gegen Thron und Altar und damit zur Genüge bewiesen, daß sie kein Verständniß und kein Herz haben für das wahre Volkswohl. Wir sind weit entfernt, einem anständigen deutschen Liberalismus jede Existenzberechtigung abzusprechen und daher durchaus nicht gewillt, an das wählende Volk die Anforderung zu stellen, nur conservative Abgeordnete zu wählen. Man darf aber nicht verkennen, daß die heutigen Conservativen in des Wortes bester Bedeutung liberal sind, während die heutigen Liberalen Conservative im schlechtesten Wortsinn sind, denn die Jüdisch-Liberalen wollen eben conserviren die verderblichen, ja ge-

meingefährlichen Juden- und Gaunerfreiheiten, sie wollen conserviren, wie die thörichte Phrase lautet, „das freie Spiel der Kräfte". Wohin das führt, haben die schrecklichen Folgen der verhängnißvollen Gesetzgebung des letzten Decenniums nur zu klar bewiesen; es führt zur Judenherrschaft, zur Massenverarmung, zur allgemeinen Sittencorruption und zeigt als letzte Perspective die rothe Republik. Mag man also Liberale oder Conservative wählen, immerhin dürfen nur solche Männer zu Volksvertretern berufen werden, welche ein Verständniß für die Reformbedürftigkeit des heutigen Staates haben. Ob ihnen dieses Verständniß beiwohnt, wird einfach ihre Stellung zur Judenfrage beweisen, denn „die sociale Frage ist jetzt lediglich Judenfrage". Feige Judenknechte, Männer, die bestochen durch jüdisches Gold, oder in Folge mangelnder Intelligenz sich noch heute für Israel erwärmen können, müssen heraus aus Parlament und Gemeindevertretung, sie sind Landesverräther und schänden Religion und Deutschthum. Wenn das deutsche Volk von dieser Erkenntniß geleitet an die Wahlurne tritt, wird die Judenfrage schon zur Hälfte gelöst sein.

Indeß mit dieser Wahlthätigkeit allein hat der einzelne Patriot seine Pflicht noch keineswegs erfüllt; eine sehr wesentliche und gleichzeitig dankbare Aufgabe bleibt ihm noch übrig, nämlich die, so gut er es vermag, zur gesellschaftlichen Isolirung des Judenthums beizutragen. An dieser Aufgabe kann ein Jeder mit Erfolg theilnehmen, nicht nur der wahlberechtigte Mann, sondern auch sämmtliche Familienmitglieder, die Frauenwelt nicht zum Mindesten. Mögen unsere Frauen zeigen, daß sie echt deutsch sind, mögen auch sie an unserem Kampfe theilnehmen und den Wahlspruch beherzigen:

Isolez le juif!

Man fühle sich nur als Christ und Deutscher, dann wird es Niemand schwer fallen, die Juden als Angehörige einer niedrigen Race, als Bekenner des Talmud, der scheußlichsten Religionssatzung, die die Geschichte kennt, richtig zu würdigen und dieser Würdigung entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Hinweg mit jeder falschen Scham, offen und ehrlich laßt uns jedem Juden, jeder Jüdin zeigen, wie Christen und Deutsche über das Judenthum denken. Hinweg mit der Maske, zeigt, daß Ihr Deutsche und Christen seid, die hoch über dem Juden stehen. Jede andere Auffassung ist eine irrige, ist eine krankhafte Schwäche.

Isolez le juif, deutsche Männer und Frauen, lautet unsere Parole!

Vermeiden wir selbstverständlich jeden näheren Verkehr mit Juden und Judenfamilien, weisen wir die semitische Zudringlichkeit ernst und würdig zurück, nicht in roher Weise, nicht etwa durch einen Faustschlag auf die Judennase, sondern durch vornehme Zurückhaltung. In Restaurants und anderen öffentlichen Orten dulde man keinen Juden an demselben Tisch — das verlangt schon die Rücksicht auf das germanische Schönheitsgefühl und auf unsere Geruchsnerven. Auch zwingt man hierdurch die Restaurateure,

besondere **Judenräume** einzurichten, und vielleicht schreiten wir allmählig in der Kultur so weit fort, daß auch die Eisenbahndirectionen, wenigstens die fiskalischen, besondere **Judencoupées** einführen!

Kein Christ erniedrige sich ferner, als Commis, Kutscher oder Diener, keine Christin als Gouvernante, Wirthschafterin oder Dienstmagd bei Juden in Sold und Brot zu treten!

Vor allen Dingen schaffe man die **Judenblätter** ab! Wenn die Deutschen erst aufhören, den Börsen-Courier, die Berliner Zeitung, die Tribüne, das Tageblatt, die Börsen-Zeitung, die Vossische Zeitung, die National-Zeitung, die Berliner Nachrichten, die Volks-Zeitung, das Kleine Journal, Ulk, Wespen und Kladderadatsch mit deutschem Gelde zu unterstützen, sind Mosse und Cohn, sowie der ganze übrige Hornissenschwarm jüdischer Preßbanditen wieder auf den Handel mit alten Hosen angewiesen.

Ebenso halte man es mit dem Theaterbesuch. Man betrete keinen Kunsttempel, den Juden leiten, man besuche keine Vorstellung, die Juden verherrlicht, man meide selbst das Königl. Schauspielhaus, wenn die Intendantur sich nicht scheut, so elenden Judenschund dem Publikum vorzusetzen.

Man ignorire ferner völlig die jüdischen Läden. Keine deutsche Hausfrau darf bei Juden kaufen; das verbietet **nationale Ehre** und der eigene Vortheil, denn wenn ein Gegenstand beim Juden um 5 Pfennige billiger zu erhandeln ist, wie in christlichen Geschäften, ist er um mindestens 25 Pfennige schlechter. Die Läden jüdischer Schacherer — denn Kaufleute sind die Juden nicht — kann man ja meistens schon draußen an der Firma erkennen. So wohlklingende Namen, wie Veilchenduft, Löwenthal und Rosenheim verrathen selbst dem christlichen Kinde schon, was für ein **Deutscher** der Ladeninhaber ist. Freilich behalten manche Semiten zur Täuschung des Publikums die christliche Firma ihres Vorgängers bei, aber Jeder wird ja gleich beim Eintritt in den Laden an Physiognomie und Sprache den Juden erkennen und kann dann ohne Weiteres umkehren.

Auch das unverschämte Gebahren der Juden auf der Straße verdient besondere Beachtung. Gewöhnlich zu 3 und 4 in einer Reihe wälzen sich dieselben ohne Rücksicht das Trottoir entlang, weit entfernt, Raum zu geben. Sollen wir den Juden schüchtern aus dem Wege gehen? Ihr braucht ihnen nur etwas ernst entgegenzutreten, und Jeiteles, selbst wenn er der feinste Landgerichtsreferendar sein sollte, wird schleunigst die Plattfüße zur Seite schwenken!

Deutsche, Christen, haltet hoch Eure Religion und Eure nationale Ehre! bedenkt, daß die Juden zwar auch zu den Menschen, nicht aber zu den Deutschen gehören.

In der Franzosenzeit galt es für ehrlos, mit Franzosen zu verkehren, darum in der Judenzeit:

Isolez le juif!

Literarisches.

Die Frankfurter Juden und die Auffassung des Volkswohlstandes. Von Germanicus. Leipzig. 1880.

Wenn der Naturforscher ein Thier kennen lernen will, so untersucht er nicht allein den Bau und die Anatomie desselben, sondern beobachtet auch seine Lebensäußerungen und Lebensgewohnheiten. So dürfen wir uns auch bei dem Studium des jüdischen Wesens nicht auf die philosophische Entwickelung desselben im Allgemeinen beschränken, sondern müssen die auf diesem Wege gefundenen Resultate auch an der Art und Weise prüfen, wie es im Einzelnen in die Erscheinung tritt. Und in dieser Hinsicht können wir der vorliegenden fleißigen und in hohem Maße interessanten Arbeit unsere volle Anerkennung nicht versagen. Wenn jeder Berufene in seinem Kreise ähnliche Beobachtungen anstellte und diese zusammengetragen würden, so müßte die oberflächliche Redensart, daß die Juden Menschen wie alle Anderen seien, bald an ihrer Lächerlichkeit sterben. Es würde Nichts ausmachen, wenn es sich finden sollte, daß unter den Juden auch ehrliche Leute und unter den Deutschen auch Spitzbuben seien, denn es kommt nur darauf an, was Regel und was Ausnahme ist. Den Juden nennen wir wegen seiner Ehrlosigkeit „Jude", den Deutschen „Schuft".

Berichtigung.

Auf Seite 57 des zweiten Heftes, Jahrgang II. unserer Zeitschrift, ist in dem Aufsatze: „Unsere Jugend" von einem „halbsemitischen Cultusminister" die Rede, wogegen uns von einem Verwandten des Dr. Falk mitgetheilt wird, daß in dessen Adern kein jüdisches Blut fließe.

Literarische Beiträge für die „Deutsche Wacht" bitten wir zu adressiren: An die Redaction der „Deutschen Wacht", Berlin N.O., 15 Friedenstraße.

Die Redaction.

Redaction und Verlag: Otto Hentze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Schriften zur Judenfrage!

In **Otto Hentze's** Verlag, **Berlin** NO., 15 Friedenstraße, sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Austriacus, Oesterreich ein Juwel in jüdischer Fassung. Judenherrschaft und Judenwirthschaft in Oesterreich-Ungarn. 3. Aufl. 3 Bog. 8. Preis broch. 75 Pf.

Der Juden Antheil am Verbrechen. Auf Grund der amtlichen Statistik der Thätigkeit der Schwurgerichte in Preußen für die Jahre 1870—78. Preis eleg. broch. 60 Pf.

Lázár, Prof. Dr. Jul., Das Judenthum in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Mit besonderem Hinblick auf Ungarn. 8 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 2 Mk.

Marr, Wilh., Der Weg zum Siege des Germanenthums über das Judenthum. 4. Aufl. 3. Bog. gr. 8. Preis broch. 90 Pf.

Naudh, H., (Verf. v. „Die Juden und der deutsche Staat." 10 Aufl.) Israel im Heere. Preis eleg. broch. 50 Pf.

— Minister Maybach und der „**Giftbaum.**" 3. Aufl. 2 1/4 Bog. 8. Preis eleg. broch. 50 Pf.

— Professoren über Israel. Preis eleg. broch. 50 Pf.

Neu-Palästina oder **Das verjudete Deutschland.** Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sogenannten „**deutschen**" Reiche. Von einem Konservativen. 2. Aufl. 3 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 90 Pf.

Die Deutsche Wacht. Monatsschrift für nationale Entwickelung. Jahrgang I. (1880) complett in 3 Bdn. eleg. broch. 12 Mk., herabgesetzter Preis 6 Mk.

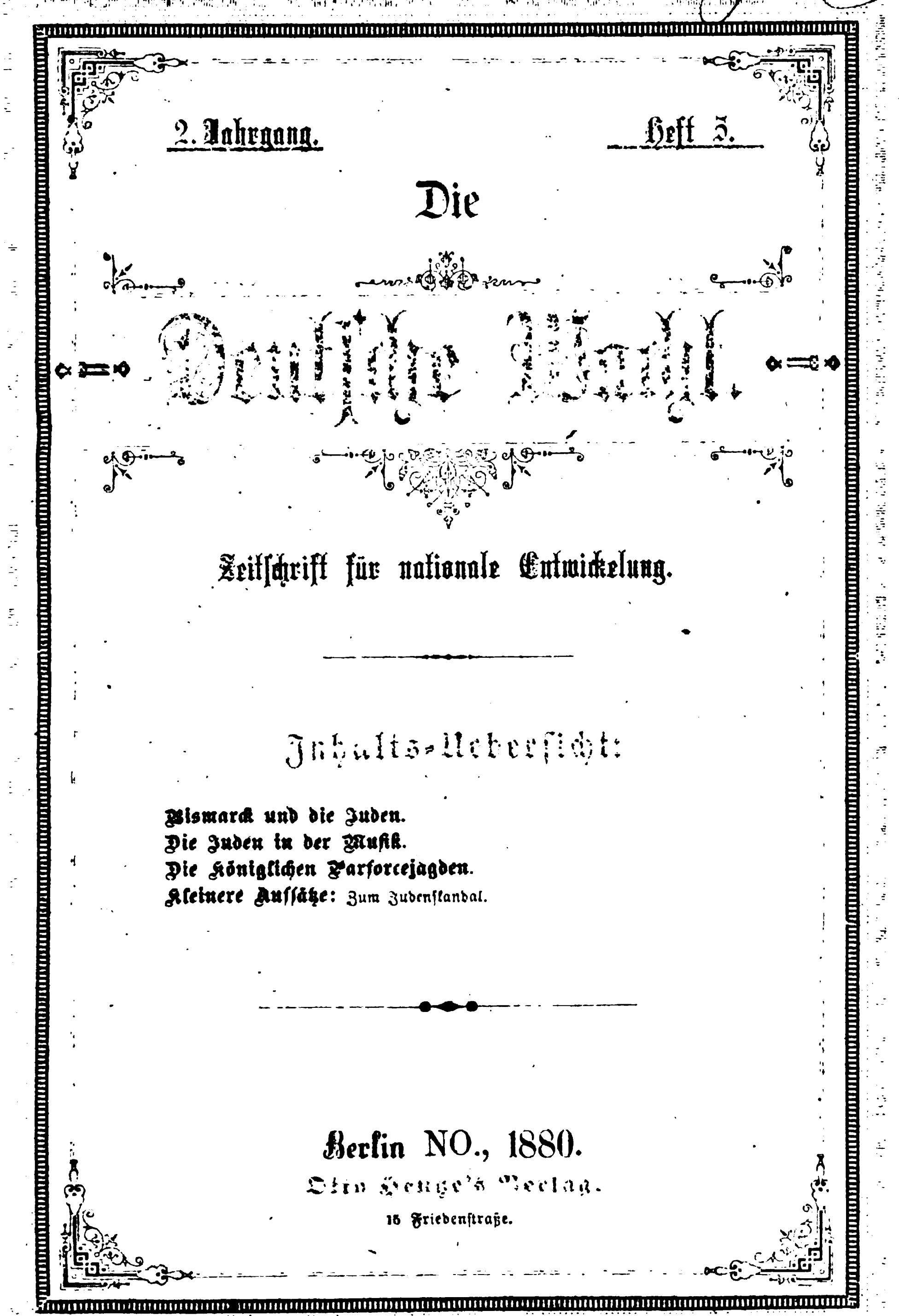
Die „Wacht" ist das erste Organ gewesen, das zum ausschließlichen Zwecke der Bekämpfung des „modernen" Judenthums begründet worden ist. Im nun vollendeten I. Jahrgang spiegelt sich die antisemitische Bewegung des verflossenen Jahres nach allen Seiten hin wieder und ist derselbe zur Orientirung in der Judenfrage geradezu unentbehrlich. Um die Anschaffung zu erleichtern, hat die Verlagshandlung den Preis — bis auf Widerruf — um die Hälfte ermäßigt.

— Dieselbe. Jahrgang II., Heft 1 und ff. Preis pro Quartal (6 Hefte) 3 Mk. Einzelpreis pro Heft 60 Pf.

Man abonnirt bei den Postanstalten, bei allen Buchhandlungen und bei der Verlagshandlung.

v. Wedell, R. A. E., Vorurtheil oder Berechtigter Haß? Eine vorurtheilslose Besprechung der Judenfrage. 3 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 90 Pf.

Max Babing, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.



2. Jahrgang. Heft 5.

Die Deutsche Wacht.

Zeitschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Bismarck und die Juden.
Die Juden in der Musik.
Die Königlichen Parforcejagden.
Kleinere Aufsätze: Zum Judenskandal.

Berlin NO., 1880.
Otto Hentze's Verlag.
16 Friedenstraße.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Die Deutsche Wacht.

1. December 1880.

Bismarck und die Juden.

In Nr. 44 der Allgemeinen Zeitung des Judenthums befindet sich ein Leitartikel, welcher unter der Ueberschrift „Der Reichskanzler Fürst Bismarck“ die Wandlungen erörtert, welche die Ansichten des Reichskanzlers über die Juden seit seinem ersten Auftreten im Vereinigten Landtage im Jahre 1847 erfahren haben.

Nur ganz im Vorübergehen wollen wir auf die jüdische Bescheidenheit aufmerksam machen, welche in dieser Ueberschrift anzudeuten scheint, daß ein Staatsmann nur durch seine Stellung zur Judenfrage sich kennzeichne und alles Uebrige nicht der Rede werth sei. Wir finden dergleichen bei den Juden natürlich und sind sogar nicht abgeneigt, ihnen in gewisser Beziehung für deutsche Staatsmänner — wie hier die Judenfrage sich einmal gestellt hat — Recht zu geben, wenn auch vielleicht in einem ihrer Meinung entgegengesetzten Sinne.

Der Artikel betont die Wirksamkeit Bismarcks bei dem Berliner Congreß, welcher es zu danken sei, daß für Rumänien und Serbien die Anerkennung der staatlichen Unabhängigkeit von der Gleichstellung der Juden abhängig gemacht worden sei; er hebt hervor, daß der Reichskanzler selbst es war, der das Bundesgesetz vom 3. Juli 1869, welches die Religion aus dem Staate ausrottet, dem Norddeutschen Parlamente vorlegte, und führt dann zum Beweise der großen Fortschritte Bismarcks in Weisheit und Tugend dagegen Einiges aus seinen Reden von 1847 an. Er wirft ihm vor, damals gegen jede Erweiterung der Rechte der Juden und höchstens nur für eine Ausdehnung des Edictes vom 12. März 1812 über das ganze Königreich gestimmt zu haben. „Ich bin kein Feind der Juden, und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate

ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden." Er habe dann den Begriff des christlichen Staates zu definiren gesucht, ohne freilich zu etwas Anderem zu gelangen, als zu einfachen Behauptungen, wie: „daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, auf religiöser, d. i. christlicher Grundlage sich befinden müsse". Er nenne denjenigen Staat einen christlichen, „welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christenthums zu verwirklichen". Er meine, daß nur aus dem Evangelium die Lehren des Communismus bekämpft werden könnten und daß man im Volke das christliche Bewußtsein nicht schwächen dürfe dadurch, daß auch Juden an der unmittelbaren Thätigkeit für den Staat theilnehmen. Er habe auch schon die Millionen russischer Juden gefürchtet, welche, wenn es ihren Brüdern in Preußen so gut ergehe, massenhaft in dasselbe eindringen würden. Dagegen glaubte er, daß die Juden der Provinz Posen nicht nach den übrigen Provinzen übersiedeln würden, weil sie sich bei den Polen wegen der bekannten Eigenschaften derselben zu wohl fühlten.

Auch hierin, sagt die Judenzeitung, täuschte sich Bismarck, denn seit 1848 hat sich die jüdische Bevölkerung der Provinz Posen um die Hälfte vermindert. Aber warum täuschte er sich? Offenbar weil seine übrigen Voraussetzungen nicht eintrafen. Der Jude braucht faule Verhältnisse, und je mehr die letzteren in den anderen Provinzen wegen des jüdischen Einflusses auf Staat, Commune und Verkehr in Fäulniß geriethen, um so mehr zogen sie die Juden aus Posen an, welches bereits von ihnen ausgesogen war.

Was der Reichskanzler wohl denken mag, wenn er seine früheren Reden, welche jetzt gesammelt erschienen sind, wieder liest? Wem ist es nicht passirt, daß er beim Auffinden eines Blattes aus alten Zeiten sich gewundert habe, wie klar und richtig er damals über manche Dinge dachte, über welche später der Schleier des Irrthums sich ausbreitete? Wer wollte läugnen, wenn er unsere jetzige Lage unbefangen übersieht, daß der vormärzliche Bismarck Recht und der Reichskanzler, falls er wirklich seine Meinung geändert hätte, Unrecht habe.

Der Rabbiner bemängelt höhnisch, daß man nicht wisse, nach welcher Interpretation der evangelischen Lehre der Staat diese zu „realisiren" habe: ob nach der römisch-katholischen, oder nach der calvinistischen, die eine hierarchisch-puritanische Republik wolle, oder nach der anglikanischen, welche den passiven Gehorsam lehre, oder nach der lutherischen u. s. w. Er versucht durch ein Taschenspielerkunststück Kirche mit Religion zu verwechseln, wie der Jude so gern, wenn von dem Judenthum die Rede

ist, Religion mit Confession verwechselt. Die christliche Lehre, um welche es sich handelt und welche das sittliche Gewissen der Deutschen ausdrückt, ist allen christlichen Kirchen gemeinsam und lautet einfach: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ und „Thue keinem Anderen, was Du nicht willst, daß Dir geschehe“ und sie ist der Gegensatz der jüdischen Gesinnung, welche die Lehre vom auserwählten Volk erfunden hat, das sich von seinem Gott die übrige Welt als Kriegsbeute versprechen läßt. Und wo kann denn ein Staat bestehen und sich geltend machen, außer auf dieser christlichen Grundlage?

Der Buddhaismus, welcher in den ostasiatischen Culturstaaten herrscht, hat genau die Sittenlehre des Christenthums, und auch der Koran hat das Wesentliche derselben aufgenommen und nur den Glaubenshaß — zum Verderben seiner Bekenner — derselben entgegensetzt. Nirgends aber findet sich das menschenfeindliche Dogma der Stammesüberhebung wie im Judenthum.

Ist etwa den Juden auf dieser antichristlichen Grundlage die Bildung eines Staates möglich geworden, oder möchten sie, falls ihnen die Herstellung eines solchen wirklich gelänge, in demselben wohnen? Warum sind sie nicht zu Hause unter sich geblieben und warum wandern sie denn aus Posen aus, als weil selbst ihnen diese Provinz zu jüdisch geworden ist?

Bismarck habe dann nach der Revolution von 1848 seine außerordentliche Laufbahn begonnen, die freilich den Bruch mit der gesammten Gattung „antediluvianischer Ansichten“ verlangt habe.

Und hier kommen wir auf den Grund des anscheinenden Zwiespaltes, welcher weniger aus einer Aenderung des Urtheils, als aus praktischen Umständen seine Erklärung finden dürfte.

Die Berliner sogenannte Revolution von 1848 ging nicht aus der Sehnsucht nach Juden hervor und war wohl nicht danach angethan, in den Ansichten eines praktischen, verständigen Mannes einen Umschwung herbeizuführen. Sie war nichts, als eine Faschings- und Hanswurst-Posse, mag auch der geschichtschreibende Professor ihr eine philosophische Idee unterlegen.

In Frankreich war lange mit communistischen und socialistischen Reden und Experimenten gespielt worden, die Börsen- und Interessenwirthschaft der Orleans hatte das Volk erbittert und der Teste-Cubière'sche Eisenbahnskandal die Fäulniß der oberen Schichten bloßgelegt. Es waren ähnliche Verhältnisse, als unter denen wir gegenwärtig leben und von welchen wir ähnliche Folgen erwarten. Die Februarrevolution dort

war das erste Auftreten des vierten Standes auf der politischen Bühne. In Wien spielten nationale Interessen mit und das Metternich'sche chinesische Regierungssystem war aller Welt unleidlich geworden. In Berlin aber fehlten alle diese Factoren. Die Regierung war eine einfache und sorgliche und ließ mehr Freiheit, als für den Hausgebrauch nöthig. Sie hatte das höchste Verdienst einer Regierung, unmerklich und wohlfeil zu sein und die damalige Ruhe erscheint fast als eine paradiesische, wenn man sie mit dem Getöse und Geschnurre des jetzigen kostspieligen Apparates vergleicht. Aber man hatte sich unter der Nüchternheit des königlichen Infinitivs gelangweilt, und die jüngere Generation schmollte, daß sie von der Geschichte anscheinend nur auf Hafergrütze zu Gaste geladen war, während ihre Phantasie in den großen Erlebnissen der unmittelbaren Vorfahren schwelgte und die Köpfe von weltstürmenden, unverdauten Junghegel'schen Schulphrasen überflossen.

Friedrich Wilhelm IV. war ein geistreicher Mann und an seine Thronbesteigung knüpften sich deshalb die unsinnigsten Hoffnungen und man war sehr enttäuscht, als der König sich nicht sofort beeilte, den Staat der Idee herzustellen. Doch stützte sich die Entrüstung hauptsächlich auf unpassende Redensarten und machte sich in schlechten Witzen Luft; ein gelungener Kalauer war eine revolutionäre Heldenthat. Zum Dank für den Bescheid des Ministers Rochow an die Elbinger von dem beschränkten Unterthanenverstande ließ man in Rekahn, dem Rochow'schen Familiengute, den Schuljungen auf die Frage des Examinators, was in Rekahn merkwürdig sei, antworten: „daß unser gnädiger Herr Minister ist." Blickt man jetzt auf Friedrich Wilhelm IV. unbefangen zurück, so wird man von der ungewohnten Weisheit seiner damaligen Absichten überrascht und kann nur bedauern, daß bei ihm die Kraft des Willens hinter der, allerdings durch phantastische Romantik manchmal getrübten Einsicht zurückgeblieben war. Die Opposition lebte nur in dem lesenden Publikum, welches kleiner als jetzt war, das aber schon damals der Jude in sein Joch zu spannen versuchte, wie deutlich die Bedeutung beweist, welche den trivialen Jacobi'schen „Vier Fragen" angeschwatzt und angeschrieben wurde. Auch fehlte es an den frondirenden Theetischen nicht an vielfachen neuen Auflagen von Marat und St. Just in der Verkörperung durch jüdische Literaten, welche nach der Reclame der politischen Proscription strebten und dann von den Gesinnungsgenossen von Haus zu Haus empfohlen wurden und die Betten der Gastfreunde beschmutzten. In diesen Kreisen wurde lebhaft rothe Revolution gemacht, aber im Volke hatte sie keinen Boden und es hat lange

Zeit gebraucht, dasselbe nachträglich zu durchwühlen. Als jedoch in Paris der Revolutions-Carneval losgegangen und Wien sogar gefolgt war, da hielt es den Berliner nicht länger, der auch seinen Ulk haben wollte, wenn auch Niemand mehr erschrak, als der Berliner Spießbürger selbst, nachdem die Bescheerung fertig war. Man brachte also sein mühsames Revolutiönchen zusammen und den Geheimrath verließ dem gegenüber seine bisherige Allweisheit und er fühlte sich von den Ahnungen der großen Stunde durchschauert und lauschte den Geburtswehen der Weltgeschichte.

Wer am 19. März 1848 von außerhalb nach Berlin kam, der glaubte, ein Narrenhaus zu betreten. Man war nicht sicher, von den verständigsten Leuten mit dem wahnsinnigsten Blödsinn überschüttet zu werden, und wer in Wirklichkeit nicht so dumm war, der hielt es für schicklich, sich wenigstens so dumm zu stellen. Der Eindruck war so kläglich, daß man es vorzog, Bekannten womöglich aus dem Wege zu gehen. Jüdischen Bekannten gegenüber war dies freilich nicht leicht, denn diese hatten nicht die Absicht, ihre persönlichen Heldenthaten zu verleugnen. Der Eine hatte drei Stürme von einer Barrikade siegreich zurückgeschlagen, der Andere den General Möllendorff mit eigener Hand gefangen genommen (in Wahrheit war der gutmüthige, alte Herr nur vorgeritten, um den thörichten Leuten den Unsinn ihres Widerstandes begreiflich zu machen und dabei hinterlistiger Weise vom Pöbel festgehalten worden). Hätte das Militair nicht rechtzeitig die Flucht ergriffen, so hätten die jüdischen Helden den letzten Mann über die Klinge springen lassen — und wenn sie auch nicht die Helden der Revolution gewesen waren, so wurden sie doch die alleinigen Gewinner.

In Wirklichkeit hatten einige hundert Bummler in der Nacht — sie wußten selbst nicht warum — versucht, Barrikaden zu bauen und waren natürlich mit leichter Mühe von den Soldaten vertrieben worden, denen sie an keinem Punkte ernsthaft Stand gehalten hatten. Am 19. rührte sich nicht ein Mäuschen mehr in der Stadt. Komischer ist nie eine Regierung gefallen, und sie fiel unter dem Gelächter aller Verständigen, welche Anfangs die ganze Sache für einen Carnevalsscherz hielten. Aber dem Geheimrath war es theils zu Kopfe gestiegen und hatte seinen Zopf revolutionär gesträubt, theils war ihm das Herz in die Hosen gefallen; man erinnerte sich, irgendwo gelesen zu haben, daß man immer der Zeit um einen Schritt voraus sein müsse und in der Zeit lag die Revolution, also eine Revolution! Und man begab sich an das Werk, um sie zu verfertigen, was man auf das beste vollbrachte. Da es eben nur eine Revolution des Unsinns sein konnte, so leistete man das Aeußerste in

dem Wahlgesetz und der National-Versammlung, in welcher Bratwurst (Kiolbassa) und Schnaps (Gorzalka)*) den Staat aufbauen sollten auf jener Weisheit, welche Vater Karbe, Linden-Müller und der Volkstribun Held unter freiem Himmel mit freigebiger Hand dem Pöbel spendeten, während der Spießer in Todesangst die Bürgerwehr-Muskete schulterte.

Von den leitenden Gedanken, welche in der Posse gesucht werden könnten, hatte nur die Forderung einer Landesvertretung einige Berechtigung, weil sie sich auf ein feierliches Versprechen mit dem Charakter eines Staatsgrundgesetzes stützte und der Idee des Culturstaates entsprach. Diese Forderung würde befriedigt worden sein durch Umbildung des vereinigten Landtages zu einer regelmäßigen Institution unter Verleihung des Geldbewilligungsrechtes und einer berathenden Stimme bei der Gesetzgebung, welche sich in den Händen des Staatsrathes besser befand als bei dem Hammelsprunge. Man kann nur mit Trauer daran denken, welche Rolle Preußen beschieden gewesen wäre, wenn es verstanden hätte, in dem allgemeinen europäischen Drunter und Drüber sich in Ordnung zu erhalten.

Die epidemische Kopflosigkeit trat so verheerend auf, daß nur Wenige ihr entgingen, und zu diesen gehörte vor Allen Wagener, welcher an die Spitze der Kreuz-Zeitung trat und nicht ohne Lebensgefahr dem Unsinn ein Halt zurief, und wenn er dabei vielleicht etwas zu weit nach der andern Seite Stellung nahm, so mag das durch die Nothwendigkeit des Gegensatzes entschuldigt werden. Wer die damalige Zeit mit durchgelebt hat, wird den Muth zu würdigen wissen, welcher zu einem solchen Auftreten gehörte und es mag ihm zweifelhaft erscheinen, ob ohne dasselbe der allgemeine Wirbel den Thron verschont haben würde. Die conservative Partei erkannte das Verdienst Wagener's damals an, die Anerkennung von Seiten des Thrones ist nicht bekannt geworden.

Zu den eifrigsten Vertretern und Anhängern der Kreuz-Zeitung aber gehörte noch eine Reihe von Jahren hindurch Herr von Bismarck-Schönhausen und man kann deshalb kaum annehmen, daß seine Bekehrung eine verspätete Nachwirkung der glorreichen Ereignisse von 1848 sei, sondern muß sich nach einer anderen Lösung des scheinbaren Räthsels umsehen.

Bismarck ist als märkischer Landjunker geboren worden und er bekennt sich in der zweiten Kammer am 8. April 1851 als solcher. „Wenn von Seiten der Herren Abgeordneten für Aachen, für Hagen oder des Herrn Peter Minus die Rede vom Junkerthum gewesen ist, so glaube ich,

*) Zwei Abgeordnete, oberschlesische Bauern.

dasselbe Recht zu haben, diesen Ausdruck auf mich und meine politischen Freunde zu beziehen, welches beispielweise ein pflichttreuer Officier hat, sich gemeint und geehrt zu finden, wenn Demokraten von Söldlingen u. dergl. reden." Unser Adel ist nicht ein Stand, wie in England, wo er auf dem Grundbesitz beruht, sondern will eine Kaste sein, obwohl er in Deutschland die Blutsgemeinschaft mit dem Volke theilt, während er in den romanischen Staaten allerdings im Gegensatz zu der übrigen Bevölkerung meist den erobernden germanischen Stämmen angehört. Bei uns könnte man höchstens sagen, daß in den Adel durch das Heirathen reicher Jüdinnen mehr jüdisches Blut gekommen sei, als in das übrige Volk, wie er denn ja auch fortwährend mit jüdischem Einschub beehrt wird. Weil aber bei uns noch der Kastenzopf gilt, so hat sich unter dem Einfluß des Hofes neben dem Militär-Adel ein Gesinde-Adel entwickelt, in welchem sich eigenthümliche Beschränktheiten fortpflanzen, die dem Ansehen des Adels schaden.

Vor diesen ist der Reichskanzler durch seine verständige bürgerliche Mutter bewahrt worden, anderen Einflüssen seines Ursprungs hat er sich nicht entziehen können. Zunächst macht es einen großen Unterschied, ob Jemand seine Jugend in Sonne und Wind genießt, oder ob er in einer städtischen Höhle bei der Lampe zur Welt kommt und niemals recht erfährt, wie es in der freien Natur aussieht, sondern sein Leben unter künstlichen Verhältnissen wie der Kanarienvogel im Käfig beginnt und endigt. Dann kommt hier noch der Gutsbesitzer und der Landwirth zu Sprache. Der Gutsbesitzer ist König auf seinem Hofe und nur durch die Rücksicht auf den Executor beschränkt, während der Landwirth fortwährend im Kampfe mit elementaren und sonstigen Widerwärtigkeiten begriffen ist, deren er mit eigener Kraft Herr werden muß.

Es kann nicht fehlen, daß sich unter solchen Verhältnissen Geist und Character anders entwickelt, als hinter dem Aktentische bei einer Beschäftigung, welche die lebendige Welt in ein Schema zu bringen sucht und endlich das Letztere für das Richtigere zu halten lernt. Es wird sich vielleicht eine herrische Rücksichtslosigkeit ausbilden, aber auch eine große Selbstständigkeit und die Gewohnheit, die Dinge von der practischen Seite anzusehen. Und der Reichskanzler hat das Glück gehabt, diese Unbefangenheit vor dem zerstörenden Einfluß der Schule zu bewahren. Er hat zwar seine Universitätszeit absolvirt, aber Mensur und Kneipe dabei nicht vernachlässigt und Keiner seiner Zeitgenossen will ihn jemals haben arbeiten sehen. Später setzte er in Kniephof — Kneiphof hieß es in der Nachbarschaft — ein frisches und flottes Leben fort und als er an jenem munteren Abend seinen Freunden erklärte, er werde sich jetzt

auf die Politik legen und ein berühmter Mann werden, wurde diese Erklärung zwar mit Lachen aufgenommen, aber man zweifelte doch nicht, daß er bei einigem Glücke das Zeug dazu habe. Und er war gerade der Mann mit seiner unbefangenen Energie das Formelnetz der damaligen schwächlichen Politik zu durchbrechen. Er begriff, daß es vor Allem nöthig war, den Deutschen Gedanken, welcher in der Luft schwebte, einen Körper zu schaffen und er ordnete diesen Zweck unter, was er für nebensächlich hielt. Ihm kam es drauf an, vor allen Dingen das Haus zu bauen und unter Dach zu bringen, das Uebrige werde sich dann leicht einrichten lassen und wenn nun jetzt in diesem Hause die Bewohner vor Rauch und Zug nicht zu leben vermögen, so ist manchem Baumeister Aehnliches passirt. Der Reichskanzler trat als Autodidakt in die Diplomatie und seine aus der Landwirthschaft herübergenommene Realpolitik hatte ihm in derselben so gute Früchte getragen, daß er sie für das Innere beibehielt. Er bewarb sich nach 1866 um die Indemnität und führte die Urwahlen im Norddeutschen Bunde ein, weil er glaubte, in dem Liberalismus eine hülfreiche, die Deutschen einigende Macht zu finden. Wahrscheinlich wurde er durch die Firma des „Nationalliberalismus" zu dem Irrthum veranlaßt, in demselben ein nationales Band zu suchen, während in Wirklichkeit die Prinzipien des Liberalismus auf die Auflösung des National-Bewußtseins hinwirken. Infolge dieses letzteren Umstandes waren denn auch die Hauptstützen der Nationalliberalen die Juden, welche die Presse und mit dieser den Urwähler in der Hand hatten und wenn der Reichs-Kanzler dieselben mit in den Kauf nahm, so geschah dies nicht, weil er sie für einen besonderen Segen hielt, sondern er verfuhr wie der Durstige, der sich an die im Glase schwimmenden Fliegen nicht kehrt. Was wir dann ferner in dem Gesetz vom 3. Juli 1869 und der ganzen weiteren Gesetzgebung, sowie in dem Culturkampf erlebt und erlitten haben, ist das Ergebniß der Methode, innerhalb der vorhandenen Majoritäten diplomatische Realpolitik zu treiben, obgleich diese Majoritäten gar keine reale Bedeutung hatten und die Abstimmungen außerhalb des Hauses wesentlich von denen im Hause abwichen. Es ist nicht anzunehmen, daß ein Mann von dem durchdringenden Verstande des Reichskanzlers den Fehler dieser Methode lange übersehen haben könnte und die Kölnische Zeitung brachte im Sommer einen bemerkenswerthen Bericht über eine Unterredung, die der Reichskanzler mit einem hochgestellten Diplomaten geführt haben sollte, einen Bericht, dessen Vertretung wir der Kölnerin überlassen wollen, der aber nicht an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet.

In dieser Unterredung hat der Reichskanzler sich angeblich über die allgemeinen parlamentarischen Verhältnisse höchst mißmuthig geäußert und den Vorsatz ausgedrückt, für die Folge sich von der innern Politik gänzlich zurückzuziehen und den Rest seiner Thatkraft ausschließlich den auswärtigen Beziehungen zu widmen. „Seine Stellung dem parlamentarischen Leben gegenüber könne von jedem Anderen mit demselben Erfolge ausgefüllt werden, wie neuerdings von ihm selbst, denn weniger Einfluß auf die Ergebnisse der parlamentarischen Verhandlungen als ihm selbst zu Gebote stände, würden Andere auch nicht haben und er sähe keine Nothwendigkeit, daß gerade er, der sich ein Recht auf Ruhe verdient zu haben glaube, seinen Jahren und seiner Gesundheit Zwang anthun solle, um in fruchtlosen parlamentarischen Kämpfen seine letzten Kräfte zu erschöpfen. Unser parlamentarisches Leben entbehre der Führung oder vielmehr diese Führung liege in den Händen der Massen, anstatt durch einen Generalstab der Intelligenz jeder Fraction geleitet zu werden. Man frage sich bei keiner Vorlage, was zweckmäßig und dem Lande und seiner Zukunft nützlich, sondern nur was bei der Menge der Wähler vielleicht populär sei. Bei den Abschätzungen dieser Popularität möge viel Irrthümliches wirksam sein, worüber die nächsten Wahlen ja Aufklärung geben werden. Augenblicklich aber sei sein Eindruck, daß in manchen Regionen, welche nach selbstständigem Ermessen entscheiden sollen, ein byzantinischer Servilismus gegen den muthmaßlichen richtig oder falsch berechneten Willen der Wähler die Lage beherrsche. Gegen Befürchtungen oder Fictionen würde er vergebens ankämpfen, wenn er sich überhaupt diese Aufgabe stellen wollte. Die Dictate der Massen ohne Rücksicht auf politische Einsicht in Empfang zu nehmen, dazu genüge jeder jüngere und kräftigere Minister, wie immer er sonst beschaffen sei. In Berlin halte ihn nur noch das Bedürfniß, keine Unklarheiten darüber aufkommen zu lassen, wohin die Verantwortlichkeit für unsere weitere innere Entwickelung in dem Augenblick falle, in welchem er die Führung derselben anderen Händen überlassen müsse."

Man sieht, der Reichskanzler schreckt nicht davor zurück, einen Irrthum einzugestehen, obgleich er selbst es war, welcher durch das allgemeine Wahlrecht des Norddeutschen Bundes und später des Deutschen Reichs unser ganzes Wohl und Wehe in die Hände der Massen gelegt hat. Daß die Masse dieses Wahlrecht nicht zur Bildung eines Generalstabes der Intelligenz benutzen würde, konnte kaum Jemand zweifelhaft sein, dem die Gellert'sche Fabel vom Tanzbären bekannt war. Niemals wird Jemand populär, den die Masse nicht in ihrer Vorstellung zu sich

und ihrem Begriffsvermögen herunterzieht, den sie also, da sie sich doch noch einen Standpunkt zu seiner Beurtheilung vorbehält, für dümmer hält, als sich selbst, wie dies schon Fichte ausgeführt hat. Der Urwähler ist freilich auch nur ein fehlbarer Mensch und so kann ihm wohl hin und wieder das Versehen einer verständigen Wahl passiren, aber als Regel konnte man darauf nicht hoffen. Man hat auch nichts gethan um ihn ein solches Versehen zu erleichtern. Wäre das passive Wahlrecht auf Eingesessene des Wahlkreises beschränkt und also der Urwähler genöthigt worden, aus einer Anzahl ihm persönlich bekannter Personen seine Wahl zu treffen, so hätte vielleicht ein unbewußter Instinct sein mangelhaftes Urtheil unterstützen können. Jetzt aber in seiner Unbeschränktheit verfällt er der Weisheit des jüdischen Leitartikels und wählt nach dem ihm täglich wiederholten Recept Personen, deren Einsicht ihm ganz unbekannt ist und die keine Ahnung von seinen Bedürfnissen haben. Kann man sich wundern, wenn auf diese Weise sich endlich eine Gladiatorenschule von schwatzenden Klopffechtern zusammenfindet und entwickelt, die gleich weit von dem Instincte der Masse, wie von dem Urtheil der Verständigen entfernt und gewiß nicht in der Lage sind, einen Generalstab der Intelligenz zu bilden. Solche Leute haben keine andere Bedeutung als ihre Wahl und es ist ihnen nicht zu verargen, wenn sie die Möglichkeit der Wiederwahl zur alleinigen Richtschnur ihres Handelns machen. Und wir wollen dem Reichskanzler keinen Vorwurf machen, wenn er in richtiger Schätzung dieser Stellung des Reichstages zum Lande denselben immer nur nach formellen Rücksichten behandelt und die Majoritäten gesucht hat, wo er sie am leichtesten zu finden hoffte — aber er hat damit Alles gethan, die Organisation selbstständiger Parteien mit bewußtem, realem Inhalt zu hindern und ohne solche Parteien ist eine parlamentarische Regierung auf die Dauer noch weniger möglich, als sonst. Wir haben aber nach dem Bericht der Kölnischen Zeitung keinen Grund zu der Annahme, daß der Reichskanzler den politischen Werth der Juden noch besonders hoch schätze. Er wird heute wohl derselben Ueberzeugung sein, wie am 25. Juni 1847, daß nämlich die Emancipation der Juden kein Fortschritt und wahrscheinlich haben ihn die nachträglichen Erfahrungen belehrt, daß sie sogar ein Uebel sei.

Warum sollte er heute geringer von der nationalen Ehre denken, als am 15. Juni 1847, als er sagte:

„Ferner haben mehrere Redner wieder, wie in fast allen Fragen, auf das nachahmungswerthe Beispiel von England und Frankreich verwiesen. Diese Frage hat dort weniger Wichtigkeit, weil die Juden nicht

so zahlreich sind, wie hier. Ich möchte aber den Herren, die so gern ihre Ideale jenseits der Vogesen suchen, eins zur Richtschnur empfehlen, was den Engländer und Franzosen auszeichnet. Das ist das stolze Gefühl der Nationalehre, welches sich nicht so leicht und so häufig dazu hergiebt, nachahmungswerthe Vorbilder im Auslande zu suchen, wie es hier geschieht." Oder am 3. December 1750: Ich habe nur mit kurzen Worten gesagt, daß es mir scheine, wenn ein Volk die Schmach erlebe, daß Fremde an seinem Heerde es mißhandelten, daß das ein hinreichender Grund sei, selbst mit Entflammung des Nationalhasses gegen einen solchen Fremden Krieg zu führen."

Warum soll er nicht heute noch den practischen Blick besitzen, welchen er damals bewiesen hat und dem die reale Bedeutung der antisemitischen Bewegung im ganzen Volke unmöglich entgehen kann?

Wenn er das Richtige aber erkannt hat, so wird ihm schwerlich der Muth fehlen, auf Aufhebung des Gesetzes vom 3. Juli 1869 hinzuwirken und sich damit die Zustimmung aller Deutschen zu erwerben. Er wird gewiß nicht den Ruhm seines Lebens den Juden opfern wollen, denn welchen Werth hätte die Errichtung des Deutschen Reiches, wenn dieselbe nur dazu dienen sollte, die Deutschen zu verjuden. Er sagte am 15. November 1849 in der zweiten Kammer:

„Es kann sein . . . . ., daß das Volk aufgeklärt werde über den Schwindel, dessen Beute es ist, daß ihm die Augen aufgehen, wenn ihm eines seiner uralten christlichen Grundrechte nach dem anderen genommen wird: das Recht, von christlichen Obrigkeiten regiert zu werden, das Recht, seinen Kindern in Schulen, deren Besuch und Unterhaltung Zwangspflicht für christliche Eltern ist, eine christliche Erziehung gesichert zu wissen."

Er könnte sich über die jetzige Verwirklichung seiner damaligen Voraussicht freuen.

Wenn man das Gegentheil aus seinem Auftreten bei dem Berliner Congreß folgern will, so thut man ihn wohl Unrecht. Es lag damals die Gefahr nahe, daß ein jüdischer Heuschreckenschwarm von mehreren Hunderttausenden in Rumänien lose werden und das übrige Europa — namentlich das gelobte Deutschland — überziehen würde und der deutsche Reichskanzler suchte in Pflicht und Einsicht die drohende Gefahr dadurch abzuwenden, daß er die rumänischen Juden beruhigte und in ihren Wohnsitzen festhielt. Er mag die armen Rumänen bedauert haben, aber die Deutschen standen ihm näher.

Für einen Widerspruch mit dem Vorstehenden mag man die Neigung des Reichskanzlers halten, sich persönlich mit Juden zu umgeben und mit

denselben anscheinend freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, aber auch dieser Widerspruch löst sich, wenn man die Aeußerung des Herrn von Bismarck-Schönhausen am 15. Juni 1847 in Bezug auf die Juden: „Ich liebe sie sogar unter Umständen", etwas näher ansieht. Herr von Bismarck sprach damals als Landjunker und die „Umstände" waren die Umstände eines solchen, welchem in früheren Zeiten der Judenfactor unentbehrlich und später immer noch bequem war. Jude und Junker stehen in alten Beziehungen und als der Jude noch auf bescheidenere Stellung angewiesen war, hatte fast jeder Gutsbesitzer seinen jüdischen Factor und in den östlichen Provinzen findet man denselben noch, meistens in der Stellung des Krugpächters, wie er denn in Polen ganz allgemein ist. Der Jude besorgte alle jene Geschäfte, zu welchen der Junker einer Vermittelung bedurfte, weil er entweder zu stolz oder zu bequem zu eigener Ausführung war, und der Erstere erhielt dadurch Gelegenheit, sich in das Vertrauen seines Herrn einzuschleichen und diesen in die Karten zu sehen, was er dann wieder zu eigenem Vortheile ausnutzte. Niemand war zu solcher Stellung geeigneter als der Jude, welcher rührig, schmiegsam und listig dabei allerhand Nebenprofite fand und durch den Luxus der Ehre im persönlichen Verkehr nicht Unbequemlichkeiten verursachte. So bildete sich dies Verhältniß zwischen dem Junker und seinem Leibjuden zu einer gewissen Gemüthlichkeit aus, welche nur dann und wann durch eine Frechheit oder Schufterei des Juden und dem entsprechenden Fußtritt des Junkers vorübergehend gestört wurde, sich aber immer wieder herstellte, so lange einerseits der Jude seinen Vortheil dabei fand und weil andererseits der Junker in seinen Händen war. Viele unserer reichen Juden haben auf solche Weise den Grund zu ihrem Vermögen gelegt, und es ist nicht selten vorgekommen, daß der Factor anfänglich im Stalle nächtigte und mit ein paar harten Eiern abgespeist wurde, dann in den Krug zog und endlich vom Herrenhause Besitz ergriff. Solche Factor-Verhältnisse hatte Bismarck wohl im Auge, als er erklärte, die Juden „unter Umständen" zu lieben, und wenn man seine späteren Beziehungen zu denselben von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, so wird Alles klar. Lassalle, Lasker, Bleichroeder und tutti quanti, ungetaufte und getaufte Leibjuden des Fürsten — Nichts als Factors!

Wer aber mag in das Herz des Reichskanzlers schauen und entscheiden, ob ihm nicht nachgerade die Gesellschaft doch lästig werde und ob er nicht manchmal seufze:

„. . . . Herr, die Noth ist groß,
Die ich rief, die Juden, werd' ich nun nicht los!"

Die Juden in der Musik.

„Nun wachse auf Dir hinfort nimmermehr keine Frucht!" Dieser Fluch, welchen Christus über den nur Blätter tragenden Feigenbaum ausspricht und welcher mit Recht auf das jüdische Volk gedeutet wird, steht auch heute noch in Kraft, und trotz seiner fieberhaften Thätigkeit auf allen Gebieten ist das Judenthum ein verdorrter Baum, der keine Früchte mehr bringt.

Das Volk der Wahl, welches bis zur Verwerfung Christi den Mittelpunkt der Geschichte bildete, ist heute ein dürrer Stamm am Wege, abgeschieden von dem lebendigen Strom der Geschichte, ein Baum, von dem in der That kein Mensch mehr Frucht gegessen hat noch essen wird, todt und werthlos an sich selbst, todt und werthlos auch für die menschliche Gemeinschaft. War es deshalb auch ein schlimmer Mißgriff des christlichen Staates, den Juden als Gleichen und Genossen zu behandeln, insofern er ihm damit nicht allein eine große Macht in die Hand gab und ihm das Recht verlieh, sich in jeder Hinsicht, auch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, als gleichberechtigter Mitarbeiter und Concurrent zu fühlen, so konnte er ihm doch nicht die Fähigkeit geben, welche zur Beherrschung dieser hohen Güter von unbedingter Nothwendigkeit, welche zu ihrer Ausübung eben nicht zu entbehren ist.

Wenn der Jude es auf dem Gebiete des politischen Lebens nach und nach dahin gebracht hat, daß er überall mehr oder weniger die erste Rolle spielt, so verdankt er dies einmal dem Umstande, daß das Geld, welches sich größtentheils in seiner Hand befindet, nun doch einmal die erste Großmacht ist, und sodann der Art und Weise, wie der gutmüthige deutsche Michel sich von ihm hat dupiren lassen.

„Mehr aus Anregung eines allgemeinen Gedankens, als aus realer Sympathie", sagt Richard Wagner, „ging es hervor, daß man den Juden aus seiner vorherigen Stellung, welche ihm zukam und in welcher er sich ganz wohlgefiel — wie die russische Frau, die erst von der Liebe ihres Mannes überzeugt ist, wenn sie seinen Stock fühlt — hervorzog. Und was hat man dafür geerntet? Nicht zufrieden damit, als Fremdling

eine gleiche Berechtigung mit den Eingeborenen erhalten zu haben, sucht der Jude, der zuvor der demüthigste Knecht war, jetzt auf allen Gebieten der Herr zu werden, und zwar ein Herr, der keine Rücksichten und keine Milde kennt, und dem das Zerstören alles Christlichen die größte Lust ist.

Auf dem Gebiete des politischen Lebens, in der Presse und im geschäftlichen Verkehr hat er dies denn auch bereits auf die angedeutete Weise erreicht. Es bleiben ihm nur noch die Pforten der idealen Güter, der Wissenschaft und der Künste zu erschließen. Was die Erfolge der Juden in der Wissenschaft anlangt, so charakterisirt dieselben ein Wort Kants, welcher sagt: „Alle ihre Talente und Kenntnisse drehen sich um Ränke, Kniffe und Pfiffe; mit einem Wort, sie haben Alle nur einen Judenverstand.“

Hinsichtlich ihrer Stellung zur Kunst sei die von Wagner aufgestellte und wohl allgemein gebilligte Behauptung vorausgeschickt, daß wir einen Menschen, dessen äußere Erscheinung wir seiner ganzen Gattung nach zur künstlerischen Darstellung für absolut unfähig halten müssen, unmöglich zur künstlerischen Aeußerung seines Wesens überhaupt für fähig halten können. Nun denke man sich beispielsweise die berühmte Gruppe „Moses, von Aron und Hur gestützt, erfleht vom Herrn den Sieg wider die Amalekiter,“ von drei Juden dargestellt, wie wir sie heute auf der Straße sehen! Würde nicht jeder einigermaßen gebildete Mensch sich mit Abscheu davon hinwegwenden?

Die bildenden Künste haben denn auch die Juden mit wenigen Ausnahmen liegen lassen und sich in der Hauptsache den beiden andern Künsten gewidmet, deren äußere Kundgebung vielleicht eine leichtere ist, zu welchen sie aber eigentlich noch weniger irgend welche Berechtigung haben sollten. Die Producte der alttestamentlichen Poesie gehören gewiß zu den schönsten und erhabensten aller Zeiten; aber der moderne Jude dichtet ja nicht in seiner Muttersprache, er dichtet in einer fremden und „in fremder Sprache wahrhaft zu dichten, ist bisher noch dem größten Genius unmöglich gewesen.“

Definiren wir nun mit Richard Wagner die Musik als die Sprache der Leidenschaft und den Gesang als die in höchster Leidenschaft erregte Rede, so muß es bei logischer Betrachtung ganz unfaßlich erscheinen, daß ein Jude als Componist überhaupt genießbar sein kann. Man vergegenwärtige sich nur, wie ein Jude, dessen Sprache an und für sich schon durch die willkürliche Verdrehung von Worten und Constructionen auffällt, erst in leidenschaftlicher Erregung auf seine Zuhörer wirkt. Der Erfolg ist meist Gelächter.

Uebertragen wir diese empirischen Wahrnehmungen auf Werke der Tonkunst, so muß man sich fragen, wie ist es möglich, daß ein Jude es auf diesem Gebiete je zu irgend welchem Erfolge oder gar zu einer Beherrschung des öffentlichen Geschmacks bringen konnte? Den Hauptgrund hierfür findet Wagner in dem Umstande, daß die Theater und Concert-Säle sich heute meist mit demjenigen Theile der Gesellschaft füllen, bei welchem der einzige Grund zur wechselnden Vornahme irgend welcher Beschäftigung die Langeweile ist. Die Krankheit der Langeweile ist aber, wie derselbe sagt, nicht durch Kunstgenüsse zu heilen, denn sie kann absichtlich gar nicht zerstreut, sondern nur durch eine andere Form der Langeweile über sich getäuscht werden. Die Besorgung dieser Täuschung hat der jüdische Tonsetzer übernommen und es ist ja eine allbekannte Thatsache, „wie talentvoll sind unsere Leut'." Das Problem, aus fünf alten Hosen eine neue Weste zu machen, hat man auch in der Musik zu lösen gewußt, freilich in der Weise, daß man trotz alles neu hinzugekommenen Firlefanzes meist im Stande ist, den guten alten Stoff herauszufinden. Ein Conglomerat der Formen und Stylarten aller Meister und Zeiten, verbunden mit glänzenden Aufzügen und Decorationen: das ist es, was er „Große Oper" nennt.

Jeder Originalität baar, kann er nur nachahmen, nicht selbstständig produciren.

Seine Abhängigkeit von christlichen Mustern muß er sogar verrathen, wenn er, um scheinbar Eigenes zu geben, ihnen zu entfliehen sucht, sie übertreibt oder mit hohlen Phrasen umkleibet. Woher soll ihm auch die künstlerische Anregung kommen? Der wahre Dichter und Tondichter findet dieselbe im Wesen und Leben seines Volkes; für den Juden ist die einzige Quelle, aus welcher er schöpfen kann, die Feier des Jehova-Dienstes. Die Rhythmen des Synagogengesanges sind es also einzig und allein, welche die musikalische Phantasie des Juden erfüllen können; sie sind das einzige Originelle, was er zu bieten vermag, und wir bekommen auf diese Weise ein gräuliches Gemisch von entstellter christlicher Musik und jüdischem Gemauschele, so daß Richard Wagner sehr treffend sagt, daß jüdische Musikwerke auf ihn häufig den Eindruck hervorbringen, als ob z. B. ein Goethesches Gedicht im jüdischen Jargon vorgetragen würde.

Mit welcher rapiden Schnelligkeit die Juden aber, nachdem sie einmal auf dem Gebiete der Musik Fuß gefaßt hatten, auf demselben es zu einer gewissen Beherrschung des Geschmacks haben bringen können, das illustriren wohl am besten einige der „Neuen Zeitschrift für Musik" aus

dem Jahre 1850 entnommene Ausdrücke. Bereits dort ist von einem „hebräischen Kunstgeschmack“ und von einer „in die Augen springenden Verjudung der modernen Kunst“ die Rede; bereits dort heißt es: „Wir sehen uns in der Nothwendigkeit, um Emancipirung von den Juden zu kämpfen.“ Schon eine Reihe von Jahren früher konnte Spontini sagen: „Die Deutschen sind auf musikalischem Gebiete durch die Juden verdorben.“

Und wer sind nun diese großen Componisten, welche einen Bach, einen Händel, einen Gluck in den Schatten zu stellen suchten?

Der hervorragendste unter ihnen ist unstreitig Mendelssohn. Felix Mendelssohn-Bartholdy, am 3. Februar 1809 als Sohn eines wohlhabenden Banquiers in Hamburg geboren, in seinem vierten Jahre aber bereits mit seinen Eltern nach Berlin übergesiedelt, zeigte schon in frühester Jugend eine specifisch musikalische Begabung seltener Art. Erzogen im Schooße des Glückes, war es ihm vergönnt, sich in mannigfaltigster und ausgiebigster Weise zu bilden. Es vereinigen sich somit bei ihm reichste Talentfülle und feinste Bildung, und doch, fühlen wir uns auch auf Augenblicke durch seine Compositionen interessant unterhalten, so kommen wir doch kaum jemals in die Lage zu einer derselben zu sagen: „Verweile doch, du bist so schön!“ „Nur da“, sagt Wagner, „wo das bedrückende Gefühl des Nichtschaffenkönnens in seinen Werken zum Durchbruch kommt und ihn zum Ausdruck schwermüthiger Resignation hindrängt, ist er im Stande sich characteristisch darzustellen und uns auf längere Zeit zu fesseln.“ Daher die Popularität seiner Lieder ohne Worte, von denen aber doch ein großer Theil über einen Leisten geschlagen ist, und vieler seiner Gesänge. Daß er mit seinen Psalmen-Melodien den Beifall der christlichen Gesellschaft gewonnen hat, können wir nur aus der Gutmüthigkeit derselben und aus ihrer Theilnahme für den Stoff erklären. Immerhin aber ist die Begeisterung, welche ihnen vielfach entgegengebracht worden ist, ein bedenkliches Zeichen der Zerflossenheit unserer Gesellschaft und ihrer Entwöhnung von der tiefen, freilich auch strengen Originalität unseres Kirchenliedes und unseres Bach.

Ganz unbegreiflich aber ist das Entzücken derselben Gesellschaft über das leere, fade Elfengeschwirr im „Sommernachtstraum“, welches nicht nur eine Nachbildung, sondern stellenweise, wie am Schlusse der Ouverture, sogar eine wörtliche Copie des Weber'schen Originals im „Oberon“ ist. Der berühmte „Hochzeitsmarsch“ ist so recht ein Beweis für das eigene Gefühl der Unproductivität des Componisten. Die Freude, doch endlich ein Thema gefunden zu haben, zeigt sich in der Weise, daß die

drei Theile, welche der Marsch enthält, abwechselnd bis zum Uebermaß in verschiedenen Tonarten immer wieder von Neuem breit getreten werden. Von Mendelssohns sonstigen Ouverturen sei, als deutlichstes Beispiel des Entlehnens von christlichen Mustern, die zum „Ruy Blas“ angeführt. Das durchgehende Hauptthema lautet:



Nun höre man, was etwa siebenzig Jahre früher Gluck in seiner „Alceste“ schrieb. (1. Akt, Nr. 3, ursprünglich in A-dur.)



Ferner beobachte man die Angst, mit welcher er in seiner A-moll-Symphonie das Muster, welches er vor Augen hat, Beethoven's A-dur-Symphonie, zu verbergen und die Absichtlichkeit, mit der er in seiner Travestie, obwohl vergeblich, etwas Neues hervorzubringen sucht, und man wird über die Armuth eines solchen Producenten erschrecken. Ein tragischer Zug gewissermaßen seines Wesens, sagt Richard Wagner, ist der Conflict zwischen dem Bewußtsein des Nichtschaffenkönnens und dem Triebe des Schaffenwollens, an dessen Lösung er sein Leben setzte, ohne daß sie ihm gelingen konnte. Aeußerlich mit allen Ehren überhäuft, denen die Ernennung zum Königlich preußischen General-Musik-Director und zum Ritter des Ordens pour le mérite die Krone aufsetzte, konnte er doch innerlich selbst nie eine volle Befriedigung empfinden, und dies, verbunden mit dem daraus hervorgegangenen, rastlosen Streben und Anstrengungen, war wohl mit ein Grund seines frühen Todes, welcher ihn am 3. November 1847 in Leipzig ereilte. Mendelssohn war, wie das lebhafte Interesse, welches er bei allen Gelegenheiten für die kirchliche Musik an den Tag legte, zeigt, nicht nur äußerlich — er war schon als Kind wie alle seine Geschwister durch die Taufe zum Christen geweiht — sondern auch innerlich vom christlichen Sinne durchdrungen. Deshalb wird man auch selten finden, daß ein Jude ihn als einen großen Componisten hinstellt. Diesen Namen beansprucht er in erster Linie für Meyerbeer.

Giacomo Meyerbeer, oder, wie er eigentlich hieß, Meyer Liebmann Beer, ist am 5. September 1791 zu Berlin als Sohn des Banquiers Jacob Beer geboren. Er ist der eigentliche Schöpfer der großen Oper,

dieser musikalisch-weltbürgerlichen Monstrosität und der Urtypus des musikalischen Handelsjuden, dem bei seinem Musikmachen die Hauptsache war, Geld zu verdienen. In wie umfangreicher Weise ihm dies gelungen ist, dürfte wohl allgemein bekannt sein, und die Stelle eines preußischen General-Musik-Directors mit dem Sitz in Paris und einem Jahreseinkommen von etwa 20,000 Thalern that auch nicht das wenigste dazu. Kriechend höflich, wo es galt, etwas zu verdienen, war er anderseits auch, wo es angebracht, von echt jüdischer Eingebildetheit und abstoßendem Hochmuth.

Ehe wir auf eine nähere Besprechung seiner Werke eingehen, wird es interessant sein, die Urtheile dreier hervorragender Männer aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenstem Charakter über ihn und sein Wirken zu hören, nämlich die Urtheile Spontini's, Wagner's und Heine's. Spontini, bekanntlich seiner Zeit allmächtiger Beherrscher der Berliner Oper, erklärte, es sei Hoffnung vorhanden gewesen, die deutsche Musik zu heben; aber, fährt er fort: „Depuis que le roi de Prusse a livré sa musique au désordre occasionné par les deux juifs errants (Mendelsohn und Meyerbeer) qu'il a attirés, tout espoir est perdu.“ (Seit der König von Preußen seine Musik der Willkür der beiden ewigen Juden überlassen hat, ist alle Hoffnung verloren.)

Richard Wagner, welcher an einer anderen Stelle über Meyerbeer als Menschen in äußerst achtungsvoller Weise spricht, sagt in einem Briefe an Hanslick, datirt aus Dresden vom 1. Januar 1847: „Wenn ich Alles zusammenfasse, was mir als innere Zerfahrenheit und äußere Mühseligkeit im Opern-Musikmachen zuwider ist, so häufe ich das in den Begriff „Meyerbeer“ zusammen, und dies umsomehr, weil ich in der Meyerbeer'schen Musik ein großes Geschick für äußere Wirksamkeit erkenne, die umsomehr die edle Reife der Kunst zurückhält, als sie mit aller Verleugnung der Innerlichkeit in jeder Farbe zu befriedigen sucht.“ Mit diesen Worten wird in recht treffender Weise der Begriff „große Oper“ charakterisirt, und das Recept für eine solche könnte etwa folgendermaßen lauten: Man nehme zu gleichen Theilen etwas deutsche, italienische und französische Musik und quirle dies ordentlich durcheinander, bis es nicht mehr zu unterscheiden ist. Dazu thue man die nöthigen Bravourkunststückchen und Ballet nach Gutdünken und lasse das Ganze in Paris aufführen, von wo es bald die weitere Runde machen wird.

Ganz besonders bedeutsam sind die meist außerordentlich scharfen und sarkastischen Aeußerungen Heine's über Meyerbeer, also eines Juden über den anderen, und mögen davon einige hier Platz finden.

In dem „Zur Teleologie" überschriebenen Fragment (Seite 140 der letzten Gedichte und Gedanken) heißt es:

„Ohren gab uns Gott die beiden,
Um von Mozart, Gluck und Haydn
Meisterwerke anzuhören.
Gäb' es nur Tonkunst-Kolik
Und Hämorrhoidal-Musik
Von dem großen Meyerbeer,
Schon ein Ohr hinlänglich wär'."

In boshafter Weise nennt er ihn auf Seite 149 den „Lorbeer-Meyer", auch „unsern lieben Beeren-Meyer", und an einer anderen Stelle den „musikalischen maître de plaisir der Aristokratie." Seine Berufung nach Berlin als General-Musik-Director schreibt er dem Umstande zu, daß der König Friedrich Wilhelm IV. keine Musik leiden könne:

„Wie mir, ist auch zuwider ihm
Die Musik, das edle Ungethüm;
Aus diesem Grunde protegirt auch er
Den Musikverderber, den Meyerbeer!"

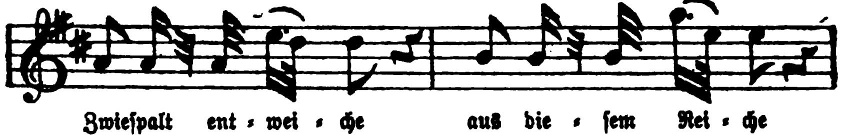
(cf. S. 151. „Die Menge thut es.")

Endlich verdient noch Erwähnung das Fragment „Päan" (Seite 145 f.), welches beginnt:

„Streiche von der Stirn den Lorbeer,
Der zu lang herunter bammelt,
Und vernimm mit freiem Ohr, Beer,
Was Dir meine Lippe stammelt."

Wenn irgend Jemand, so hat Meyerbeer es verstanden, schon vorhandene Melodien in seinen Opern zu verwenden, und auf diese Weise das Publikum zu täuschen, welches dieselben für Originale halten muß. Notorisch ist, daß er nicht nur Synagogengesänge, sondern besonders alte christliche Lieder, welche er in den Klöstern Italiens aufstöberte, verwandt hat. Es wird sich dies in den meisten Fällen heut schwer noch nachweisen lassen. Dagegen läßt es sich um so leichter nachweisen da, wo er allgemein bekannte Sachen benutzt hat, und wir wollen die krassesten Fälle aus seinen Werken hervorheben.

Der Chorgesang aus den „Hugenotten"



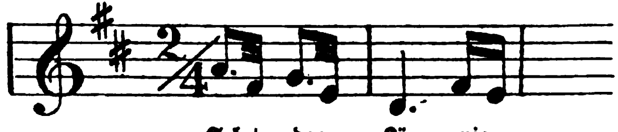
erinnert doch zu sehr an das bekannte Lied: „Mit Weibern sich vertragen, mit Männern rumgeschlagen“ u. s. w., als daß man nicht dasselbe als das Original ansehen sollte; und wer ist nicht versucht, wenn er folgende Noten aus dem 5. Akt derselben Oper liest,



sich dazu den Text zu denken: „Erblickt auf Felsenhöh'n“, während hier von den Pforten des Himmels die Rede ist.

Von der Musik zu den „Hugenotten“ überhaupt sagt Grillparzer, daß dieselbe eigentlich erst mit dem Duett des 4. Aktes beginne.

Zu dem Kinderchor aus dem „Propheten“



hat doch unzweifelhaft der „Landesvater“: „Alles schweige“, Modell gestanden.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß der Haupttheil des viel bewunderten „Krönungsmarsches“ im „Propheten“ aus einem Schneider'schen Oratorium abgeschrieben ist und es wird sich verlohnen, eine kleine hierauf bezügliche Anekdote einzuschalten. Friedrich Schneider, der berühmte Oratorien-Componist, wurde eines Tages, als man in Dessau eben den „Propheten“ einstudirte, gefragt, was er von der Oper halte. „Ich persönlich“, erwiderte er, „bin Meyerbeer deswegen zum größten Danke verpflichtet, denn er hat dadurch jenem Satz aus meinem Oratorium „Absalon“, welcher sonst bald der Vergessenheit anheim gefallen wäre, die Unsterblichkeit verschafft.“ Er hatte Recht; wer weiß heute noch etwas von einem „Absalon“, wogegen man den Marsch in allen Concerten, ja auf allen Leierkasten noch heute spielt und weiter spielen wird.

Wie bequem es sich Meyerbeer machte, als er eine neue Oper für Paris zu schreiben hatte, indem er ein eigenes Werk einfach copirte, und so den „Nordstern“ schuf, welcher sich vom „Feldlager in Schlesien“ nur durch den Text unterscheidet, ist wohl allbekannt. Ob es ein Zeichen seiner Popularität ist, daß man nach der Melodie des Schattentanzwalzers aus „Dinorah“ das schöne Lied singt: „In einem Omnibus saß ein Mechanikus, der hatte Lackstiefel an“, oder ob er das vorhandene „Volkslied“ dabei benutzt hat, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen.

Von der „Afrikanerin" ist wohl kaum mehr zu sagen, als daß es ein recht schönes Ausstattungsstück ist; was ihre Bedeutung als Oper anlangt, so möge hier das Urtheil eines als Wagnerianer bekannten Musikers angeführt werden, welcher sagte: „Eher will ich Wagner den „Rienzi" verzeihen, wie Meyerbeer die „Afrikanerin"!" Als Probe für den Werth der Musik sei noch eine der berühmtesten Nummern angeführt: die Arie Nelusko's: „Dir, Königin, bin ich ergeben". Zu ihrer Würdigung vergleiche man unter C. M. von Weber's Compositionen, Op. 15, Nr. 6 ein kleines Lied, betitelt: „Er an Sie".

Einen eigenthümlichen Charakterzug haben fast sämmtliche Opernhelden Meyerbeer's, den der Unbeständigkeit in der Liebe. Robert ist sich während der ganzen Oper nicht klar, ob er eigentlich Alice liebt oder Isabella. Raoul schwankt in bedenklicher Weise zwischen der Königin und Valentine und Vasco de Gama endlich findet einen Ausweg in der Weise, daß er im ersten Akt Selika, im zweiten und dritten Joes, im vierten wieder Selika und zum Schluß endlich endgültig Joes liebt.

Dank dem Geschmacke des hauptsächlich national-jüdischen Publikums hat Meyerbeer bei Lebzeiten Beifall und Ruhm geerntet, wie kaum ein Zeitgenosse. Mit Glücksgütern reich gesegnet, war er in der Lage, sich das Leben möglichst bequem machen zu können; auch an äußeren Ehren hat es ihm, der darnach strebte, wie kaum ein anderer, niemals gefehlt. Nach der Veröffentlichung der „Hugenotten" erfolgte seine schon erwähnte Ernennung zum Königlich preußischen General-Musik-Director und später wurde er Vice-Kanzler des Ordens pour le mérite. Im Alter von 73 Jahren starb er am 2. Mai 1864 in Paris.

Unter den lebenden jüdischen Tondichtern ist der hervorragendste der gegenwärtig im 51. Lebensjahre stehende Anton Rubinstein. Als Virtuos groß, als Componist herzlich unbedeutend, hat er sich doch in letzter Zeit allmälig auf dem Repertoire der größeren Bühnen und im Concertsaale einzubürgern gewußt. Seine ersten Opern, welche Erfolg hatten, „Die Kinder der Haide" und „Feramors" können auf Niemand befriedigend wirken, es fehlt ihnen die Gleichmäßigkeit, schönes steht unmittelbar neben dem trivialsten und unbedeutendsten. Als Beispiel nehme man den großen Gesang des Feramors im ersten Akt. In einfacher und schöner Weise beginnend, steigert sich derselbe, bis schließlich da, wo man das schönste erwartet, eine Melodie ertönt, welche von dem bekannten: „Fein Liebchen unter'm Rebendach" sich nur wenig unterscheidet. Man hat so den Eindruck, als habe der Componist das Werk zwar mit Lust und Liebe begonnen, bald aber, seiner überdrüssig geworden, Alles daran

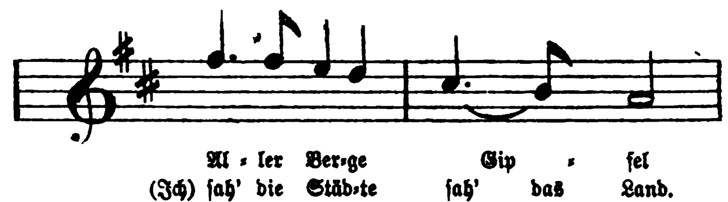
gesetzt, um damit fertig zu werden. Ueberhaupt sind Ungeduld und Reizbarkeit Hauptzüge seines Wesens, von welchen namentlich die letzte Eigenschaft stets dann zum Ausbruch kommt, wenn er sich in seiner Künstlerehre gekränkt fühlt. Man erinnere sich der Scene, welche bei der Generalprobe des „Feramors“ im hiesigen Opernhause spielte und welche damit endigte, daß er den Taktstock niederlegte und das Lokal verließ; man erinnere sich besonders seines Benehmens bei einer Probe des „Thurmbau zu Babel“ im Stern'schen Gesangverein, wo er sich dazu hinreißen ließ, in seiner Wuth mit dem Taktstock unter das Orchester zu werfen, und man wird nicht behaupten können, daß solch ein Mann sich zum Dirigenten eignet.

Seine letzten größeren Werke sind „die Maccabäer“ und „Nero“. Ueber erstere Oper, zu welcher Mosenthal den Text nach O. Ludwig's gleichnamigem Drama — Laube nennt es „die Synagoge im Burg-Theater“ — geschrieben hat, sagt Hanslick: „In den Maccabäern herrscht ein einheitlicher Styl und gleichmäßiger Werth; allein es ist dies leider eine Gleichmäßigkeit im Unbedeutenden, eine Einheit im Mangel. An Stelle der blendenden Lichter und tiefen Schatten ist ein wohltemperirtes Grau in Grau getreten.“ Es ist in der ganzen Oper kaum eine Nummer, welche sich über das Niveau des Alltäglichen erhebt, ausgenommen das Triumphlied Leah's: „Schlaget die Pauke“. Gerade dies Lied ist jedoch, wie notorisch feststeht, keine Selbstschöpfung Rubinstein's, sondern die Bearbeitung eines kleinrussischen Volksliedes. Im Uebrigen findet sich durchgehend die den jüdischen Componisten characteristische klagende, winselnde Melodik, erzeugt durch die stete Anwendung von übermäßigen Quarten und verminderten Sexten, welche dem Synagogengesang entlehnt sind. Was den Inhalt anlangt, so wird derselbe in Hanslicks Recension wie folgt gewürdigt: „Kann man es den Musikfreunden verargen, welche von Kindheit auf im Oratorium Israels Klagen hören, wenn sie in der Oper damit verschont sein möchten?“ Allerdings ist es eine starke Zumuthung für einen ehrlichen Christenmenschen, den ganzen Abend nichts weiter hören und sehen zu sollen als klagende Juden.

Wenn nun doch gerade in Berlin die Oper eine äußerst günstige Aufnahme fand und noch heut auf dem Repertoir steht, so liegt das in der traurigen Erscheinung, daß das Opernhauspublikum zum weitaus größten Theil dem auserwählten Volke angehört. Man gehe nur hinein, wenn eine Oper von Meyerbeer, Rubinstein 2c. gegeben wird und man wird sich einer gewissen Beklemmung nicht erwehren können, wenn man seine Nachbarschaft betrachtet. Sehr characteristisch für unsere Stadt ist

es, daß auf keiner andern Bühne die „Maccabäer“ einen ähnlichen Erfolg aufzuweisen hatten, wie hier. Namentlich in Wien war die Aufnahme eine sehr kühle; und mit Ingrimm muß es einen erfüllen, wenn man sieht, wie jedes noch so erbärmliche Erzeugniß semitischer Dicht- und Ton-Kunst bei uns eine glänzende Aufnahme findet, während man weit höher stehenden echt deutschen Werken theils ganz die Pforte verschließt, theils sie bald wieder bei Seite legt, weil sie nicht so „ziehen“. In seiner neuesten Oper „Nero“, mit welcher man uns im Laufe der nächsten Saison wahrscheinlich beglücken wird, ist Rubinstein auf die Schliche Meyerbeer's gerathen. Hier ist alles darauf zugespitzt, durch äußeren Glanz und Pomp die innere Armseligkeit zu verdecken.

Von dem Oratoriencomponisten Rubinstein gilt der treffende Ausdruck Hanslick's „verwässerter Mendelssohn“, und um seine Lieder-Compositionen zu characterisiren, wollen wir eines seiner beliebtesten Duette, das nach Goethe frei bearbeitete „Aller Berge Gipfel“ kurz betrachten. So lange die tiefe Stimme allein singt, ist alles ganz schön, wenn auch nicht von hervorragender Originalität; nun aber setzt die Oberstimme ein, und wir haben Ton für Ton den Friedensboten aus Wagners „Rienzi“. Rubinstein macht eine Anleihe bei Wagner, kaum glaublich; aber zum Beweise mögen hier die ersten Tacte beider Compositionen folgen und zwar der besseren Uebersicht halber beide nach D-dur transponirt:



Wie man es heut zu Tage machen muß, um in den Ruf eines Componisten zu kommen, dafür bietet Herr Jaffé ein Beispiel. Von Hause aus Holzhändler, kam derselbe eines Tages auf die Idee, eine Oper zu componiren. Gesagt, gethan; aber wie dieselbe zur Aufführung bringen? Nichts leichter als das; kann man doch, wie ein altes Sprüchwort sagt, für Geld den Teufel tanzen sehen, also jedenfalls auch eine Oper aufführen lassen. Das Kroll'sche Local, welches im Sommer gewöhnlich eine Pflegestätte der Oper ist, wird auf einige Tage gemiethet, die Sänger und Sängerinnen werden anständig honorirt; und so kann nach kurzer Zeit der „Ekkehart“ über die Bretter gehen. Die gesammte bekannte Jüdenschaft, alle namhaften Kritiker erhalten Einladungen zu der

Festlichkeit, und es wird auf diese Weise das Werk bei gut besetztem Hause unter großem Beifall gegeben und wiederholt. Der künstlerische Werth kommt dabei weniger in Betracht, und wenn auch die ernstesten Stellen bisweilen ein bedenkliches Kopfschütteln oder gar ein leises Lächeln erregen, so hat man sich doch einmal einen Abend gut amüsirt. Doch es genügt noch nicht, an einem Orte die Oper dargestellt zu haben, sie muß auch im Auslande bekannt werden und den Ruhm des Componisten verbreiten. Das kostet freilich wieder viel Geld, aber „er hat es ja dazu", wieder wird eine Bühne gemiethet und das Mailänder Publikum ist das Opfer.

Nicht übel ist auch eine jetzt in Wien zur Ausführung gelangte Idee. An der Börse hat sich eine Art von Consortium gebildet, welches es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Compositionen der dortigen Semiten zur Aufführung und Popularität zu verhelfen. Zu demselben gehören unter Anderen die Herren Goldschmidt und Goldmark. Ersterer ursprünglich nichts weniger als Tonkünstler verbrach vor einigen Jahren „Die sieben Todsünden", welche auch hier in Berlin zur Aufführung gelangten, keineswegs jedoch den gehofften Erfolg hatten. Goldmark hat in seiner „Königin von Saba" den glücklichen Einfall gehabt, den ganzen Ritus des feierlichen Jehovadienstes mit allen möglichen Synagogengesängen auf die Bühne zu bringen, was natürlich zur Folge hat, daß Alles, was Semit heißt, in das Opernhaus eilt, so daß die Synagoge eigentlich entbehrlich erscheint. Im Uebrigen zeugt die Musik von einer großen Armuth an Erfindung; dagegen von einer eminenten Geschicklichkeit, Melodien der verschiedensten älteren Componisten in angemessener Weise variirt zu verwenden. Für äußeren Pomp, große Aufzüge und glänzende Ballets ist natürlich in freigebigster Weise Sorge getragen und die Reclame und der Eifer der Stammesgenossen thun auch das Ihre, so daß der Erfolg ein ganz sicherer ist.

Zu unserer Schande müssen wir gestehen, daß es noch in keinem anderen Lande bisher möglich gewesen ist, daß die jüdischen Componisten den öffentlichen Geschmack in der Weise beherrschen konnten, als „soweit die deutsche Zunge klingt". Dreimal ist bisher der Posten eines Königlich preußischen General-Musik-Directors besetzt gewesen und von den drei Inhabern waren zwei Semiten (Mendelssohn und Meyerbeer). So weit haben sie es in andern Ländern doch noch nicht bringen können. Den bisher genannten, welche außer dem Walachen Rubinstein, sämmtlich deutsche, respective deutsch-österreichische Juden sind, und deren Register man noch um einige Namen, wie den durch Heine in dem Gedicht „der Wanzerich" verewigten Dessauer, den gegenwärtigen Münchener

Hofkapellmeister Levy, aus Stuttgart gebürtig, Sir Julius Benedikt, welcher jedoch weniger in Deutschland, als besonders in England es zu einer gewissen Bedeutung gebracht hat, vermehren könnte, vermögen wir von Ausländern nur den Franzosen Halévy und den sogar auch in Deutschland geborenen, seiner ganzen Ausbildung und seinem Wesen nach jedoch ebenfalls Frankreich angehörenden Offenbach entgegen zu stellen.

Halévy hat auch nur mit einem einzigen Werke es vermocht, allgemein durchzudringen, mit der „Jüdin", und gerade dies beweist so recht seine Unproductivität. Es ist die Fortsetzung des Lessing'schen Themas, die edlen Juden im Contrast zu den verabscheuungswürdigen Christen auf die Bühne zu bringen. Als Musikstück ist die Oper ohne bedeutenden Werth; Ausstattung und besonders das Sujet haben sie überall zum Repertoirstück gemacht.

Was Meyerbeer für das romantische und Mendelssohn für das classische Genre ist, nämlich das Prototyp des modernen Kunstjuden in der Musik, ist der kürzlich in Paris verstorbene Jakob Offenbach (Schmuhl) für das komische. Zwanzig Jahre lang Director der „Bouffes parisiennes" hat er die neuigkeitslüsternen Pariser mit Singspielen förmlich überschüttet, von denen jedoch nur die ersten, namentlich „Les deux aveugles", „Le mariage à la lanterne" und „La fille d'Elizonde" um ihres graciösen Flusses, des Tons gemüthlichen Humors und ausgelassener Laune und ihrer einschmeichelnden Melodien willen, denen freilich häufig alte Originale zu Grunde liegen, unter den Begriff „Kunst" rubrizirt zu werden verdienen. Im travestirenden Genre, welches er nachher hauptsächlich cultivirt hat, und wo er es in nach Dutzenden zählenden Spottburlesken versucht, unseres Gluck und der klassischen Meister Palingenesie des Alterthums und unsere Märchen- und Sagen-Welt in den Staub zu ziehen und lächerlich zu machen, läßt er Originalität der Auffassung und satyrische Durchführung gänzlich vermissen, Mängel, welche durch die prahlerische Effecthascherei in der Benutzung eigener Plagiate nur noch mehr auffallen und die Productionsarmuth, das Erbtheil aller Semiten, auf's krasseste zur Schau stellen. Wenn es trotzdem der Fall ist, daß diese Werke mit ihrem durchweg gemeinen Inhalt immer noch ein dankbares Publikum finden, so ist dies ein äußerst trauriges Zeichen der Zeit und der Geschmacksverirrung.

Fassen wir noch einmal kurz zusammen, was die jüdischen Componisten characterisirt, so ist dies eine traurige Armseligkeit der Production, welche sie durch sich schmücken mit fremden Federn zu verdecken und

den Hörern durch Aufreizung aller Sinne unbemerkbar zu machen suchen. Es fragt sich nun, was vermögen die Juden als ausübende Künstler in der Musik zu leisten; und man wird rein logisch sowohl wie auf dem Wege der Empirie zu einem Resultate gelangen, welches sich für dieselben günstiger stellt, als das erste. Hier handelt es sich ja nicht um ein selbständiges Schaffen, sondern nur um eine Wiedergabe des Geschaffenen. Es ist die Aufgabe der Talente, das durch große Genies in der Kunst der Musik Geschaffene in weiten Kreisen zur Geltung zu bringen, und es vertritt somit die Virtuosität das subjective Moment, das der unmittelbaren lebendigen Darstellung, gegenüber der sich objectiv in ihren Grenzen haltenden schaffenden Kunst; sie hilft hiernach dieser zur vollen Entfaltung und bringt sie zur völligen Geltung. Hierin liegt das Berechtigte der musikalischen Virtuosität, welche, wie Hegel sagt, die unmittelbare augenblickliche Gewalt der Tonkunst am eindringlichsten veranschaulicht. Es gehört also die Kunst der Ausführung zur Totalität der Kunst selbst, so daß ihre Ausschließung eine unberechtigte Einseitigkeit sein würde. Ebenso einseitig und geradezu ein Verderb für die Kunst ist es natürlich auch, wenn man der Virtuosität ein Recht des selbstständigen Sichgeltendmachens ohne Rücksicht auf die schaffende Kunst und das Geschaffene einräumen will und so die Form auf Kosten des Inhalts bevorzugt. Hierin liegt die große Gefahr, welche die Ausbildung des Virtuosenthums mit sich bringt. Die Erfahrung zeigt, daß die Virtuosität erst dann mehr und mehr in den Vordergrund tritt, wenn die schaffende Kunst selbst ihr Bestes geleistet hat; unser Jahrhundert hat sie erst zu dem gemacht, was sie jetzt ist. Was wir heut unter dem Worte Virtuosenthum verstehen, ist etwas ganz verschiedenes von dem, was das vorige Jahrhundert mit diesem Begriffe verband. Heut haben wir bereits die Grenze überschritten, innerhalb deren die Berechtigung derselben liegt; die Ausübung der Virtuosität geschieht nicht mehr der Kunst wegen, sie ist zum Handelsartikel geworden, sie ist die Quelle, sich unter einer anständigen Form Reichthümer zu sammeln. Und wer hat es dahin gebracht? Wem verdanken wir das reisende Virtuosenthum? Einzig und allein dem Juden. Der Jude sieht in jeder Beschäftigung, die er treibt, nur eine Gelegenheit, Geld zu verdienen; ihm ist die edle Kunst nur ein „Eselein, streck dich". Nehmen wir die berühmtesten Virtuosen der Jetztzeit, welche semitischer Herkunft sind, Joachim und Rubinstein. Alle Achtung vor ihren künstlerischen Leistungen; aber die Art und Weise der Ausübung ihrer Kunst, die alljährlichen sogenannten „Kunstreisen", von welchen man mit vollem Beutel dann wieder heimkehrt, beweisen

doch wohl zur Genüge das Obengesagte. Das eclatanteste Beispiel für das reisende Virtuosenthum, bei dem auch eine Hauptrolle die Reclame spielt, ist die große Wandersängerin Pauline Lucca (alias Lucas.) Ihre Antecedentien sind wohl allgemein bekannt, so daß man hier dies unerquickliche Thema nicht detaillirt zu behandeln braucht. Der verwöhnte Liebling des Publikums, fiel es ihr eines Tages ein, durchzubrennen, was zur Folge hatte, daß ihr die Pforten des Königlichen Theaters verschlossen waren und füglich auch hätten verschlossen bleiben müssen. Aber heut zu Tage ist ja Alles möglich: die Sehnsucht der Berliner, oder richtiger gesagt der berliner Judenschaft nach der entflohenen Nachtigall ist eine zu große; allmählig wird durch immer intensiver werdende Reclame ihre Wiederkehr vorbereitet, endlich als es soweit ist, fährt Herr von Hülsen selbst nach Wien, um sie zum Gastspiel einzuladen. Sie hat triumphirt; sie kommt, tritt hier auf und es ist unglaublich, eine contraktbrüchige Sängerin, eine jüdische Soubrette wird vom Orchester mit einem Tusch, einer bis dahin nur königlichen Personen zustehenden Ehrenbezeugung, empfangen. Kaum hier warm geworden, kehrt sie alle die widerlichen Eigenschaften des jüdischen Characters, die maßlose Arroganz und Frechheit wieder heraus. In acht Tagen hat sie das ganze Opernhaus auf den Kopf gestellt, Proben, Vorstellungen sagt sie nach Gutdünken ab; mehrere Male muß das Haus geschlossen bleiben, weil Frau Lucca es so wünscht, Sänger, Sängerinnen, Kapelle, die Intendanz, alles muß nach ihrer Pfeife tanzen. Und nun sage man nur, was leistet sie denn als Künstlerin? Von großer Sängerin ist doch kein Atom in ihr, eine leidliche Soubrette, weiter ist sie nichts. Ihr Repertoir umfaßt die leichte Spieloper; so oft sie es versucht hat, große dramatische Partien zu singen, ist es ihr niemals recht gelungen, und alle derartigen Rollen hat sie wieder abgegeben mit einziger Ausnahme der „ihr" auf den Leib geschriebenen „Afrikanerin". Die Zeit, wo sie von Berlin verbannt war, hat sie auf passende Weise damit verbracht, Kunstreisen zu machen, und ihr Gewerbe wird ihr gewiß ein erkleckliches Sümmchen eingebracht haben.

Im Großen und Ganzen ist die Oper noch nicht in der Weise von jüdischen Künstlern überfluthet, wie das Schauspiel, — jüdische Sänger giebt es unseres Wissens nicht; — doch ist zu befürchten, daß auch für diese die Zeit kommen wird, wo das auserwählte Volk sie als seine Domäne betrachtet.

Recapituliren wir das Gesagte kurz, so sind die charakteristischen Merkmale der Juden in der Musik als schaffende wie als ausübende

Künstler: Mangel an Produktivität, geschickte Verwendung vorhandener Themata, überhaupt Geschick in der „Mache“, raffinirte Täuschung des Publikums durch Blendwerk äußerlicher Art und gesuchte Effecthascherei. Der unbefangene, christliche Hörer wird sich durch alle diese Kniffe aber nicht täuschen und zu dem Wahn bringen lassen, als könnte der Jude auf irgend einem Gebiete überhaupt etwas Großes und Neues leisten. Es lastet eben auf diesem Volke der Fluch, und von diesem Fluch giebt es, um mit Richard Wagner zu sprechen, nur eine Erlösung, das ist die Erlösung Ahasvers — der Untergang!

Die Königlichen Parforce-Jagden.

Prinz Carl, Bruder des Deutschen Kaisers, wurde am 29. Juni 1801 geboren. Auf diesen Sommertag der Preußischen Geschichte fallen der zierliche Uebergang nach Alsen und die blutigen Siege von Gitschin und Königin-Hof. Der Prinz bekleidet in der Armee die Stellung eines General-Feldzeugmeisters, ist Herrenmeister des Johanniter-Ordens und Protector der Königlichen Parforce-Jagden. Der märkische Romanzero und selige Hofrath Hesekiel behauptete einst, daß Prinz Carl der einzige Fürst wäre, der noch das métier de prince von Grund aus verstehe. Der Bruder des Deutschen Kaisers verbindet scharfen Verstand mit vielseitiger Sprachkenntniß und lebhaftem Kunstsinn und von gebildetem Geschmacke zeugen die Einrichtungen, Anlagen, Bauten in und um Glienicke, wie die vornehme Einfachheit des prinzlichen Palais in Berlin. Der Prinz zeigt Wohlwollen und Nachsicht, wovon sein Hofstaat und die Untergebenen nicht genug zu erzählen wissen und besitzt jenes wohlthätige Zartgefühl, das Anmuth in das Geben legt. Diese schöne Kunst versteht der Herrenmeister des Johanniter-Ordens außerordentlich und von ihm ist zu lernen, mit Anstand mildthätig zu sein. Mit Politik befaßt er sich nicht, aber seine Gesinnungen entsprechen vollkommen denen eines frommen und conservativen Edelmannes. Erheischen es die Umstände, entwickelt der hohe Herr eine fürstliche Freigebigkeit. Seine Feste und Bälle sind Muster vornehmer Pracht und gefälliger Ungezwungenheit und stets durch eine gewählte Gesellschaft ausgezeichnet. Auf das glatte Parquet des ehemaligen Johanniter-Hauses wagten sich bis heute weder jüdische Commerzienräthe, noch christliche Gründer. Die Festlichkeiten an den Geburtstagen der hochseligen Prinzessin Carl von Preußen, einer Schülerin Goethe's, wurden wegen ihres Glanzes und der seltenen Kunstgenüsse von der Hofgesellschaft immer mit Sehnsucht erwartet, haben aber, seit der Prinz um die heimgegangene Gemahlin trauert, wie ähnliche festliche Veranstaltungen selbstverständlich aufgehört. An dem prinzlichen Hofe blühte jahrelang ein Kranz schöner Frauen, der die Phantasie anmuthig in die Zeit der Mediceer zurückversetzte.

Der Protector der Königlichen Parforce-Jagden ist nicht nur vortrefflicher Reiter, sondern auch Pferdekenner, wovon die prächtigen Rosse seines Marstalles ein beredtes Zeugniß ablegen. Schon 1807 zu Memel

bestieg der sechsjährige Prinz zum ersten Male ein Pferd. Unter dem damaligen Oberstallmeister von Jagow wurde das Fürstenkind in den Sattel gesetzt und fühlte sich bald so zu Haus, daß der König ihm 1811 einen Scheck-Pony schenkte, damit seinen Marstall begründend.

Ungeachtet des hohen Alters zeichnete er sich bisher durch körperliche Rüstigkeit und geistige Frische aus, so daß er bis zum vergangenen Jahre selten verfehlte, sich an den wöchentlich im Herbst zweimal stattfindenden Parforce-Jagden zu betheiligen.

Am Brandenburg-Preußischen Hofe wurden von jeher Hetzjagden veranstaltet und erfreuten sich dieselben einer besonderen Beliebtheit unter vielen Hohenzollern. Sie werden allerorts betrieben und im Lande „der allerchristlichsten Könige" wird noch heute die Meute mit Beginn der Hetzjagd-Saison von einem Geistlichen unter besonderen Feierlichkeiten eingesegnet. Selbst im Reiche der Mitte werden Hasen mit Hilfe abgerichteter Falken gehetzt, denn die chinesischen Windhunde sollen langsam sein und deshalb die Falken gleichzeitig mit ihnen auf den flüchtigen „Lampe" losgelassen werden. So erzählt wenigstens der englische Consular-Beamte, Mstr. Gilles, in seiner Uebersetzung des Buches: „Seltsame Geschichte von einem christlichen Studenten." Bei der dahinstürmenden Hetze ist das Jagdvergnügen an sich keineswegs die Hauptsache, sondern die Lust an der Gefahr und die überschäumende Kraft entladet sich in einem gefährlichen Ritte, wie der Uebermuth im Volke in gehöriger Prügelei. Das Hetzjagdreiten erfordert bedeutende Reitgeschicklichkeit, Geistesgegenwart und Keckheit:

„Denn die Jagd ist ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernsten Kriegsgotts lustige Braut."

In den heutigen Tagen konnte es nicht fehlen, daß die Hetzjagden der Thierquälerei beschuldigt und als rohes Vergnügen verschrieen wurden. Freilich waren es Leute, die persönliche Gefahr scheuen und denen die körperliche Gewandheit abging, einen kühnen Ritt durch das Holz zu wagen. Es sind diese Bedenken durchaus nicht neu, denn Eiferer gegen die Hetzjagd gab es schon zu Oliver Cromwell's Zeiten. Die Puritaner haßten aber die damalige Bärenhetze nicht weil der Bär dabei gequält wurde, sondern weil die Zuschauer daran Vergnügen fanden und das war ihnen ein Gräuel. Gleiche Gründe bewegen die heutigen Gegner. Bei den Königlichen Jagden erhält das Wildschwein einen längeren Vorsprung und Zeit, sich durch die Flucht seinen Feinden zu entziehen und das Thier, dem seine natürlichen Waffen nicht genommen werden, hat Freiheit, sein Leben zu vertheidigen.

Die Jagdleidenschaft der meisten Hohenzollern fand in der Mark Brandenburg mit den ausgedehnten Waldungen und dem reichen Wildstande genügende Nahrung. Der Eifer und die Ausdauer wurde durch vielfache Jagdbeute belohnt, denn die Wälder bargen einst neben den vielen jagdbaren Vögeln zahlreiches Schwarz-, Roth- und Dammwild, Rehe, Hasen, Füchse, Dachse, Wildkatzen, Luxe und Wölfe, und in der Provinz Preußen gab es außerdem noch Auerochsen, Elchwild und Bären. Sobald die Regierungsgeschäfte und Pflichten es daher gestatteten, wurde gejagt, und schon in dem jugendlichsten Alter erzog man die Fürstensöhne zu Soldaten und Jägern. Der Hofmeister des späteren großen Kurfürsten meldete einstmals dem Vater: „daß er Se. Durchlaucht das junge Herrlein fleißig in den Wald führe, wo er sich an dem Geschrei der Hirsche, die auf der Prumpst gegangen, weidlich ergötze". Bald nachher vermochte der gewissenhafte Hofmeister das väterliche Herz mit der Nachricht zu erfreuen, wie der Kurprinz, als er kaum das neunte Jahr zurückgelegt, einen Eber abgefangen habe. Der muntere Knabe ritt ein kleines, mausegraues Pferdchen, das ihm ein Graf Schaffgotsch geschenkt hatte, zu den Hetzjagden und lernte „den Speer nach dem flüchtigen Hirsche werfen". Im Jahre 1660 schrieb der große Kurfürst an den Fürsten von Anhalt: „Ich freue mich, daß Ew. Liebden gute Lust auf der Jagd gehabt haben; ich habe hier auch nicht gefeiert, in einem Schluftjagen (Treibjagen in das Garn) im Grunewald bei Spandow habe ich einhundert und fünfzehn Säue und in anderen Streifjagen siebenzig Säue und vierzig Stück Rothwild geschlagen. An der Schluft habe ich den guten Hirsch, so sich an der Kammer gehalten (Eingang in das Garn), geschossen, welcher 16 Enden gehabt und ein sehr schönes Gehörn, welches würdig, daß ein Kopf dazu geschnitten werde und mit auf der Gallerie einen Platz haben mag." Auch die Gemahlin des Helden von Fehrbellin, Kurfürstin Dorothea, war eine eifrige Freundin der Jagd. Als sich ihr Gemahl im Jahre 1686 auf Jagd nach Lebus begab, schoß sie an einem Waldrande in der Nähe von Küstrin einen starken Sechszehnender. Bei Jagdfesten im Grunewald liebte der Kurfürst lustige Gesellschaft und heitere Geschichten. Das Jagdschloß daselbst wurde schon unter Joachim II. 1542 erbaut und zwar dort, wo dessen Gemahlin zwei Hirsche erlegt haben soll, die sich beim Kämpfen mit ihren Geweihen verwickelt hatten. Ein Basrelief aus Stein über dem Haupteingange des Schlosses hat jene eifersüchtigen Hirsche verewigt. Bei Gelegenheit einer Saujagd überreichte hier am 12. December 1671 dem großen Kurfürsten der Stadtrichter und Rathskämmerer Herr Nicolaus Pauker

eine Bittschrift, in welcher ein Wildbraten gewünscht wurde. Der Kurfürst befahl in guter Laune, das Gesuch in Verse zu setzen. Gesagt, gethan, der Herr Stadtrichter nahm die Feder und schrieb:

„Der große Nimrod giebt Befehl:
Actäon, das ist der von Oppen, (Oberjägermeister damals)
Soll Niclas Paukern seine Kehl
Mit einem wilden Schweine stoppen;
Er wird dafür, wenn Dorothee,
Die Kurfürstin, nach Kindesweh
Sich wohl und glücklich wird befinden,
Ein Wiegenlied zusammenbinden.“

König Friedrich I. scheint kein so emsiger Jäger wie sein großer Vorgänger gewesen zu sein, obwohl er das Glück hatte, in der heutigen königlichen Neubrücker Forst, etwa zwei Meilen von Frankfurt a. O., am 18. September 1696 einen Hirsch mit einem Geweih von 66 Enden zu schießen. Sein Nachfolger wurde ein desto gewaltigerer Jäger unter dem Herrn. Friedrich Wilhelm I. unterhielt einen ansehnlichen Jägerhof. Zur Parforce-Jagd waren zwölf Piqueurs angestellt, die Jagdröcke von Scharlach mit grünen Aufschlägen trugen und geschickte Reiter, Hornbläser und Hundeabrichter sein mußten. Die Jagd wurde jedes Jahr am 28. August eröffnet, an welchem Tage der König nach Jagdschloß Wusterhausen übersiedelte und der Hühnerjagd oblag. An manchen Tagen schoß er bis zweihundert, im Ganzen während der Jagdzeit bis auf 4000 Rebhühner, mit welchen die Königin einen einträglichen Handel trieb, dafür aber Pulver und Blei liefern mußte.

Die Hetzjagden auf Rothhirsche fanden in der Umgegend von Potsdam statt. Noch größere Belustigung wie die Hirschjagd aber gewährte dem Könige die Sauhetze, weil hierzu nicht allein Reitfertigkeit gehörte, sondern persönliche Gefahr nicht ausgeschlossen blieb. Auf den im Januar und Februar stattfindenden Wildschweinjagden wurden in der Mark Brandenburg und Pommern mindestens 4000 Stück Schwarzwild erlegt. Dem „Deserteur Fritz“, nachherigen Friedrich dem Großen mangelte es in der ersten Hälfte seiner Regierung an Zeit zur Jagd, später litt der Philosoph von Sanssouci an der Gicht, war alt und gebrechlich. An dem Hofe des dicken Königs, Friedrich Wilhelm II., des „Vielgeliebten“, gehörten Hetzjagden zu den selteneren Vergnügungen. Nur sobald der wilde Jäger, Goethe's Freund, Herzog Ernst August nach Berlin kam, wurden Parforce-Jagden abgehalten. Eine derartige große Jagd fand 1787 bei Oranienburg statt, bei welcher der König ein grünes Jägerkleid,

runden Hut und Hirschfänger trug. Die Prinzessin Friederike mit der Hofdame Fräulein von Voß erschienen dabei in grauer Amazonentracht zu Pferde. Im Herbste desselben Jahres wurde in Königs-Wusterhausen eine Jagd veranstaltet, bei welcher wieder die Prinzessin Friederike mit ihren Begleiterinnen erschien, aber diesmal im olivenfarbenen Amazonen-Kleide mit goldenen Achselstücken. Für den König war ein Zelt aufgeschlagen, vor welchem auf Eichenstämmen zwei lebendige Adler, mit seinem Namenszuge auf der Brust, Wache hielten. Bei den Sauhetzen zeichnete sich der Herzog von Weimar durch Muth und geschicktes Abfangen der von den Hunden gedeckten Keiler vor allen Anderen aus. Zum Schluß erschien die Gräfin Lindenau als Diana mit zwölf anderen Damen als Nymphen und überreichten den Siegern Kränze und Gedichte. Mit Friedrich Wilhelm III. und seiner „Zeit in Unruhe" schliefen die Hetzjagden ein und erst Ende der zwanziger Jahre erwachte von Neuem die Lust für diesen Sport. Am 8. Februar 1878 konnte unter entsprechenden Festlichkeiten das fünfzigjährige Bestehen der Königlichen Parforce-Jagden gefeiert werden und seit jener langen Zeit betheiligte sich Prinz Carl mit wenigen Ausnahmen an denselben. Er ist der Begründer der Jagden, die zuerst von dem Berlin-Potsdamer Parforce-Jagd-Verein betrieben wurden. Im Jahre 1844 übernahm das Königliche Hof-Jagd-Amt die Erhaltung der Meute und des Personals. Friedrich Wilhelm IV., kein eifriger Jäger und Reiter, ritt die Hubertus-Jagd am 3. November gewöhnlich mit. Der König trug bei dieser Gelegenheit ein seltsames Jagdcostüm, in dem er auf einem Bilde, das im Schlosse Grunewald hängt, dargestellt ist.

Bevor die Hetzjagd-Saison beginnt, finden Einjagen statt, um die Meute zu ihrer Bestimmung heranzuziehen, an welchen früher auch der Protector der Königlichen Parforce-Jagden theil nahm, denn die Schulung der Hunde wird in der Parforce-Haide bei Potsdam vorgenommen, die nicht allzu entfernt von dem Besitze des Prinzen Carl, Schloß Glienicke, liegt. Den Stamm der Königlichen Meute bildeten fünfzehn Koppel, die der König Anton von Sachsen dem Prinzen Carl im Spätherbst 1827 schenkte. In prinzlichen Gebäuden ist die Königliche Meute mit ihren Wärtern untergebracht und ebendaselbst wohnen die drei Piqueurs und der Trainer — eine geringe Zahl von Jagdbediensteten im Vergleich zu der Jagdequipage des französischen Rothschild. Als Napoleon III. sich demüthigte und zur Jagd nach Ferrières ging, wurden, wie die Augsburger Zeitung damals berichtete, die schon zahlreichen Piqueurs dieses Plutokraten bis auf 100 vermehrt und sämmtlich neu eingekleidet.

Die Piqueurs, die Meuteführer, haben die Leitung der Hunde auf der Jagd unter sich um bei entsprechender Gelegenheit die vierbeinigen Jäger durch lauten Zuruf, Peitschenhiebe oder Hornsignale auf richtiger Fährte zu erhalten und Fehljagden zu vermeiden. Ihre Dienstkleidung besteht in rothem Tuchrock, dessen Aufschläge und Kragen grün und silberdurchwirkte Tressen schmücken, schwarzen Sammetkappen, weißen Kniehosen, hohen Stiefeln mit Stulpen und Sporen. Ihre Ausrüstung vervollständigt eine lange Hetzpeitsche, Hirschfänger, mächtige Waldhörner, und sie reiten Schimmel. Die Tracht erscheint kleidsam und malerisch, wie ihren dienstlichen Verrichtungen entsprechend. Der unmittelbare Vorgesetzte ist der Hofjagdjunker, in letzter Zeit ein Adjutant des Prinzen Carl. —

Die Einladungen zu den Königlichen Parforce-Jagden geschehen auf vorherige Meldung durch das Hof-Jagd-Amt, nachdem der Protector die Listen durchgesehen und an Seine Majestät gereicht hat. Hauptsächlich betheiligen sich an den Königlichen Hetzjagden die Officiere der Garde-Cavallerie, auch Mitglieder des diplomatischen Corps und andere hoffähige Persönlichkeiten. Eifrige Theilnehmer an den Hetzjagden waren vor längerer Zeit der in Petersburg ermordete Prinz Arenberg und ein Mstr. Buttler, der an der Spitze seines Regiments in den Kämpfen für die Unabhängigkeit der Südstaaten von Nord-Amerika fiel. Oft betheiligten sich am Mitreiten der Jagden als Zuschauer Damen, Kunstreiterinnen, viele Jahre hindurch die verstorbene ehemalige Besitzerin des Victoria-Hôtels in Berlin, Frau Maria Schütz, die als ausgezeichnete Reiterin kein Halali verfehlte. In den letzten Jahren erregte durch kühnes Reiten die Tochter des Kammerherrn von Prillwitz ungewöhnliches Aufsehen. Die Königin und Prinzessinnen des Königlichen Hauses pflegten früher nur an der Hubertus-Jagd theil zu nehmen, indem sie zu Wagen folgten. Diese Hubertus-Jagd wird, wenn nicht der Tag auf einen Sonntag fällt, am 3. November abgehalten, dem Tage des heiligen Hubertus, des Schutzpatrons der Jäger. Hierbei legten der Kaiser und Prinz Carl den baierschen Hubertus-Orden an, der bekanntlich nur an fürstliche Personen verliehen wird und beide Herren trugen wie die übrige Gesellschaft rothe Fracks, mit der Besonderheit eines rothen Sammetkragens. Den Hirschfänger sind berechtigt anzulegen, außer den fürstlichen Herrschaften nur die Hofjagd-Beamten vom Dienst. Zur Hubertus-Jagd werden stets besondere Einladungen erlassen und giebt das Mahl nach der Jagd der König. Ehedem fand dieselbe alljährlich im Grunewald statt, wohin aus Berlin und den angrenzenden Ortschaften

große Schaaren von Zuschauern pilgerten und die Jagd gestaltete sich gewöhnlich zu einem Volksfeste, von dem noch Wochen hindurch gesprochen wurde. Seitdem aber der Grunewald kreuz und quer von Eisenbahnen und Chausseen durchschnitten wird, ist die Hetze am Hubertus-Tage nach dem Jagdhaus Stern in der Parforce-Haide bei Potsdam verlegt worden. Auf dem Schloßhof zu Grunewald entwickelte sich am Hubertusfeste einst ein farbenreiches Bild, das wegen seiner Eigenartigkeit nicht leicht aus der Erinnerung schwindet. Die Meute mit den Piqueurs, etwa zweihundert Reiter in Scharlachroth, die Feldjäger und das Musik-Corps des Garde-Jäger-Bataillons in Gala, die ungeduldigen mit Bändern und Rosetten gezierten Rosse versetzten den Zuschauer glücklich aus der Zeit der Dampfmaschinen und Kammerreden in die Tage ritterlicher Romantik. Sobald ein Mitglied des Königlichen Hauses durch das Thor sichtbar wurde, begrüßte der „Fürstenruf" der Musik die Einfahrenden. Während des Frühstücks erklangen heitere Jagdweisen oder die Tongemälde des talentvollen, verstorbenen Jagdmusikers und Componisten Rudolf Tschirch. Gegen zwölf Uhr wird zur Jagd aufgebrochen und die sogenannten Königlichen Parforce-Jagdläufer gürten sich fester. Rothe Kappen, Jacken und Beinkleider verleihen ihnen einen jacobinischen Anstrich, die Beinkleider werden bis zu den Knien aufgestreift, Stiefel und Strümpfe abgezogen, um so gleich der verstorbenen Atalante, leichtfüßig einen Wettlauf mit Pferden und Hunden zu versuchen. Der Zweck ihres Daseins ist Pferde zu halten, Paletots zu tragen, Trinkgelder zu nehmen und am Neujahrstage den Mitgliedern der Parforce-Jagdgesellschaft ihre gehorsamsten Gratulationen mit offener Hand darzubringen. Ihrer bürgerlichen Stellung nach gelten sie für Weber und Webergesellen, die meist in Nowawes wohnen. Das Recht bei den Parforce-Jagden mitzulaufen, vererbt sich in den Familien und obenan steht das Geschlecht Diefert, das durch harte Sohlen und gute Lungen bevorzugt ist. Keine Zunft und Innung mit geschriebenen Gesetzen wacht strenger wie diese Rothjacken, daß sich nicht Unberufene in das Geschäft eindrängen. Die freie Concurrenz, welche der Reichstags-Abgeordnete Wöllmer auf einer fortschrittlichen Bierreise in Neuendorf oder Nowawes predigte, ist hier auf unfruchtbaren Boden gefallen.

Hat das zu jagende Stück Schwarzwild seinen Vorsprung genommen, so werden die Hunde zur Fährte, die ein Zweig auf der geharkten Spürbahn bezeichnet, geführt. Sobald die feinnasigen Vierfüßler „Witterung" haben, stürzen sie auf ein Zeichen des Oberpiqueurs davon, hinterher der Troß der Reiter. In wenigen Augenblicken entschwindet

die wilde Jagd, an die Ohren schlagen noch die entfernten Töne der Fanfare „Gute Jagd", das Dröhnen der Hufschläge und das leise sich verlierende Geläute der Hunde.

Nicht ungefährlich ist das Reiten im Holze. Herabhängende Zweige bedrohen das Antlitz des Reiters und die Kniescheiben schweben in Gefahr, an den Bäumen, die nicht aus dem Wege gehen, zu zerschellen. Am bedenklichsten aber erscheinen schlecht zugeworfene Stubbenlöcher oder ausgefaulte Baumstümpfe, da sie schwer zu erkennen sind. Bei dem diesjährigen Hubertusfeste verunglückten die Grafen Dohna und Oppersdorf, indem der eine das Bein brach, der andere sich die Schulter ausfiel. Wird das Schwein von der Meute erreicht, so wird es gedeckt, das heißt von den Hunden festgehalten, bis die Reiter heransprengen. Der Erste, welchem es gelingt, den linken Lauf des Schwarzwilds zu erfassen, nachdem die Hunde mit der Peitsche zurückgescheucht sind, heißt der „Ausheber". Aber das Hunde-Abschlagen muß vorsichtig geschehen, da sonst das Schwein frei wird und der Jäger in Gefahr geräth, von ihm angenommen zu werden. Der Ausheber, zu dem sich bald ein Anderer gesellt, der den zweiten Hinterlauf ergreift, hält das Thier so lange fest, bis der auf der Jagd anwesende Höchststehende ihm den Fang in's Blatt gegeben hat. Inzwischen bereiten sich die Piqueure zur Curée vor, sie streifen rothe Kattun-Aermel auf, um die Röcke zu schützen beim Aufbrechen der Sau. Die inneren Weichtheile werden herausgenommen, zerschnitten und die Meute damit belohnt. Die Reiter, die noch vor der Beendigung der Curée zum Halali kommen, erhalten von dem königlichen Protector der Jagden einen Bruch — ein Eichenzweigchen — als Siegeszeichen, welches sichtbar angesteckt und mit unbekleideter Hand in Empfang genommen wird; so ist es Jägerbrauch! Nachdem Halali geblasen und gerufen, erfolgt die Rückkehr zum Schloß, wo für die hungernden und dürstenden Jünger Dianens das Mittagsmahl bereit steht. An der königlichen Jagdtafel geht es heiter und ungezwungen zu; bevor der Braten kommt, wird alter Sitte gemäß das Protocoll verlesen. Diese Pflicht lag dem verstorbenen Hofrath Louis Schneider ob, der sich seiner Aufgabe jedesmal in humoristischer und gefälliger Weise entledigte. War der Hofrath zu Ende, so brachte der Ausheber das Hoch auf Seine Majestät aus; er trank hierbei aus einem silbernen, innen vergoldeten Becher in Form eines Hundekopfes, der nach dem leistungsfähigsten Vater in der Königlichen Meute, Mirza, modellirt und ciselirt sein soll. Mit den donnernden Jagdrufen: Hepp, hepp, Horrido wird das Wohl auf den Beschützer der Jagd und den Vater des Vaterlandes

getrunken. Unter Friedrich Wilhelm I. wurde das Hubertus=Fest in Wusterhausen gefeiert und die Gesundheiten wurden hier bei Tafel seit 1728 aus einem, vom Könige August II. von Polen gestifteten silbernen Mörser getrunken, der so schwer war, daß ihn die alten Generale kaum mit zwei Händen zu halten vermochten und wer eine volle Ladung aus demselben erhielt, lag bald an den Boden gestreckt". Bei diesem Feste wurde ein Verzeichniß dessen, was der König im selbigen Jahre mit eigener Hand an Wildbret aller Art erlegt, vorgelesen. In dem Wusterhausischen Gehege hatte der König nach einem solchen Verzeichniß im Jahre 1728 geschossen: 2017 Feldhühner ꝛc.

Bei den kleineren Jagden findet das Mittagsmahl auf Kosten der einzelnen Theilnehmer statt, wobei es natürlich weniger hoch hergeht; Prinz Carl versäumte seiner Zeit keine dieser Jagdmahlzeiten und trug nicht wenig durch liebenswürdige Laune, wie heiteres Wohlwollen zum Vergnügen bei. Nach Beendigung der Tafel zündete der hohe Herr eine mächtige Regalia an, deren aromatischer Duft Zeugniß von ihrer Güte ablegte und plaudernd bei einer Schale Kaffee wurde oft länger verweilt, als der weite Weg von Schloß Grunewald oder Jagdhaus Stern erlaubte. Nicht selten fanden zu diesen heiteren Jagdmahlzeiten sich freiwillige Musiker ein, die von dem fürstlichen Herrn die Erlaubniß erbaten, auf dem Leierkasten, Harmonika oder Harfe, ihre Kunst hören zu lassen, was meist huldvoll und mit der Berechtigung gestattet wurde, nach Tische einen Teller zum Sammeln umhergehen zu lassen. Derbe und drastische Protocolle, von Mitgliedern der Jagdgesellschaft in gebundener und ungebundener Rede vorgetragen, trugen zur Erhöhung der Lebhaftigkeit der Gesellschaft vielfach bei. Die Königlichen Hetzjagden werden jetzt hauptsächlich in der Parforce=Haide bei Potsdam abgehalten und seit mehreren Jahren findet das Hubertus=Fest am Jagdhause Stern statt, wo die Räume nicht ausreichen, eine größere Gesellschaft tafeln zu lassen, weshalb das Mittagmahl vom Könige im Stadtschlosse zu Potsdam gegeben wird. Zu dem diesjährigen Hubertus=Feste waren etwa zweihundert Personen geladen und seine Königliche Hoheit der Prinz Carl hat nicht unterlassen der Jagd beizuwohnen, das Schwein abzufangen und zu zeigen, wie das Protectorat eines ritterlichen Vergnügens würdig in den Händen eines Hohenzollern ruht.

Kleinere Aufsätze.

Zum Judenskandal.

„Und zog auch mit ihnen viel Pöbelvolks und Schafe und Rinder und fast viel Vieh."
2. Mose 12, 38.

Zwei unbescholtene Männer, angesehene, öffentliche Lehrer, unterhalten sich in einem Pferdebahnwagen über die Wirksamkeit des Hofprediger Stöcker und spenden demselben das verdiente Lob. In Folge dessen werden sie von einigen Juden insultirt und der Eine von ihnen, ein durch körperliche Gebrechen gelähmter Mensch, erhält einen Schlag, an dessen Erwiderung er durch die Umstehenden gehindert wird und für welchen anderweite Genugthuung zu fordern er unterläßt, weil ihm mitgetheilt wird, daß sein Gegner nicht satisfactionsfähig sei.

Dies ist der einfache Vorgang und man sollte glauben, daß das Urtheil jedes Unbefangenen Partei für den gemißhandelten Lehrer nehmen müßte. Doch in Berlin herrscht der Jude und es ist schon ein todeswürdiges Verbrechen, selbst einen so liebreichen Tadler des jüdischen Wesens, wie Stöcker, zu loben.

Zunächst bricht in den knoblauchduftenden Hallen des Rathhauses ein Sturm der Entrüstung aus, und Juden und Judenchristen überbieten sich in Aeußerungen der Wuth über ihr Unvermögen, die beiden Lehrer sofort in Acht und Bann thun zu können. Das finden wir bei dem Stande der städtischen Weisheit ganz in der Ordnung.

Dann aber kommt eine „Erklärung" ähnlicher Färbung in die Zeitungen, welche die Unterschriften von höheren Beamten, Kaufleuten, Advokaten und Männern der Wissenschaft trägt und welche — die Sache ist so stark, daß wir die uns angeborene Höflichkeit etwas bei Seite setzen müssen — mehr Dummheit enthält, als man in einem ganzen Bauerndorfe zusammenfinden würde.

„Die Einheit des Deutschen Reiches sei errungen worden dadurch, daß im Volksbewußtsein der Deutschen das Gefühl der Zusammengehörigkeit den Sieg über die Stammes- und Glaubens-Gegensätze davon trug, die unsere Nation, wie keine andere zerklüftet hatten." — Die Juden gehören also zur deutschen Nation!

„An dem Vermächtniß Lessing's rütteln Männer, die auf der Kanzel und dem Katheder verkünden sollten, daß unsere Cultur die Isolirung desjenigen Stammes überwunden hat, welcher einst der Welt die Verehrung des einigen Gottes gab." — Ist es denn ein Verbrechen, die Erbschaft der Lessing'schen Weisheit nicht anzutreten? Und wenn wir uns bei Schmul und Itzig für den einigen Gott bedanken sollen, warum sollen wir ihnen nicht auch den gekreuzigten Christus zurechnen?

„Gleiches Recht für Christen und Juden!" — Jawohl, aber nicht Unterdrückung der Ersteren durch die Letzteren, in welchen wir eine sittliche Mißgeburt unter den Völkern erkennen, wie die lesenswerthe Schrift: „Der Juden Antheil am Verbrechen" (Berlin, Otto Hentze) durch schlagende Zahlen beweist und von denen wir uns deshalb nicht beherrschen lassen wollen. Uns fiel beim Durchlesen der Unterschriften Buch Esther 8, 17 ein:

„Und in allen Landen und Städten . . . da ward Freude und Wonne unter den Juden, Wohlleben und gute Tage, daß viel der Völker im Lande Jüden wurden, denn die Furcht der Jüden kam über sie."

Und dann summten uns ein paar alte Verse noch im Kopfe, wie:

„Ob Christian oder Itzig,
's Geschäft bringt's mal so mit sich";

oder:

„Der Neunt' und Zehnte sind so dumm,
Die wissen selber nicht, warum."

Herr Professor Mommsen soll der intellectuelle Urheber dieser Erklärung sein. Der gute Herr leidet, wie bekannt, etwas an Zerstreutheit und als er eines Tages bei dem Spaziergange von einigen seiner Kinder begrüßt wurde — er hat deren siebzehn, vielleicht auch in der Zerstreutheit, gezeugt — da erkundigte er sich freundlich bei der Wärterin, wem die niedlichen Kleinen angehörten. Wer die leiblichen Kinder vergessen kann, mag auch die geistigen vergessen, aber wir wollen ihm in Erinnerung bringen, was er in seiner Römischen Geschichte sagt:

„Die beiden großen Männer (Alexander und Cäsar) dachten natürlich nicht daran, der hellenischen oder italisch-hellenischen Nationalität die jüdische ebenbürtig zur Seite zu stellen. Aber der Jude, der nicht, wie der Occidentale, die Pandoragabe politischer Organisation empfangen hat und gegen den Staat sich wesentlich gleichgültig verhält; der ferner ebenso schwer den Kern seiner nationalen Eigenthümlichkeit aufgiebt, als bereitwillig denselben mit jeder beliebigen Nationalität umhüllt und bis zu einem gewissen Grade die fremde Volksthümlichkeit sich aneignet — der Jude war aber darum wie geschaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von hundert lebendigen Politien erbaut und mit einer von vornherein verschliffenen Nationalität ausgestattet werden sollte. Auch in der alten Welt war das Judenthum

ein wirksames Element des Kosmopolitismus und der nationalen Decomposition!"

Oder denkt Herr Mommsen in des Buches Einsamkeit anders, als in guter Gesellschaft?

Endlich kommt der Moniteur der Alliance israélite universelle, das Tageblatt der Herren Moses u. Co. mit dem üblichen Schmutz, indem es der antisemitischen Agitation „elende Sonderzwecke" vorwirft. Welche Sonderzwecke kann Der verfolgen, der die Deutschen von der Judenherrschaft befreien will? Er kann sich doch nur nützen, indem er Allen nützt und das werden die Juden von ihren Bestrebungen wohl nicht behaupten können, welche immer nur auf den eigenen Nutzen, wenn auch zum Schaden des Anderen gerichtet sind. Das Tageblatt wiederholt dann die jüdische Lüge, daß der Kronprinz geäußert habe: „Die gegenwärtigen Judenverfolgungen sind eine Schmach für die deutsche Nation." — Diese Aeußerung ist im Munde des Kronprinzen geradezu unmöglich. Es ist nicht die Rede von Judenverfolgungen, sondern nur von Befreiung der Deutschen, und der Erbe des Deutschen Reiches kann niemals Anwalt einer Fremdherrschaft sein. Die Abschüttelung einer solchen gereicht einer Nation niemals zur Schmach und wenn die bisherige freiwillige Unterwerfung unter die Juden auch vielleicht einen Schatten auf den Verstand der Deutschen geworfen hat, so heftet das jetzige Streben nach Befreiung doch ihrem Charakter keinen Makel an. Als sie die Franzosenketten — fast gegen den Willen des Königs — brachen, wurde das allgemein gelobt und ein heiliger Krieg genannt.

Wir wollen nicht von Juden regiert und nicht von Juden gerichtet werden und wir wollen nicht unsere Kinder von Juden erziehen lassen — das ist Alles.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 197 dieses Heftes, Zeile 15 u. 16 von oben, lies Jnes statt Joes.

Literarische Beiträge für die „Deutsche Wacht" bitten wir zu adressiren: An die Redaction der „Deutschen Wacht", Berlin N.O., 15 Friedenstraße.

Die Redaction.

Redaction und Verlag: Otto Hentze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Zur gefälligen Beachtung!

Die Unterzeichnete richtet an die geschätzten Abonnenten der „Deutschen Wacht" die dringende und ergebene Bitte, für die Verbreitung derselben in Bekanntenkreisen im Interesse der gemeinsamen Sache thätig sein zu wollen.

Zur Erleichterung der Agitation haben wir einen äußerst wirkungsvollen Prospekt drucken lassen, den wir in jeder Anzahl portofrei zur Verfügung stellen.

Eine Nachlieferung nicht erhaltener oder abhanden gekommener Hefte des I. Jahrganges der „Deutschen Wacht" können wir nur dann zusichern, wenn uns bezügliche Bestellungen bis 1. Januar 1881 zugehen. Wir bitten deshalb um schnelle Mittheilung, wo eine derartige Complettirung des qu. Jahrganges beabsichtigt wird.

Auf vielfache an uns gerichtete Anfragen neu hinzugetretener Abonnenten machen wir ferner wiederholt darauf aufmerksam, daß der I. Jahrgang der „**Wacht**" (56 Bog. stark) in 3 eleg. broschirten Bänden zum **herabgesetzten** Preise von 6 Mark **bei direktem Bezuge von uns** noch bis auf Weiteres zu haben ist und bitten wir, wo der Empfang desselben gewünscht wird, um baldige Bestellung.

Wer sich über den Entwickelungsgang der antisemitischen Bewegung des verflossenen Jahres orientiren will, möge von unserer Offerte Gebrauch machen.

Otto Hentze's Verlagsbuchhandlung,
Berlin NO., **Friedenstraße** 15.

Die beste Antwort der Antisemiten

auf die gegen sie gerichtete „Erklärung“ ist die soeben in **Otto Hentze's Verlag in Berlin NO.**, Friedenstraße 15 erschienene Broschüre:

Der Juden Antheil am Verbrechen.

Auf Grund der **amtlichen** Statistik über die Thätigkeit der Schwurgerichte, in vergleichender Darstellung mit den christlichen Confessionen.

Preis 60 Pfg.

Alle Versuche der Juden und Judengenossen, die antisemitische Bewegung als ungerechtfertigt und grundlos hinzustellen, finden in obiger Broschüre **durch die Thatsachen, die die amtlichen Zahlen des Königlichen Preuß. Justiz-Ministeriums ergeben haben,** glänzende Widerlegung.

Wenn im **„Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin“**, Jahrgang 1878, der **Statistiker der Stadt,** Herr Dr. **Boeckh hervorhebt, wie äußerst gering**

der Juden Antheil am Verbrechen

sei, so ist dies gegenüber den Resultaten, die in der Broschüre mitgetheilt werden

eine direkte Fälschung der Wahrheit.

Phrasen nützen nichts, Thatsachen beweisen!

Die Schrift ist vorräthig in allen Buchhandlungen und wird gegen Einsendung von 60 Pf. in Briefmarken franco zugesandt von

Otto Hentze's Verlagsbuchhandlung,

Berlin NO., Friedenstraße 15.

2. Jahrgang. Heft 6.

Die Deutsche Wacht.

Zeitschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Das Palaver vom 20. und 22. November.
Die Judenherrschaft in Mannheim.
Noblesse oblige!
Kleinere Aufsätze: Die zwei gefährlichen S. — Die Interpellationsjuden (Aus Württemberg) — Israel in Schweden. —
Litterarisches: Die Verwahrlosung des modernen Characters.

Berlin NO., 1880.
Otto Hentze's Verlag.
Friedenstraße 15.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

═══ Mit diesem Hefte schließt das erste Quartal des zweiten Jahrganges. Zur Vermeidung unliebsamer Verzögerungen bitten wir um **schleunige** Erneuerung des Abonnements auf das mit Heft 7 beginnende **zweite** Quartal. ═══

Die Deutsche Wacht.

15. December 1880.

Das Palaver vom 20. und 22. November.

Eine harmlose Petition soll an den Reichskanzler gerichtet werden, dahingehend, daß die Einwanderung fremder Juden beschränkt, die Juden von obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossen und ihre Verwendung im Justizdienste vermindert, der christliche Character der Volksschule gewahrt und endlich die Statistik über die jüdische Bevölkerung wieder aufgenommen werde.

Sofort lassen die Juden in gewohnter Siegeszuversicht mittelst der von ihnen abhängigen Fortschrittspartei die Regierung zur Rede stellen, welche Haltung sie diesen Anforderungen gegenüber einnehmen werde, „die auf Beseitigung der vollen verfassungsmäßigen Gleichberechtigung der jüdischen Staatsbürger zielen?"

Sie nehmen also gleich eine Stellung an, als ob ihr Recht in Gefahr schwebe und der Interpellant Hänel begründet dann dieses vermeintliche Recht mit entsprechender Komik auf den Staatsvertrag vom 13. Juli 1878 zwischen Rußland, England, Frankreich, Italien, Oesterreich, Deutschland und der Türkei über das Verhältniß der Juden in Rumänien Serbien, Bulgarien und Montenegro. Die Regierung ging mit liebenswürdigem Humor auf den Scherz soweit ein, daß sie zwar ablehnte, über eine noch nicht gestellte Petition sich zu äußern, dagegen versicherte, den bestehenden Rechtszustand nicht ändern zu wollen.

Es kann von einem Rechte gar nicht die Rede sein, weder dem Buchstaben noch der Billigkeit nach, von einem Rechte der Juden, die Deutschen zu regieren, zu richten und die Kinder der Deutschen zu erziehen und wenn die Letzteren dies thatsächlich bisher theilweis geduldet haben, so ist dies lediglich ihrer großen jedoch nicht unendlichen Langmuth zuzuschreiben. Aber sie haben jetzt begriffen, daß sie das Uebel nicht wachsen lassen dürfen, wenn es ihnen nicht über den Kopf wachsen und endlich eine gewaltsame Beseitigung erfordern solle.

Was unsere eigene einschlägige Gesetzgebung anbetrifft, so sagt Art. 4 der Preußischen Verfassung:

„Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte „finden nicht statt. Die öffentlichen Aemter sind unter Ein„haltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen für „alle dazu Befähigten zugänglich.

Art. 12:

„der Genuß der staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von „dem religiösen Bekenntnisse.

Art. 47:

„Der König besetzt alle Stellen im Heere, sowie in den übrigen „Zweigen des Staatsdienstes, soweit nicht das Gesetz ein Anderes „verordnet;

und dann das berufene Gesetz vom 3. Juli 1869:

„Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen „Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen „Ehrenrechte werden hierdurch aufgehoben. Insbesondere soll „die Bestätigung zur Theilnahme an der Gemeinde- und Landes„Vertretung und zur Bekleidung öffentlicher Aemter vom reli„giösen Bekenntnisse unabhängig sein.“

Man sieht, dies letztere Gesetz verordnet eigentlich nichts Neues und es ist nur so verderblich geworden durch seine, aus anderen, hier nicht zu erörternden Rücksichten beliebte Mißdeutung. Zwar leidet diese ganze Gesetzgebung an dem Fehler, daß sie das religiöse Bekenntniß ignorirt, ein Fehler, welcher einem philosophischen Gesetzgeber nicht hätte passiren können, weil er gewußt hätte, daß das religiöse Bekenntniß mit der Sittlichkeit des Bekennenden zusammenhängt und ein Ausdruck derselben ist, und einem Practiker nicht, weil er sich den Juden in natura darauf angesehen hätte. Aber wenn die Religion für gleichgültig erklärt wird, so schließt das doch eine verständige Rücksicht auf die Race nicht aus. Diese Gesetzgebung ist vernünftiger Weise auch nur als eine Verheißung

an das Land aufzufassen, daß bei der Besetzung von Aemtern nicht besonders befähigte Personen zum Schaden des öffentlichen Dienstes wegen ihres religiösen Bekenntnisses sollen zurückgewiesen werden, nicht aber ist sie eine privatrechtliche Zusicherung an den Einzelnen. Nur das Volk im Ganzen kann aus derselben Rechte herleiten und die Juden mögen warten, bis die Deutschen das Bedürfniß fühlen, von ihnen regiert zu werden. Einstweilen, da sie selbst nur Privatrechte verfolgen könnten, fehlt ihnen durchaus die Activlegitimation, wie denn selbst der christliche Rechtscandidat nicht den Justizminister im Wege des Prozesses zu seiner Zulassung zum Examen oder zur Beförderung zwingen, sondern sich in letzterer Beziehung nur auf die Dienstordnung berufen könnte, welche aber den König nach Art. 47 der Verfassung auch nicht bindet. Oder hat schon einmal ein Richter den König verurtheilt, wider seinen Willen einen Juden zum Referendar oder zum Officier zu machen — und das wäre doch die Probe auf das Recht? Vom Militair sprechen sie freilich nicht, weil hier die Lächerlichkeit zu sehr auf der Hand liegt, obgleich sie im Grunde nicht geringer ist, wenn der Jude überhaupt ein Recht in Anspruch nimmt, Deutsche zu beherrschen. Daß man ihm das jetzt theilweise gestattet hat, war ein unglücklicher und durch keine Aussicht auf Erfolg gerechtfertigter Versuch, denn die Alternative, daß die Regierung sich schließlich entweder von den Juden oder von den Deutschen werde trennen müssen, lag sehr nahe. Aus letzterem Grunde betrachten wir auch die angeblich an hoher Stelle herrschende Judenfreundlichkeit mit Gleichmuth: „Paris vaut bien la messe“ sagte Heinrich IV.

Aber wenn der Jude von Recht spricht, hat er wohl nicht unfruchtbares ethisches Recht im Auge, sondern materielles. Er meint „s' Geschäft“ und da können wir billig mit uns handeln lassen, was er doch so gern thut. Er könnte für sich anführen, daß er doch einmal zu einem gewissen Bruchtheile zwischen uns lebe und daß er auch wenigstens zu diesem Bruchtheile an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nehmen müsse, soweit es sich nicht um die Kindererziehung handelt, bei welcher wir keinen Spaß verstehen. In Deutschland kommt ungefähr auf achtzig Menschen ein Jude, wir müßten also den achtzigsten Beamten und Richter aus den Kindern Israel uns gefallen lassen und wir könnten sie noch besonders begünstigen dadurch, daß wir sie an der polnischen Grenze anstellen, wo sie ganz unter sich und unter „ihre Lait“ wären und koscher essen könnten. Leider aber leben dort auch Deutsche, denen wir die Segnungen jüdischer Regierung nicht anthun dürfen. Es würde also darauf hinauslaufen, uns von den Juden lieber mit einer Geldentschädigung

abzulösen, und das wird wohl für sie das Wesentliche sein. Wir wünschen aber zur Vermeidung von weiteren Mißverständnissen Abschaffung des Gesetzes vom 3. Juli 1869 und der bezüglichen Verfassungsparagraphen. Man hat Artikel 15, 16 und 18 der Verfassung beseitigt um die Katholiken verfolgen zu können und wir sehen nicht ein, aus welchem Grunde man gesetzliche Bestimmungen heilig halten sollte, welche den Juden als Schlupfwinkel dienen. Aeußerst spaßhaft ist im Uebrigen die Wuth der Juden, mit welcher sie allen Ernstes verlangen, die deutschen Behörden sollen ihnen die Deutschen unter das Messer liefern. Sie suchen auf's Neue nach Pontius Pilatus. Auch appelliren sie an unsere Bildung. Der Rabbiner Philippson schreibt in der „Zeitung des Judenthums" am 10. November, nachdem er die schrecklichen Berliner Zustände geschildert:

„Dies ist der Anblick, den die sogenannte Metropole der Intelligenz" bietet, sie, die was Erleuchtung des Geistes, wissenschaftliche Bildung, Aufklärung und Geistesfreiheit betrifft, auf Wien, Paris und London mit größtem Selbstbewußtsein hinabblickt, die Stadt Friedrich des Großen, Lessings, Hegels, Schellings und der beiden Humboldte, die Stadt der größten deutschen Universität und der Akademie der Wissenschaften . . ." Ja wohl, lieber Rabbiner, weil sie das Alles ist, darum hat sie nun die Juden satt bekommen und auch den Schwindel der Fortschrittspartei, welche weiter nichts ist, als die Marionette der Juden. Der Rabbiner beklagt sich dann, daß die anderen Liberalen klug genug gewesen seien sich nicht mit den Juden zu identificiren und daß ein Theil dieser Partei sich sogar zu den Judenhetzern gesellt habe, „ohne sich zu scheuen, an den Unwahrheiten und der Haßgier" — bravo Rabbiner, Haßgier ist gut! — „derselben Theil zu nehmen". Die arme Fortschrittspartei ist allein hineingefallen. Zwar wird sie nicht schwer fallen, denn ihr Inhalt war eitel Wind und Phrase und ihre Weisheit die politische Kinderfibel. Sie war recht eigentlich die Partei der Unwissenheit: von lebendigen Menschen in Fleisch und Blut, von den Bedingungen ihres Lebens wußte sie absolut Nichts. Mit ein paar falschen Abstractionen wollte sie einen unmöglichen abstracten Staat construiren und tröstete sich über das Nichtgelingen mit ihrem wissenschaftlichen Bewußtsein. Damit wird sie auch ihre Juden trösten, Berlin aber wird den Ruf ihrer Wahltrompete fortan mit Hep! Hep! beantworten, und Herr Virchow täuscht sich, wenn er meint, daß die fortschrittlichen Abgeordneten den Wählern den Weg zu weisen hätten. Der Mann ist überhaupt eine psychologisch interessante Erscheinung. Er ist in einer beobachtenden Wissenschaft empor gekommen,

in welcher ein Fortschritt nur auf dem Wege der Induction möglich ist. Wie kommt er dazu, den politischen Fortschritt in der Prinzipienreiterei zu suchen? Wie kann überhaupt ein Mann der Naturwissenschaft, welcher so großartige Aufgaben gestellt sind, seine Zeit mit der elenden Politik zu verderben, die er doch den Leuten überlassen sollte, welche nichts Besseres gelernt haben! Es ist ein bescheidener Ehrgeiz, Stellvertreter des Juden Straßmann zu werden. Er hat sich jetzt auf die Anthropologie gelegt und mißt jeden Schädel und jeden Knochen, was doch nur aus dem Gesichtspunkte ein Interesse haben kann, daß ein wesentlich anderer Bau einen wesentlich anderen Menschen bedinge. Aber bei den Juden will er das nicht gelten lassen, obgleich ihm hier noch das Hülfsmittel zu Gebote steht, die Wirkung der körperlichen Verschiedenheit in ihren geistigen Functionen, ihrer Sittlichkeit und in dem Bilde derselben, ihrer Religion, sich bestätigen zu lassen. Er weiß, daß die Gliedmaßen der Juden kürzer und schlechter sind als bei anderen Menschen und sie naturgemäß arbeitsscheu machen und daß auch ihr Gehirn dementsprechend ihre Religion zu einem Raubkriegsbündniß gestaltet hat, aber was Virchow der Anthropologe weiß, das glaubt ihm Virchow der Politiker nicht. Es scheint, daß der Letztere das Bedürfniß des Flunkerns befriedige, welches der Naturforscher sich verkneifen muß. Der Politiker leugnet, daß ein falsches Benedictiner-Etiquett eine Fälschung sei, während doch der Anthropologe weiß, daß der ganze Jude als Deutscher eine Fälschung ist. Er höhnt die Petenten, daß sie von Ariern und Semiten sprechen, als wären sie Ethnologen ersten Ranges: in welchem Range aber steht **er** denn, wenn seine Ethnologie Juden und Deutsche zusammen wirft, die doch jeder Schusterjunge unterscheidet? Möge er sich hüten, auf seine alten Tage nicht noch von Politikern als Naturforscher und von den Naturforschern als Politiker gelobt zu werden.

Er giebt dann zu, daß jetzt allerdings noch den Juden manche Mängel ankleben, welche sich aber mit der Zeit verlieren würden. Die Richtigkeit dieser Voraussicht möge dahingestellt bleiben, aber der gesunde Menschenverstand sollte doch anrathen, das Eintreffen derselben erst abzuwarten.

Im Uebrigen wollen wir anerkennen, daß sich Herr Virchow ganz in seine Aufgabe hineingedacht habe, denn wenn er behauptet, daß die antijüdische Bewegung in erster Linie dem Neide ihren Ursprung verdanke, so ist das eine ächt jüdische Auffassung.

Wir haben leider nie Muße gehabt, mit dem Dichter **Traeger** Bekanntschaft zu machen, aber wir wünschen herzlich, daß der Advocat

Traeger keinen Maßstab für den Dichter liefere. Er führt wörtlich § 13, II. 11 des Allg. Landrechts an:

„Jede Kirchengesellschaft ist verpflichtet, ihren Mitgliedern „Ehrfurcht gegen die Gottheit, Gehorsam gegen die Gesetze, „Treue gegen den Staat und sittlich gute Gesinnungen gegen „ihre Mitbürger einzuflößen."

und dann fragt er: „Haben es die Juden jemals an Ehrfurcht vor ihrer Gottheit fehlen lassen — ich meine „ihrer" kleingeschrieben."

Vor einem englischen Gerichtshof würde ihm das einen Verweis des Richters zugezogen haben, weil er die Schuld seines Clienten einräume. Weiß er, was er sagt? kennt er den Gott der Juden, nicht wie ihn die Petrinische Kirche zurecht gemacht hat, sondern wie er den Juden selbst vorschwebt? Wir wollen sie garnicht für den Talmud verantwortlich machen, sondern nur ihren Canon und eigentliche Thora, den Pentateuch aufschlagen. Jehovah sagt:

4. Mos. 33, 52: „So sollt ihr alle Einwohner vertreiben „vor eurem Angesicht."

53: „Daß ihr also das Land einnehmet und darinnen „wohnet, denn euch habe ich das Land gegeben, daß ihr's einnehmt."

5. Mos. 6, 10: „Wenn dich nun der Herr dein Gott in „das Land bringen wird, das er deinen Vätern Abraham, „Isaak und Jacob geschworen hat, dir zu geben, große und „feine Städte, die du nicht gebauet hast."

11: „Und Häuser alles Gut's voll, die du nicht gefüllt hast, „und ausgehauene Brunnen, die du nicht ausgehauen hast, und „Weinberge und Oelberge, die du nicht gepflanzt hast, daß du „essest und satt wirst."

5. Mos. 7, 16: Du wirst alle Völker fressen, die der Herr, „dein Gott, dir geben wird. Du sollst ihrer nicht schonen.."

Oder Gehorsam gegen die Gesetze:

5. Mos. 17, 15: „Du sollst aber aus deinen Brüdern einen „zum Könige über dich setzen; du kannst nicht irgend einen „Fremden, der nicht dein Bruder ist, über dich setzen."

Oder Treue gegen den Staat:

1. Mos. 26, 3: „Sei ein Fremdling in diesem Lande und „ich will mit dir sein und dich segnen."

Oder sittlich gute Gesinnung gegen ihre Mitbürger:

2. Mos. 3, 22: „Sondern ein jeglich Weib soll von ihrer „Nachbarin und Hausgenossin fordern silberne und güldene „Gefäße und Kleider, die sollt ihr auf eure Söhne und Töchter „legen und den Egyptern entwenden."

5. Mos. 13, 21: „Ihr sollt kein Aas essen, dem Fremdling „in deinem Thor magst du's geben, daß er's esse, oder verkauf' „es einem Fremden."

Das ist der Gott und das ist die Sittlichkeit, auf welche Herr Traeger sich für die Juden beruft. Er wird vielleicht einwenden, daß sich in dem Pentateuch auch bessere Lehren finden, aber er soll uns in den heiligen Büchern irgend eines anderen Volkes ähnliche, wenn auch nur vereinzelte Schändlichkeiten nachweisen.

Sollten die Verfasser des Landrechts mit dem Worte „Gottheit" wirklich eine solche Gottheit oder nicht vielmehr eine Gottheit nach christlichem oder arischem Begriff gemeint haben? Wenn es nur die besondere Gottheit der beliebigen Religionsgesellschaft sein sollte, dann würde auch die Verehrung des Huitzilopochtli, jenes mexicanischen Scheusals, welche in Menschenopfern bestand, Anspruch auf Duldung haben.

Herr Seyffarth hat zwar auch nicht gemerkt, daß die von ihm citirten Aussprüche Friedrich des Großen sich nur auf die christlichen Confessionen beziehen, doch das ist von ihm auch nicht zu verlangen.

Der Abgeordnete Richter wiederholt dann mit der ihm eigenthümlichen Grazie nochmals die sämmtlichen Gemeinplätze, welche den Codex der Fortschrittspartei bilden, und wir wollen nur den Irrthum bei ihm berichtigen, daß wir auf die Juden schlagen und die Fortschrittspartei dabei meinen. Wir meinen diesmal wirklich den Sack, oder eigentlich den Reiter, aber wir gönnen dem Esel das Seinige. Zu welchem Zwecke Herr Hobrecht eigentlich gesprochen habe, ist schwer zu ergründen, aber ihm ist dabei doch eine treffende Aeußerung widerfahren. Er sagt: „in einer gleichberechtigten Gesellschaft ist unerträglich dieses maßlose, fürchterliche Geschrei, wenn Einem von ihnen (den Juden) auf die Hühneraugen getreten wird." Hätte er diesen Punkt näher untersucht, so wäre er zu wichtigen Resultaten gekommen. Dies Geschrei ist nur ein Symptom, aber eines von durchgreifender Bedeutung. Wenn ein Bürger eines Kulturstaates außerhalb seines Vaterlandes verletzt wird, so tritt das letztere für ihn ein. Der Jude fühlt sich immer in der Fremde, er verwächst nie mit dem Lande, das ihn trägt, sondern sein Vaterland sind, wie Schopenhauer sehr richtig sagt, die übrigen Juden, die darum

mit ihrer Waffe, dem Geschrei, eintreten, welchem selbst die Mauern Jericho's nicht Stand halten konnten. Dieses Geschrei ist die Quittung auf die Redensart, daß der Jude Deutscher sei.

Herr Reichensperger hätte besser gethan, nicht zu sprechen. Wenn er die Gegensätze von Race und Religion nicht gelten lassen will, was bleibt dann? Er hat sich selbst und seinen rheinischen Freunden auch keinen Dienst geleistet, die Erinnerung aufzufrischen an ihre Beihülfe zu einer Gesetzgebung, welche uns die Juden über den Hals gezogen hat. Wir haben sie nicht vergessen, diese rheinischen Liberalen, welche vor jenen dreißig Jahren nach Berlin kamen mit ihrer Schoppenbildung und ihren großen Worten und ihrer kleinen, nur aus der französischen Schablone bestehenden Weisheit, und die zur Erheiterung der Zuhörer mit dem Abfall der Rheinlande an Frankreich drohten, falls ihre Sehnsucht nach dieser Schablone nicht befriedigt würde. „Sauer macht lustig", aber sie meinten, Sauer mache auch klug. Ihrem Einflusse verdanken wir den Abzug des Militairs aus Berlin am 19. März 1848, damit die in der Straße niedergeschlagene sogenannte Revolution „in Schlafrock und Pantoffeln" fortgesetzt werden konnte. Besser, nicht davon reden! Der alte Gegensatz zwischen Weichsel und Rhein ist seitdem dem freundlichen Gefühle der Zusammengehörigkeit gewichen — warum also verjährte Sünden beichten? Hat denn aber Herr Reichensperger nicht damals schon geahnt, daß aus Revolution und Juden der Culturkampf erblühen werde?

Herr Windthorst ist wohl nicht ganz im Ernst so bescheiden, wie sein Verlangen nach gleichem Recht für Juden und für Katholiken ihn erscheinen läßt und er irrt, wenn er behufs einer Unterstützung in dem Culturkampfe eine Anlehnung an die Juden sucht, denn diese triumphiren in Nr. 46 der Zeitung des Judenthums:

„Wenn in Berlin eine „antisemitische Liga" projectirt wurde, so besteht in Nordamerika jetzt eine „American Alliance", die ihre Mitglieder verpflichtet, „nicht wissentlich für einen römischen Katholiken zu stimmen, noch für irgend eine politische Stellung zu empfehlen und eben so wenig solche, die mit dem römischen Katholicismus sympathisiren."

Herr Bachem hat dies auch noch auf andere Weise illustrirt.

Es ist uns unbekannt, ob Herr von Heydebrand und der Lasa durch besondere Rücksichten zu dem Ausspruche veranlaßt war, daß er die Juden nur als achtungswerthe und gute Staatsbürger kenne, oder ob er damit seine freie Ueberzeugung ausgedrückt habe. In beiden Fällen durfte er nicht gegen sie sprechen. Aber wir halten sehr wenig von den

üblichen allgemeinen Versicherungen, „ehrenwerthe Männer sind sie Alle, Alle.“ Nicht, daß wir jeden Juden für einen Taschendieb hielten, denn wir wissen sehr wohl, daß es auch redliche Juden giebt, aber unsere Auffassung von Ehre umfaßt mehr als die bloße Redlichkeit, welche sich von Diebstahl und Unterschlagung abwendet. Ehre im weiteren Sinne bedeutet die schöne Sittlichkeit und ist ein durchaus arischer Begriff — wir bitten Herrn Virchow um seine ethnologische Erlaubniß — der den Juden wie den Semiten überhaupt fehlt: ein Mangel, welcher vom ersten Morgengrauen der Geschichte an sich in dem unversöhnlichen Gegensatze dieser beiden Rassen geltend gemacht hat. Auch der Jude Lazarus bringt es nicht weiter in seinem „Leben der Seele“, als zur Definition der Ehre, als „die Anerkennung Anderer.“ Aristos (der Beste, Edelste) im Griechischen ist unser Wort Arisch, und das Wort Ehre, aro, ari, isländisch, stammt aus derselben Wurzel. Unsere arischen Vorfahren strebten darnach, ihre Eigenart mit dem Begriffe von Ehre und Edel in Uebereinstimmung zu bringen und sie hielten deshalb die Benennung nach derselben für das höchste Lob, während die Juden selbst das Wort jüdisch für einen Schimpf erachten. Es gehört eine große Unbefangenheit dazu, so entgegengesetzte Elemente verschmelzen zu wollen und nur nach dem Fichte'schen Recept ließe sich das ausführen. Man müßte die Köpfe der Juden mit den Köpfen der Fortschrittler vertauschen und Herr Virchow könnte die Operation leiten und seinen eigenen Kopf für den Ober-Rabbiner reserviren, wie früher die Ritter aus Courtoisie ihre Wappen austauschten. In den Händen der Fortschrittler wären die schlauen jüdischen Köpfe harmlos und die Juden würden mit den Köpfen der Fortschrittler auch nichts ausrichten können.

In Bezug auf die Güte der Juden als Staatsbürger und auf ihr gänzliches Aufgehen im Deutschthum wollen wir noch an einen Umstand erinnern, der wunderbarer Weise ganz in Vergessenheit gerathen zu sein scheint, nämlich, daß im Jahre 1848 während der polnischen Revolution in Posen die Juden — natürlich soweit weder Kosten noch Gefahr damit verbunden waren — Mann für Mann zu den Polen hielten und bei den Wahlen für sie und gegen die Deutschen stimmten. Die Herren Bachem, Strosser, von Kroecher und Stöcker brachten endlich den gesunden Menschenverstand zu freierem Ausdruck, obwohl auch sie vermieden, den Kernpunkt der Frage richtig zu bezeichnen. Aber man konnte das Nöthige zwischen den Worten heraushören. Wir begreifen, welche Rücksichten namentlich dem letzten dieser Herren seine eigenthümliche Stellung auferlegt und müssen sein Auftreten um so mehr anerkennen, wenn wir bedenken,

in welcher Weise er gegen Schmutz und Schimpf zu kämpfen haben mag. Und eigentlich hätte er Dank von den Juden verdient, denn er hat die Judenfrage nicht erfunden, sondern nur die Aufregung gemildert und die Juden würden es zu bedauern haben, wenn ein anderer rücksichtsloserer Führer an seine Stelle träte.

Im Allgemeinen hat die zweitägige Debatte den guten Erfolg gehabt, das Interesse für die Petition in weiten Kreisen und bei allen verständigen Leuten wachzurufen und dieser Unterschriften zuzuführen. Zwar wird die Zahl der letzteren nicht entfernt den großen Anklang ausdrücken, welchen die Bewegung selbst im Lande findet, denn die Judenherrschaft lastet bereits zu sehr auf allen Verhältnissen und unterdrückt die freie Aeußerung. Wie Goethe sagt:

„Es ist ein Jeglicher in Deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Israel verwandt",

so ist es in Wirklichkeit, und wenn z. B. einzelne landwirthschaftliche Vereine der östlichen Provinzen das Sammeln von Unterschriften — wie die Judenzeitungen sagen, „mit Entrüstung" — abgelehnt haben, so geschah dies, nicht, weil sie die Juden von besserer Seite kennen, sondern weil sie ihre Ketten nicht mehr zu schütteln wagen und auf Befehl sogar „Entrüstung" leisten müssen. Die Leute sind leider schon zu semitischem Nutzvieh heruntergekommen und fressen den Juden aus der Hand. Deshalb darf die Petition auch nur die Einleitung zu gründlicheren Forderungen sein, welche freilich nur im Wege der Gesetzgebung durchzusetzen sein werden. Es muß endlich offen gesagt werden, daß wir einen so fremden Volksstamm mit einer so unzweckmäßigen Körperbildung, einer so verwerflichen Sittlichkeit und mit einer, durch dreitausendjährige Inzucht befestigten, hoffnungslosen Constanz in solcher Anzahl nicht unter uns dulden können. Schon eine ganz auf der Hand liegende, oberflächliche Betrachtung wird dies erweisen. Wir haben in Deutschland ungefähr 550,000 Juden und es wird Niemand behaupten wollen, daß von diesen mehr als 100,000 durch productive Arbeit sich ernähren, wahrscheinlich viel weniger. Es blieben also 450,000 übrig, welche, ohne Nutzen für das Land, von demselben erhalten werden, oder gerade so viel, als die Armee beträgt, unter deren Last wir schon seufzen. Aber die Steuer für die Armee, so drückend sie ist, wird doch nur mit den unvermeidlichen Kosten erhoben, während das Land die Judensteuer auf Umwegen und mit dem ganz unverhältnißmäßigen Opfer zahlloser zu Grunde gerichteter Existenzen aufbringen muß. Und der Jude lebt nicht mit den bescheidenen Bedürfnissen des Soldaten, so daß die gleiche Anzahl ganz andere Summen

erfordert und die Contribution an die Juden 1000 Millionen Mark gewiß weit überschreitet. Die Fortschrittler möchten die Armee abschaffen, was uns das Leben als Volk kosten könnte; wenn wir aber die Juden abschafften, so würden wir wieder Freude am Leben haben und unseren Kindern nicht zu sagen brauchen: „Gehet in die Fremde, denn im Vaterlande ist kein Tisch mehr für Euch gedeckt."

Kein Volk hat eine solche Beimischung von Juden auf die Dauer ertragen können, namentlich, wenn man ihnen Luft ließ. Kräftige Völker, wie die Engländer, Franzosen und früher die Deutschen, ermannten sich dann zu ihrer Vertreibung, schwächere, wie die Polen, sind von ihnen aufgefressen worden; am schlimmsten aber ist es den Spaniern ergangen, welche sie zur Vermischung mit ihnen selbst zwangen und durch die Infiltration des jüdischen Blutes an Leib und Seele verdorben wurden. Wir müssen uns daran ein warnendes Beispiel nehmen und uns aller Maßregeln enthalten, welche die Juden in Massen an das Taufbecken treiben könnten, also vor Allem aller Drohungen mit gewaltsamer Austreibung. Nur Mittel freundlicher Ueberredung sind anzuwenden und als solche würden wir dem französischen Gesetz vom 17. März 1808 analoge Bestimmungen vorschlagen. Wir würden den Juden zur Verhütung des Wuchers in Hypotheken den Grundbesitz und zur Verhütung des sonstigen Wuchers die Schuldklage, sofern nicht volle Zahlung nachgewiesen wird, verbieten, ihnen ferner das passive und active Wechselrecht entziehen und den Handel nur gegen jährlich zu erneuende und nur in verhältnißmäßiger Anzahl zu ertheilende Licenzen gestatten. Wenn dann die Nothwendigkeit wirklicher Arbeit an sie heranträte, würden sie, wie im Lande Gosen, mit dem Gedanken der Auswanderung sich versöhnen, und wir versprechen, ihnen wegen des mitgenommenen Goldes und Silbers nicht nachzusetzen. Den aufgeklärten Engländern aber, welche noch vor 50 Jahren die Katholiken viel mehr beschränkten, als wir es bei den Juden jetzt zu thun wünschen, würden wir gestatten, uns von Herzen zu verachten und ihnen antworten, wie der Mann, der von einer bösen Frau geschieden sein wollte, und von dem Consistorium eine dringende Abmahnung erhielt, welche ihm sein Unrecht vorhielt und mit einer außerordentlichen Belobigung und Anpreisung der Frau schloß.

Der Mann antwortete: „Consistorium, nimm Du sie!"

Die Judenherrschaft in Mannheim.

Die Stadt Mannheim, gegründet 1606, ist die größte und erste Handelsstadt des Großherzogthums Baden. Sie zählt etwa 40,000 Einwohner beider christlichen Confessionen und 9000 Juden. In Händen dieser Minderheit ruht der Geldreichthum der Stadt. Kein Zweig der öffentlichen Verwaltung, keine Gesellschaft, kein Verein, keine Beschäftigung ohne mühelosen Gewinn, ist in Mannheim vor der jüdischen Befleckung bewahrt geblieben. Selbst in den Verein „Harmonie", der nie Juden aufnahm, drängten sich drei hebräische Pioniere, die Gebrüder Hohenemser und Ladenburg. Der deutsche Gerber kauft Felle und Därme vom Darm- und Felljuden, die Epigonen des Hans Sachs kaufen vom Lederjuden, Schlosser und Schmiede vom Eisenjuden, Gast- und Schankwirthe vom Wein- und Schnapsjuden. Die deutschen Militairverwaltungen beziehen den Hafer, das Getreide u. s. f. von dem Mehl- und Kornjuden. Kein Tropfen Bier, keinen Bissen Brod genießt der deutsche Mannheimer, kein Hembe, keinen Stiefel trägt er, der nicht durch jüdische Hände besudelt oder jüdischen Schacher vertheuert wäre. Darf es deshalb auffallen, wie im vergangenen Sommer Sonderboote den schönen, deutschen Rhein herabschwammen, um die in Mannheim gesammelten Auswanderer nach den Niederlanden zu bringen, von wo die Deutschlandmüden sich einschifften, um in anderen Welttheilen sich ein besseres Dasein zu suchen. Die Mannheimer Auswanderungs-Agenturen führen die Namen: „Germania, Vorsicht, Fürsorge und Hoffnung." Die Gewinnsucht erfand diese Bezeichnungen, die wie eine beschämende Ironie des Schicksals auf die deutschen Zustände klingen. Wo zahlreiche Juden eine Gegend ausfressen, treibt allemal der traurige Culturkampf, der Deutsche gegen Deutsche hetzt, seine giftigsten Blüthen. Mit der Priesterhetze steigt der Einfluß des Judenthums, weshalb jene Bastarde der katholischen wie evangelischen Kirche, der Altkatholicismus und Protestantenverein, in Mannheim reichliche Nahrung fanden.

Im Mannheimer Theater werden jüdische Stücke, gespickt mit Verspottung des Christenthums, von jüdischen Händen beklatscht. In dem Stadtrath hausen 25% Juden, von denen es heißt, daß sie über Millionen gebieten. Wie in Berlin „Unser Kühnemann“, so bemühte sich in Mannheim „Unser Schneider“, eine Gewerbe-Ausstellung zu Stande zu bringen. Der Handwerker zog aber daraus keinen Vortheil, nur die jüdischen Firmen. Die kostenreichen Bauten am Rheinhafen versprachen dem Mannheimer Handwerkerstande lohnende Aussicht, aber sie trugen nnr die Bretter zu seinem Sarge zusammen. Die Rhein-Anlagen kosten 30 Millionen Mark und kommen fast nur den mit Landesproducten handelnden Juden zu gut. Die Eisenbahn wurde nach dem Hafen verlegt, damit der Verkehr vom Schiff auf die Achsen ohne Zeitverlust sich vollzog. So arbeitet die goldene Internationale mit Dampf für ihren Gewinn, ohne den localen Interessen zu nützen. Die Einlader, die Träger sind deutsche Tagelöhner, die Besitzer der Gefährte, der Producte, der Waaren sind Juden. Unter den 1523 Mannheimer Handwerksmeistern giebt es keinen Juden, die Hobel, die Maurerkelle, das Winkelmaß, das Bügeleisen und der Schusterschemel tragen nicht 10 und mehr Procent. Die Sprößlinge der Korn-, Geld-, Tabaks-, Darm- und Hopfen-Juden brüsten sich in den Uniformen des Reserve-Offiziers, während den wackeren Söhnen ehrsamer Handwerksmeister diese Ehrentracht eine Fata-Morgana bleibt. Die Furcht Mardochai's ist über die Mannheimer gekommen, denn kein Deutscher wagt über die Fremdherrschaft in Mannheim seinen Unmuth auszusprechen. Der deutsche Arzt schweigt, weil die einträglichen Geburtshilfeleistungen in den reichen jüdischen Familien den Haupttheil seiner Einnahmen bilden. Die in geflickte Kleidchen, in Lumpen gehüllten Kinder, deren Spielplatz die Straßen, stammen von den Gojims; die aufgeputzt, wie die Marquisen von Pompadour in den Affentheatern, hinter den Spiegelscheiben husten, heißen Israel und Cohn.

Das dunkele Bild deutscher Knechtschaft in Mannheim mußte ohne „Lichter“ gemalt werden; denn die Nacht verträgt keine hellen Farben oder es wird Schönfärberei. Ein jüdischer Rattenkönig, wie die kühnste Phantasie ihn nicht zu denken vermag, umschlingt Alles in Allem, um die Aussaugung der Deutschen in Mannheim bis auf's Blut zu vervollständigen. Alle Beschäftigungen, die hohen Verdienst, ohne körperliche und geistige Anstrengungen, ohne verzehrenden Fleiß und Mühe verheißen, bilden das umfangreiche Feld jüdischer Thätigkeit. Die folgende Uebersicht der verschiedenen Mannheimer Wuchergewächse begründet die aufgestellten Behauptungen.

Wucherblume.

1. Gruppe:	Bank-Juden	11	Firmen.
2. Gruppe:	Fabrik-Juden	14	"
3. Gruppe:	Colonial-Juden	9	"
4. Gruppe:	Maschinen-Juden	2	"
5. Gruppe:	Fett- und Fleisch-Juden	9	"
6. Gruppe:	Leder- und Gewürz-Juden	20	"
7. Gruppe:	Eisen-Juden	16	"
8. Gruppe:	Schnaps-Juden	11	"
9. Gruppe:	Mehl-Juden	6	"
10. Gruppe:	Manufactur-, Mode-, Tuch-, Leinen- und Confections-Juden	71	"
11. Gruppe:	Hopfen-Juden	29	"
12. Gruppe:	Wein-Juden	22	"
13. Gruppe:	Möbel-Juden	4	"
14. Gruppe:	Landesproducten-Juden	42	"
15. Gruppe:	Kleider-Juden	15	"
16. Gruppe:	Schuh-Juden	6	"
17. Gruppe:	Tabak-Juden	43	"

In der vorstehenden Uebersicht sind die geringeren jüdischen Handelsfirmen, wie die verschiedenen Schacherjuden, nicht in Betracht gezogen. Nicht zu vergessen dürfte ferner sein die ungezählte Schaar der jüdischen Buchhalter, Commis und Geschäftsreisenden. Die Beschäftigungen aber, die Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit, nicht Betrug, welche Fleiß, nicht List erfordern, werden von den Deutschen versehen. Unter den 38 Barbieren, 59 Bäckern, 33 Gärtnern, 19 Glasern, 20 Küfern, 28 Lohnkutschern, 28 Zimmerleuten, 68 Schmieden und Schlossern u. s. f. der Stadt Mannheim sucht man vergeblich nach jüdischen Mitbürgern. Dagegen sind die Juden Hartogensis, Carl Ladenburg, Ed. Traumann und Heinrich Nauen Consuln und Ritter christlicher Ordenskreuze. So trägt der Consul und Tabakshändler Herr Ed. Traumann den St. Mauricius- und Lazarus-Orden und den spanischen Orden Karl III. Der letztere Orden wurde auch dem jüdischen Maler Schüler, einem Schwager des Millionen- und Volksmannes Sonnemann in Frankfurt, für ein mäßiges Bild, die Königin Mercedes von Spanien darstellend, verliehen. Der Orden Karl III. wurde seiner Zeit zum Gedenken der glücklichen Ver-

treibung der Juden aus Spanien gestiftet. Welch' reges Ehrgefühl und welche Selbstverleugnung ziert diese Ritter. Den Eisenhändler und Consul Herrn Heinrich Nauen schmücken neben anderen der spanische Orden Isabella's der Katholischen und die Kriegsdenkmünze für 1870/71. Charakteristisch für die Judenherrschaft in Mannheim erweist sich die Thatsache, daß in dem Mannheimer Wohnungsanzeiger die Orden, sogar die Kriegsdenkmünzen bei den Hauptjuden aufgeführt werden, was der jüdischen Prahlsucht entspricht. Herr Eisenhändler Nauen hat sich um Mannheim nicht unverdient gemacht, denn er gründete einen Verschönerungsverein. Durch selbigen wurden viele eiserne Bänke für den Schloßgarten beschafft, deren Lieferung die Firma Nauen übernahm. Heute ist der Verschönerungsverein selig entschlafen, um vielleicht wieder zu erwachen, wenn der Rost die Bänke verzehrt hat. Von den Rechtsanwälten gehören dem Judenthum an: Die Doctoren der Rechte Herz, Leopold Regensbard, Schlesinger, Darmstädter, die Herren Rosenfeld, Fürst, Geismar, Guttenstein u. s. f. Wer kennt die Juden, nennt die Namen? Von den Richtern bekennen sich zur jüdischen Religion der Amtsrichter Dr. West und der Kreisgerichtsrath Heinsheimer. Von den practischen Aerzten erlitten die Beschneidung: die Dr. Cahn, Aug. Mermagen, Meermann sen., Meermann jun., Rothschild und Wolf; die Krankenpfleger und Pflegerinnen sind Christen. In der Kreisversammlung sitzen die Juden: Moritz Lenel (handelt mit Safran), M. Heinsheimer und Max Dinkelspiel. In dem Bezirksrath wirkt der jüdische Stadtrath Schneider für das Wohl seiner Mitbürger. Er ist der Mann für Alles, denn er ist Mitglied der Baucommission, des Bauamts, Mitglied der Commission für Einquartierung, für die Arbeitsanstalt im Bauhof, für die Gasanstalt, für die Grund- und Pfandbücher, für das Theater, für Wahlangelegenheiten, ferner Mitglied des Lehrer-Pension-Hilfs-Vereins und des allgemeinen Kranken-Unterstützungs-Vereins. Ein vielhundertarmiger Polyp hat Mannheim umfaßt, dessen Umschlingung auf die Dauer nicht zu ertragen sein dürfte. Es macht sich in Mannheim der Modergeruch wirthschaftlicher Verwesung bemerkbar, die jüdische Nase empfindet ihn freilich nicht. Die deutsche Leiche verspricht dem Juden ihren Profit, wenn auch nicht in dem Sinne des urliberalen Ministers Roland unter Ludwig XVI., der den Vorschlag machte, aus den Leichnamen nützliches Fett und Seife zu kochen, sondern durch Ausstellung eines ärztlichen Todtenscheins. Von der Wiege bis zur Bahre leitet die jüdische Vorsehung den deutschen Bürger, und nicht ohne Grauen erkennt der Einsichtige:

„Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!“
Wie Juden auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen.

Polyp.

Stadtrath.

Julius Jordan, Bernh. Kahn,
„Unser“ Schneider, Samuel Röther.

Bürgerl. Standes-Amt.

M. Neugaß.

Städt. Gas-Werk.

S. Röther,
Aufsichtsrath.

Sparkasse-Verwaltung.

David Ellreich, Moritz Strauß, Joseph
Gabriel Wachenheim.

Stadtverordnete.

David Aberle, Sigmund Bensheimer,
Moritz Bielefeld, Carl Bopp, Emil Kahn,
Max Dinkelspiel jun., Dr. Heinr. Herz,
Emil Hirsch, Chr. Häm, Dr. A. Hohenemser, Dr. Jos. Kahn, F. Königshausen,
Lazarus Maas, Jacob Neumann,
Alex. Neustadt, Isidor Rothschild,
M. Stockheim, Mayer Thalmann,
J. G. Wachenheim.

Leihhaus-Commission.

Samuel Röther.

Armen-Bezirks-Commissäre.

Mayer Dinkel, Sigmund Weißenburger, Heinrich Nauen,
Samuel Mainzer, Nathan Marx, Albert Aberle, Mayer
Thalmann, Edmund Strauß, Samuel Frey, Joseph
Abraham Langenbach, P. Eschelmann.

Gemeinde-Commission betr. Depositen

Kahn.

Allgemeine Armen- u. Kranken-Anstalt.

Vorstand:
David Aberle, Dr. Lindmann.

Commission betr. Gasanstalt.

Jordan, Röther, „Unser“ Schneider.

Gemeinde-Commission betreffend Einquartirung.

Jordan, „Unser“ Schneider.

Gesellschaft der Aerzte.

Schriftführer: J. Lindmann.

Freiwillige Feuerwehr.

Heinrich Nauen.
Kassirer und Verwaltungsrath.

Commission betr. Theater.

Kahn, Jordan, „Unser“ Schneider.

Commission betr. Finanzen.

Jordan, Kahn, Röther.

Commission betreffend Kunst und Wissenschaft.

Kahn.

Oeffentliche Bibliothek.

Schriftführer:
Dr. Aug. Hohenemser.

Kunst-Verein.

Vorstandsmitglieder:
Dr. Aug. Hohenemser, Ferd. Ladenburg.

Musik-Verein.

Vorstand:
Dr. Aug. Hohenemser.

Mannheimer Saalbau.

Vorsitzender: Emil Hirsch,
Schriftführer: Emil Kahn.

Ressource- oder Vorbörse.

Vorsitzender: Bielefeld,
Schriftführer: Stockheim,
Rechner: Aberle,
Oeconomie: J. Kaufmann-Felsen,
Bernhard Odenheimer.
Mitglieder: 225.

Schach-Club.

Joseph Hirschhorn, Cassirer.

Großherzogliches Realgymnasium.

Religionslehrer: Rabbiner Wagner.
Lehrer: Rothschild.

Verein für Verbesserung des Dienstboten-Wesens.

Vorsitzender: Dr. Aug. Hohenemser,
Rechner: Dr. Ladenburg, Ida Ladenburg.

Mannheimer Börse.

Vorstand:
Emil Hirsch, L. Bodenheimer, J. Steiner,
Carl Ladenburg. A. Neustadt.

Kaiser-Wilhelm-Stiftung deutscher Invaliden.

Bezirks-Ausschuß:
Rud. L Mayer, E. Hirsch, Victor Lenel.

Handelskammer f. d. Kreis Mannheim.

Mitglieder in Mannheim:
S. J. Darmstädter, Louis Hirsch,
E. Röther, Carl Ladenburg, W. Lenel,
Joseph Maas..

Kaufmännischer Verein.

Im Vorstand:
Max Dreyfuß, Siegfried Klopfer.

Schlittschuh-Club.

A. Bensheimer, Cassirer.

Großherzogliche höhere Töchterschule.

Aufsichtsrath:
Dr. Ladenburg (Präsident) Dr. Hohenemser, Victor Lenel.

Verein für Kinderpflege.

Vorstands-Mitglieder:
Julius Darmstädter, Victor Lenel,
Dr. Lindmann, W. Darmstädter.

Frauen-Verein.

Präsidentin: Ida Ladenburg.

Reichsbankhauptstelle Mannheim.

Bezirks-Ausschuß:
Emil Hirsch, Ludwig Hohenemser,
Carl Ladenburg.

Badische Bank.

Aufsichtsrath:
Carl Ladenburg, Victor Lenel.
Hartogensis, L. Hohenemser.

Rheinische Hypotheken-Bank.

Aufsichtsrath:
Hartogensis, Dr. Aug. Hohenemser.

Mannheimer Lagerhaus-Gesellschaft.

Aufsichtsrath:
Jacob Rauen, Louis Hirsch, Alex Neustadt, Rudolf Traumann.

Badischer Renn-Verein.

Im Directorium: Gustav Ladenburg.

Mannheimer Volksbank.

Verwaltungsrath:
Max Dinkelspiel jun., Dr. Herz, Samuel Röther.

Mannheimer Getreide-Lagerhaus-Gesellschaft.

Im Aufsichtsrath:
Emil Hirsch, L. Bodenheimer, A. Heymann, J. Steiner, H. Zimmern.

Maimarkt-Comitée.

Im Vorstand: W. Darmstädter.

Nationalliberaler Verein.

Im geschäftsführenden Ausschuß: Dr. Aug. Hohenemser.

Gewerbe- und Industrie-Verein.

Im Vorsitz: B. Kahn.

Rheinische Baugesellschaft in Liquidation.

Im Aufsichtsrath, gleichz. Liquidator:
J. Darmstädter.

Mannheimer Versicherungs-Gesellschaft.

Im Aufsichtsrath: Hartogensis.

Mannheimer Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaft.

Im Präsidium:
Ludwig Hohenemser, Carl Ladenburg, Victor Lenel.

Rheinische Gasgesellschaft in Liquidation.

Liquidatoren:
Dr. Ladenburg, Carl Ladenburg.

Gemeinnützige Baugesellschaft.

Verwaltungsrath:
Dr. Ladenburg, B. Cahn.

Badische Schiffahrts-Assecuranz-Gesellschaft.

Im Aufsichtsrath:
S. J. Darmstädter, Ludwig Hohenemser, Carl Ladenburg. Victor Lenel.

Wohin das Auge blickt, ob in die Kreis- oder Stadtverwaltung, Gericht, Standesamt, Armencommission, Schulen, Vereine jeder Art, Banken, Handel, Industrie, überall befinden sich die jüdischen Mitbürger in gewinnbringenden oder einflußreichen Stellungen, während die Deutschen dienen. Wo der Jude nicht im Präsidium, nicht im Verwaltungsrath sitzt, hat er zu mindest die Kasse unter sich. Ein solches Verhältniß wird aber auf der einen Seite die Herrschaft, auf der anderen Seite die Knechtschaft darstellen. Das Deutschthum liegt nicht in Mannheim allein in Fesseln, sondern die jüdischen Netze erstrecken sich über das ganze Großherzogthum und dessen Grenzen, daher Untreue, Wucher und Trug

einen ungeahnten Umfang gewann. In Straßburg wurde der Jude Moritz Weil zu 6 Monate Gefängniß und 5000 Mark Geldbuße verurtheilt, weil er in einer großen Reihe von Wuchergeschäften arme Landleute bestahl. In Bruchsal verurtheilte die Strafkammer den Juden Leopold Hirsch zu 8 Jahren Zuchthaus, 10 Jahren Ehrverlust, die Frau zu 6 Monaten Gefängniß, da sie in zwanzig Fällen Wechsel fälschten. Vertheidigt wurde das saubere Paar durch Rechtsanwälte mit den bezeichnenden Namen: Bing, Friedberg. In Freiburg verurtheilte am 8. November die Strafkammer die jüdische Brüderschaft „Durlacher von Kippenheim“ zu einer Gefängnißstrafe von 3 Monaten und einer Geldbuße von 3000 Mark. Die drei Brüder Simon, Moritz, Leopold bezeichneten ihre Firma selbst als das größte Weingeschäft in Deutschland. Es wurde in den Gerichtsverhandlungen festgestellt, daß diese größte Firma vom October v. J. bis zum letzten Frühjahr 200,000 Liter Weingeist (Spiritus) und ein ganz unglaublich großes Quantum Weinsteinsäure käuflich bezogen hatte.

Auf dem Gebiete der sogenannten öffentlichen Meinung sieht es nicht viel besser, wie in der Durlacherschen Giftmischerei aus. Die koscheren „nutrimenta spiritus“, welche der gläubige und aufgeklärte Mannheimer des Morgens auf seinem Kaffee-Tische vorfindet, sind: Die Rhein- und Neckar-Zeitung (Mannheimer Verkündiger), die Neue Badische Landes-Zeitung (Mannheimer Anzeiger), Mannheimer Tageblatt (Neuer Mannheimer Anzeiger), Mannheimer Journal, Mannheimer Familienblätter und General-Anzeiger der Stadt Frankfurt a. M., sämmtlich in dem widerwärtigen, jüdischen Styl des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben. Verlogenheit und Schamlosigkeit mit Verdrehung der Thatsachen wetteifern mit der Beschimpfung ehrenwerther Männer, an die kein anderer Makel haftet, als nicht Jude zu sein. Zu bedauern bleibt aber, daß sich die 40,000 Deutsche in Mannheim eine solche Kost bieten lassen. Wenige Beispiele aus diesen verjüdelten Lügenschmieden möge der Leser uns verzeihen:

In Nr. 276 des Mannheimer Tageblatt heißt es in einer Schmähung gegen den Herrn Hofprediger Stöcker, unter anderem: „Würde aus einer Haut, die aus Palästina stammt, seit 1800 Jahren von Christen gegerbt wird, ein Maulkorb für unsinniges Priestergeschwätz geschaffen werden, die in Beziehung auf die Hetzereien verschiedener Confessionen zu Tage zu fördern bemüht ist.“ — Man beachte die Schreibweise! —

Ferner: „Kommt in neuerer Zeit ein gewandter Musikant, dessen ganze Gelehrsamkeit in sieben Buchstaben besteht und schreibt das Juden-

thum in der Musik, ein Machwerk, welches keiner weiteren Kritik werth ist, weil ein Schuljunge darüber stolpern würde, und weil ein H. Levy, ein Verdi, Meyerbeer, Mendelssohn u. A. auch den Fiedelbogen zu führen verstanden. Armer Musikus (Richard Wagner) laß Dir Dein Schulgeld wiedergeben, denn Du hast Dein Pensum schlecht gelernt, und es wäre sehr zu wünschen, daß der Gesetzgeber unwissenden Schulmeistern das Handwerk legte."

Der Schreiber dieses Trödler-Styls bezeichnet sich als einen achtzigjährigen Cosmopoliten. Das „Cosmopolit" erscheint wenigstens ehrlich, das hohe Alter kommt ihm zu gut, denn in den Jahren pflegen die Leute oft närrisch und zum Kinderspott zu werden. In demselben Blatt ergänzen sich anmuthig Offerten mit Ankauf „alter Kleider, Schuhe und Stiefel zu den höchsten Preisen" im Eckladen neben der Synagoge, mit Mittel gegen „Bettnässen" und dem Stellungsgesuch einer „gesunden Schenkamme".

Die „Neue Badische Landeszeitung" (Nr. 525 d. J.) beginnt einen Leitartikel, der von dem preußischen Abgeordnetenhause handelt, mit dem Motto: „Wenn sich Räuber und Spitzbuben streiten, kriegt der ehrliche Mann sein Pferd wieder." Ferner: „Wenn Pfaff und Junker sich zanken, verbessern sich die Aussichten des Steuerzahlers".

In der Rhein- und Neckar-Zeitung (Nr. 316) wird in dem Feuilleton-Roman „Erica" von Th. Seuberlich Folgendes geleistet: „Ein erbitterter Wortwechsel fand zwischen ihr und dem Baron statt. Das Ende davon war, daß er ihr erbarmungslos die bisherige Freiwohnung kündigte und die Verzweifelte mit eigener Hand zur Thür hinausstieß."

Der „Frankfurter General-Anzeiger" schreibt in seiner Nr. 270: „Das Treiben des Hofpredigers Stöcker und seiner Consorten ist männiglich bekannt; es ist bekannt, wie dieser Diener des Herrn seine Autorität und seine Stellung mißbraucht, um die Massen zu fanatisiren und gegen andersgläubige Staatsbürger aufzureizen. Es ist bekannt, daß unter den Auspicien dieses seltsamen Hofpredigers, dessen Entfernung aus einem Amte, zu dem er so wenig Würde und christlichen Sinn mitbringt, längst eine gebieterische Nothwendigkeit gewesen wäre, augenblicklich im ganzen Lande eine Petition an den Reichskanzler circulirt, eine Petition, welche nichts Geringeres und nichts Schmählicheres bezweckt, wie die Aufhebung jenes Paragraphen der Verfassung, nach welchem die Gleichheit vor dem Gesetze zu den ersten Grundrechten der preußischen Staats- und deutschen Reichsverfassung gehört. Es ist das alles bekannt — es war damit aber noch nicht genug des Nichtswürdigen!"

Das heitere Blatt fährt in gleicher Weise fort, indem es in gleicher Verlogenheit und Entstellung die Brutalität des „sehr ehrenwerthen" Schnapsfälschers Kantorowicz bespricht.

Nr. 524 der „Neuen Badischen Landeszeitung" schreibt von den deutschen Studenten: „Die Korps sind auf dem Wege, eine lockere Sippe von Junkern und Bankiersöhnen (Juden natürlich ausgenommen) vorzustellen, nicht aber die feste Vereinigung zur Hebung der Freundschaft, des idealen Strebens, der Noblesse in Benehmen und Treue."

Nr. 534 desselben Blattes führt einen Leitartikel mit der Ueberschrift: „Socialismus in Frack und Uniform", worin mit dürren Worten dargethan wird, daß die Petenten in der brennenden Judenfrage eigentlich Socialisten seien.

Schließlich sei der „Mannheimer Familienblätter" gedacht, die in Ghetto-Witzen machen, wie z. B.: „Kawalier von Kopp biß zu Fuß, norr een Fehler hott'r — e schlecht Gedächtniß! Er vergißt nämlich sein Schulde zu bezahle! Du liewer Gott! Wer kann awer aach an alles denken" u. s. w.

Man ersieht daraus, daß selbst in der Literatur Wucher und Schulden zum gewinnbringenden Gegenstand sich ausnutzen lassen, wenn auch nur in Form von fetten Honoraren. Ein Cavalier, der nicht bezahlt, ist die höchste Wissenschaft der Juden, von seiner Untreue, seinem Betruge und seinem Wucher spricht er nicht, obwohl der Jude Harburger in Hamburg und der Jude Jander köstliche Illustrationen hierzu liefern. Die verjüdelte Presse nimmt sonderbarer Weise gern für sich eine gewisse Vornehmigkeit in Anspruch, lobt ihre Wohlanständigkeit und ihr Nasenrümpfen. Welcher Ton muß aber auf dem Redactions-Büreau des „Mannheimer Journals" zu Hause sein, wenn es in seiner Nr. 313 in blumiger Sprache sich geschmackvoll also vernehmen läßt: „Was eigentlich von den vornehmeren Organen der Reichshauptstadt in die Blätter der Agrarier sickert und dort als schlammiger, faulig riechender Niederschlag zurückblieb, hat schließlich bei der christlich-socialen Partei, die die Judenhetze als ihr Privileg betreibt, eine erstaunliche Dung- und Triebkraft entwickelt." Ein treffendes Zeugniß von der Bildung, Aufklärung, Duldsamkeit und jüdischen Liebe des Verfassers, der offenbar seine Vorbildung sich in einer der jüdischen Poudrettenfabriken in Mannheim aneignete. Im Allgemeinen schöpfen die Mannheimer Blätter ihre koschere Weisheit aus der preußischen National-Zeitung, Vossischen Zeitung und dem Berliner Tageblatt; sämmtlich wiederum Blätter, die in Entdeutschung und Verjudung arbeiten, denn sonst wäre es nicht erklärlich, daß sie sich

mit der Schimpferei der ausländischen Judenpresse in der deutschen Judenfrage auf Deutschland identificirten. Die Vossische Zeitung schämte sich bei Besprechung der Frechheiten des Pester Lloyd, wie komisch, als wenn sich eine öffentliche Tante schämen könnte. Vielfach hat man sich auf die judenfreundlichen Artikel der Times bezogen, ohne zu überlegen, daß ihr Berliner Correspondent ein Jude ist.

Mannheim im neunzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der sogenannten Aufklärung, seufzt unter einer Fremdherrschaft, die härter drückt, als die der Franzosen auf Preußen vor den Freiheitskriegen. Doch ist die deutsche Bevölkerung an der ausgedehnten Judenherrschaft in Mannheim nicht ohne Schuld, denn die 40,000 Christen hatten nicht nöthig, Juden in den Stadtrath, Juden zu Stadtverordneten zu wählen, hatten nicht nöthig, die verjüdelte Presse durch Abonnement und Inserate groß zu ziehen. Soll die Freiheit wiedergewonnen werden, muß die deutsche Bürgerschaft hierin zuerst Wandel schaffen. Die Uebermacht der Juden vermag aber nur durch eine wahrhaft deutsche Gesetzgebung gebrochen zu werden, wozu Alle, Alle helfen müssen.

Weihnachten steht vor der Thüre, weckt die Erinnerung, wie der Heiland geboren wurde, unter jüdischen Martern starb, weil er die Menschheit von dem jüdisch-pharisäischen Geiste befreien wollte. Große und kleine Kinder sprechen bei dieser feierlichen Gelegenheit ihre Wünsche und Bitten aus und harren der Erfüllung. Auf dem Wunschzettel Deutschlands steht: „Erlöse uns von dem jüdischen Uebel!“

Noblesse oblige!

Vor jetzt gerade einem Jahr wurde an dieser Stelle hervorgehoben, wie das semitische Element seine Wurzeln in die höhere Gesellschaft geschlagen und mit welchem Raffinement die Vorarbeiten zur Gewinnung dieses für ein wucherartiges Gedeihen so nöthigen Bodens betrieben und mit welchem Erfolg derselbe ausgenutzt wird. Es war gezeigt, wie wichtig es ist, dem Juden diese Basis zu nehmen und wie es Pflicht jedes anständigen Mannes sei, von jetzt ab durch eine ablehnende Haltung in gesellschaftlicher Beziehung den Kampf gegen das überhand nehmende Judenthum zu unterstützen. Wie ferner eine solche Haltung, abgesehen von dem Nutzen für das Ganze, einfach ein Act der Selbstvertheidigung, der gebotenen Nothwehr ist. Ein Jahr nun ist vergangen, seitdem diese Frage zum ersten Male flüchtig berührt wurde, und leider müssen wir wieder und eingehender darauf zurückkommen, da in gewissen Kreisen die Aufmerksamkeit dafür erloschen zu sein scheint, und gerade die Erfahrung der letzten Monate zeigt, wie das Judenthum eine nicht unbedeutende Unterstützung von seinen deutschen directen und indirecten Gönnern erfährt. Die offenen Judenfreunde, die völlig demaskirt und in allen Tonarten in die Judentrompete stoßen und oft noch weniger taugen, als die von ihnen Vertheidigten, richten sich am besten selbst. Ihre Motive sind zu offen und bekannt, um sich noch weiter mit ihnen zu beschäftigen. Sie werden eben einfach mit Freund Sem in demselben Topfe gekocht. Anders verhält es sich mit den heimlichen Judengenossen, den „maskirten". Wenn wir über diese so lange geschwiegen, so geschah es nicht deshalb, weil wir blind waren, sondern wir wollten nur den Betheiligten in schonender Weise eine Frist für einen langsamen und geordneten Rückzug in allen Ehren gewähren. Diese Frist ist nun unseres Erachtens abgelaufen. Wir müssen klar sehen und wissen, was wir von einer gewissen Seite her zu erwarten haben. Wer nicht für uns ist, ist gegen uns.

Wir müssen hier offene Anklage erheben gegen eine Anzahl von Angehörigen unseres Adels und der ersten Gesellschaft, die entschieden vergessen, was sie ihrem Stande und der Oeffentlichkeit schuldig sind. Der Adel und die erste Gesellschaft hat ihre in Anspruch genommene

und zugestandene Sonderstellung in gesellschaftlicher Beziehung der Achtung zu verdanken, welche sie durch ihre Geltung verdient. Gern nimmt die Oeffentlichkeit, die Mehrheit, einige Härten in den Kauf, wenn sie sieht, daß die Standesehre nicht nur theoretische, sondern auch praktische Bedeutung hat, daß das „Noblesse oblige“ keine bloße Formel von beliebiger Dehnbarkeit ist. Wie soll sich aber diese Achtung aufrecht erhalten, wenn das Publikum sieht, daß eine gewisse Anzahl gerade dieser exclusiven Gesellschaft, die sich vornehm von gut bürgerlichen Kreisen zurückhält, mit Judenfamilien frère et cochon ist? Wenn es sieht, wie zahlreiche Cavaliere, denen ein Verkehr in der Familie eines Subalternbeamten, Industriellen, Gewerbtreibenden, kurz eines anständigen, patriotisch gesinnten Bürgers durchaus fern liegt, sich nicht geniren, ihre Füße unter des Juden Tisch zu setzen, desselben Juden vielleicht, der auf den Gütern ihres Vaters den Ausschuß der Kalb- und Schaffelle, mit den Hasenfellen als Draufgabe, einhandelte und den stinkigen Ballen auf seinen Schultern zur Stadt schleppte?

Die gute bürgerliche Gesellschaft, die sich in fast allen ihren Nuancen streng conservativ und ablehnend gegen den jüdischen Verkehr verhalten hat und jetzt noch mehr verhält, verwirft ein solches Betragen und tadelt es in scharfen, leider verdienten Ausdrücken. Sie ist im Begriff, den ganzen Stand für die Ausschreitungen der einzelnen Glieder verantwortlich zu machen und dies mit Recht! Denn ein Stand, der Anspruch auf Bevorzugung und Rücksichten macht, dem dieselben freiwillig gewährt werden, von vornherein als dem „Stande“ gebührend, ist auch für seine Glieder verantwortlich.

Wenn wir nun den jungen Prinzen B., den Grafen C., den Herrn v. D. 2c. 2c. in der Judengesellschaft verkehren sehen, so müssen wir uns erstaunt fragen: Was suchen die Herren dort? Was finden sie?

Man vergegenwärtige sich auf der einen Seite einen Cavalier, aufgewachsen in der Tradition seines vielleicht Jahrhunderte alten Geschlechtes, erzogen in dieser Tradition und, wenn auch vielleicht von einigen Vorurtheilen befangen, so doch von den Principien der Ritterlichkeit und Ehre durchdrungen, die ihm gewissermaßen mit der Muttermilch eingeflößt sind. Auf der anderen Seite denke man sich seinen Gastfreund, den Juden, dessen Vorleben in den allermeisten Fällen dunkel und anrüchig ist in des Wortes vollster Bedeutung, dessen Grundsätze, dessen Begriffe von Ehre (?), dessen Lebensphilosophie in schärfster Weise davon abstechen. Kann man sich auf der Welt einen schrofferen Gegensatz denken? Sollte man nicht glauben, daß diese Kluft

nicht zu überbrücken sei? Und doch, wie oft findet sich ein kühner Cavalier-Blondin, der diesen Abgrund auf dem Seil der Leichtfertigkeit und Gedankenlosigkeit übertändelt. Aber, wenn nun der Schwindel kommt, wird das Umkehren noch möglich sein? Nun, bei einem Sturze ist der Genickbruch, der zu befürchten ist, ja nur ein „moralischer“ und darüber setzt sich der Judengenosse leicht hinweg.

Welches sind nun die Magnete, die die erste Gesellschaft in die Arme Sem's ziehen?

In erster Linie das — Geld. Wir haben nämlich noch nie gehört, daß Cavaliere bei einem nicht reichen Juden verkehrten. (Dieser Gedanke allein ist schon so drollig!) Für einen großen Theil der maskirten Judenfreunde stehen die pecuniären Interessen über dem Standesbewußtsein. Es giebt in Berlin hoch und noch höher gestellte Persönlichkeiten, deren praktische Anbetung des goldenen Kalbes allbekannt ist. Diese werden auch offen und bitter von ihren eigenen Standesgenossen verurtheilt. Verurtheilt, aber leider nicht auch — gerichtet. Diese aristokratischen Gründer—freunde bezahlen gesellschaftlich die geschäftlichen Vortheile und lassen ihre Wappen und Titel ihnen die Percente herausarbeiten. Reinliches Geschäft!

Aber eine ganze respectable Reihe anderer, meist jüngerer Herren, die Gott sei Lob, vorläufig noch nicht nach's Geschäft hinneigen, was zieht diese an? Etwa der alte Jude mit seinen widerlichen Manieren, der komischen Würde, dem cynischen Witz und der dummdreisten Vertraulichkeit? Kaum! Oder der junge Jude, der sich halb demüthig — vertraulich, halb selbstbewußt zeigt und trotz aller Bemühungen, seinen glänzenden Vorbildern sich nachzubilden, zu der Ueberzeugung kommen muß, daß ein Aasgeier niemals ein Adler wird? Noch weniger! Oder vielleicht die bunte Gesellschaft von berühmten mosaischen Schriftstellern der Vergangenheit und „Gegenwart“, von Künstlern, die ihre Kunststudie loslassen müssen? Sicherlich nicht! Aber — où est la femme?

Das „ewig Weibliche“ und was damit zusammenhängt, das ist es, was die Mehrzahl der jungen vornehmen Herren in die Judenkreise zieht. Was sich kein Mann bei der vornehmen deutschen Frau erlauben darf, das gewährt die „vornehme“ Jüdin gut und gern. Der in der Schaale der äußerlich vornehmen Gesellschaft verborgene schlüpfrige Kern, der freie Ton der Unterhaltung mit einigen Brocken aimable Französisch, und einigen Zötchen im argot parisien, ein Glas Sect (oder auch mehrere), die mit der größten Freigebigkeit oben und unten ausgestellten weiblichen Reize, der ganze charme bohémien (oder Wildgeruch, wenn man will): dies

Alles zusammen bildet den zweiten Magnet, oft ebenso stark wie der erste. Dazu kommt, daß überall die Eitelkeit der Herren gekitzelt wird, die sich keine gêne auflegen dürfen und die Aussicht, vielleicht ein klein wenig Don Juan zu spielen. Ou avance ses affaires près de ces dames là! Vielleicht beabsichtigt auch ein oder der andere „Niedergebrochene“ durch eine Mariage sich auf die Beine zu helfen. Aber im Allgemeinen ist das dieselbe heikle Sache, wie die Aufnahme Jung-Itzig's in ein Officier-Corps. Das ist ja das Wunderbare, was diese Vereinigung von Jud und Cavalier kennzeichnet und was sich auch nur der Jude bieten läßt: Man heirathet seine Tochter selten, und dann nur um sich an einen gedeckten Tisch zu bringen, man macht seinen Sohn nie zum Kameraden, aber — man verkehrt intim bei ihm! Es fällt uns durchaus nicht ein, hier moralisiren zu wollen. Es genügt uns, die Anziehungspunkte, die dieser Judenverkehr bietet, festzustellen. Wir dürfen wohl dreist behaupten, daß in 99 Fällen von 100 die Motive unlautere sind.

Keiner der betreffenden Herren wird das zugeben wollen oder gar laut äußern. Wer wird denn auch sagen: Ich verkehre beim Juden L. oder P. weil ich umsonst famos esse, weil ich seine Tochter oder Frau poussire, oder weil ich dort eine Masse Weiber finde, die sehr gern liebenswürdig sind? Es heißt anders: „Ja, die Juden sind ekelhaft, das ist wahr, aber diese X. Y. Z. das sind wirklich brave Leute. Sie sollten sie nur kennen lernen. Die gehören wirklich zu den Ausnahmen.“ Und so lobt jeder seinen Juden um die Wette. Es ist kostbar.

Wie lange wird es unter diesen Umständen noch dauern, und die Scenen, die sich jüngst in der Pferdebahn abspielten, sind in die Salons verlegt? Es ist nur die allereinfachste Consequenz, wenn der Judenfreund auch seinen Juden vertheidigt und leicht kann es wohl kommen, daß der Cavalier sich zum Klopffechter für Itzig's angegriffene „Ehre“ degradiren lassen muß.

Das bekannte semitische Blatt für Schmutz und Scandal brachte vor längerer Zeit einen Aufsatz über den exclusiven Ton der Officiere eines hiesigen wohlangesehenen Regiments. Mit echt semitischer Frechheit äußerte sich dies Blatt im Detail über diese Herren, über ihre exclusive Vornehmheit, versuchte dieselbe ironisirend ins Lächerliche zu ziehen und betonte besonders ihre Antipathie gegen Pferdebahnen und jüdischen Familienumgang. Nun, entweder ist das sonst in derlei Sachen so gut instruirte . . . Blatt diesmal falsch berichtet gewesen oder man hat sich die Lection an gehöriger Stelle gemerkt und ist bemüht, sich zu bessern,

wenigstens im Sinne dieses . . . Blattes. Man kann von einer Antipathie dieser Herren gegen Judengesellschaft (NB. die reiche, recht reiche) wirklich nichts merken. Vielleicht gelingt es auch noch dem Börsen-Courier auch für die Pferdebahn Gnade zu erwirken. Wir wundern uns, daß solche Facta der „Wahrheit" entgehen. Wir wüßten wirklich keinen Grund, weshalb sich neben dem Mauschel nicht auch das Abbild seines Freundes, ganz gleich ob mit Küraß oder Kammerherrn-Schlüssel, ganz gut machen sollte. Mitgefangen — Mitgehangen! Noblesse oblige!

Wir müssen allerdings selbst zugeben, daß gerade Officiere in dieser Beziehung in eine schlimme Lage kommen können ohne ihre Schuld und aus der Noth eine Tugend machen müssen. Wie will sich z. B. der Officier der Einquartirung beim jüdischen Gutsbesitzer entziehen? Es ist dies einfach nicht möglich und er muß die patriotische Gastfreundschaft des semitischen Schloßherrn, der mit dem Halsabschneide-Capitalchen das Gut vom altadlichen Vorbesitzer erstanden hat, über sich ergehen lassen. Daß aber hieraus, außer einem reichlichen Trinkgeld für die Dienerschaft, noch gesellschaftliche Consequenzen erwachsen müssen für den, der es nicht will, bestreiten wir. Viel häufiger als die semitischen Schloßherren erhalten die deutschen Landwirthe die, wenn auch vielleicht nicht immer bequem kommende, aber doch stets gern gesehene und fast immer gut aufgenommene militairische Gesellschaft. Die meisten dieser wenig bemittelten, aber patriotischen, braven Gastgeber thun viel mehr, als sie müssen, und jedenfalls fällt es ihnen hundert mal schwerer, als dem Semiten, der mit einem Federstrich Tausende verdient. Wir haben aber noch nicht davon gehört, daß man im Manöver die Familien von Amtleuten und kleinern Besitzern bei einem exclusiven Regimente als Gäste am Bivaksfeuer gesehen hat, wohl aber soll dieses mit seinem grellen Licht schon häufiger Judenschnäbel beschienen haben. Auch geht uns die Nachricht zu, daß einem berüchtigten und allseitig gesellschaftlich compromittirten Gründer, welcher sich während der Einquartirungszeit „im Bade" befand, von Seiten der bei ihm einquartirten Officiere ein „Danktelegramm" gesandt sei, wegen der „guten Aufnahme". Wenn uns dies Factum, als häufiger schon wiedergekehrt, nicht von durchaus glaubwürdiger Seite verbürgt wäre, würden wir ein solches Gerücht einfach als Tendenz-Lüge bezeichnen, die in die Welt geschickt ist, um das Renommé unserer Officiere zu schädigen. Das Factum läßt sich aber nicht abstreiten, allerdings auch nicht erklären. Unter den obwaltenden Verhältnissen mußte jedem Feinfühlenden eine Einquartirung bei diesem bekannten Mann eine Last, eine „gute" (mehr als vorschrifts-

mäßige) Aufnahme eine doppelte Last sein. Wenn dieser Umstand nicht vorhergesehen und der Sache vorgebeugt werden konnte, so konnte man das plus durch ein Trinkgeld ausgleichen, nicht aber durch eine Depesche. Ein solch Verfahren muß im Publikum irrige Ansichten hervorrufen. Oder ist es in militairischen Kreisen gebräuchlich (man gestatte uns die Frage) einem abwesenden Quartiergeber, ganz gleich ob es der Schulze Müller oder der Müller Schulz ist, telegraphisch den Dank auszudrücken. In diesem Falle wäre es etwas anderes. Aber wir glauben es nicht.

Oft hört man auch von den maskirten Judenfreunden Aussprüche von hochgestellten Personen citiren, um gleichsam entschuldigend damit ihr Benehmen zu bemänteln. Es liegt uns durchaus fern, dergleichen (wohl bekannte und auch wohl nicht immer richtig wiedergegebene) Aussprüche, die sicherlich der Ausfluß von Herzensgüte und Humanität sind, bemängeln zu wollen.

Aber Eins müssen wir doch betonen. Wir sind fest überzeugt, daß diese hohen Personen nicht unparteiisch urtheilen können, weil sie die Verhältnisse durch eine ihnen von Juden und Judengenossen mit vielem Geschick aufgesetzte Brille ansehen. Für die Persönlichkeiten ihrer Umgebung aber, denen es nicht nur leicht wäre, sondern deren ernste Pflicht es auch ist, diese Brille derartig zu putzen, daß ein unparteiisches Sehen möglich ist, erwächst in unsern Augen durch die Unterlassung dieser Pflicht ein schwerer Vorwurf. Wir sind fest davon überzeugt, daß manche dieser mit Geschick von den Juden ausgebeuteten Aeußerungen gar nicht gemacht wäre oder anders gelautet hätte nach einem audiatur et altera pars.

Für uns können diese Vorwände aber nicht gelten. Wir dürfen verlangen und verlangen es auch, das unsere erste Gesellschaft das noblesse oblige ihren auf Abwege gerathenen Mitgliedern selbst ins Gedächtniß ruft, damit wir nicht gezwungen werden, uns im Detail direct damit zu befassen. Wir zählen in unserm Kampfe gerade auf dies noblesse oblige!

Kleinere Aufsätze.

Die zwei gefährlichen S.

Daß der Buchstabe S in den geheimen Conduitenlisten eines Regiments-Commandeurs aus früherer Zeit für alle diejenigen Offiziere des Regiments, welchen hinter ihrem Namen ein S zugesetzt wurde, sehr verhängnißvoll war, ist wohl Jedermann bekannt, indem diese Bezeichnung mit dem einfachen S soviel wie „sauft" bedeutete, während das Doppel-S den Grad „sauft stark" und das dreifache S „sauft sehr stark" bezeichneten; die hier in Rede stehenden zwei S sind indeß, wie wir sehen werden, weit gefährlichere, welche bereits eine ansehnliche Zahl Menschenleben auf ihrem Gewissen haben.

Welchem Zeitungsleser wird in den letztverflossenen Jahren nicht aufgefallen sein, daß er im Inseratentheil fast jeder Zeitung, selbst der theuersten, wie z. B. Kladderadatsch, Fliegende Blätter, u. s. w. die ständigen Darlehns-Angebote der Herren Schönlank und Schiftan, früher in Breslau wohnhaft, gefunden hat; doch kaum dem hundertsten Leser wird auch nur annähernd bekannt geworden sein, welches Unglück und Unheil, wie tiefes Elend und welcher Jammer durch die Benutzung dieser Darlehns-Annonce entstanden sind; wie viele tausend Thränen der Wittwen und Waisen derjenigen geflossen sind, welche in den Klauen dieser sauberen modernen Raubritter des Judenthums sich befindend, keinen andern Ausweg fanden, als den Tod! Noch sind die Schreckensbilder dem Schreiber dieses Artikels frisch in Erinnerung, wie Frau und Kinder des bei seinen Collegen allgemein geachteten Eisenbahn-Beamten K. in Breslau die Leiche ihres Ernährers umstanden, welche von einem benachbarten Dorfe, wohin der Unglückliche in seiner Verzweiflung gegangen war, um dort Arsenik zu nehmen, nach Hause gebracht wurde. Ein bei der Leiche gefundener Brief des einen S. erklärte Alles. Ein Physiognomiker hätte deutlich in den schmerzerfüllten und verzerrten Zügen des Leichnams lesen können, wie

seine Seele nach Rache gegen diejenigen schrie, welche diesen Schritt veranlaßt hatten.

Noch ist jedem Anwohner des Friedrichshains der Fall in lebendiger Erinnerung, wie vor zwei Jahren ein sehr geachteter hiesiger Beamter daselbst auf einer Sommerbank durch einen Revolverschuß seinem Dasein ein Ende machte, nachdem er wenige Tage zuvor fast sein ganzes ansehnliches Vierteljahresgehalt als Zinsen an einen dieser Unmenschen geschickt und dieser ihm als Antwort den Betrag schriftlich mitgetheilt hatte, welchen er laut des in Händen habenden, von dem Unglücklichen unterzeichneten Reverses, als Conventionalstrafe wegen nicht prompter Einlösung des Wechsels zu fordern habe. Welches Elend, welcher Kummer aus den mit diesen Herren geschlossenen Darlehns-Verträgen entsprungen, ist schon deshalb nicht zu übersehen, weil sich jeder der „Geprellten" vor sich und seinen Collegen schämt, nicht auf die oft sehr deutlichen Warnungsrufe der „ehrlichen Presse" gehört zu haben. Wie oft hat das fühlende Herz des Richters geblutet, wenn er einen solchen Unglücklichen zur Zahlung von hohen Summen verurtheilen mußte, die der Verurtheilte nie erhalten hatte, aber die bindend und fest geschlossenen Verträge enthielten in ihrem Wortlaut nie eine Lücke, durch welche der Richter sein unschuldiges Opfer hätte können schlüpfen lassen und zwar um so weniger, als Schönlank seine Forderungen stets dem Schiftan und Letzterer die Seinen stets dem Schönlank verkauften, oft sogar wurde noch ein anderes, als „fleischiger Mann" sich präsentirendes Subject in die Affaire gezogen. Um unsern Lesern nur einigermaßen ein Bild davon geben zu können, mit welcher Schlauheit und Raffinirtheit diese Heroen des Geldmarktes zu Werke gingen, um auch diejenigen zu fangen, welche glaubten, ganz vorsichtig zu sein, wollen wir hier einen dieser tausende von Fällen wahrheits- und wortgetreu mittheilen, wie uns die in Händen habenden Original-Schriftstücke dies klarlegen.

Ein hiesiger, durch lange und schwere in seiner Familie vorgekommene Krankheiten in Verlegenheit gerathener Beamter entschloß sich, sich an Herrn Schiftan wegen eines Darlehns zu wenden, nahm sich jedoch ernstlich vor, ganz vorsichtig dabei zu Werke zu gehen; dies glaubte derselbe dadurch zu erreichen, daß er sich die gewissenhaftesten Concepte aller seiner an S. in dieser Angelegenheit gerichteten Briefe aufbewahrte, ebenso die von S. erhaltenen. Nachdem nun durch verschiedene Correspondenzen verabredet war, daß S. gegen einen nach 3 Monaten zahlbaren, auf 600 Mark lautenden von beiden Ehegatten unterzeichneten Wechsel 500 Mark baares Dahrlehn geben wollte und zur weiteren Sicherheit selbstredend eine Lebensversicherungs-Police über 3000 Mark, sowie das gesammte Mobiliar verpfändet war, sollte das Geschäft perfect werden und Darlehnsnehmer gegen Einsendung des Wechsels umgehend die verabredeten 500 Mark erhalten, also mit dem bei S. sehr billigen Zinsfuße von 80 Procent wegkommen.

Nach Absendung des Wechsels erklärte jedoch S., daß sich die Einsendung der 500 Mark noch einige Tage hinziehen würde, da gerade nichts flüssig sei. — S. arbeitete seiner Zeit mit mehreren Hunderttausend Mark! — Fünf Tage vor dem Quartalsersten, an welchem der Darlehnsnehmer sein Vierteljahresgehalt bezieht, ging von S. eine Postanweisung auf 400 Mark mit der Bemerkung auf dem Rand-Coupon ein: „Restbetrag und Brief erhalten Sie in einigen Tagen", worin ja nun eben deutlich zu erkennen war, daß die fehlenden 100 Mark folgen würden; doch — der Vogel war gefangen! Drei Tage später, also zwei Tage vor dem Gehaltsempfangstage, ging von Schiftan ein rekommandirter Brief des Inhalts ein, daß es dem Menschenfreunde trotz unendlicher Bemühungen nicht gelungen sei, das Darlehn für diesen billigen Prozentsatz erlangen zu können und solle der Darlehnsnehmer, falls er sich für den Wechsel von 600 Mark mit den erhaltenen 400 Mark nicht für abgefunden erklären könne, diesen Betrag mit umgehender Post zurückschicken und würde er dagegen alle eingesandten Schriftstücke nebst Wechsel umgehend zurückerhalten. Daß der Betreffende in Hinsicht auf seine pekuniäre Lage, sowie durch die auf dem Rand-Coupon der Postanweisung stehende Bemerkung sicher gemacht, von dem empfangenen Betrage bereits innerhalb dieser drei Tage verschiedene größere und kleinere Posten der ihn anderweit drückenden Verpflichtungen gedeckt hatte, wird nicht nur jedem unserer Leser einleuchtend, sondern auch Herrn S. klar gewesen sein und selbst in dem Falle, daß der Darlehnsnehmer die Absicht hatte, von seinem zwei Tage später ihm gezahlten Gehalt die Summe wieder zu decken, hätte die mit umgehender Post verlangte Rücksendung nicht erfolgen können und mußte dieser daher in der ihm gelegten Schlinge, ohne zu zappeln, sich ruhig verhalten. Da in der vorher gepflogenen Correspondenz Prolongation von drei Monat zu drei Monat unter ganz soliden Prolongationszinsen verabredet resp. sicher gestellt worden war, so erhielt Darlehnsnehmer etwa acht Tage vor dem Fälligkeitstermin des Wechsels ein Schreiben von Herrn S., daß der Wechsel auf drei Monate prolongirt werden könne, falls 105 Mark Prolongationszinsen gezahlt würden und solle Darlehnsnehmer diesen Betrag persönlich an S. abführen, welcher zu dieser Zeit auf etwa 8 Tage im Hôtel X. in Berlin, behufs Abwickelung diverser derartiger Geschäfte, logiren werde. Als unser Gewährsmann jedoch mit schwerem Herzen diese 105 Mark Zinsen im Hôtel dem Herrn S. aufzählte, erklärte dieser, es thue ihm leid, den Wechsel nicht prolongiren zu können, da überhaupt inzwischen die Girantin des Wechsels, die Ehefrau des Darlehnnehmers (nach langjährigem Krankenlager) verstorben sei und habe er den Wechsel vor wenigen Tagen an Schönlank verkauft, welcher denselben auch, wie er wisse, beim Breslauer Stadtgericht bereits eingeklagt, da der Wechsel — selbstverständlich — in Breslau zahlbar war. Da nun der Darlehnsempfänger nicht gewillt war, das Angebot des Herrn Schiftan anzunehmen, ihm die 105 Mark als geleistete Abschlags-

zahlung zu quittiren, so steckte er sein Geld wieder zu sich und sah nun einfach den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Er brauchte nicht lange zu warten, denn es erfolgten hintereinander:

Wechselklage mit Terminsvorladung nach Breslau für den nächsten Tag; Erkenntniß zur Zahlung von 600 Mark Kapital und 39 Mark 50 Pfennige Protest- und Gerichtskosten, demnächst Exekutions-Antrag auf eine Theilforderung von 39 Mark 50 Pfennige, sowie Gehalts-Arrest auf Höhe der verbleibenden Forderung von noch 600 Mark. Um nun den betreffenden Darlehnsnehmer um so sicherer ruiniren zu können, stellte S. alle vierzehn Tage stereotyp Execkutions-Antrag auf eine Theilforderung von 50 Mark, während gleichzeitig jedesmal der Arrestschlag auf das Gehalt auf Höhe von 50 Mark zurückgezogen wurde, welches Verfahren ganz enorme Kosten veranlaßte. Hiermit war S. indeß noch nicht befriedigt, sondern legte gerichtlich Beschlag auf das — den Kindern zugefallene, von ihrer inzwischen verstorbenen Mutter etwa hinterlassene Vermögen und strengte gegen den Darlehnsnehmer in seiner Eigenschaft als Vormund seiner Kinder eine zweite Wechselklage auf Höhe von 600 Mark an; ebenso ließ er die im Falle des Todes des Darlehnsnehmers fällig werdende Lebensversicherungssumme mit Arrest belegen. Ueber die völlige Wahrheit der vorangeführten Thatsachen befinden sich die Originalschriftstücke in den Händen des Verfassers dieses Artikels.

Wenn man sich über die jetzige antisemitische Bewegung resp. über deren Ursachen bis jetzt oft nicht klar ist, so wird man nach Durchlesung des hier Geschilderten sich darüber nicht mehr wundern und können gewiß alle redlich denkenden Menschen dem nachstehenden Urtheil Dr. Martin Luther's von Herzen zustimmen. Derselbe sagte seiner Zeit wörtlich:

„Die Heiden haben können aus der Vernunft rechnen, daß ein Wucherer sei ein vierfältiger Dieb und Mörder. Wir Christen aber halten sie in solchen Ehren, daß wir sie schier anbeten umb ihres Geldes willen. Wer einen andern seine Nahrung aussauget, raubet und stilet, der thut eben so großen Mord, als der einen Hungers sterbet und zu Grunde verderbet. Solches thut aber ein Wucherer, und sitzet dieweil auf seinem Stuhl sicher, so er billiger hangen sollt am Galgen, und von soviel Raben gefressen werden, als er Gülden gestolen hatte, wo soviel Fleisches an ihm wäre, das soviel Raben sich drein stücken und teilen kündten. Dieweil hanget man die kleinen Diebe . . . Kleine Diebe liegen in Stöcken gefangen, große Diebe gehn in Gold und Seiden prangen . . . Also ist auch kein größer Menschenfeind auf Erden nach dem Teuffel, denn ein Geizhals und Wucherer, denn er will über alle Menschen Gott sein. Türken, Krieger, Tyrannen sind auch böse Menschen, doch müssen sie lassen die Leute leben und bekennen, daß sie Böse und Feinde sind, und können, ja müssen wol zuweilen sich über etliche erbarmen. Aber ein Wucherer und Geizwanst, der will das alle Welt müßte in Hunger und Durst, Trauer und Noth verderben, so viel an ihm ist, auff

das er alles allein möcht haben und jedermann von ihm, als von einem Gott empfahen und ewiglich sein Leibeigener sein. Schauben, güldene Ketten, Ringe tragen, das Maul wischen, sich für einen theuren, frommen Mann lassen ansehen und rühmen. Wucher ist ein groß und ungeheuer Monstrum wie ein Beerwolff, der alles wüstet, mehr denn kein Cakus, Gerion oder Antus und schmückt sich doch und will fromm sein, das man nicht sehen soll, wo die Ochsen, die er rücklings in sein Loch zieht, hinkommen. Aber Hercules soll der Ochsen und der Gefangenen Geschrei hören und den Cacum suchen auch in Klippen und Felsen, die Ochsen wieder lösen von dem Bösewicht. Denn Cacus heißt ein Bösewicht, der ein frommer Wucherer ist, stilet, raubet, frißt alles. Und wills doch nicht gethan haben und wohl ja niemand finden, weil die Ochsen, rücklings in sein Loch gezogen, schein und Fußstampfen geben, als seien sie herausgelassen. Also will der Wucherer auch die Welt äffen: als nütze er und gebe der Welt Ochsen, so er sie doch zu sich allein reißt und frißt. Und so man die Straßenräuber, Mörder und Beuheder rädert und köpfet, wie viel mehr sollt man alle Wucherer rädern, verjagen, verfluchen und köpfen.

Die Interpellationsjuden.

(Aus Württemberg.)

Es wird meist angenommen, daß die Juden, wenn schon nicht Genie, doch Verstand besitzen. Dr. Bertold im Wiener Judenalbum 1852 spricht ihnen auch den ab; er glaubt, daß die Juden keine Denker, wohl aber ausgezeichnete Rechner seien, und es muß zugestanden werden, daß ihre Erfolge und Mißerfolge sich aus seiner Lehre gut erklären.

Die Erfahrungen vom Abgeordnetenhause widersprechen Bertold mindestens nicht. Nur jüdischer Selbstüberhebung konnte es entgehen, daß ein Anrufen der Regierung zum Schutz „abnormer Verhältnisse" übel ausfallen muß. Auch die Wahrheiten, welche der Jude dort zu hören bekam, waren vorauszusehen. Eigentlich ging es ihm immer noch besser, als er verdiente, die Milde der Katholiken, der von ihnen unablässig Verfolgten, war ja ein unverhoffter Gewinn. Die katholische Duldung wird ihm aber nur so lange zu gut kommen, bis der Maßgebende, der Befehlsertheilende in der katholischen Partei zur Ueberzeugung gelangt, daß nur die Juden, nicht die Ketzer es sind, welche das religiöse Bewußtsein des Volkes durch Presse, Einfluß und Beispiel zu Grunde richten. Wer nicht in der Lage ist, die katholische Kirche unmittelbar zu Gunsten des Judenthums anzugreifen, der versucht es im Namen einer protestantischen Kirche oder der „freien Forschung" oder der Staatsallmacht; er kämpft Cultur: auf die römische Kirche schlägt er, das Christenthum meint er. Windthorst hält die rechten Israeliten für minder gefährlich als die Reformjuden.*) Welche von beiden minder achtbar sind, wäre eine andere, übrigens wenig anziehende Frage. Betreffs der Gefahr aber ist gehauen wie gestochen. Was dem ersten an Geschick im Untergraben abgeht, das ersetzt er reichlich durch Entschlossenheit und, bei passender Gelegenheit, durch rücksichtslose Gewaltthätigkeit; auch liefert er die Mittel, und aus seinen Reihen ergänzt sich beständig das Mineurcorps der Reformjuden. Diese letzteren haben ja das mosaische Gesetz überhaupt nur aus

*) Das ist die klerikale Ansicht. Einige Geistliche — man erkennt diese bisweilen äußerlich an der silbernen Brille — behaupten, jeder „positive" Glaube, auch der von ihnen für falsch und verderblich erklärte, also der Aberglaube, sei besser als gar keiner, und erblicken dann in Folge eines gewissen esprit de corps auch im Rabbinerthum eine Art Clerisey, ähnlich jenem vortrefflichen, für seine Waffe schwärmenden Artillerieoffizier, welcher selbst für die feindlichen Herren Constabler außerhalb des Schlachtfeldes mehr Kameradschaft an den Tag legte, als für die eigenen Kriegsgefährten von anderer Waffengattung.

Bequemlichkeit aufgegeben, manche blos zum Schein, am Geiste des Judenthums halten sie so fest wie zuvor, sonst ließen sie sich ja, schon aus Beweggründen der Eitelkeit und des Vortheils, taufen. Aber Christ werden will er nicht, und mancher findet sich mit seiner Eitelkeit ab, indem er sich für einen Atheisten ausgiebt. Jetzt steht er nicht mehr als Stinkowitz da, sondern als lapidarer Schicksalsmensch! So meint er, allein alter Fisch wird durch ranzige Butter nicht genießbar, und uns kann's einerlei sein, ob er Wurst ißt oder Sabbath hält.

Der Grundsatz, es müsse der Nichtchrist mit dem Christen in allen Stücken gleichberechtigt sein, kann von keiner christlichen Kirche gut geheißen werden, denn dann gilt folgerecht und unbedingt das Judenthum so viel als das Christenthum, und vom christlichen Staat kann nicht länger die Rede sein. „Aber wir wollen ja und haben ja keinen christlichen Staat!" Wer so spricht, muß darauf gefaßt sein, daß er zu hören bekommt: Wir wollen kein Eigenthum und keine Obrigkeit. Das neufranzösische ni Dieu ni maître ist noch immer faßlicher als ohne Gott einen Herrn und Gesetz anzuerkennen. Ob der Deutsche sich vor Gott beugt oder nicht, vor dem Juden wird er's nicht thun!

Begabung und Kraft hat die Judenvertheidigung natürlich nicht entwickelt. Gemeinplätze und dürftige Einreden gegen die wuchtigsten Vorwürfe! Fangen von kleinen Unrichtigkeiten, aus denen man ungeheure Schlüsse auf die Unverläßlichkeit der Christen zog. Man bestritt, daß Schleiden und Brandes wirklich beschnitten seien. Wenn nicht, dann sind sie Volontairsemiten oder Lustjuden, also noch schlimmer. —

Besonders dankenswerth kam es der Linken vor, daß die Juden 1870 der Wehrpflicht genügten, und die Majorität enthielt sich jeder dort nicht passenden Entgegnung. Hier aber dürfen wir fragen, ob auch das Steuerzahlen als Verdienst gelten soll, was doch kein Jude und kein Christ ohne Zwang thut, nicht Einen ausgenommen, denn wer auch den größten Beruf zu freiwilligem Tragen der Staatslasten fühlte, immerhin würde er seine Leistungen nach Zeit und Maaß nicht gern amtlich vorschreiben lassen. — Auf die Klage, es kämen zu viel vom auserwählten Volk in's Land, erfolgte links die glänzende Beruhigung, auch Holländer und Dänen wanderten ein. Allerdings sind die Holländer recht brave Leute bis auf den fliegenden, und selbst unter den Dänen soll es gute Menschen geben.

Geschämt hat man sich links — Naudh, nebenbei gesagt, erklärte dies schon lange für unmöglich. Allein man hat sich nicht geschämt, das gedankenlose Gerede der Times in's Treffen zu führen, des ersten Philisterblattes der Welt, als seien Londoner Pfennigschreiber maßgebend für ein deutsches Parlament. Wenn im englischen das Entsprechende geschähe, was würde Großbritannien dazu sagen! Im Kriege 1870 waren John Bull's „Sympathien" mit Frankreich, 1859 mit Piemont, 1848 mit den Magyaren gegen Kaiser

Franz Joseph, welchen er young Attila schimpfte, und nichts ging ihm über Garibaldi, dem Seeräuber. Stets gegen deutsche Herrschaft, Macht und Größe! Mag der Britte sie uns mißgönnen, wir sind darob nicht böse, so lange er seine Gelehrten, Künstler, ja Kanzelredner, königlichen Kaufleute, Seemänner, Staatsminister und Herrscher von uns leiht. Den Engländern ist es eben niemals geschehen, daß von schlechten Kaisern aus Habsucht die Erben der Gottesmörder schaarenweis in ihr Land gelassen wurden, sonst wüßten sie zuverlässig die „Frage" in gewohnter Bündigkeit zu beantworten. Wir aber rufen ihnen mit Zedlitz zu:

„Wenn den eignen Schurken Stricke, windet nicht den fremden Kränze!"

In allen civilisirten Ländern seien die Juden gleichberechtigt! Wo steckt denn der schwedische Gesandte? Es wäre doch seine Schuldigkeit, Genugthuung dafür zu verlangen, daß man sein Land öffentlich, ja vor der Welt, ein uncivilisirtes zu schimpfen wagt. Gerade in Schweden und in Norwegen herrscht die größte Durchschnittsbildung in Europa, Folge von guter Race, günstigen Verhältnissen, religiösem Sinn und mit davon, daß die Juden dort von Allem ausgeschlossen sind und nicht einmal Nachtwächter werden können. Dabei ist Norwegen das liberalste aller Länder, es hat den Adel abgeschafft, aber nicht die Beschränkung der Juden. Man dürfte auch bei uns bald davon abkommen, Unglauben, Vergewaltigung, Raub, Nichtswürdigkeit und Umsturz für liberal in Kauf zu nehmen, da doch früher nur der für liberal galt, welcher, ohne ängstlich am Hergebrachten zu kleben, das alte Recht gegen die Gewalt stützte und Mißbräuchen abhold war. Wo werden dann die Kinder Israels sein!

Von Verfassung und Gesetzen sprachen die Lustjuden auch vielmals. Das historische Recht für die Juden? Der Weg ist ja gegeben und schon eingeschlagen, diese Dinge, wenn nöthig, zu ändern und just dadurch erweist sich der liberale Staat, daß er dem echten Fortschritt kein Hemmniß entgegenstellt.

„Liebet Euren Nächsten" von Seite der Böcke! Das Evangelium für die Juden! Warum verlangen sie nicht lieber gleich vom Geschlagenen, daß er ihnen die andere Wange hinhalte? Es giebt viel Nähere, denen man bös mitgespielt hat. Nächste in jeder Beziehung sind die deutschen Stämme Oesterreichs und Preußens: wie haben die 1866 auf einander geklopft! Allerdings im ritterlichen Kampf, nicht voll Haß und Bosheit, „nur aus Freundschaft", sagte ein Magyar. Aber von den Freundschaftsbezeugungen, welche wir damals so verschwenderisch austauschten, wünscht selbst der grimmigste Antisemit den Juden nicht den tausendsten Theil. — Alle Menschen sind Gottes Kinder, das ist wahr, aber es giebt darunter recht ungerathene, und daß wir denen vorzugsweise nahe stehen sollen, daß scheint zu viel verlangt. — Vielleicht paßt ein anderer Spruch besser: Liebet Eure Feinde! Das wollen wir, in dem Geiste, in welchem es geboten ward; nicht Zärtlichkeit ist gemeint, nicht Ablegen der Rüstung, nicht Hingebung der Todeswaffe in die Hand des Mör-

ders, auch sonst keine Schwachheit, denn der Befehl richtet sich ja offenbar an den Starken. Die Feinde lieben, heißt, ihnen beim Unschädlichmachen nicht mehr Uebles zufügen als nöthig, sei dies wenig oder viel, den Entwaffneten schonen, die Wunden des Besiegten verbinden, dem Reuigen aufrichtig verzeihen. Gern! Wenn die Zeit zum Verzeihen erst gekommen sein wird. — Was wäre uns viel damit geholfen, sagt ein Judenbordellblatt, wenn die Semiten sich aus Furcht in Masse taufen ließen? Ob uns, das ist die Frage, ihnen aber ganz gewiß. Das Blatt spricht im Scherz, aber man sieht unter der Schminke die schreckensbleichen Züge des Hanswurst und deshalb können wir schon im Ernst antworten.

Die tiefste Entmuthigung spricht schlecht verlarvt aus den Judenzeitungen und Fehler auf Fehler wird begangen; einer der schwersten ist, daß sie sich als Judenblätter verrathen, und auf die Art auch den dummsten Goi darüber aufklären, was er von ihnen zu halten hat und wessen Meinungen es sind, die er so lang andächtig zur Darnachachtung aufnahm. — Man erinnert sich dabei der französischen, unangenehmen Ueberraschung nach Wörth. Wie hat aber auch Mauschel im Ernst glauben können, das Volk der Helden und der Denker im Sack zu haben, im jüdischen Mitbürgersack? — Deutschland, die herrliche Siegesbraut — für Mauschel!!

Er täuscht sich jetzt nicht länger über das Maaß seiner Kräfte. Selbst die Fortschrittsparteiischen sprachen im Geiste nur des kleinsten Theiles ihrer Wähler. Bei einem etwaigen Appell an das Land wird Barrabas den kürzesten ziehen. Man wird zwar wieder vorgeben, er sei kein Güterzertrümmerer, sondern ein Vertheiler des Grund und Bodens, kein Wucherer, sondern ein Fructifizirer, kein Protz, sondern ein Mann voll edlen Stolzes auf sein Geld, kein Blut-Igel, sondern ein gemeinnütziger Saugapparat, kein Gottesleugner, sondern ein Ober-Monotheist, und auch die Upasbörse sei ja, bei Licht besehen, nur ein Brodbaum; es klingt ganz wie die Ausflucht Gockelaia's über ihr verbotenes Spiel mit der verhängnißvollen Puppe, es sei ja „keine Puppe, sondern nur eine schöne Kunstfigur!"

Auch die treffende Antwort ist im Märchen gegeben; es ertheilt sie Papa Gockel zugleich mit der wohlverdienten Züchtigung: „keine Ruthe, es ist nur eine schöne Kunstfigur!"

Israel in Schweden.

Wie die Wucherblume, vom Osten ausgehend, allmälig die Felder des westlichen Europas überzieht, so legt sich Israel wie ein giftiger Mehlthau auf die Völker. Auch Schweden, früher zu den judenreinsten Ländern Europas gehörend, scheint weder durch Wasser noch durch sein nordisches Klima länger vor den Juden geschützt zu werden und es taucht auch dort eine Judenfrage auf, welche zunächst Anlaß zur Uebertragung einer der bedeutendsten deutschen Schriften über das Thema: „Die Juden und der deutsche Staat" in das Schwedische Anlaß gegeben hat. Der Uebersetzer begleitet dieselbe mit einem Vorwort, welches wir hier wiedergeben, weil es zeigt, wie Israel überall mit gleicher Liebenswürdigkeit auftritt und wie wir in unserer aufgeklärten Weisheit es schon so herrlich weit gebracht haben, anderen unbefangenen Nationen als warnendes Beispiel aufgestellt zu werden.

Vorwort.

Durch die Uebertragung dieses kleinen Buches in die schwedische Sprache beabsichtige ich denjenigen meiner Landsleute, welche nicht dem Gange der Judenfrage in Deutschland gefolgt sind, Gelegenheit zu geben, sich mit dem bekannt zu machen, was ein hervorragender deutscher Schriftsteller und warmherziger Vaterlandsfreund in dieser Hinsicht geschrieben hat.

Die Erbitterung, welche in Deutschland gegen die Juden und scheinbar überall herrscht, wo sie eingelassen worden sind, hat eine Menge Broschüren hervorgerufen. Diese enthalten Klagen und Tadel der schärfsten Art gegen das Vorgehen der Juden. — Obgleich manche dieser Klagen berechtigt sein mögen, halte ich es doch nicht für richtig, meinen Landsleuten etwas zu schicken, was mit zu großer Bitterkeit geschrieben ist. Aus diesem Grunde habe ich einen Schriftsteller gewählt, welcher mit Verstand und Ruhe versucht hat, eine wahre Darstellung der Verhältnisse zu geben und geschichtliche Fakta darzulegen.

In Schweden hat man zwar bisher nicht daran gedacht, seine Gefühle gegen die Juden schriftlich kund zu geben, doch macht man unter sich kein Geheimniß daraus, daß sie uns Schweden nur geringe Sympathien einzuflößen vermögen. Läßt man sich in Gespräch mit Jemand ein, der Gelegenheit gehabt, Beobachtungen anläßlich ihres Auftretens im Lande anzustellen, so wird man ungefähr folgende Ansicht aussprechen hören:

„Die Juden wandern in beunruhigender Menge hier ein und mit der Absicht zu schachern und dadurch uns redlichen Schweden unseres Geldes zu

berauben. Zur wirklichen Arbeit eignen sie sich nie und zum reellen Handel sehr selten. — Sie sichern sich Zeitungsorgane, welche ihre Sache reden und schonungslos die schwedischen Interessen bei Seite schieben, um die jüdischen zu fördern. Die Juden führen immer eine gewisse Feindseligkeit gegen Alle, die nicht Juden sind, im Schilde und suchen gern alles lächerlich zu machen, was nicht jüdisch ist. Sie zeigen keine Dankbarkeit für die Humanität, mit welcher sie hier im Lande empfangen und behandelt worden sind. Sie rotten sich immer zusammen. Sie sind einschmeichelnd, wenn sie die Aussicht haben, etwas dabei zu gewinnen, aber trotzig und hart gegen diejenigen, welche von ihrem Gelde abhängig sind. Sie fischen gern in getrübtem Wasser, sowohl was Geschäfte als was Politik betrifft, denn in verwickelten Verhältnissen hoffen sie Gelegenheit zum Geldverdienst zu finden oder ihr Streben nach Macht zu befriedigen. Wenn schwedische Unternehmungen scheitern, herrscht immer Jubel in Israel. Schwedische Industrie ist ihnen ein Gräuel, den sie gern vernichten möchten, damit aller Bedarf durch Import befriedigt werden müßte. Dieser geht größtentheils durch ihre Hände und der jüdische Reichthum wird jährlich um Millionen vermehrt. Sie thun oft ihr Möglichstes, um unangenehme Concurrenten auf dem Waaren- oder Geldmarkt zu stürzen. Man hat einen neuen Beweis hierfür in ihrem Streben, eine große schwedische Privatbank umzustürzen, ohne das große nationale Unglück zu bedenken, das daraus erfolgt wäre, wären ihre Pläne geglückt."

So denkt und spricht man in Schweden und doch kennt man da nur zum kleinsten Theil die Judenplage, unter der Deutschland leidet. Möge unser Schweden nicht verjüdet werden, wie Deutschland, möge man zeitig auf seiner Hut sein!

Dies sind meine patriotischen Wünsche und in der Absicht nach Kräften zur Weckung und Aufklärung in einer so wichtigen Sache beizutragen, übergebe ich dem Publikum dies Buch.

Der Uebersetzer.

Literarisches.

Die Verwahrlosung des modernen Characters, von Dr. Max Vogler, Leipzig Paul Frohberg, 1880. 89 S.

Zur Befriedigung eines Herzensbedürfnisses hat der Verfasser das Buch geschrieben, sonst hätte er, wie er sagt, es nicht nöthig. Gesittete Leute befriedigen ihre Bedürfnisse im Stillen, und die Welt hatte noch weniger nöthig, sein Buch zu lesen, als er, es zu schreiben. Aber sofern wir ihn mit Recht für einen Deutschen halten, giebt er eine schlagende Illustration seines Themas in seiner eigenen Person durch seine Aeußerungen über die „Judenhetze". Er ist klug genug, die Juden zu tadeln, und deshalb schieben wir es nicht auf seinen Verstand; aber er scheut sich nicht, die jetzige Bewegung als Scheinhumanismus und sogar zum Theil, soweit es die Broschüren-Literatur betrifft, als eine unredliche Geldspeculation zu denunciren. Er wird doch kaum bestreiten können, daß viele der antijüdischen Schriften mit Witz, Geist und Gelehrsamkeit geschrieben sind und daß die Verfasser derselben auf der anderen Seite der Frage eine lohnendere Verwerthung ihrer Talente gefunden haben würden. Er wird auch nicht seinem eigenen Verleger einen Vorwurf machen wollen, daß dieser um den Absatz des Buches, wenn auch vielleicht vergeblich, sich bemüht. Was soll man aber von einem Deutschen sagen, der in dem nationalen Befreiungskampfe den Verräther zu spielen sucht?

Im Uebrigen ist nach dem bekannten Recept aus zehn Büchern das eilfte verfertigt, und das ganze Machwerk besteht hauptsächlich aus seitenlangen Citaten, servirt in einer Sauce weltschmerzlichen Katzenjammers, dessen Heilung der Verfasser von der Zeit erwartet. Wir rathen ihm zu einem sauren Häring und dann möge er sich zu Hause halten und sich bessern. Mit dem grauen Elend ist er Nichts nütze.

Literarische Beiträge für die „Deutsche Wacht" bitten wir zu adressiren: An die Redaction der „Deutschen Wacht", Berlin N.O., 15 Friedenstraße.

Die Redaction.

Redaction und Verlag: Otto Hentze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Zur gefälligen Beachtung!

Die Unterzeichnete richtet an die geschätzten Abonnenten der „Deutschen Wacht“ die dringende und ergebene Bitte, für die Verbreitung derselben in Bekanntenkreisen im Interesse der gemeinsamen Sache thätig sein zu wollen.

Zur Erleichterung der Agitation haben wir einen Prospekt drucken lassen, den wir in jeder Anzahl portofrei zur Verfügung stellen.

Eine Nachlieferung nicht erhaltener oder abhanden gekommener Hefte des I. Jahrganges der „Deutschen Wacht“ können wir nur dann zusichern, wenn uns bezügliche Bestellungen bis 1. Januar 1881 zugehen. Wir bitten deshalb um schnelle Mittheilung, wo eine derartige Complettirung des qu. Jahrganges beabsichtigt wird.

Auf vielfache an uns gerichtete Anfragen neu hinzugetretener Abonnenten machen wir ferner wiederholt darauf aufmerksam, daß der I. Jahrgang der **„Wacht“** (56 Bog. stark) in 3 eleg. brochirten Bänden zum **herabgesetzten** Preise von 6 Mark **bei direktem Bezuge von uns** noch bis auf Weiteres zu haben ist und bitten wir, wo der Empfang desselben gewünscht wird, um baldige Bestellung.

Wer sich über den Entwickelungsgang der antisemitischen Bewegung des verflossenen Jahres orientiren will, möge von unserer Offerte Gebrauch machen.

Otto Hentze's Verlagsbuchhandlung,
Berlin NO., Friedenstraße 15.

Max Pasing. Berlin, Neu-Kölln a W. 14.



2. Jahrgang. Heft 7.

Die Deutsche Wacht.

Zeitschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Th. Mommsen und sein Wort über unser Judenthum.
Die sociale Frage zur Zeit Luthers.
Wanderungen durch das Wucherthum.
Geschichtliche Streiflichter.

Berlin NO., 1881.

[illegible]

Friedenstraße 15.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Die Deutsche Wacht.

1. Januar 1881.

Th. Mommsen und sein Wort über unser Judenthum.

Mit aufrichtigem Beileid hat uns seiner Zeit das Unglück des Herrn Mommsen erfüllt, als er durch eine immerhin entschuldbare Unvorsichtigkeit einen großen Theil seiner noch ungedruckten Arbeiten in Feuer aufgehen sah. Aber die vorliegende kleine Schrift tröstet uns über den Verlust und läßt uns das vermeintliche Unglück fast als ein Glück nicht nur für das Publikum, sondern auch für den Ruhm des Verfassers erscheinen. Denn wenn das Verbrannte diesem Machwerk glich, so konnte man ihm kein besseres Schicksal wünschen und wir haben nur mit den Angehörigen des Professors zu rechten, daß sie ihn in der Folge nicht in bessere Obhut genommen haben. Die Gedankenlosigkeit, welche den Brand veranlaßte, hätte eine strengere Aufsicht vollkommen gerechtfertigt und es ist in gebildeten Schichten doch nicht Sitte, kindisch gewordene Greise der Oeffentlichkeit preiszugeben. Denn der senile Verfall, mag derselbe durch die Last der Jahre oder durch die Lebensweise veranlaßt sein, erregt nur ein pathologisches Interesse, und als Zeichen der eintretenden Verwesung ein von Ekel nicht ganz freies Mitleid, wie wohl Jeder bei einer Darstellung des „König Lear" erfahren haben wird. Solchen Eindrücken setzt man aber doch seine Mitmenschen nicht ohne Noth aus.

Wenn wir uns dennoch mit der Schrift beschäftigen, so geschieht das wegen des Namens, welcher als Flagge zur Deckung der Contrebande von Unsinn benutzt werden wird. Wenn es heißt, Mommsen habe für die Juden Partei genommen, so legt das Publikum diesem Namen das frühere Gewicht bei und enthält sich der näheren Untersuchung, und dem wollen wir vorbeugen, wenn wir auch wissen, daß

keine Autorität im Stande sei, der auf der Hand liegenden Berechtigung unserer Sache Abbruch zu thun. Es ist der Name, dem wir die Ehre der Kritik erweisen. Zwar kann von einer eigentlichen Kritik kaum die Rede sein, denn an einem regelmäßigen Gedankengange fehlt es und oft drückt der Nachsatz das Gegentheil des Vordersatzes aus und Sinn und Unsinn sind so sehr durcheinander gemischt, daß man fast nie erfährt, was der Verfasser eigentlich sagen will. Beinahe das einzig Verständige ist, was er mit höhnischer Ironie als den Unsinn der nationalen Bewegung formulirt: „und werden wir bald soweit sein, daß als vollberechtigter Bürger nur Derjenige gilt, der erstens seine Herstammung zurückzuführen vermag auf einen der drei Söhne des Mannus (des mythischen Stammvaters der Deutschen), zweitens das Evangelium so bekennt, wie der pastor collocutus es auslegt, und drittens sich ausweist als erfahren in Pflügen und Säen". Er hatte also keine Ahnung, daß in der That der unversöhnliche nationale Gegensatz zwischen Deutschen und Juden sich ausdrückt in der anderen Abstammung, in der anderen Religion als Trägerin einer anderen Sittlichkeit und in ihrer Abneigung gegen redliche Arbeit. Und der Mann erlaubt sich, mitzureden! Freilich scheint es fast, als ob er in der Betonung der Auslegung des Evangeliums sich der verbrauchten Pfiffigkeit bedienen wolle, mit welcher die Juden immer von Confession reden, wenn sie das Judenthum meinen, aber damit kann er doch Niemand mehr täuschen. Wenn zwei Kirchen sich nur dadurch unterscheiden, daß in der einen der Teufel einen grünen, in der andern aber einen rothen Schwanz führt, so ist dies im Grunde ganz gleichgültig: wenn aber die eine Religion Gott als den Träger alles Guten und die andere den Teufel als das böse Prinzip, anbetet, so ist zwischen den Bekennern dieser beiden Religionen eine Versöhnung unmöglich, denn der sittliche Inhalt derselben wird der entgegengesetzte sein. Und eine ähnliche Kluft besteht zwischen Christenthum und Judenthum. Das erstere ist die Religion der Liebe, das letztere die Religion des Hasses. Der Deutsche betet zu einem gütigen Allvater, der Jude zu einem unsittlichen Privat-Dämon, der nur ihm günstig, allen übrigen Völkern aber verderblich sein will. Darin drückt sich die Verschiedenheit ihrer natürlichen sittlichen Anlagen aus und es ändert auch Nichts, wenn man sich auf objective göttliche Offenbarung berufen will. Den Juden konnte sich Jehovah nur als Bandenchef offenbaren und die Offenbarung als Allvater durch Christus ging an ihnen verloren. Das Bild, welches der Spiegel zeigt, hängt von der Beschaffenheit des letzteren ab, und die Gotteserkenntniß von dem Auge des Erkennenden.

Mit ähnlicher seniler List wird der Racenunterschied behandelt. Er sagt:

„Die Deutsche Nation ruht, darüber sind wir wohl Alle einig, auf dem Zusammenhalten und in gewissem Sinne dem Verschmelzen der verschiedenen Deutschen Stämme. Eben darum sind wir Deutsche, weil der Sachse oder der Schwabe auch den Rheinländer oder den Pommern als seines Gleichen gelten läßt, das heißt als vollständig gleich, nicht blos in bürgerlichen Rechten und Pflichten, sondern auch im persönlichen und geselligen Verkehr.“ Dann fragt er:

„In wiefern stehen nun die Deutschen Juden anders innerhalb unseres Volkes, als die Sachsen oder die Pommern? (!) . . . . Herr Quatrefages hat vor Jahren nachgewiesen, daß nur die Mittelstaaten wirklich germanisch seien und la race prussienne eine Masse, zu der verkommene Slaven und allerlei Abfall der Menschheit sich vereinigt habe . . . . So wenig, wie die Nachkommen der Französischen Colonie in Berlin in Deutschland geborene Franzosen sind, so wenig sind ihre jüdischen Mitbürger etwas anderes als Deutsche.“

So? Also so lange der polnische Judenjunge in seiner Heimath von der polnisch sprechenden Landbevölkerung die gestohlenen Hufeisen und Hühner hausirend einhandelt, ist er ein Pole. Wenn er dann flügge geworden ist und nach England geht (wir schildern einen in der Praxis sehr gewöhnlichen jüdischen Lebenslauf) um dort mit wohlfeilen Bijouterien auf dem Lande zu hausiren, die er von dem Londoner Großhändler, wenn auch nur in kleinen Beträgen, auf Credit erhält, ist er Engländer. Durch Betriebsamkeit und Pünktlichkeit erlangt er allmählig größeres Zutrauen, und wenn ihm endlich ein hinreichender Werth anvertraut worden, vergißt er die Abführung des Erlöses und etablirt sich in Berlin als Schnittwaarenhändler, wobei er nun Deutscher ist, bis sich Gelegenheit zu einem lohnenden betrügerischen Bankerott findet, mit dessen Erträgniß er sich dann in Paris als Bankier und Franzose zur Ruhe setzt. Er wechselt also bei lebendigem Leibe viermal die Nationalität und in so kurzen Zwischenräumen, daß der Engländer noch die Hosen des Polen und der Franzose den Rock des Deutschen trägt!

Was soll es bedeuten, daß „in la race prussienne verkommene Slaven und allerlei Abfall der Menschheit sich vereinigt habe“. Von welcher Menschheit könnte dieser Abfall herrühren, als von deutscher, slavischer oder keltischer, denn andere Racen existiren nicht im mittleren

Europa. Und hat bei Herrn Mommsen das Gedächtniß bereits derart gelitten, daß er sich der Stelle in seiner Römischen Geschichte, Buch 1, Cap. 2 nicht mehr erinnert: „der Grieche und der Italiker sind Brüder, der Kelte, der Deutsche und der Slave ihnen Vettern". Diese Racen gehören zu der großen arischen Völkerfamilie, welche der semitischen ganz fremd ist und sich nie mit derselben vermischt hat, so wenig als der Oeltropfen mit dem Wasser, wie der Historiker wissen muß. Alle diese arischen Völker haben die Uebereinstimmung ihrer sittlichen Anlage durch die Aufnahme des Christenthums bewiesen, des Christenthums, welches den Juden wegen ihrer abweichenden Sittlichkeit unmöglich war. Aber es kommt noch besser. „Ohne Zweifel sind die Juden" sagt Herr Mommsen, „wie einst im römischen Staat, ein Element der nationalen Decomposition, so in Deutschland ein Element der Decomposition der Stämme, und darauf beruht es auch, daß in der deutschen Hauptstadt, wo diese Stämme factisch sich stärker mischen als irgendwo sonst, die Juden eine Stellung einnehmen, die man anderswo ihnen beneidet .... Ein gewisses Abschleifen der Stämme an einander, die Herstellung einer deutschen Nationalität, welche keiner bestimmten Landsmannschaft entspricht, ist durch die Verhältnisse unbedingt geboten und die großen Städte, Berlin voran, deren natürliche Träger. Daß die Juden in dieser Richtung seit Generationen wirksam eingreifen, halte ich keineswegs für ein Unglück, und bin überhaupt der Ansicht, daß die Vorsehung weit besser als Herr Stöcker begriffen hat, warum dem germanischen Metall für seine Ausgestaltung einige Procente Israel beizusetzen waren."

Wem ist es möglich, einen vernünftigen Sinn in diesen Worten zu finden? Zunächst wäre die Vermischung der Stammesunterschiede von sehr zweifelhaftem Nutzen, denn die Mannichfaltigkeit und der Reichthum des deutschen Geistes wurden eben von diesen Eigenthümlichkeiten getragen. Dann sollen die Juden seit Generationen ein Element der Decomposition der deutschen Stämme gewesen sein und sich deshalb in Berlin am wohlsten fühlen. Auf welche Weise sollen sie denn diese Decomposition bewirkt haben? Etwa dadurch, daß sie die Deutschen jeglichen Stammes ruinirten und so eine Gleichheit des Elends schufen. Denn das ist doch die einzige Wirkung, welche ihnen von außen möglich wäre? Oder etwa die andere, welche bereits eingetreten ist, nämlich daß der Sachse und der Pommer, der Holsteiner wie der Schwabe ihre Stammesgegensätze vergessen in dem gemeinsamen Hasse gegen die Juden? Wenn Herr Mommsen diese meinte, hätte er in gewissem Sinne Recht. Aber es möchte scheinen, daß in dieser Richtung die Juden bereits ihre

Schuldigkeit gethan haben, und daß wir sie nun für die Folge füglich entbehren könnten. Allein das stimmt nicht mit der Ansicht überein, daß die Vorsehung klug gethan habe, dem germanischen Metall einige Procente Israel beizusetzen.

Herr Mommsen hätte wohlgethan, sich nicht in die Metallurgie zu verirren. Zunächst kann von einer Verschmelzung zwischen Deutschen und Juden nicht die Rede sein. Für den Deutschen wird eine solche immer einen leisen Beigeschmack von Sodomiterei haben und dies Gefühl wird nicht durch das Beispiel einzelner verkommener Subjecte abgeschwächt. Der Jude aber wird durch seine Religion auf Abraham's Samen beschränkt. Und dem Professor scheint die sehr auffällige Thatsache ganz entgangen zu sein, daß die Juden zu keiner Zeit Neigung gezeigt haben, Proselyten zu machen. Sonst hätte er wohl über ihre Ursache nachgedacht. Fast alle anderen, und namentlich die beiden Hauptreligionen der Welt, welche in ethischer Beziehung genau übereinstimmen, der Buddhismus und das Christenthum, haben sich von Anfang an bemüht, die übrige Welt des Segens ihrer Heilswahrheiten theilhaftig werden zu lassen. Selbst der Islam erstrebt dies, wenn auch auf dem Wege der Gewalt. Aber die Juden wissen recht gut, daß ihre Lehre von dem auserwählten Volk ihren Sinn verlieren müßte, wenn sie auch andere Völker einschließen sollte, und ihnen konnte nicht zweifelhaft sein, daß der Beutebund mit Jehovah um so vortheilhaftere Resultate liefern mußte, je größer die Zahl der zu Beraubenden und je geringer diejenige der Theilenden blieb. Noch eine andere practische Rücksicht hindert sie an der Verschmelzung mit anderen Völkern. Ihre besonderen Eigenschaften erben wegen der Constanz ihrer, in strenger Inzucht fortgepflanzten Race überwiegend durch: wie sollten sie nun leben können, da sie doch die redliche Arbeit hassen, wenn die jüdische Klugheit — wie die Juden — oder die jüdische Ehrlosigkeit — wie wir sagen würden — das Erbtheil Aller wäre?

Um noch einmal auf das metallurgische Gleichniß zurückzukommen, so hätte Herr Mommsen von jedem Hüttenmanne lernen können, daß die Vorsehung sich durchaus nicht auf Metallurgie versteht. Das nützlichste und uns unentbehrlichste Metall, das Eisen, macht sie meist durch den Zusatz weniger Procente Phosphor und Schwefel ganz unbrauchbar und die Beseitigung dieser schädlichen Beimischungen erfordert umständliche Processe. So würde sie auch mit dem Zusatze weniger Procente Israel das deutsche Metall in Grund und Boden verderben und keine Bessemerbirne würde erfunden werden, das Gift wieder auszubrennen. Hat doch

Mommsen beinahe schon Recht zu sagen: „morgen wird vielleicht bewiesen, daß, genau genommen, jeder Berliner nicht besser sei, als ein Semit!" Wer die Berliner Zustände genau kennt, der kann den üblen Einfluß der vielen den Verkehr beherrschenden Juden auf die neben ihnen lebenden Deutschen gewiß nicht übersehen.

Mommsen meint, die „gewisse nationale Geschlossenheit" der Juden habe nach Untergang ihres Staates namentlich ihren Ausdruck in der ihnen eigenthümlichen Litteratur gefunden und eine solche Litteratur gäbe es heute nicht mehr. Die jüdischen Litteraten, „wie sie sind, trefflich, mittelmäßig, widerwärtig, sie haben keine Fühlung unter sich und der deutsche Israelit steht ebenso mitten im deutschen literarischen Leben, wie der englische mitten im englischen!" Sollte man nicht glauben, der Mann rede im Schlafe? Ist es ihm nie in den Sinn gekommen, daß nirgends von seinem schwachen Pamphlet die Rede sein würde, wenn es noch eine ächt deutsche Tageslitteratur gäbe? Und wer spräche von Auerbach, Paul Lindau und wie sie Alle heißen mögen, wenn die Juden nicht auch in der Litteratur einen Rattenkönig bildeten!

Noch kindlicher klingt es, wenn er sagt, man werde „logisch wie praktisch höchstens dahin kommen, die Juden für Deutsche zu erklären, welche im Punkte der Erbsünde doppelt bedacht worden sind", und dann uns Deutschen Duldung, den Juden aber Besserung predigt. Die Antwort auf die Frage, warum wir Duldung üben sollen gegen fremde Taugenichtse, wollen wir ihm erlassen, wenn er uns mittheilen will, welche Vorstellung er von der Möglichkeit der Juden hat, sich zu bessern. Die doppelte Portion Erbsünde dieser „Deutschen" besteht in ihrer eigenthümlichen Ehrlosigkeit, und diese ist das nothwendige Zubehör zu ihrer eigenthümlichen Arbeitsscheu, welche wieder aus ihrem eigenthümlichen Körperbau entspringt. Wer nicht redlich arbeiten will oder kann, vermag nicht mit Ehren durch die Welt zu kommen, und kein lebendes Wesen kann aus seiner Organisation heraus. Von den Juden verlangen, sich zu ändern, ist gerade so lächerlich, als dem Wolf Grünfutter anzubieten.

Im Allgemeinen ist der Historiker am wenigsten berufen, über lebendige Verhältnisse zu urtheilen. Die Geschichte ist, wie Napoleon richtig sagte, une fable convenue und der Geschichtsschreiber, soweit er sich nicht auf eine einfache Chronik beschränkt, immer genöthigt, mit der Wahrheit frivol umzugehen. Eigentlich muß er von vornherein auf dieselbe verzichten, weil er keine Thatsache genau kennt. Dann gehen weder die Handlungen des einzelnen Menschen noch diejenigen der Völker

aus einfachen Beweggründen hervor, und in den meisten Fällen sind die Handelnden selbst sich ihrer eigentlichen Motive nicht bewußt. Oft entscheidet auch der plumpe Zufall. Der Geschichtsschreiber aber will die Begebenheiten in ursächlichen Zusammenhang bringen und dreht sich daher aus vorgefaßten Principien einen Faden, auf welchen er sie aufreicht und den er dann die Idee der Geschichte nennt. Der Faden wird das Wesentliche, und die Thatsachen mögen sehen, wie sie sich auf demselben zurecht rücken, und es ist nur natürlich, daß der Geschichtsschreiber ihnen gegenüber die Unbefangenheit verliert und erst mit ihnen umzugehen weiß, wenn sie geschichtliches Material geworden sind. Es zeigt sich dies recht klar an den beiden Historikern, welche in der Judenfrage hervorgetreten sind, nämlich Treitschke und Mommsen. Der Erstere hat die neue deutsche Entwickelung zum Gegenstand seines Studiums gemacht und dadurch eine Ahnung von der Berechtigung und der Macht der Nationalität erhalten. Der Letztere hat sich mit der alten Geschichte befaßt und gesteht selbst: „die alte Welt kennt das nicht, was wir heute den nationalen Staat nennen.“ Ihm fehlt also das Verständniß für denselben. Lebte er hundert Jahre später und fände dann schwarz auf weiß, daß die Deutschen jetzt sich der Juden entledigt hätten, dann würde er beweisen, daß dies ein nationales Bedürfniß gewesen und daß nur die nationale Idee die Deutschen habe am Leben erhalten können. Jetzt nennt er den nationalen Judenkrieg eine „rückläufige Bewegung“. Freilich hätte er, da er sich mit der Judenfrage beschäftigt, schon jetzt an den Juden lernen können. Viel edlere und reicher veranlagte Völker, wie z. B. die Hellenen und die Römer, sind spurlos verschwunden und nur das schmutzige Volk der Juden, deterrima gens, wie Tacitus sagt, nach den alten durch Diodor, Hekataeus und Manetho aufbewahrten Ueberlieferungen ursprünglich aus dem unreinen Eimer der ägyptischen Welt hervorgegangen, hat sich durch die Jahrtausende erhalten, weil es sich zu strenger Blutsgemeinschaft abschloß und in seiner parasitischen Nationalität zusammenhielt.

Die Tiefe der nationalen Bewegung versteht Herr Mommsen so wenig, daß er meint, Herr von Treitschke habe diese erst „anständig“ gemacht und ihr den „Kappzaum der Scham“ abgenommen. So weit waren die Deutschen in der Mehrzahl noch nicht heruntergekommen, daß sie sich ihres Nationalgefühls geschämt hätten, dieses unmittelbaren Gottesodem, der durch das Leben der Völker weht. Und der Anstand hat wohl hauptsächlich auf Seiten der Gegner gefehlt. Er behandelt die antisemitische Litteratur sehr wegwerfend, aber Nichts, was

Herr Mommsen oder Herr von Treitschke in der Frage geschrieben oder gesagt haben, läßt sich mit der schon vor zwanzig Jahren erschienenen Schrift „Die Juden und der deutsche Staat“ weder in Gründlichkeit der Behandlung, noch in Klarheit des Urtheils oder in Richtigkeit des Ausdrucks vergleichen, und es hat während der ganzen Zeit weder ein Wort des Gesagten widerlegt, noch etwas Neues hinzugefügt werden können und sie hatte nicht nöthig, sich den Paß von irgend Jemand visiren zu lassen. Aehnlich verhält es sich mit der „goldenen Internationale“ von Willmanns. Die „Bombenwirkung“ jener Treitschke'schen Artikel entstand nur aus der Ueberraschung, daß die Frage sogar in jene Kreise „höchster Bildung“ gedrungen sei, die für gewöhnlich zu „gebildet“ sind, um das wirkliche Leben zu begreifen.

Im Ganzen ist die Bewegung in den Händen des „Pöbels“, wie Herr Mommsen sagt, besser aufgehoben als bei der formulirenden Fingerfertigkeit der Professoren. Das Volk wird durch sein natürliches Gefühl vor den Abirrungen des formulirenden Verstandes bewahrt: bei den Schulgelehrten hat meistens der Schulwitz den Mutterwitz aufgefressen. Was soll es im Grunde heißen, wenn Herr von Treitschke sagt: „die Juden sind unser Unglück“ und dann als Abhülfe vorschlägt, „die Juden sollen Deutsche werden“. Wenn sie das könnten, wären sie eben keine Juden, und wenn sie schon als Juden ein Unglück sind, so wären sie als Deutsche gewiß noch ein größeres. Wozu das Reden, wenn es nur auf den Satz hinausläuft: „Von einer Zurücknahme oder auch nur einer Schmälerung der vollzogenen Emancipation kann unter Verständigen gar nicht die Rede sein, sie wäre ein offenbares Unrecht.“ Da singt doch der „Pöbel“ mit viel richtigerem Verstande:

„Schmeißt ihn 'raus, den Juden Itzig!“

Die Emancipation der Juden, oder richtiger die Unterwerfung der Deutschen unter dieselben, war ein Fehler, welcher der Regierung die Herzen des Volkes abwendig gemacht hat. Sie wird sich beeilen müssen, diesen Fehler zu verbessern und sie kann der dringendsten Noth vorläufig abhelfen durch Gewährung des in der schwebenden Petition Verlangten. Aber sie darf auch nicht zögern mit einer gründlichen Besserung der Gesetzgebung. Der Weg vom Gefühl zum Gedanken und vom Gedanken zur That ist bei dem Deutschen lang, hat er sich aber einmal in Bewegung gesetzt, so ist er schwer zu beruhigen. Die furia Francese, sagt Carlyle, sei ein leicht zu entzündendes Feuer und man könne sich schnell eine Tasse Kaffee dabei kochen; der furor teutonicus aber sei wie Anthracit, sehr schwer in Brand zu setzen — dann aber könne man Eisen damit schmelzen.

Eine Regierung, welche die Zeichen der Zeit zu lesen versteht, wird nicht hoffen dürfen, die antisemitische Bewegung, welche seit zwanzig Jahren im Volke kocht, jetzt noch mit bloßen Redensarten beschwichtigen zu können und gewiß wird sie es nicht rathsam finden, ihr entgegenzutreten.

Herr Mommsen meint zwar: „selbstverständlich ist unsere Nation durch Recht und Ehre verpflichtet, sie (die Juden) in ihrer Rechtsgleichheit zu schützen, sowohl vor offenem Rechtsbruch wie vor administrativer Prellerei; und diese unsere Pflicht, die wir vor allem uns selbst schulden, hängt keineswegs ab von dem Wohlverhalten der Juden.“ Wenn wir also unvorsichtigerweise Trichinen verschluckt haben, so verbieten uns Recht und Ehre, und vor allem die Pflicht gegen uns selbst, dieselben durch ein Brechmittel unschädlich zu machen! Und Niemand in seiner Umgebung hat soviel Pietät gegen den alten Mann, ihn von der Veröffentlichung solchen Zeuges abzuhalten!

Wenn die Regierung die Schädlichkeit der Juden erkannt hat und bei der bestehenden Gesetzgebung einen Weg findet, das Uebel zu umgehen, so ist das Betreten desselben nicht administrative Prellerei, sondern Ehre und Pflicht. Und unser Recht ist es, uns gegen das in den Juden drohende Verderben zu schützen: mit einer besseren Gesetzgebung, wenn diese möglich ist, mit der rücksichtlosesten Gewalt, wenn es nicht anders geht. Ob der Feind in geschlossenen Grenzen, oder über viele Länder zerstreut wohne, jedes Volk hat das Recht, die Fremdherrschaft abzuschütteln. Die deutsche Nation, die Stammmutter der edelsten Völker der Erde, darf sich nicht von der niedrigsten Race, dem Auswurf der Weltgeschichte, unterjochen lassen. Die nationale Freiheit unseren Kindern zu erhalten und sie zu bewahren vor jüdischer Knechtung und jüdischer Verderbniß, das ist unsere Pflicht und unsere Ehre!

Aber für Herrn Mommsen sind hunderttausend Mark gesammelt worden, größtentheils in jüdischen Kreisen.

Die sociale Frage zur Zeit Luther's.

Es brüstet sich unser Jahrhundert, das klügste, weiseste und fortgeschrittenste zu sein. Betreffs der großen Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet, der großen Erfindungen auf dem technischen, mag es ja wohl richtig sein; ob aber auch die Lösung der socialen Frage in gleichem Maße fortgeschritten ist, ob insbesondere die Existenz der Menschen gesicherter, das sittliche Streben nach Vervollkommnung ein allgemeineres, die Macht des Christenthums eine größere geworden ist, dürfte wohl einer Untersuchung werth sein.

Im Allgemeinen hat jedes Jahrhundert die höchstmöglichste Vorstellung von seiner culturellen Bedeutung; jedes glaubt das klügste, weiseste, fortgeschrittenste zu sein und jedes weiß dafür plausible Gründe anzuführen. So sagt Johann Arnd in seinem „Wahren Christenthum" schon vor 300 Jahren:

> „In allen Ständen wird die Welt mehr gesuchet und geliebet, denn Gott. Mancher gelehrter Doctor studiret Tag und Nacht, daß er in der Welt zu Ehren kommen möge. Aber um der ewigen Ehre und Herrlichkeit willen nimmt er oft nicht die Weile, ein Vaterunser zu beten . . . Viele sagen aus lauter Weltliebe: Es ist jetzo eine gelehrte Welt, eine geschickte und kunstreiche Zeit, doctum et eruditum saeculum, und wissen nicht, daß die rechte Kunst, Christum lieb haben, welches besser ist, denn alles Wissen, sammt dem Glauben gar erloschen. Ja, die Allerklügsten sind oft entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist . . . Sie meinen, es sei Alles an den Wortkünsteleien gelegen, da doch die rechte Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit nicht stehet in Worten, sondern in rebus, in der That und in der rechtschaffenen ewigen Weisheit . . . Wenn man aber sagte, es wäre jetzo ein impium saeculum, eine gottlose Welt, wäre der Wahrheit und Gottes Wort ähnlicher!"

Das schrieb Johann Arnd im Jahre 1609, also im Anfang des 17. Jahrhunderts. Daß das 18. Jahrhundert besonders das der Aufklärung genannt wird, ist allgemein bekannt. Nicht minder groß dachte von sich das 16. Jahrhundert. Geradeso wie in dem unsrigen hatten

Rationalismus und Materialismus sich zu einem förmlichen Cult ausgebildet und die maßgebenden Kreise so umstrickt, daß eben dort nur ein Mönch, der sein Leben auf Nichts stellte, die Reformation in's Werk setzen konnte.

Wenn man heutzutage das Wissen anbetet und in diesem Sinne „Bildung, immer mehr Bildung“ fordert, daß selbst unsere Volksschullehrer klagen, vor lauter Aneignung theoretischer Bildung nicht mehr vollen Herzens und Sinnes bei der sittlichen Arbeit an den Herzen der Kinder sein zu können, so ist dies nichts Neues. Dieselbe göttliche Verehrung brachte man im 16. Jahrhundert den classischen Studien entgegen. Der Mensch fing erst mit der Kenntniß der lateinischen Schriftsteller an, „gebildet“ zu sein. In der Kirche selbst wurde Gott nur lateinisch angeredet. Es war deshalb auch kein Wunder, wenn die „schöne Menschlichkeit“, von der die römischen Schriftsteller schwärmten, das erhabene christliche Ideal der Gotteskindschaft in Christo verdunkelte und in allseitiger Anwendung des römischen Rechtes schließlich römische Zustände, d. h. Herren und Sclaven geschaffen wurden, so daß diese „schöne Menschlichkeit“ sich bald als die „klingende Schelle“ im Corintherbrief entpuppte.

In einem Manne besonders culminirte diese göttliche Verehrung der Wissenschaft damaliger Zeit, in Erasmus von Rotterdam. Um nicht die Reinheit und Eleganz der guten Latinität zu verlieren und um sein ganzes Denken zu latinisiren, wies er jede lebende Sprache als verderblich oder als gemein zurück. So rühmte er sich, vom Italienischen ebenso wenig zu verstehen wie vom Indischen, rühmte sich in lächerlicher Eitelkeit, der deutschen, englischen und französischen Sprache unkundig zu sein. Als der Voltaire des 16. Jahrhunderts ist er ein vollständig destructives Element. Nach ihm ist die Erziehung im Wesentlichen der Erwerb einer feinen intellectuellen Bildung, Sittlichkeit, die Befolgung der Rathschläge des gesunden Menschenverstandes, die Anwendung aller Mittel menschlicher Klugheit. Wer denkt hier nicht an jene moderne pädagogische Richtung, welche über der intellectuellen Erziehung die religiöse so geringschätzig behandelt!

In einer Abhandlung: „Ueber die Verachtung des Todes“ führt er verschiedene Stellen heidnischer Dichter über die Flüchtigkeit und das Elend des Lebens an, unter diesen auch den bekannten Ausspruch: „Am besten ist es, nicht geboren zu werden, das nächst beste, so schnell wie möglich aus dem Leben zu verschwinden.“

Wenn eine gewisse Presse systematisch ihre wissenschaftlichen Größen verhimmelt, so die eine mit den überschwenglichen Worten feiert: „Ihr

Ruhm umspannt den Weltball!" so ist dies Manöver, das gesunde Urtheil der Menge mit Bildungsdunst — denn unbedingt liegt hier ein Mißbrauch der hohen Würdenträger der Wissenschaft vor — zu betäuben durchaus nicht neu, vor allen Dingen aber kein Beweis für den allgemeinen Fortschritt der Bildung unseres Jahrhunderts. Die „Gebildeten" des 16. Jahrhunderts betrachteten Erasmus als einen Heiligen. Der Humanist Wilhelm Nesen sagt in einem Briefe an ihn: „Du einziger Mann kannst die Unsterblichkeit gewähren!" Ein anderer Gelehrter, Ulrich Jasius, Lehrer an der Akademie in Freiburg, hatte von Erasmus einen Brief erhalten und schreibt darüber: „Der Brief sei durch die ganze Freiburger Akademie gelaufen; Alle hätten Erasmus gepriesen, bewundert: er sei ein dem Himmel entstiegener Geist; auf ihn, Jasius, habe man mit Fingern gedeutet: das sei der Mann, dem Erasmus, der Cicero Deutschlands, so freundlich geschrieben. Von Erasmus gelobt zu werden, gleiche dem Preise, der dem Achill von Homer, dem Augustus von Virgil, zu Theil geworden." Rationalismus und Selbstvergötterung gehen immer Hand in Hand. Die französische Revolution brauchte eine Göttin der Vernunft, unsere Zeit drückt sich nur vorsichtiger aus, indem sie ihre rationalistischen Größen mit ihrem Ruhm den Weltball umspannen läßt.

Was den Materialismus anbetrifft, so guckt auch hier das sechszehnte Jahrhundert aus dem bekannten Antisthenesmantel unserer Eitelkeit hervor und zwar in recht demonstrativer Weise.

Auch das 16. Jahrhundert hatte seine Gründer, seine Krisis, seine Socialdemokratie. Mit dem Aufschwunge des Handels in Folge der Kreuzzüge, der seinen Gipfelpunkt in der Entdeckung Amerikas und der Auffindung des Seeweges nach Ostindien erreichte, wurde in der Volkswirthschaft das einseitige physiokratische System, das die ganze Organisation des Staates auf der Landwirthschaft basiren ließ, verlassen und das eben so einseitige Mercantil-System begründet. Schon im fünfzehnten Jahrhundert war es der Handel, der auf alle mögliche Weise begünstigt wurde. In eben derselben Weise wurde der Ackerbau, das Handwerk vernachläßigt.

Nicht bloß Großhändler, wie die Fugger und Höchstetter in Augsburg, bildeten sich heraus, es schlossen sich auch Handelsgesellschaften zusammen, die überall in Besitz von Monopolien sich zu setzen wußten, so z. B. in Besitz des Specereihandels für einzelne Städte, Districte und Länder, ferner in Besitz von Vorkaufsrechten für besonders gangbare Artikel, z. B. Wein und Getreide. Mit dem Mercantil-

system trat man zugleich aus der Naturalwirthschaft in die Geldwirthschaft ein. Das Großcapital begann seine Herrschaft zu begründen.

Als noch Circulationsmittel, d. h. gemünztes Gold und Silber genug in Deutschland war, ging das Geschäft ganz flott. Besonders die freien Bauern wurden reich. Als aber die Großhändler und Handelsgesellschaften ihr Princip: Möglichst billig einzukaufen, möglichst theuer zu verkaufen! zur vollen Geltung brachten, kam die Sache anders. — Vermöge ihrer Monopolien und Vorkaufsrechte waren sie in der angenehmen Lage, den Preis für die zu verkaufende und zu kaufende Waare selbst festzustellen und was das zu bedeuten hat, haben wir jüngst an der Börse hinsichtlich des Roggenpreises erlebt.

In einer Beschwerde der Stände auf dem Nürnberger Reichstag vom Jahre 1523 heißt es: „Alljährlich führe man, abgesehen von Allem, was aus Venedig komme, aus Lissabon allein 36,000 Centner Zimmet, 1000 Centner Safran ein. Ein Pfund Safran, welches im Jahre 1516 $2^1/_2$ Gld. 15 Kr. gekostet, koste jetzt $4^1/_2$ Gld. 15 Kr.; das Pfund Pfeffer sei seit dem Jahre 1518 von 18 Kr. auf 33 Kr. gestiegen; ein Pfund Galgant von $^1/_2$ Gld. oder 36 Kr. auf 1 Gld. 15 Kr.; für 1 Centner Zucker habe man im Jahre 1516 11—12 Gld. bezahlt, im Jahre 1518 bereits 20 Gld.; venediger Weinbeerlein seien seit dem Jahre 1521 von 5 Gld. auf 9 Gld. im Preise erhöht worden."

Aus der Beschwerdeschrift geht ferner hervor, daß bei aller Vertheuerung die Waaren obendrein noch verfälscht seien.

Ebenso wird bei den „Verbündnissen" der Handelsgesellschaften und reichen Kaufleute über den Terrorismus geklagt, den sie gegen „arme und gemeine Kaufleute", die reell sein wollten, ausübten.

Neben dem Waarenwucher florirte ebenso auch der Geldwucher. Luther schildert diese Zustände in folgender drastischer Weise: „Wer nun jetzt zu Leipzig 100 Floren hat, der nimmt jährlich 40, d. h. einen Bauer und Bürger in einem Jahr gefressen. Hat er 10,000, so nimmt er jährlich 4000, d. h. einen reichen Grafen in einem Jahre gefressen. Hat er 100,000, wie es sein muß bei großen Händlern, so nimmt er jährlich 40,000, d. h. einen großen, reichen Fürsten in einem Jahr gefressen. Hat er eine Million, so nimmt er jährlich 400,000, d. h. einen großen König in einem Jahr gefressen und leidet darüber kein Fahr, weder an Leib noch an Waare, arbeit't nichts, sitzt hinter dem Ofen und brät Aepfel."

Gegenüber den Beschwerden unserer Zeit, daß das mobile Capital sich gern der Besteuerung entziehe, daß vor allen Dingen die Börse,

die doch jährlich Milliarden umsetze, steuerfrei sei, ist gewiß die Thatsache hochinteressant, daß es in jener Zeit genau ebenso war. So wird geklagt, daß die Großcapitalisten jener Zeit, trotz der riesigen Einnahmen, „neben anderen Reichsständen **fast wenig steuern oder darlegen thun** zur Abwendung der zufälligen Beschwerden unseres gemeinen Vaterlandes und des römischen Reiches."

Mit vielem Fleiß hat der deutsche Geschichtsschreiber Johannes Janssen die diesbezüglichen Schriften aus dem 16. Jahrhundert gesammelt und giebt daraus folgende interessante Blumenlese: „Die Ankaufs- und Preissteigerungs-Gesellschaften drückten durch ihren „Fürkauf" dem „armen Mann" auf dem Lande die Boden-Erzeugnisse zu den niedrigsten Preisen ab, **häuften die Nahrungsbedürfnisse in großen Massen auf und erhielten eine künstliche Theuerung, während das Geld von Jahr zu Jahr im Werthe sank und die Arbeitslöhne nicht erhöht, eher verringert wurden.** Das Großcapital drückte zugleich auf die kleinen Fabrikanten; „denen, so hiervon mit ihrem Gewerb sich ernährt, wurde Gewerb und Nahrung durch die Gesellschaften entzogen"; „und der Handwerksmann und kleine Kaufmann, so Geld leihen mußte bei dem Reichen", wurde „jämmerlich gepeinigt durch wucherische Zinsen, daß es zum Erbarmen." **Gleichwohl wollten nicht die Ausbeuter der arbeitenden Menschen Schuld tragen an deren Nothlage, sondern, wo es anging, gab man „den Pfaffen" die Schuld.**

So heißt es in einem Gedicht:

„Sie geben all' den Pfaffen die Schuld,
So redt ich das mit meiner Huld,
Es kompt als von dem Kauffmann her,
Ich mein' von erst die Gesellschafter,
Ihr Frummen.

Der Ein' hat allen Wein bestellt,
Der Ander sich des Pfeffers helt,
Der Dritt' all' Schmalz hat genommen an,
Noch seid ir nur den Pfaffen gram,
Ihr Freyen.

Sie haben gar kein Gewissen nicht,
Mit allem Maß, Münz, Wag' und Gewicht,
Mit argem Gefär, Falsch, Trug und List,
Damit sein alle Waar' vermischt,
Ihr Freyen.

So was bedarf der arme Man,
Dann muß er zu dem Kauffmann ghan,
Nemen was und wie sie da wendt,
Man schickt es sunst an ander End',
Ihr Frummen."

Damals war es noch entschuldigt, gegen die Ausbeutung durch die Geistlichkeit zu Felde zu ziehen, da Klöster und Stifter noch über großen Grundbesitz geboten und viele Pfarreien ansehnliche Pfründen hatten. Wenn aber unsere heutige Presse, welche das Handelsinteresse zu ihrem obersten Princip gemacht hat, die Geistlichkeit für alle socialen Schäden verantwortlich macht, dann kann es wirklich keinen anderen Sinn haben, als daß die Aufmerksamkeit des Volkes durch dieses Manöver von den wirklichen Ausbeutern des Volkswohlstandes soll abgelenkt werden. Es dürfte auch kein bloßer Zufall sein, daß mit der Gründer-Aera zugleich der Culturkampf in Scene gesetzt wurde.

Es erscheint hier wohl am Platze, ein Wort des nordamerikanischen National-Oekonomen Carey einzuschalten, wie er Handel und Verkehr auseinander hält, um dem etwaigen Mißverständnisse vorzubeugen, als sei mit der Zeichnung jener Zustände ein Verdammnißurtheil über den Handel überhaupt ausgesprochen. Carey sagt: „Der Handel arbeitet auf Centralisation hin und jede Staffel im Vorschreiten seiner Macht über Producenten und Consumenten bringt die letzteren der Sclaverei und dem Tode näher. Der Verkehr dagegen erstrebt Gründung örtlicher Thätigkeitsmittelpunkte und jede Bewegung in dieser Richtung bringt uns der Freiheit und der ferneren Entfaltung von Rührigkeit und Leben näher... **Krieg und Handel sehen den Menschen für ein Werkzeug zu ihrem Vortheil an, während der Verkehr den Handel als ein Werkzeug betrachtet, dessen sich die Menschen zu ihrem Vortheil bedienen. Daran liegt es, daß der Mensch sinkt, wenn die Macht des Krieges und des Händlers wächst.... Die Moral des Krieges und des Handels ist dieselbe.**"

Dies Urtheil Carey's wird noch durch folgende Schilderung der socialen Zustände jener Zeit aus Janssen's Geschichte des deutschen Volks erhärtet:

Was aber die reichen Kaufleute im Großen, das trieben die geringen Verkäufer im Kleinen durch Fälschung aller Waare, also daß alle Welt sich darüber beschwerte. Mehrere Flugschriften gaben diesen Beschwerden Ausdruck. Krämer, Bäcker, Wirthe, Metzger wetteiferten mit einander in der Uebervortheilung ihrer Kunden. „Es bedürfte

allein eines großen Buches", heißt es in einer Flugschrift, „so viel groß Falschheit zu schreiben. Jeder steigt auf Zeitigkeit, kein Treu und Glaube ist unter ihnen; auch ist Betrug mit Essen, Trinken, von dem man kaufen muß. Die Wirthe fälschen den Wein mit allerlei Gemächt; das Brot ist klein, das Zumaß vermischet." Der Handwerker mache schlechte Waare, der Fleischer gebe schlechtes Fleisch, der Bäcker ungesundes Brot; auch der Bauer sei nicht besser: was er zu Markte führe, es sei Korn, Gerste, Haber, sei unrein; das Holz außen schön geladen, innen faul, krumm und kurz; das Heu und Stroh so spöttlich betrüglich geladen, außen hat's einen Schein, innen ist's mosig und feucht. Bis auf den Handel mit Obst und Eiern herab erstrecke sich der Betrug."

Auch ein Stückchen Gewerbefreiheit wird uns aus jenen Flugblättern vorgeführt:

„Von den Handwerkern habe man früher, so lange die Zunftordnungen strenge beobachtet worden, gute Arbeit erhalten, jetzt, wo diese Ordnungen ungestraft durchbrochen würden, „sudele man alle Ding"; jeder Gesell, auch wenn er sein Handwerk nicht verstehe und keine Probearbeit abgelegt habe, wolle Meister werden; Lehrbuben, die nicht ausgelernt, würden „zu Meistern geachtet"; Einer werke dem Andern zu Leid; man arbeite in der Eile nur auf äußeren Schein; die Käufer ihrerseits sähen nur auf Wohlfeilheit, nicht auf Güte der Waaren."

Natürlich mußten die Consumenten auf Wohlfeilheit sehen. Durch den Geld- und Waarenwucher sammelte sich das Geld an einzelnen Stellen, es entstanden auf der einen Seite Millionäre, auf der andern nahm der Pauperismus, gerade so wie heut, riesige Dimensionen an.

Größtentheils wurde das Kapital, das sich im Großhandel concentrirt hatte, zu internationalen Geschäften mit den gangbarsten und theuersten Artikeln verwandt. Der Import spielte auch damals schon die Hauptrolle. So schreibt Luther im Jahre 1524 von „Kaufshandlung und Wucher", daß „der ausländische Kaufshandel, der aus Calicut und Indien und dergleichen Waare herbringt, als solch köstlich Seiden- und Goldwerk und Würze, die nur zur Pracht und keinem Nutzen dient, nicht zugelassen werden sollte . . . Rechne du, wie viel Geldes eine Messe zu Frankfurt aus deutschem Lande geführt wird, ohne Noth und Ursache: so wirst du dich wundern, wie es zugehe, daß noch ein Heller in deutschen Landen sei. Frankfurt ist das Silber- und Goldloch, dadurch aus deutschem Lande fleußt, was nur quillet und wächst, gemünzt oder geschlagen wird bei uns. Wäre das Loch zugestopft, so dürft man itzt die Klage nicht hören, wie allenthalben eitel Schuld und kein Geld,

alle Land und Städte mit Zinsen beschweret und ausgewuchert sind.“ Wer denkt hier nicht an die gewaltige Unterbilanz Deutschlands in Folge des Freihandels, die die Summe von 10 Milliarden übersteigen haben soll, an den noch fortdauernden Abfluß unserer Goldmünzen, an die Geldnoth, unter der unsere heutige Production und Consumtion leidet?

Bei dem Vorwiegen des Handelsstandes mußte selbstverständlich innerhalb seiner eigenen Grenzen eine ungesunde Concurrenz entstehen. So heißt es: „Man will jetzund nur lernen, was Geld erbringt, und werden Kaufhäuser, Krämereyen und Tabernen (Wirthshäuser) übermäßig an Zahl, nicht allein in Städten, sondern gar in Dörfern, und ist das ein großer Undank.“ Butzer klagt: „Alle talentvolleren, durch Gottes Güte zu den trefflichsten Studien befähigten Köpfe werden in die Kaufmannschaft gesteckt.“ In der „Clag eines einfeltig Klosterbruders“ vom Jahre 1520 heißt es: „Es ist so jämmerlich worden in wenig Jahren, daß kein christliche Mutter ir Kind mehr kann auf die Schulen schicken, die sind untergegangen oder veracht; da werden denn Kaufleut daraus, und von den armen, die gar sonderlich verlassen, kleine Handwerker in Städten und Dörfern ohn viel Kenntniß ihres Gewerbs, mehr noch Krämer, Krempler, Hausirer, alles in Uebermaß.“ Es wird geklagt, daß der städtische Handwerker, ob groß oder klein, will Kaufmann dazu sein und daß er sich damit in Schulden und Bankerott stürze. Wenn also unsere Manchestermänner dem Handwerkerstande weissagen, das Handwerk werde floriren, wenn es überall „kaufmännisch“ betrieben wird, so hat diese Weisheit schon vor 300 Jahren — bankerott gemacht.

Wie die **Kunst** damals geachtet wurde, ist an **Hans Holbein** dem Jüngeren zu sehen, der sich genöthigt sah, zur Fristung seines Lebens Anstreicherarbeiten zu übernehmen und Wappenschilde für 2 Gulden zu malen. Ebenso charakteristisch für die Zustände der **Kunst** ist auch folgende Thatsache: Im Januar 1526 wandten sich sämmtliche Baseler Maler an den Rath der Stadt mit der Bitte, daß man ihnen, um Brot für Weib und Kind zu erwerben, doch die **Larven für die Fastnachtszüge** allein malen lasse und sie nicht durch verschiedene andere Handwerker auch noch um diesen Erwerb bringe.

Die durch die Monopolien der Handelsgesellschaften der Landwirthschaft aufgezwungenen billigen Getreidepreise, die Vertheuerung des ganzen Lebensunterhaltes zu Gunsten der Händler, die Entziehung der Kräfte durch den Handelsstand wie durch den kaufmännischen Handwerker ließen den Bauernstand und den niederen Adel allmählich verarmen. Es entstand ein gefährliches ländliches Proletariat, zu dem sich noch der bankerotte

Handelsmann und Handwerker gesellte. Die Erbitterung wurde um so gefährlicher, als ganz wie heute die höheren Schichten der Gesellschaft gar keine Ahnung von dem gährenden sozialen Abgrund unter ihnen hatten. Der höhere Adel, die reich begüterte Geistlichkeit, die kaufmännische Plutokratie lebten in Saus und Braus und versagten jedem noch so schwachen Anlauf zur socialen Reform ihre Unterstützung.

Die hörigen Bauern wurden nur noch mehr mit Abgaben gedrückt, um das Geld für den Luxus ihrer Herren zu erschwingen. Ueberall wurden die Zölle, die Steuern erhöht. Das römische Recht kannte den Begriff „Hörige" oder Erbpächter nicht, kannte nicht die altdeutsche Genossenschaftlichkeit an Weide-, Wasser- und Waldnutzung. Es kannte nur Freie und Sklaven und zwängte die socialen deutschen Verhältnisse in diese Begriffe gewaltsam hinein. Es machte die Hörigen zu Leibeigenen und brachte den römischen Eigenthumsbegriff gegenüber dem genossenschaftlichen Anrecht auf Weide, Wald und Wasser zur Geltung. Durch Verlust dieser Vortheile ging bis auf wenige Ausnahmen in der Folge der ganze freie Bauernstand verloren.

Großkaufleute und Handelsgesellschaften betrogen kleine Leute um ihre Ersparnisse, die sie ihnen anvertraut. So stürzte der Großunternehmer und Bankier Höchstetter in Augsburg durch seinen betrügerischen Bankerott von achtmalhunderttausend Gulden Unzählige in's Unglück.

Die ganze damalige Gesellschaft schien aus den Fugen zu gehen. Der verarmte Adel griff gegen den Besitz zum Schwerte, raubte und plünderte, wo er konnte. Unter dem Proletariat entstanden geheime Verschwörungen. In ihnen tritt der socialdemokratische Communismus unverkennbar zu Tage.

Im ersten Jahrzehnt treffen wir einen gewissen Jost Fritz an, der als ein „rechter Ursächer" bezeichnet wird, „ein Führer und Verführer des Volks durch und durch", wie ihn ein Zeitgenosse schildert, „mit süßer Rede angethan, wohl wissend, wo dem armen Mann der Schuh drücket und wo selbiger von Juden und anderen Wucherern, von Advokaten und Beutelschneidern, von Fürsten, von adligen und geistlichen Herrn allzusehr mit Lasten und Frohnden beschwert worden. Er sprach so süß, daß Jeder meinte, von Stund an selig und reich zu werden. Nur Papst und Kaiser seien die von Gott gesetzten Obrigkeiten; alle anderen Herren müsse man abthun, ebenso alle unbilligen Steuern und Zölle. Wasser, Wald und Wiesen seien Armen und Reichen gemein. Man müsse auftreten gegen die großen Wucherer und sich bei allen alten Rechten,

Bräuchen und Gewohnheiten, deren man gewaltiglich entsetzt worden, handhaben."

Wie scharf sich die wirthschaftlichen Verhältnisse zugespitzt haben mußten, zeigen einzelne Forderungen des „Bundschuh", die auf ihrer socialen Grundsuppe gar ein parlamentarisches Fettauge aus dem 19. Jahrhundert erkennen lassen: „Das Volk solle in Zukunft nicht anders als nach eigenem Gefallen, nach eigener freier Bewilligung steuern, und jede Gemeinde sich selbst richten. Alle Juden sollten geplündert und ausgerottet werden; alle Geistlichen nur je eine Pfründe haben; durch Einführung eines Jubeljahres alle Schulden abgethan, auch alle Zölle und andere Lasten aufgehoben werden."

Auch die Forderung eines ewigen Völkerfriedens wird gestellt und eine eigenthümliche Lösung vorgeschlagen: „Die ewigen Fehden seien das Verderben des Volkes, darum müsse ein beständiger Friede in der ganzen Christenheit aufgerichtet werden und Keiner sei unter den Lebenden zu dulden, der sich demselben widersetzen wolle. Wer zu kriegen Lust habe, dem solle man Geld geben und ihn an die Türken und Ungläubigen schicken."

Selbst der moderne Nihilismus ist reichlich vertreten. Sein erster Apostel scheint der Sackpfeifer Hans Beham von Niklashausen im Tauberngrund gewesen zu sein. Er sagte: „Das Reich Gottes stehe bevor; es werde fortan weder Papst noch Kaiser sein, weder geistliches noch weltliches Regiment, auch werde jeglicher Unterschied der Stände aufhören; unter allen Menschen werde brüderliche Gleichheit herrschen. Es werde dahin kommen, daß Fürsten und Herren um einen Tagelohn arbeiten müßten. Auch sei die Zeit nahe, in der alle Priester getödtet würden; wer dann dreißig Priester tödten könne, solle Großes verdienen." Er war gewiß der „reinste" Nihilist von allen, denn der Chronist berichtet von ihm: „Als man Beham fing, saß er nacket in der Tabern und predigte."

Der Bauernkrieg von 1525 mit seinem unglücklichen Ausgange bei Frankenhausen ist bekannt. Wie weit übrigens der Heerd der Revolution verbreitet war, zeigen die Bauern-Aufstände in Tyrol, in Bayern, am Rhein, in Westfalen. Wir sind auch zu leicht geneigt, jene Aufstände als plötzliches Aufflackern zu betrachten. Im Gegentheil! Seit 1431 bis 1531, also genau 100 Jahre, reihten sich die Aufstände wie die Glieder einer Kette an einander.

Der erste Bauernaufstand erhob sich im Jahre 1431 in der Umgegend von Worms. Gegen 3000 Bauern zogen, mit Spieß, Armbrust

und Harnisch ausgerüstet und mit aufgeworfenem Panier, vor Worms und verlangten die Auslieferung der Juden, durch deren Wucher sie bedrückt worden.

Die revolutionäre sociale Bewegung des 16. Jahrhunderts schließt sich nachweisbar an die hussitische Bewegung an, ein Beweis, wie allgemein verkommen die socialen Zustände überall waren.

Das städtische und gewerbliche Proletariat feierte seine Orgien in der Erhebung der Wiedertäufer in Münster. Johann von Leiden war selbst ein bankerotter Handelsmann.

Was hier besonders in's Auge fällt, ist die praktische Durchführung der Weibergemeinschaft. Die Bürger hatten sich geflüchtet, dagegen waren die meisten Frauen hier als Hüterinnen des Hauses zurückgeblieben und standen dem Pöbel gegenüber schutzlos da. Aus „reiner Humanität" erließ daher Johann von Leiden das Gebot, jede Frau müsse sich in den Schutz eines Mannes begeben. Die ärgerlichsten und ekelhaftesten Scenen ereigneten sich. Die Männer liefen haufenweise zu alleinstehenden Frauen, ihnen ihre Hand anzubieten, und schließlich kam es zu Balgereien, wie sie nur gewissen Vierfüßlern eigenthümlich sind. Johann von Leiden sah sich veranlaßt, zu verordnen, daß die Männer nur einzeln zu den „Frauenzimmern" gehen sollten.

Es könnte nun die Frage aufgeworfen werden: War es angesichts einer hundertjährigen Bewegung wirklich nicht möglich, durch Reformen Wandel zu schaffen?

Eine parlamentarische Vertretung wie die unsrige fehlte bekanntlich gänzlich. Für den Bauernstand wäre es von unberechenbarem Nutzen gewesen, wenn wenigstens der mit ihm wirthschaftlich solidarisch verbundene Adel hätte öffentlich eintreten können. Aber diesem war das Recht jeder — politischen wie gesellschaftlichen — Vereinigung genommen. Es war die Zeit, als das römische Recht in Deutschland den Absolutismus einbürgerte. Zudem hatte sich mit wenigen Ausnahmen an den deutschen Höfen mit Einschluß der geistlichen ein ungemessener Luxus, eine ungemessene Verschwendungssucht eingebürgert, daß, wo die baaren Staatsmittel nicht ausreichten, Zuflucht zum Großwucherer genommen werden mußte, der natürlich nur zu gern lieh, um seine Herrschaft zu behaupten.

Der Mensch hatte nur insoweit Werth, als er Steuern zahlte. Davon nur ein Beispiel: Der Herzog Ulrich von Württemberg, der, beiläufig gesagt, durch Ueppigkeit und Verschwendung es schon bis zu einer Schuldenlast von 1 Million Gulden gebracht hatte, ließ ohne Zustimmung der Landstände von jedem Gulden Capital jährlich einen

Pfennig Vermögenssteuer einforbern, legte ebenso eigenmächtig ein „Ungelt“ auf den täglichen Verbrauch von Fleisch, Mehl und Wein und verlangte, daß Fleischer, Müller, Bäcker und Weinschenker bei verringertem Maß und Gewicht zu den alten Preisen verkaufen und für den ihnen hierdurch zugehenden Vortheil eine Abgabe entrichten sollten.

Was die Städte anlangte, so waren hier die Interessenten des wucherischen Großcapitals zu festen Ringen vereinigt, deren Einfluß bis in die Kreise der Fürsten, des hohen Adels und der hohen Geistlichkeit reichte. Von den Reichstagen ergingen Verbote über Verbote gegen Fürkauf und Monopolien, gegen Ankaufs- und Preissteigerungs-Gesellschaften; diese bestanden indessen ruhig fort, weil sie, wie es in einer Beschwerdeschrift heißt, „zu Handhabung ihrer Händel etlichen Fürsten und anderen mächtigen Ständen, doch nicht um geringen Wucher, oft viel Geldes leihen, von etlichen Anderen Geld zu Gewinn und Verlust in ihre Gesellschaften nehmen, den Dritten oder ihren Räthen tapfere Schenkung thun und die Vierten mit Heirath, auch andere Freundschaften listiglich an sich ziehen, damit dieselben alle oder zum Theil ihre erschreckenliche thätliche Mißhandlung, wie bisher durch etlich viel beschehen, desto länger helfen vertheidigen und handhaben.“

Dies in kurzen Zügen die Umrisse der socialen Bewegung des 16. Jahrhunderts. Ob wir danach ein Recht haben, dieses Jahrhundert über die Achsel anzusehen, glaube ich nicht. Meines Erachtens liegt die sociale Frage gerade noch so wie damals, nur daß sie conform den veränderten politischen Verhältnissen in anderen Formen auftritt. Gegenüber den damals versumpften politischen und wirthschaftlichen Zuständen war die Reformation machtlos, auch in das sociale Leben hinüberzugreifen und hier die Grundsätze des erwachten Christenthums energisch zur Geltung zu bringen; sie mußte sich lediglich auf den kirchlichen Standpunkt beschränken. Darin aber haben wir einen großen Fortschritt gemacht, daß in der politischen Freiheit, in der Einigung Deutschlands die Bedingungen für eine gesunde sociale Reform geschaffen sind, der redlichen Arbeit gegenüber dem Capital zu Recht zu verhelfen.

Wanderungen durch das Wucherthum.

Man kann das Wucherthum in Klassen theilen, je nach dem Standpunkte, von welchem aus das Geschäft betrieben wird.

Wenn wir die 1. Klasse als

Verschämte Wucherer

bezeichnen, so glaube man beileibe nicht, daß die Scham vor ihrem eigenen Ich sie zu einer achtbaren Species stempelt, oder daß die Scham sie von angemessener Ausnutzung abhält. Nur das Bewußtsein ihrer schamlosen Handlungen hält sie aus verwandtschaftlichen oder sonstigen Rücksichten, zunächst wohl, weil sie Nachtheil in ihrer gesellschaftlichen Stellung befürchten, ab, als Wucherer ihren Namen der Welt zu nennen. Sie lassen ihre Opfer dafür durch Agenten bedienen, ohne daß der „Bewucherte“ den Namen des „Geldgebers“, wie er sich nennt, erfährt, oder er läßt sie durch „Schlepper“ bei sich einführen.

Unter einem Schlepper versteht man einen in der Regel gewerbslosen Menschen, welcher sich bemüht, Leute zu ermitteln, welche „hülfsbedürftig“ sind. Er erreicht dies entweder durch Annoncen oder durch Vermittelung solcher „Hülfsbedürftigen“, denen er bereits Dienste erwiesen. Letztere erweisen ihren Leidensgefährten vielleicht thatsächlich einen augenblicklich angenehmen Dienst, da der Wucherer in der Regel bereit ist, augenblicklich Hülfe zu leisten. Dies ist aber auch ein nothwendiges Hülfsmittel, das Opfer anzulocken und zu fesseln.

In seiner Forderung ist der Schlepper meist bescheiden, er nimmt als Lohn für seine Mühe, die mitunter nur in der Angabe der Adresse des Geldgebers besteht, 3 bis 5 Procent, zum Theil aber auch mehr.

Als Schlepper wirkt oder wirkte mit Erfolg z. B. ein in der nahen, mit der Pferdebahn zu erreichenden zweiten Residenz angestellter Elementarlehrer. Er brauchte gerade, als er mir seine Dienste weihte, Geld zur Confirmation seines Sohnes und er kaufte ihm von dem Verdienst, welchen ihm das „Geschäft“ mit mir einbrachte, den Confirmationsrock. Er schimpfte dabei unmäßig auf die Wucherer und meinte, sie müßten alle verbrannt werden. Dabei scheute er sich nicht als Schlepperlohn fast eben so viel zu fordern, wie der Wucherzins auf 3 Monate betrug.

Dieser Schlepper flößte mir, als ich ihn das erste Mal sah, das größte Mitleid ein, denn sein Kopf schien nicht mehr sicher auf seinen Schultern zu stehen, er schwankte hin und her, so daß ich nicht wußte, ob dies Schütteln, — noch eh' ich mein Anliegen vorgetragen, nicht von vornherein eine Verneinung bedeuten sollte.

Bei unserem Zusammentreffen in der Residenz war er jedoch recht munter und wenn er erst eine Tasse Bouillon, ein Beefsteak und ein paar „Echte“ genossen, hörte das Schütteln wunderbarerweise ganz auf. Dabei ließ er die Cigarre nie ausgehen. Dies Alles natürlich à Conto des abzuschließenden Geschäfts. Er rühmt sich großer und hoher Bekanntschaft und sucht es so einzurichten, daß man bei der Zusammenkunft im Restaurant einem seiner hohen Kunden vorgestellt werden kann.

Der verschämte Wucherer annoncirt sein Geschäft wie jeder andere Wucherer, nur „erbittet er Offerten unter X X“ oder er giebt seinen Namen anders kund. Wer kennt z. B. von den Lesern der Vossischen Zeitung nicht die ständige Annonce mit dem Schlußrefrain: „In der Expedition der Vossischen Zeitung ist mein Name zu erfahren.“ Ja, ja, gehen sie nur hin, man wird ihnen den Namen dort schon sagen.

Oft haben die verschämten Wucherer auch ein Scheingeschäft en gros etablirt, meist in Leder, von welchem einige Stücke im Comtoir umherliegen. Damit wird das Wuchergeschäft verdunkelt. Max S. — C. & P. — sind bekannte Firmen.

Un= oder ausverschämte Wucherer.

Diese Species ist dem Publikum dem Namen nach bekannt, sie hatten das Gefühl der Ehre ganz beiseite gelegt und gaben ihre Namen durch die Zeitungen kund. Wo es irgend ein Annoncenblatt gab, war auch der Wucherer mit seinen Anpreisungen zur Hand. Immer war und ist das Geld unter soliden Bedingungen bei ihnen zu haben und Discretion, welche beim Wuchergeschäft eine Hauptrolle spielt, wird stets zugesichert.

Die soliden Bedingungen sind bekannt, nämlich für 100 Mark monatlich 10 bis 15 Mark, also 120 bis 180 Procent pro anno. Aber das ist noch Nichts! —

Aus Wien wurde in Nr. 200 der Vossischen Zeitung vom 20. Juli d. J. von einem Wucherer, Isidor Selinger mit Namen, berichtet, der in einigen Fällen bis zu 2400 Procent genommen. Nicht nur seine Schuldner bedrückte der gewissenlose Wucherer auf das Härteste, sondern auch deren Eltern und Verwandte, welche er mit öffentlichem Scandal,

Wanderungen durch das Wucherthum.

Man kann das Wucherthum in Klassen theilen, je nach dem Standpunkte, von welchem aus das Geschäft betrieben wird.

Wenn wir die 1. Klasse als

Verschämte Wucherer

bezeichnen, so glaube man beileibe nicht, daß die Scham vor ihrem eigenen Ich sie zu einer achtbaren Species stempelt, oder daß die Scham sie von angemessener Ausnutzung abhält. Nur das Bewußtsein ihrer schamlosen Handlungen hält sie aus verwandtschaftlichen oder sonstigen Rücksichten, zunächst wohl, weil sie Nachtheil in ihrer gesellschaftlichen Stellung befürchten, ab, als Wucherer ihren Namen der Welt zu nennen. Sie lassen ihre Opfer dafür durch Agenten bedienen, ohne daß der „Bewucherte" den Namen des „Geldgebers", wie er sich nennt, erfährt, oder er läßt sie durch „Schlepper" bei sich einführen.

Unter einem Schlepper versteht man einen in der Regel gewerbslosen Menschen, welcher sich bemüht, Leute zu ermitteln, welche „hülfsbedürftig" sind. Er erreicht dies entweder durch Annoncen oder durch Vermittelung solcher „Hülfsbedürftigen", denen er bereits Dienste erwiesen. Letztere erweisen ihren Leidensgefährten vielleicht thatsächlich einen augenblicklich angenehmen Dienst, da der Wucherer in der Regel bereit ist, augenblicklich Hülfe zu leisten. Dies ist aber auch ein nothwendiges Hülfsmittel, das Opfer anzulocken und zu fesseln.

In seiner Forderung ist der Schlepper meist bescheiden, er nimmt als Lohn für seine Mühe, die mitunter nur in der Angabe der Adresse des Geldgebers besteht, 3 bis 5 Procent, zum Theil aber auch mehr.

Als Schlepper wirkt oder wirkte mit Erfolg z. B. ein in der nahen, mit der Pferdebahn zu erreichenden zweiten Residenz angestellter Elementarlehrer. Er brauchte gerade, als er mir seine Dienste weihte, Geld zur Confirmation seines Sohnes und er kaufte ihm von dem Verdienst, welchen ihm das „Geschäft" mit mir einbrachte, den Confirmationsrock. Er schimpfte dabei unmäßig auf die Wucherer und meinte, sie müßten alle verbrannt werden. Dabei scheute er sich nicht als Schlepperlohn fast eben so viel zu fordern, wie der Wucherzins auf 3 Monate betrug.

Dieser Schlepper flößte mir, als ich ihn das erste Mal sah, das größte Mitleid ein, denn sein Kopf schien nicht mehr sicher auf seinen Schultern zu stehen, er schwankte hin und her, so daß ich nicht wußte, ob dies Schütteln, — noch eh' ich mein Anliegen vorgetragen, nicht von vornherein eine Verneinung bedeuten sollte.

Bei unserem Zusammentreffen in der Residenz war er jedoch recht munter und wenn er erst eine Tasse Bouillon, ein Beefsteak und ein paar „Echte" genossen, hörte das Schütteln wunderbarerweise ganz auf. Dabei ließ er die Cigarre nie ausgehen. Dies Alles natürlich à Conto des abzuschließenden Geschäfts. Er rühmt sich großer und hoher Bekanntschaft und sucht es so einzurichten, daß man bei der Zusammenkunft im Restaurant einem seiner hohen Kunden vorgestellt werden kann.

Der verschämte Wucherer annoncirt sein Geschäft wie jeder andere Wucherer, nur „erbittet er Offerten unter X X" oder er giebt seinen Namen anders kund. Wer kennt z. B. von den Lesern der Vossischen Zeitung nicht die ständige Annonce mit dem Schlußrefrain: „In der Expedition der Vossischen Zeitung ist mein Name zu erfahren." Ja, ja, gehen sie nur hin, man wird ihnen den Namen dort schon sagen.

Oft haben die verschämten Wucherer auch ein Scheingeschäft en gros etablirt, meist in Leder, von welchem einige Stücke im Comtoir umherliegen. Damit wird das Wuchergeschäft verdunkelt. Max S. — C. & P. — sind bekannte Firmen.

Un- oder ausverschämte Wucherer.

Diese Species ist dem Publikum dem Namen nach bekannt, sie hatten das Gefühl der Ehre ganz beiseite gelegt und gaben ihre Namen durch die Zeitungen kund. Wo es irgend ein Annoncenblatt gab, war auch der Wucherer mit seinen Anpreisungen zur Hand. Immer war und ist das Geld unter soliden Bedingungen bei ihnen zu haben und Discretion, welche beim Wuchergeschäft eine Hauptrolle spielt, wird stets zugesichert.

Die soliden Bedingungen sind bekannt, nämlich für 100 Mark monatlich 10 bis 15 Mark, also 120 bis 180 Procent pro anno. Aber das ist noch Nichts! —

Aus Wien wurde in Nr. 200 der Vossischen Zeitung vom 20. Juli d. J. von einem Wucherer, Isidor Selinger mit Namen, berichtet, der in einigen Fällen bis zu 2400 Procent genommen. Nicht nur seine Schuldner bedrückte der gewissenlose Wucherer auf das Härteste, sondern auch deren Eltern und Verwandte, welche er mit öffentlichem Scandal,

mit dem Ruin ihrer Angehörigen, nämlich Officieren und Cadetten bedrohte.

Dem Manne war der Proceß gemacht und die Gerichtsverhandlungen enthüllten ein wahrhaft erschreckendes Bild von dem verderblichen Treiben desselben. Durch Zeugenaussagen wurde festgestellt, daß der Wucherer durch seine stets wiederholten Bedrohungen und Erpressungen mehrere junge Männer direct in den Tod getrieben hat. Der Angeklagte wurde zu sechsjährigem schweren Kerker (Zuchthaus) verurtheilt.

Eine Zeit lang waren die Geldannoncen aus den öffentlichen Blättern ganz verschwunden, doch die Angst vor der Strafe hat sich bei dem professionsmäßigen Wucherer gelegt. — Die Annoncen tauchen wieder auf, nur bleibt die Namensangabe fort, man präsentirt sich als „Verschämter" oder besser als „Furchtsamer".

Manche der unverschämten Wucherer machten Kunstreisen und kündigten die Zeit ihres Erscheines an einem Orte ihren Kunden vorher in öffentlichen Blättern an. Nicht genug, daß Berlin reich genug an Wucherern ist, erscheinen hier periodisch dergleichen Saugapparate, darunter ein bekannter Breslauer Wucherer und eine Dame, Fräulein M . . . . aus Cottbus. Letztere erscheint noch jetzt periodisch in Berlin und kündigt ihr Erscheinen in einem bekannten Hôtel auf der Kurstraße öffentlich an.

Ich begab mich zu ihr um ihre Maxime zu erfahren, da die Sache doch nicht ungefährlich ist, namentlich für eine zarte Dame.

Sie wußte aber ganz gut Rath, das Gesetz zu umgehen. Sie erzählte mir, daß sie einen Wagen hätte, den sie verkauft, der aber nie abgeholt wird. In diesem Kaufgeschäft wird der Wucher verdunkelt. Im Uebrigen meinte sie, könne doch Niemand beweisen, ob die Valuta eines Wechsels voll gezahlt sei oder nicht. Auguste — mir schaudert vor Dir!

Gelegenheits-Wucherer.

Unter Gelegenheits-Wucherern verstehe ich solche, welche nur nebenher ihre disponiblen Gelder zu „annehmbaren Zinsen" anlegen. Man findet sie namentlich unter Kaufleuten und Restaurateuren. Diese Leute lassen das Geld wohl etwas billiger, als die professionsmäßigen Wucherer und suchen sich bei den schlechten Zeiten dadurch auch Kunden für ihr Geschäft heranzuziehen, geben Waaren — allerdings meist verlegenes Zeug, also Schund — auf Credit, natürlich gegen Wechsel und beiden Theilen ist geholfen. Der Käufer sieht seinen Schaden allerdings erst später — er ist doppelt geprellt.

Unter dieser Gruppe des Wucherthums hat sich eine besondere Species gebildet, welche erwähnenswerth ist. Der Agent einer Lebens- oder Feuerversicherungs-Gesellschaft annoncirt, daß Beamte gegen 5 Pct. Zinsen Geld erhalten können. Meldet sich ein Kunde, so erhält er ein Formular, welches er auszufüllen hat und in welchem er alle seine Sünden bekennen muß, d. h. ob und wie viel Schulden, ob Abzugsverfahren besteht; ferner ob man schon in der Lebensversicherung eingekauft, ob das Mobiliar Eigenthum und ob es gegen Feuergefahr versichert 2c.

Geld erhält man nur, wenn man eine Versicherung bei ihm abschließt, und zwar thatsächlich zu 5 Procent pro anno. Das dicke Ende kommt nach: für Vermittelung des Geschäfts berechnet der Herr Sub-Director pp. nämlich extra 15 bis 20 Procent. Außerdem muß das Kapital durch die betreffende Versicherungs-Police sicher gestellt werden, die ihm als Faustpfand überlassen wird. Ferner wird ein Kaufvertrag über das Mobiliar abgeschlossen, es wird sein Eigenthum und dem gerupften Opfer wird, wenn das Glück gut ist, gegen Abschluß eines Leihvertrages die Verwaltung und Benutzung seines Mobiliars überlassen.

Es soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß der Herr Sub-Director den Vortheil zubilligt, daß man die Schuld thatsächlich abtragen kann. Er bewilligt nämlich Ratenzahlungen und schlägt zu dem Kapital die Zinsen und Provision bis zu dem jedesmaligen Zahlungstage zu.

Diese Praxis haben auch einige andere christliche Wucherer adoptirt. Der Jude läßt solche Begünstigungen nicht zu, er besteht auf seinen Schein und verlangt entweder Rückzahlung oder Prolongation.

Wucher-Agenten.

Während sich der Schlepper mit einem einmaligen geringen Verdienst begnügt, ist der Wucheragent der theuerste unter all den vorbezeichneten Geschäftsleuten. Da er noch nicht Kapitalist ist und das darzuleihende Geld anderweit entnehmen muß, er doch aber auch leben will, so nimmt er doppelt so viel Zinsen, als der Geldgeber. Er verschweigt den Namen des letzteren geflissentlich, entweder weil derselbe ein verschämter Wucherer ist, oder auch, damit er — der Herr Agent — bei späteren Prolongationen immer aufs Neue seine Provision beziehen kann. Einer derselben sagte mir ganz offen, daß die Prolongation ja eben das angenehmste Geschäft wäre, ohne das er nicht bestehen könne. Die Prolongation besteht einfach in Zahlung des Wucherzinses und

Ausstellung eines neuen Wechsels. Dies wiederholt sich, wenn die Kapitalzahlung nicht erfolgen kann, alle Monate oder Vierteljahre. Der Berliner Wucherer zieht die monatliche Prolongation vor und nimmt dabei meist denselben Gewinn, welchen kleinstädtische Wucherer auf drei Monate nehmen. Ein durch den „Kladderadatsch" allbekannt gewordenes Hamburger Bankhaus war eines der bescheidensten Darlehnsgeber im Wuchergeschäfte. Es belieh zu 12 Procent pro Quartal, also 48 Procent pro anno. Dabei konnte es leben, sogar anständig leben und — leben lassen. Beim Erscheinen des Wuchergesetzes war es so rücksichtsvoll gegen seine Kunden, auf Wunsch noch vor Inkrafttreten des Gesetzes Prolongationen auf längere Zeit gegen Zahlung natürlich der Prolongationsgebühr abzuschließen. Wie umfangreich die Geschäfte dieses Bankhauses gewesen sein müssen, geht daraus hervor, daß es diese Offerten gedruckt verschickte. Ich kannte Wucherer, die sich rühmten 150 bis 200 Kunden zu haben, dies ist aber wohl gegen P.... in Hamburg noch nichts, noch gar nichts.

* * *

Die Wucherer bilden gewissermaßen eine Gilde und kennen sich, selbst in größeren Städten, unter einander. Entweder lernen sie sich bei Gericht kennen, wo sie ja täglich verkehren, oder ihre Agenten, die über die Kunden genaue Erkundigungen einziehen müssen, vermitteln diese Bekanntschaft.

Ist ein Kunde so ausgesogen, daß derselbe die Zinsen nicht mehr zu zahlen vermag, so treten wohl — wenn er mit mehreren der Herren liirt ist und ihnen seine Lage kund thut, seine Gläubiger zusammen und berathen über das Schicksal ihres Opfers, lassen wohl auch, wenn sie schon einen angemessenen Verdienst eingeheimst haben, und eine entsprechende Abzahlung sofort erfolgen kann, Ratenzahlungen ohne weitere Zinsen zu. Dies ist der günstigste, aber selten vorkommende Fall. Ist der Schuldner Beamter, so werden sie allerdings erst prüfen, ob nicht das Gehaltsabzugsverfahren mehr Vortheile bietet. Da muß das Gehalt aber schon ein hohes sein, denn nach der neuen Bestimmung ist nur der dritte Theil des den Betrag von 1500 Mark übersteigenden Einkommens abzugsfähig. — Zunächst wird natürlich unbarmherzig ausgepfändet. Jeder sieht zu, daß er der Erste ist — sie fallen über ihr Opfer her wie die Raben. Der kleine bucklige Jude blinzelt — er hat seine Geschäftsgenossen doch übervortheilt, er war schlau und hat gut aufgepaßt — er war der Erste.

* * *

Der Religion nach sind die Juden überwiegend, etwa wie 3 zu 1 und wenn man nach der Einwohnerzahl abwägt, dann ist das Verhältniß wohl 60 zu 1. —

Bei den Juden werden die Geschäfte stets nur von den Männern, bei den Christen oft von den Frauen besorgt, oder die Frau ist doch wenigstens mit thätig oder betheiligt am Geschäft. Zum Theil besorgen christliche Männer auch das Geschäft Namens ihrer Frauen, und wenn es zur Klage kommt, klagt die Frau im Beistand ihres Mannes. In Berlin sind mir zwei dergleichen Ehegesponste bekannt geworden. Bei einer dieser Familien mischte sich der Mann entschieden nicht in's Geschäft, bis es gegen irgend ein Opfer zur Klage kam.

Ich traf ihn — den Strohmann — einst allein zu Hause an, (die Wohnung ist in der Nähe des Friedrichhains) und ersuchte ihn, mir einen niedrigeren Procentsatz zuzubilligen, als seine Gattin verlangt. Herr M . . . . lehnte es ab und meinte, ich möchte warten bis seine Frau käme. Er war dabei entschiedener und standhafter, als ich von ihm erwartet. Ich erfuhr auch bald warum: es war die Furcht vor der Frau.

Wenn er mir einen niederen Procentsatz bewillige, meinte er, mache ihm seine Frau beim Nachhausekommen den größten Scandal und würfe ihm alles vor die Füße. Holde Dame das!

Die christlichen Männer schienen mir übrigens allgemein für den Wucher weniger geeignet. So weit sie selbst das Geschäft besorgten, wurden sie, was ich entschieden beobachtete, dadurch so nervös erregt, daß man merkte, es geschah mit innerem Widerstreben. Dennoch waren diese Leute entweder zu bequem zu redlicher Arbeit, oder sie hatten nicht so viel erlernt, um mit Erfolg irgend ein Geschäft betreiben zu können. —

Dem jüdischen Wucherer kommt das Geschäft aber durchaus nicht schwer an. Er ist der härteste, unbarmherzigste Mensch den man sich denken kann — mit höchst seltener Ausnahme. Er bedrückt sein Opfer auf die schmählichste Weise und hat sogar an seinen Qualen seine Lust. Ich sage dies nicht aus Voreingenommenheit gegen das Judenthum, sondern es ist die reine, auf Erfahrung beruhende Wahrheit. So lange Zinsen pp. pünktlich eingehen, ist er der zuvorkommendste, devoteste Mensch; geräth das Geschäft aber ins Stocken, dann hört jede Rücksicht auf, dann schreibt er die gemeinsten Briefe, drückt seine Freude darüber aus, daß man von Diesem oder Jenem bereits ordentlich ausgeplündert worden 2c. Derartiges habe ich von christlichen Wucherern nicht erfahren.

Wuchertypen.

Obgleich in dem Vorstehenden die Eigenschaften der Wucherer allgemein beleuchtet worden sind, wird es doch von Interesse sein, einzelne derselben in ihrer Häuslichkeit aufzusuchen und einen Einblick in ihre Verhältnisse, ihr Schaffen und Wirken zu thun.

Der erste Wucherer, mit dem ich zu thun bekam, war ein Agent. Der Gang zu ihm kam mir schwer genug an, denn es war der erste derartige; aber ich brauchte augenblicklich Geld und mußte ihn thun. Seine Annonce „Geld erhalten Beamte coulant und billig unter Zusicherung strengster Discretion“ ließ mich erwarten, daß ich nicht übermäßig vertheuert werden würde. Ich klopfte an die Thür, welche direct in die Wohnung führte. Ein Hundegebell antwortete mir. Bald darauf erschien eine Frau, welche mich einließ und nach meinem Begehr fragte. — Frau H. war eine lange, hagere Gestalt, der Mund etwas schief, schiefe Zähne zierten das Innere desselben, die rechte Hand war gelähmt. Sie erwies sich sehr bereit, mir Geld gegen Wechsel zu geben. Ich hatte bis dahin keinen Wechsel unterschrieben und weigerte mich dessen; da ich jedoch ohne Wechsel kein Geld erhalten konnte, willigte ich schließlich ein. Auf meine Frage, wie viel Procent sie verlange, richtete sie die gleiche Frage in ein Nebengemach an ihren Ehegemahl, der — wie ich erst jetzt gewahrte — dort der Ruhe pflegte. Er antwortete murrend mit „10 Procent“. Dies erachtete ich für eine ganz mäßige Forderung, denn ich nahm an, daß 10 Procent pro anno gemeint seien und bewilligte diese, da es sich nur um ein geringes Darlehn handelte. Natürlich konnte ich das Geld ja nicht sofort erhalten, da ich es nur mit einem Agenten zu thun hatte. Als ich am zweiten Tage nach dem Gelde kam, stellte es sich heraus, daß dasselbe nur zu 20 anstatt 10 Procent zu haben sei und zwar nicht pro anno, sondern auf 3 Monate, also 80 Procent auf's Jahr. Meine Erklärung, daß ich unter diesen Umständen auf das Geschäft verzichte und den Wechsel zurückverlange, wurde mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß der Wechsel schon in den Händen des Geldgebers sei, und auf meine Drohung, daß ich mich an die Polizei wenden würde, wurde mir mit Hohn und gleicher einschüchternder Drohung geantwortet. Schließlich mußte ich, um unangenehme öffentliche Erörterungen zu verhüten, froh sein, abzüglich der Zinsen — welche pränumerando zu zahlen waren — den Rest des Kapitals zu erhalten. Die ganze Angelegenheit wurde von der Frau in keifender Tonart abgewickelt, den Mann sah ich nicht wieder. Erst bei der Rückzahlung des Darlehns hatte ich Gelegenheit, mit ihm wieder

zu sprechen, wobei ich bemerkte, daß das Geschäft ihn sehr errege und angreife und daß er sich wohl deshalb in directe Verhandlungen persönlich nicht einläßt. — In der Wohnung sah es ziemlich ärmlich aus und zwei Kinder schienen die Sorgen dieses Ehepaares — eines, ich möchte sagen schönen Mannes im kräftigsten Mannesalter und der oben geschilderten verhältnißmäßig alten verunzierten Frau — zu vermehren.

Warum dieser thatkräftige Mann Wuchergeschäfte verrichtete?

Wie bei dem Fluch der bösen That, kommt man vom ersten Wucherer zum zweiten. Herr Schwerlin war ebenfalls Agent, wer kennt ihn nicht in Br.....?

Als ich ihn kennen lernte, ging es bei ihm noch recht einfach, eigentlich ärmlich her. Ein echter Judentypus, war er strebsam von früh bis spät. Er hatte außer der Frau für drei Kinder zu sorgen, davon zwei heirathsfähige Töchter. Mit einem Dienstmädchen, das nicht fehlte, waren es 6 Personen, die von dem Wuchergeschäft leben sollten. Sein Wohlstand mehrte sich zusehends und bald nahm er eine größere Wohnung von 4 Zimmern, Küche 2c. Zwei Jahre, nachdem ich ihn kennen gelernt, verheirathete er die eine Tochter. Neben der Aussteuer bekam sie 1000 Thaler baar mit. Ein Jahr später heirathete die zweite Tochter und auch sie erhielt eine gleiche Mitgift, denn, meinte er, bei uns Juden ist es nun einmal nicht anders. Natürlich waren bei der Hochzeit alle Wucherer B.'s anwesend. Zufällig hatte ich an dem einen Tage ein Geschäft bei Sch. abzuwickeln und siehe da, nach und nach steckten in das Zimmer, nach welchem ich verwiesen, wohl 10 Wucherer ihre Köpfe und zogen sie eben so schnell zurück, wie sie gekommen.

Herr Sch. war ein leutseliger alter Jude, mit dem ich trotzdem gern einmal plauderte. Die Wucherzinsen nannte er selbst Blutgeld, steckte es aber doch ein und schien sich weiter kein Gewissen daraus zu machen, daß die Hälfte dieses Blutgeldes in seinen Beutel floß. So ehrlich er in seinen geschäftlichen Beziehungen zu sein schien, betrog er mich zuletzt doch um 150 Mark, und damit war unsere Beziehung zu Ende.

Der nächste Wucherer, welchen ich kennen lernte, war ein Christ, Namens Oskar R. Ich erwähne seiner nur wegen seiner Manieren und Eigenthümlichkeiten. Ein Mann von etwa 30—32 Jahren, gesund und gewiß zu irgend einer körperlichen oder geistigen Thätigkeit geeignet, beschäftigte er sich ausschließlich mit Wuchergeschäften. Man traf ihn stets zu Hause, seiner Kunden harrend, meist auf dem Sopha liegend,

an. Seine Gattin leistete ihm Gesellschaft und betheiligte sich bei den Unterhandlungen, die bei Abschluß des Geschäfts gepflogen wurden. Er war ein gelenkiges, dürres, unruhiges Männlein, der Alles mit heiligen Eiden und Ehrenwort bekräftigte. Bei meinem ersten Besuch waren Beide auf meine Frage, ob die Papiere, die ich ausstellen mußte, in ihren Händen blieben, entrüstet: „ob ich denn glaube, daß sie das Geld erst auf der Straße suchen müßten." Beim nächsten Besuch, als ich einen geringeren Procentsatz beanspruchte, betheuerte er mir auf sein heiliges Ehrenwort, daß dies nicht möglich, da er ja das Geld selbst nicht habe und es nicht billiger bekommen könne. Als ich ihn auf den Widerspruch gegen seine frühere Mittheilung aufmerksam machte, war er außer sich, wie ich so etwas behaupten könne, er betheuerte hoch und heilig, daß er selbst nicht Kapitalist sei u. s. w. Er rühmte sich der höchststehenden Personen als Kunden, zeigte Unterschriften derselben — ob echt, weiß ich nicht, und suchte seine Ehrlichkeit und das Vertrauen in seine Person auf jede Weise zu beglaubigen.

Jetzt ist er Käse- und Butterhändler. Die Angst vor den gesetzlichen Strafen hat die Oberhand behalten.

Im großartigsten Style wurde das Wuchergeschäft von einem kleinen buckligen Juden in der Hauptstadt Schlesiens, welche besonders reich an Wucherern war, betrieben. Vielleicht wurde derselbe nur von dem erwähnten Hamburger Bankhause, welches jedoch immerhin — wie oben schon gesagt — mit einem verhältnißmäßig geringeren, aber vielleicht deshalb sicheren Zinsfuß arbeitete, übertroffen.

Das Comptoirpersonal bestand aus 3 Personen, nämlich dem Chef des Hauses und seinen beiden Söhnen. Dazu kamen eine Anzahl Schreiber, Gnomen im zartesten Jünglingsalter, denen bei knappem Lohn die Arbeit oblag, Wucherklagen und Wuchercorrespondenz zu fertigen bezw. abzuschreiben. Diese Christenknaben im Solde eines Judenwucherers, sie dauerten mich von ganzem Herzen.

Von diesen jungen Wuchergehülfen bekam man nur immer Einen zu sehen. Er öffnete den „Kunden" die stets geschlossene Entreethür, frug nach dem Namen und meldete diesen seinem Chef. Letzterer entschied dann, ob der Angemeldete einzulassen sei. In einem kleinen Zimmer neben dem Comptoir erwartete man nun das Erscheinen des Chefs, welcher dann mit verschmitzten blinzelnden Augen nach dem Begehr fragte. Diese Ceremonien waren, wie einleuchtet, nur Vorsichtsmaßregeln, denn Herr Sch. wußte sehr wohl, daß ein Halsabschneider erbitterte Feinde hat und gegen einen Ueberfall sich schützen müsse.

Der Geschäftsgang bei Herrn Sch. war ein prompter und durchaus geregelter. Jedes Opfer hatte sein Conto und sein besonderes Actenstück, die von einem der Söhne geheftet, in bester Ordnung gehalten und nach Jahrgängen aufbewahrt wurden. Seinen Namen gab Sch. nie der Oeffentlichkeit Preis, wenigstens an seinem Wohnort nicht. Er lockte seine Opfer durch Agenten und Briefe, in welchen er gute Kunden davon in Kenntniß setzte, daß sie früher schon einmal in Geschäftsverbindung zu ihm — wenn auch nicht direkt — gestanden, erbot bei etwa wieder eintretendem Bedarf seine Dienste u. s. w.

Seine grenzenlose Rücksichtslosigkeit hatte zur Folge, daß er unter dem Pseudonym „Langschön" von der Schlesischen Volkszeitung öffentlich gebrandmarkt wurde. Der Mann ist aber weder schön noch lang, vielmehr, wie gesagt, ein kleiner, buckliger Jude. Dem Vernehmen nach hat man ihn aus Schlesiens Hauptstadt hinauscomplimentirt und der Mann lebt jetzt als Millionair in Berlin. Man findet ihn hier auf der Schmidstraße. In der Millionenstadt fühlt er sich sicher, hier kennt Niemand den Schreckensmann. Gemein wie die Visage, roh, feig und hinterlistig schleicht der Wucherjude umher in der Welt, wie ein unschuldig Lämmlein, nährt sich friedlich von „Kravatten- und Halsbindenmachen" und zieht demüthig von dannen, wenn man sich anschickt, ihm das alte Fell lose zu machen. Ob der Fluch, der auf ihm lastet, ihn nicht wenigstens bange macht für seine Nachkommenschaft? Doch der Talmud lehrt's ihm ja — für ihn ist's keine Sünde, den Christen auszuplündern!

Die vorstehenden Betrachtungen sind nicht gleich zum Drucke gekommen, vielmehr wollte ich noch erst die Wirkungen des Wuchergesetzes einige Zeit abwarten und ich finde zu meinem Bedauern, daß da noch wenig erreicht ist. Ein Wucherproceß hat — wenigstens in Berlin — noch nicht stattgefunden und das Geschäft fängt an wieder zu erblühen. Der Schreck ist vorüber! Man hilft sich versuchsweise mit bekannten Mitteln: Das Geld wird nur dann geliehen, wenn der Geldsucher zugleich etwas kauft, seien es Cigarren, Ringe, Uhren, der schon erwähnte Wagen und dergleichen. Für diese Sachen, meint der Wucherer, kann er fordern, was er will und wenn man es ihm giebt, ist's kein Wucherzins, auch wenn er — vielleicht durch zweite Hand — die Sache wieder zurückkauft oder es nur scheinbar verkaufen läßt.

Ob die Kiste Cigarren, die er für 25 bis 30 Mark verkauft, nur 3 bis 5 Mark werth ist, wen geht's was an — meint er. Er ist auch ziemlich sicher, daß die Sache nicht zur Klage führt und er mag darin Recht haben, denn es ist nicht zu vergessen, daß er dergleichen Geschäfte

nur mit Leuten abmacht, welchen auch daran gelegen sein muß, die Angelegenheit nicht vor die Oeffentlichkeit gebracht zu sehen. Dem Geldnehmer ist die Discretion eben so viel werth wie die 25 Mark und mitunter noch mehr, also er schweigt und wo kein Kläger, ist kein Richter. Allerdings hat der Magistrat von Berlin jetzt die Bestimmung getroffen, daß in allen Fällen, in welchen ein Gehaltsarrest eingebracht wird, streng untersucht werden soll, ob ein Wuchergeschäft vorliegt. Ist dies der Fall, dann soll ohne Rücksicht, ob dies in den Wünschen des betheiligten Beamten liegt, die Sache an die Staatsanwaltschaft gehen und die Wucherklage eingeleitet werden. Ob dem Uebel aber auf diese Weise abzuhelfen, ist zu bezweifeln und es erscheint daher als dringende Pflicht, Mittel und Wege zu suchen, den Beamten aus der Hand des Wucherers zu befreien. Man biete ihm die Gelegenheit, ohne Aufsehen und Geräusch ein Darlehn gegen 7 bis 8 pCt. zu erhalten, natürlich entsprechend seiner Besoldung. Wie viel Capital giebt es, welches jetzt kaum zu 4 oder 5 pCt. sicher placirt werden kann. Sollten sich da nicht Capitalisten oder selbst Bankhäuser finden, welche gern ihr Geld hergeben, wenn es ihnen sicher gestellt wird? Natürlich würden nur die Behörden ein solches Arrangement erzielen können. Gewiß bedürfte es nur der Anregung von dieser Seite und bald wäre dem Uebelstande abgeholfen.

Man denke sich die Sache wie folgt: Braucht ein Beamter ein Darlehn, so wendet er sich kurz an seine Behörde, diese theilt dem betreffenden Bankhause mit, welches Einkommen der Beamte bezieht, welches Darlehn ihm bewilligt werden kann und in welcher Weise die Rückzahlung erfolgen soll.

Letztere wird von der Behörde überwacht oder durch Einhaltung vom Gehalt bewirkt. Uebersteigt das Darlehn ein Monats- oder Quartalsgehalt, so würde dasselbe durch eine Lebenspolice u. s. w. sicher zu stellen sein, für welche die Prämie bei der Behörde ebenfalls vom Gehalt gekürzt wird.

Es würde dieses allerdings einige Unbequemlichkeiten verursachen, aber werden die Behörden nicht jetzt durch Anträge auf Gehaltsabzug u. s. w. noch mehr belästigt und würde es nicht eine große Beruhigung für die Beamten sein, zu wissen, wohin sie sich im Falle der Noth wenden können? Nicht Jedem ist es vergönnt, Spargroschen zurücklegen zu können, wenn er auch den besten Willen hat, oder aber der zurückgelegte Groschen langt nicht, um ein augenblicklich dringendes Bedürfniß zu befriedigen?

Die Beamten-Credit-Vereine mögen für Beamte, welche eben in der Lage sind, von ihrem Einkommen Einlagen machen zu können, recht gut

sein, im Uebrigen aber erscheinen sie mehr zum Vortheil der Lebensversicherungen bestimmt als zu etwas Anderem. Abgesehen von alledem ist doch immer Derjenige, welcher einer solchen Vereinigung nicht angehören kann oder mag, einer Hilfe dringend zu empfehlen und geschieht dies nach dem obigen Vorschlage, dann werden auch die Unterstützungs-Fonds der Behörden seltener in Anspruch genommen werden, denn es wird Mancher lieber ein Darlehn als eine Unterstützung nachsuchen.

Welch großer Segen würde geschaffen, wenn diesem Vorschlage Folge gegeben werden möchte!

Das neue Wuchergesetz aber wird im Allgemeinen nur durchgreifend wirken können, wenn die Bestimmung aufgenommen wird, daß bei strafbarem Wucher die ganze Forderung erlischt. Dann hat der Beschuldigte ein Interesse, das Vergehen aufzudecken, während er jetzt überwiegende Gründe hat, dasselbe vertuschen zu helfen.

Geschichtliche Streiflichter.

Seit der Regierung Friedrich I. wurde in Preußen vergeblich versucht, die Juden zu redlichen und arbeitsamen Staatsbürgern heranzubilden. Diese wiederholten, wohlwollenden Absichten mißlangen, weil die Juden aus angeborener Arbeitsscheu sich auf Schacher und Kleinhandel warfen, aber keinerlei Lust bezeugten, an der schweren Arbeit des Volkes theilzunehmen und ihre Nationalität aufzugeben. Durch List und Unredlichkeit brachten sie stets ungeheure Reichthümer in ihre Hände; hierdurch gerieth die heimische Bevölkerung mehr oder weniger in Abhängigkeit von ihnen, welche sich nie bestrebten, die Sympathie jener zu erwerben. Es ist damit nicht ausgeschlossen, daß es auch ehrenwerthe Juden gab und giebt, was indessen als Ausnahme nur die Regel bestätigt. Alle Begünstigungen, welche die Nachsicht den Juden gewährte, mußten, da die Ausplünderung der königlichen Unterthanen oft alles Maaß überschritt, wiederholt zurückgenommen werden.

König Friedrich I. befand sich bekanntlich in unaufhörlichen Geldverlegenheiten, er gerieth daher nach und nach in jüdische Garne. Bei seiner Thronbesteigung wurden sämmtliche Juden vor eine Commission gefordert, neue Geleitsbriefe zu lösen, wofür sie 20,000 Thaler erlegten. Die Schatzung wiederholte sich in den Jahren 1689, 1690 und 1691. Schon im Jahre 1697 gestattete der Kurfürst in Berlin den Bau einer Synagoge und der Jude Joël Liezmann wurde zum Hofjuwelier ernannt. Als er starb, erhielt seine Wittwe die unerhörte Vergünstigung, unangemeldet bei dem König und der Königin eintreten zu dürfen. Damit wuchs der jüdische Einfluß bedeutend und die Zahl der hebräischen Familien vermehrte sich ungemessen, so daß in der Stadt Frankfurt a. O. allein bereits 43 jüdische Haushaltungen festgestellt wurden, während bei Antritt der Regierung Friedrichs nur 31 Juden in Berlin lebten. Mit Recht war man gegen die Juden in Frankfurt eingenommen, und der einsichtige Magistrat fühlte sich 1690 bewogen, bei dem Landesfürsten eine Bittschrift einzureichen, in welcher inständigst gebeten wurde, „die Stadt von diesem Ungezieser zu reinigen und darob zu sein, die getreuen Unterthanen von diesen Blutegeln zu befreien.“ Damals zogen die Juden großen Vortheil von dem Einschmuggeln fremden Geldes und

unbekannter Münzsorten, wogegen am 12. Januar 1691 ein strenges Edict erlassen wurde. Der jüdische Reichthum vermehrte sich zusehends, so daß ein Provinzial-Reglement vom 7. December 1700 bestimmte, daß die vergeleiteten Juden doppeltes Schutzgeld erlegen, die Schutzjuden 1000 Dukaten Schutzgeld entrichten und nur noch zehn wohlhabende jüdische Familien, eine jede für Zahlung von 50 Dukaten, Aufnahme finden sollten. Auf dem platten Lande zu wohnen, ward den Juden verboten, städtische Grundstücke durften sie fernerhin nicht erwerben, die gekauften nur in gerader Linie vererben. Alle drei Jahre mußten die Aeltesten und Vorsteher in Gegenwart des königlichen Hausvoigts und Rabbiners durch Mehrzahl der Stimmen gewählt werden. Die Berliner Judenschaft stand unter dem königlichen Hausvoigtei-Gericht, und der Magistrat der Residenz vermochte es nicht durchzusetzen, Processe bis zu 50 Thaler Werth zwischen Juden und Christen vor den städtischen Gerichtsstand ziehen zu dürfen. Solch unberechtigtes Privilegium der Juden erregte in hohem Maaße den Unwillen der Bevölkerung. Im Jahre 1702 wurden die Juden bei dem Könige verklagt, daß sie in dem Gebet „Alenu" den Heiland täglich lästerten, vor ihm ausspuckten und dann von dem Orte, wo sie ständen, auf- und davonsprängen. Aus guten Gründen wurde den Klagen keine Folge gegeben, weshalb die Bevölkerung in Dörfern und Städten zur Selbsthilfe schritt, so daß königliche Patente nöthig wurden, die Juden gegen den gerechten Zorn zu schützen.

Friedrich Wilhelm I., dieser wirthschaftliche Heros, gab sofort, nachdem er die Zügel der Regierung ergriffen hatte, den Befehl, daß die Juden lange Bärte und Kaftans, Frauen und Kinder aber andere abzeichnende Kleidungsstücke tragen sollten. Die Judenschaft kaufte sich von der Ausführung dieses Patents für 8000 Thaler los. An Stelle des bis dahin üblichen Schutzgeldes mußten seit 1728 die Juden jährlich 20,000 Thaler zahlen, wovon ein Theil die Rekrutenkasse, später die gesammte Summe das Waisenhaus in Potsdam erhielt. Mit dem Jahre 1723 wurde der jüdische Handel auf den Schacher mit alten Kleidern beschränkt, die Juden durften auf dem platten Lande nicht umher ziehen, keine Häuser besitzen und als Zinsen nicht mehr als 12 Procent nehmen. Bei großen Lieferungen wurde der König dennoch gezwungen, sich an einzelne reiche Juden zu wenden. So erhielt der Bankier Moses Levi Gumperz bedeutende Lieferungen während des pommerschen Krieges. Aus diesem Grunde ernannte ihn der König zum „Oberhof- und Kriegsfactor" und gestattete ihm 1717, „einen Degen zu

tragen". Ungeachtet der königlichen Strenge und Gerechtigkeit versuchten die Juden immer wieder den gegebenen Bestimmungen und Verfügungen entgegen zu handeln. Als der König Vorschriften über den Wollhandel zur Hebung der heimischen Industrie erlassen hatte, wurden daher zahlreiche Beschwerden über das vorschriftswidrige Verhalten der Juden vorgebracht: „Wie in nicht wenigen Orten der Wollhandel überhaupt in Händen der Juden sei, so suchten diese insbesondere das Verbot des Wollaufkaufs zu umgehen. Sie wüßten es dahin zu bringen, daß die Tuchmacher nicht nur allein von ihnen kaufen, sondern auch die Wolle auf's Theuerste bezahlen mußten; dabei aber würden die Tuchmacher meist betrogen."*) Der König ordnete strenge Untersuchung an, in Folge deren 1727 den Juden der Wollhandel überhaupt verboten wurde. In Königsberg erließ am 25. Juli 1722 Friedrich Wilhelm eine Verfügung betreffs des Branntweinhandels durch die Juden. Dieselbe beginnt: „Demnach Se. Königl. Maj. in Preußen ꝛc. Unser allergnädigster Herr aus bewegenden Ursachen resolviret, daß in Zukunft weder denen Pohlschen noch teutschen Juden verstattet werden soll, in die hiesige Stadt und dero Königreich Preußen zu kommen, und Brandtewein oder andere Wahren ein zu führen, und Handelung damit zu treiben, solches auch durch ein öffentliches Edict publiciren lassen, und darin feste gesetzet, daß dieses Verbot des nechst kommenden Monats August seinen Anfang nehmen, und Ihnen bis dahin Frist gegeben werden solle, alle Ihre habende Effekten und Wahren fortzuschaffen, und heraus zu bringen oder wiedrigenfalls es confisciret werden soll:

Alß befehlen Sie dem Commandeur des N. Regiments hiemit in Gnaden, darauf genau Acht mit geben zu lassen, daß dero ernstlicher Wille und Befehl hierunter in allen Stücken nachgelebet, und weder den Pohlschen noch andern Juden nach Ablauf der gesetzten Frist herein zu kommen verstattet, und von Ihnen Brandtewein oder andere Wahren eingeführet werden, sondern solches sofort confisciren und hinweg nehmen zu lassen, insonderheit aber dieserhalb hinlängliche Verfügung auf denen Grentzen zu machen."

Als der Münzjude Veit mit einem nicht beizutreibenden Rückstande von 100,000 Thaler starb, ließ der König die Judenschaft von Berlin in der Synagoge versammeln. Daselbst wurden die Juden in Gegenwart des Oberhofpredigers Jablonsky mit dem großen Banne belegt, woraus

*) Publicationen aus den Königl. Preußischen Staatsarchiven Seite 149 von Städelmann.

sie sich indeß wenig machten. Bedeutsamer wurde die Angelegenheit für sie, als der Monarch über dem gewöhnlichen Galgen einen besonderen Schnellgalgen von Eisen errichten ließ, an dem mancher Jude aufgeknüpft wurde. Ein im Jahre 1730 erlassenes Generalprivilegium gestaltete die Verhältnisse der Juden wieder günstiger. Die Nothlage, in welche Friedrich der Große mit Preußen während des siebenjährigen Krieges gerieth, benutzten die Juden Ephraim und Itzig, sich ungeheuer zu bereichern. Sie prägten die falschen polnisch-sächsischen Auguste und preußischen Friedrichs, woher der Spottreim sich schreibt:

„Von Außen schön, von Innen schlimm,
Von Außen Friedrich, von Innen Ephraim."

Von diesen Münzjuden berichtet Carlyle, daß sie sich in schmutzigem, durch den Ruin ihrer Nachbarn gewonnenen Wohlstand wälzten. Der großmüthige Gotzkowsky hatte die „aufgedunsenen Creaturen" in Augenblicken der dringendsten Noth vor einer gerechtfertigten Brandschatzung bewahrt. Dessenungeachtet verfuhren Itzig und Ephraim von allen am härtesten gegen den patriotischen Kaufmann, als er bankerott wurde. Im Uebrigen wußte Friedrich der Große die Juden in heilsamen Schranken zu halten. Unter seinem Nachfolger aber wuchs der jüdische Einfluß so verderblich, daß sogar die Integrität und Unparteilichkeit des berühmten Kammergerichts in Berlin in Frage und Zweifel gestellt werden durfte. Die zeitgenössischen Schriften „Schattenriß von Berlin" (1788) und „Neuestes Gemälde von Berlin auf das Jahr 1798" liefern ein beredtes Zeugniß von der damaligen Großmächtigkeit des auserwählten Volkes in Preußens Hauptstadt. „Die vornehmen Juden haben schon jetzt den größten Einfluß in dem Staate und die kleineren finden ihren Vortheil dabei, sich in alle bürgerlichen Angelegenheiten zu mischen," heißt es in dem erstgenannten Schriftchen. Wucher und Bestechung waren an der Tagesordnung und halb Berlin wurde der Judenschaft zins- und dienstbar. „Die Häuser der Vornehmen sind den jüdischen Bankiers verwandt und unterthan, sowie die übrigen Familien und Particuliers den Mäklern und andern Grau-, Roth- und Schwarzbärten. Es ist keine Art von Gewinnsucht und Wucher denkbar, die sich nicht unter dem Domino eines Scheingrundes zu verbergen wüßte," wird in dem anderen Buche gesagt. Daher wird es begreiflich, daß der Kronprinz (später Friedrich Wilhelm III.) durch den Juden Dr. Herz Unterricht in der Physik und in den Naturwissenschaften erhielt.

Zu den Männern von Einfluß durch gute Diners, Geldgeschäftigkeit und Aufdrängen seiner guten Dienste, gehörte in Berlin zu Anfang dieses

Jahrhunderts der Jude Veitel Ephraim, Bandfabrikant und königlicher Geheimer Rath. Er war der würdige Sohn des würdigen Münzmeisters Ephraim unter Friedrich dem Großen. In der Gallerie preußischer Charaktere, Germanien 1808, S. 344, steht geschrieben: „Wo man in Berlin geht und steht, allenthalben stößt man auf den Geheimen Rath Ephraim. Manche nennen ihn den diplomatischen Pflastertreter, weil er von einer Legation zur anderen läuft, allenthalben horcht, allenthalben zuträgt, immer versichert, die Neuigkeiten aus erster Hand zu haben. Welche Benennung ihm auch zukommen möge, er ist ein so alberner, ekelhafter Schwätzer und verbindet mit seiner Narrheit so zurückstoßende Sitten, daß es unbegreiflich ist, wie ein Mann von nur einigem Selbstgefühl ein solches Wesen nur eine halbe Stunde um sich leiden könne. Indessen habe ich diesen Ephraim bei allen preußischen Ministern in Berlin — den Herrn von Stein ausgenommen — angetroffen. Bei dem Grafen Haugwitz war er fast täglich."

Ephraim setzte das Geschäft seines sauberen Herrn Vaters fort, jedoch beschränkte er seine Industrie auf Anfertigung der Scheidemünzen. „Diese Ausprägung der Scheidemünze", erzählt Ephraim in seiner Schrift: „Ueber meine Verhaftung 1808", brachte den König auf den Gedanken: „Um diese Industrie in Polen nicht aufkommen zu lassen, müßte man den Grundpfeiler, die Schätzung und Repräsentirung aller Gegenstände, das polnische Geld verfälschen. Eines Theils konnte ich ihm die Ungerechtigkeit dieser Handlung nicht verrücken. Er würde gewiß gesagt haben: Sieh, der Jude spielt den Ehrlichen. Anderen Theils war mein Interesse damit verknüpft. J nun, dachte ich, Du hast einen vornehmen Herrn zum Gefährten, und ich war schwach genug, um mich dazu brauchen zu lassen."

Für eine Belohnung von 10,000 Thalern erbot sich Ephraim, dem Minister Stein ein geheimes Mittel gegen Verfälschung des Papiergeldes zu entdecken. Der Baron Stein ließ die Sache durch Alexander v. Humboldt, Klaproth und Fischer prüfen. „Das Mittel war längst bekannt, und der Zudringliche erhielt auf des Königs Befehl einen Verweis, welchen seine widerlich possirlich, gleich kriechenden und anmaßlichen Briefe wohl verdienten." (Pertz, Stein, I., 319.)

Am 23. October 1806 wurde Ephraim auf Befehl des Grafen Haugwitz, mit dem er bis dahin in persönlich freundschaftlicher, sogar vertrauter Beziehung gestanden hatte, plötzlich verhaftet, weil er, „ungeachtet des ihm angedeuteten Verbots die französische Legation frequentirt." — Dieser diplomatische Pflastertreter und Bandfabrikant hat nicht seinen

Namen vererbt, aber für tüchtige Nachkommenschaft gesorgt. Wie es heißt, stammen der Berliner Stadtsyndicus Eberty und der Professor Felix Eberty zu Breslau aus dem Hause Ephraim.

Unsere wenigen Streiflichter auf das preußische Judenthum zeigen, wie der jüdische Nationalcharakter zu allen Zeiten, unter allen Umständen derselbe blieb. Nie bemühten sich die Juden Ackerer, Förster oder Handwerker zu werden. Da solcher wiederholter Hinweis ihnen auf die Dauer unbequem wurde, strebten sie unter der breiten Piratenflagge „Freiheit" dahin, alle geschichtlichen und nothwendigen Gesellschaftsverbände zu zersetzen, was ihnen nur allzu gut gelang. Mit der Gewerbefreiheit und Aufhebung der Innungen zerfiel das deutsche Handwerk, um in das Joch der jüdischen Meister gespannt zu werden. Ein einfacher Handwerker, der Breslauer Maurermeister Pasche, hat 1864 auf dem Handwerkertag zu Cöln vergeblich wie Cassandra hierauf hingewiesen. Seine Worte schlichter Weisheit gelten noch und sind der Beherzigung werth. Er sprach: „Die ersten Gegner der Gewerbe-Ordnung sind die Fabrikherren, denn diesen machen wir Concurrenz. Die zweiten Gegner sind die Idealisten, die sprechen und reden viel und denken wirklich, daß, wenn das Wort Freiheit bloß gebraucht wird, darin schon die ganze Glückseligkeit liegt. Die dritten Gegner sind die Intriganten, das sind die Männer, die den Handwerker erst dahin bringen wollen, daß er Hunger bekommen, und daß er durch den Hunger zu Verbrechen verleitet werden soll, und das nennen diese Leute „Volkswirthschaft". Die vierten Gegner sind die Juden. Sie wollen Meister werden, ohne daß sie ein Handwerk gelernt haben. Aber sie vergessen vollständig, daß sie von der dritten Partei zuerst erwürgt werden."

Wenn in neuerer Zeit versichert wurde, daß den Juden Zeit gelassen werden müßte, sich aus vielhundertjähriger Unterdrückung zu erholen, so zeugt eine derartige Theorie mit einem Wechsel auf die künftige Besserung der Juden von wenig Verständniß. Eine derartige Ansicht ist nicht einmal eine geistreiche Phantasie, sondern nur eine Concession an die theoretische Zeitströmung und die goldene Internationale. Die Juden können, wenn sie auch wollten, sich nicht ändern, ebensowenig wie die Katze das Mausen läßt. Der oberste Zweck aller wahren Geschichtsschreibung soll die Belehrung, nicht die Befriedigung von Neugierde und Langeweile der Nachwelt sein. Verlieren die Historiker diesen Gesichtspunkt aus den Augen, so erscheinen sie höchst überflüssig, denn für Unterhaltung sorgen die Romanschreiber besser und billiger. Das mag sich Herr Professor Mommsen gesagt sein lassen, wenn er wieder in die

Verlegenheit kommt, das, was er früher richtig schrieb, im Interesse seiner jüdischen Freundschaft zu verklausuliren und abzuschwächen. Es liegt heute die Absicht vor, auf gesetzlichem Wege den verderblichen jüdischen Einfluß zu beschränken, was Recht und Pflicht erscheint, durch Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart begründet. Das deutsche Volk ist leider in die Nothlage gekommen, Ausschließungen zu verlangen, oder über sich ergehen zu lassen. Unter gewöhnlichen Umständen wäre eine solche Maßregel zu verwerfen, heute fällt sie durchaus in die Grenzen rechtmäßiger Nothwehr. Welche Gefahren Deutschland bedrohen, wenn die Juden vollständig zur Herrschaft gelangen, wird jeder Einsichtige aus dem Nachstehenden herauslesen. Die archives israélites schrieben am 1. März 1873: „Jeder, der den politischen Bewegungen folgt, kennt den Namen des preußischen Parlamentsdeputirten Mr. Lasker. Dieser hervorragende Glaubensgenosse hat auf Grund des Scandals, welchen die Verwaltung der Eisenbahnen bezeichnet, seine Stimme erhoben und die Wirkung seiner Worte ist eine so mächtige gewesen, daß der König eine ernste Untersuchung befohlen hat. Wenn wir das berichten, was für den Judaismus Ehrenwerthes der Kreuzzug eines Glaubensgenossen im Namen des Anstandes (?) und der Ehrlichkeit (?) hat, so ist es, daß die in Frage kommende und die am schwersten berührte Persönlichkeit kein anderer ist, als der berühmte Gegner der Juden, Herr Wagener. Es ist nicht ohne Interesse, beim Herannahen des Purim daran zu erinnern, daß dies eine neue Ausgabe des persischen Drama's ist: Lasker ist der Mardochai, Wagener der Demaskirte und in sein Nichts zurückgeführte Hamann!“ Dem Weisen genügt's.

Literarische Beiträge für die „Deutsche Wacht“ bitten wir zu adressiren: An die Redaction der „Deutschen Wacht“, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.

Die Redaction.

Redaction und Verlag: Otto Henze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Schriften zur Judenfrage!

In **Otto Hentze's Verlag, Berlin NO.**, 15 Friedenstraße, sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Austriacus, Oesterreich ein Juwel in jüdischer Fassung. Judenherrschaft und Judenwirthschaft in Oesterreich-Ungarn. 3. Aufl. 3 Bog. 8. Preis broch. 75 Pf.

Der Juden Antheil am Verbrechen. Auf Grund der amtlichen Statistik der Thätigkeit der Schwurgerichte in Preußen für die Jahre 1870—78. 4. Aufl. Preis eleg. broch. 60 Pf.

Die Juden in der Musik. Preis eleg. broch. 50 Pf.

Lázár, Prof. Dr. Jul., Das Judenthum in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Mit besonderem Hinblick auf Ungarn. 2. Aufl. 8 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 2 Mk.

Marr, Wilh., Der Weg zum Siege des Germanenthums über das Judenthum. 4. Aufl. 3. Bog. gr. 8. Preis broch. 90 Pf.

Naudh, H., (Verf. v. „Die Juden und der deutsche Staat." 10 Aufl.) Israel im Heere. Preis eleg. broch. 50 Pf.

— Minister Maybach und der **„Giftbaum."** 3. Aufl. 2 1/4 Bog. 8. Preis eleg. broch. 50 Pf.

— Professoren über Israel. Preis eleg. broch. 50 Pf.

Neu-Palästina oder **Das verjudete Deutschland.** Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sogenannten **„deutschen"** Reiche. Von einem Konservativen. 2. Aufl. 3 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 90 Pf.

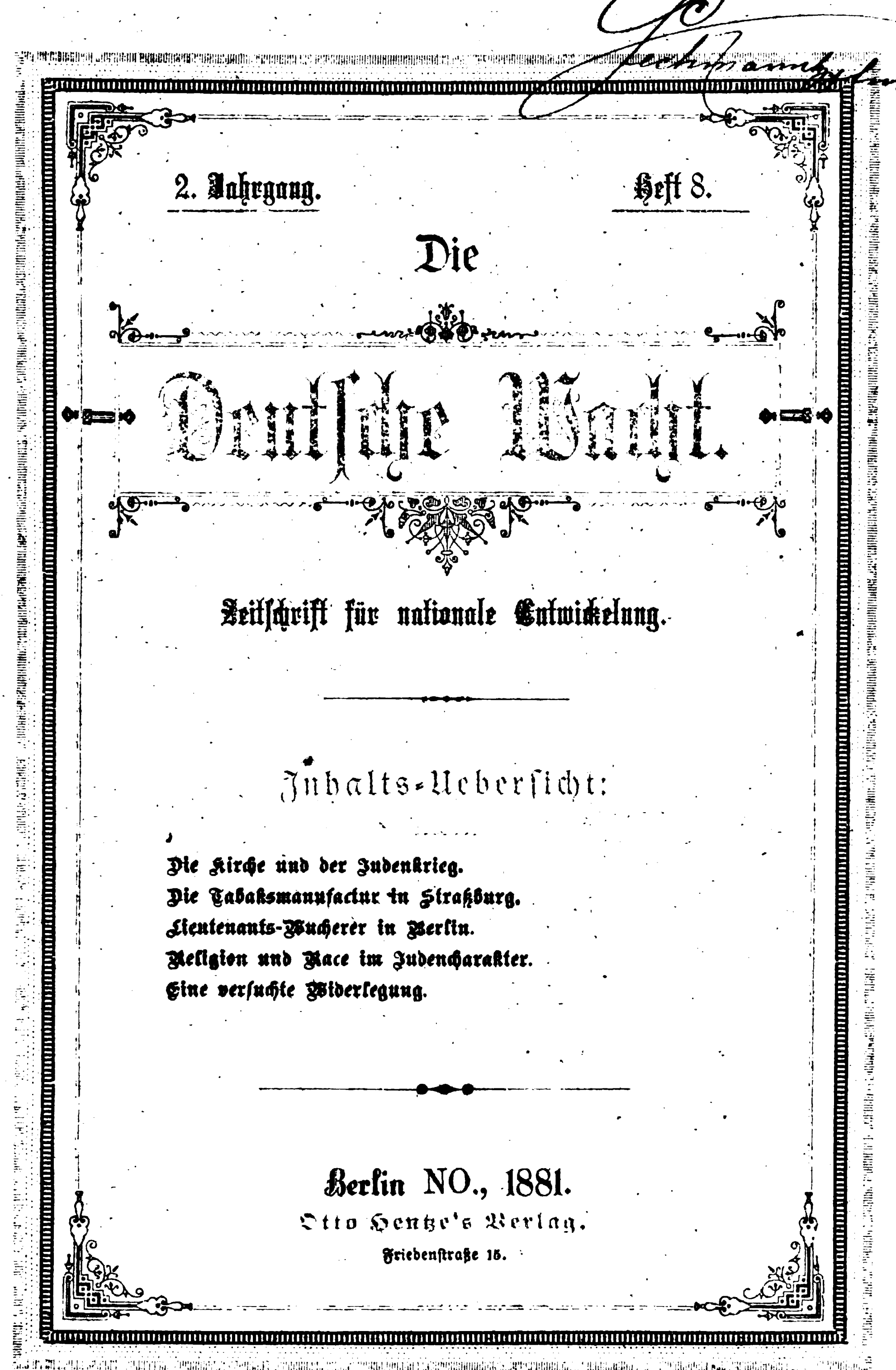
Die Deutsche Wacht. Monatsschrift für nationale Entwickelung. Jahrgang I. (1880) complett in 3 Bdn. eleg. broch. 12 Mk., **herabgesetzter Preis 6 Mk.**

Die „Wacht" ist das erste Organ gewesen, das zum ausschließlichen Zwecke der Bekämpfung des „modernen" Judenthums begründet worden ist. Im nun vollendeten I. Jahrgang spiegelt sich die antisemitische Bewegung des verflossenen Jahres nach allen Seiten hin wieder und ist derselbe zur Orientirung in der Judenfrage geradezu unentbehrlich. Um die Anschaffung zu erleichtern, hat die Verlagshandlung den Preis — bis auf Widerruf — um die Hälfte ermäßigt.

— Dieselbe. Jahrgang II., Heft 1 und ff. Preis pro Quartal (6 Hefte) 3 Mk. Einzelpreis pro Heft 60 Pf.

Man abonnirt bei den Postanstalten, bei allen Buchhandlungen und bei der Verlagshandlung.

v. Wedell, K. A. E., Vorurtheil oder Berechtigter Haß? Eine vorurtheilslose Besprechung der Judenfrage. 3 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 90 Pf.



2. Jahrgang. Heft 8.

Die Deutsche Wacht.

Zeitschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Die Kirche und der Judenkrieg.
Die Tabaksmanufactur in Straßburg.
Lieutenants-Wucherer in Berlin.
Religion und Race im Judencharakter.
Eine versuchte Widerlegung.

Berlin NO., 1881.
Otto Hentze's Verlag.
Friedenstraße 15.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Die Deutsche Wacht.

15. Januar 1881.

Die Kirche und der Judenkrieg.

Einige Aeußerungen in der Kreuzberg-Versammlung haben der „Kreuzzeitung" Gelegenheit gegeben, der antisemitischen Partei ihre Mißbilligung über die Behandlung des Alten Testamentes auszudrücken und der „Evangelische Kirchenanzeiger" hat in ähnlichem Sinne dem Herrn Hofprediger Stöcker einen Verweis ertheilt. Wir haben nie die Schwierigkeit unterschätzt, welche dem Letzteren seine kirchliche Stellung bereitet und immer bedauert, daß er durch dieselbe in der Freiheit seines Wirkens beschränkt werde. Denn wer das Alte Testament Wort für Wort als eine göttliche Offenbarung gelten lassen und nur mit der kirchlichen Brille lesen soll, der kann Paulus Cassel nicht widerlegen, wenn er sagt: „Das Heil kommt von den Juden." Es ist auch eine bedenkliche Ausflucht, zu behaupten, daß die alten Juden besser gewesen und daß die neueren erst durch den Talmud verderbt seien. Wenn man gerecht sein will, muß man einräumen, daß der Talmud den wenigsten jetzigen Juden anders, als nur dem Namen nach bekannt sei. Aber er ist von großer Bedeutung für das richtige Verständniß des Alten Testaments. Wie der Dichter am besten im Stande ist, über den Sinn seines Gedichtes Auskunft zu geben, so müssen wir auch in der im Talmud gegebenen jüdischen Auslegung eine authentische Interpretation der alten jüdischen Legenden sehen und nach dieser auch die alten Juden rückgreifend beurtheilen — was übrigens kaum ein anderes Licht auf sie werfen könnte, als das, in

welchem sie selbst mit cynischer Unbefangenheit sich zeigen. Das Alte Testament ist die bildliche Darstellung der jüdischen Sittlichkeit, der Talmud die formulirte und wir können die erstere aus der letzteren verstehen lernen. Es ließe sich auch garnicht begreifen, warum die vortrefflichen alten Juden in die verwerflichen neuen umgeschlagen sein sollten. Ihre Abstammung haben sie von jeher vollkommen rein erhalten und es sind daher keine für die Race verderblichen Elemente hinzugetreten. Ihre Lebensweise ist von Anfang an dieselbe gewesen. Sie haben bei ihrem ersten Auftreten die Aegypter beraubt und sich lange vor Alexander schon in den griechischen und ägyptischen Städten als Wucherer und Schacherer angesiedelt. Niemals haben sie ein anderes, als ein parasitisches Leben geführt und wenn man eine allmälige Verschlechterung des Volkscharakters bei ihnen annehmen wollte, so könnte diese nur eine Folge der ihnen von jeher eigenthümlichen Lebensart sein. Denn allerdings kann der Kampf um das Dasein als Parasit nur dazu beitragen, die schlechtesten Eigenschaften des Menschen zu entwickeln und zu stärken.

Die beiden kirchlichen Blätter aber müssen wir darauf aufmerksam machen, daß die Auslegung des Alten Testamentes nach unserer Auffassung unser gutes protestantisches Recht ist. Die protestantische Kirche hat nicht dieselbe Stellung wie die katholische, deren Glaubens-Inhalt durch die Concilien festgestellt und der Kritik der Laien entzogen ist. In der katholischen Kirche ist der Priester der berufene Ausleger des göttlichen Wortes, gestützt auf die Mitwirkung des heiligen Geistes, welche ihm durch die Successio apostolica zugesichert ist. Die katholische Kirche ist daher ein wirkliches Haus des Herrn mit einem bestallten Hauswart zur Aufrechthaltung der Hausordnung und in ihr ist jeder Gläubige vor Irrthum sicher. Die protestantische Kirche dagegen kann sich eines ähnlichen Fundamentes nicht rühmen und ihre Angehörigen werden von ewigem Zweifel verfolgt. Sie hat die Bibel dem Laien in die Hand gegeben und damit die Kritik in den Glauben eingeführt. Freilich hat sie sich von Anfang an bemüht, dieser Kritik eine Grenze zu setzen und ist deshalb nicht weniger unduldsam gegen protestantische Schwesterkirchen aufgetreten, als gegen ihre katholische Hauptwidersacherin. Aber ein solches Bestreben muß der Natur der Sache nach ein vergebliches bleiben. Die protestantische Kirche hat keine Priesterschaft mit einer ähnlich unbedingten Autorität wie die katholische, und wenn man die letzten Consequenzen zieht, wie Independenten und Quäker, so ist in ihr der Priester überhaupt weder berechtigt noch nöthig. Seitdem unsere Kirche sich constituirt hat, sind Jahrhunderte vergangen und neue Forschungen lassen die Bibel in

einem anderen Lichte erscheinen als damals. Wir nehmen es der Kirche nicht übel, wenn sie sich vor diesen Forschungen verschließt und ihre Diener vor den Ergebnissen derselben bewahrt, denn auch sie hat ein natürliches Beharrungsvermögen. Aber auf der anderen Seite können wir ihr nicht gestatten, gegen die Consequenzen ihres eigenen Princips der Kritik aufzutreten, um einer so berechtigten Bewegung, wie dem deutschen Judenkriege, einen Makel anzuheften. Man kann ein guter Christ und doch kein Judenchrist sein und man befindet sich dabei sogar in der unanfechtbaren Gesellschaft des Apostel Paulus.

Die Juden fassen die Sache viel practischer an. Sie lassen sich gar nicht darauf ein, die Legitimation des Christenthums als Tochter des Judenthums zu prüfen, sondern sie bekämpfen dasselbe rücksichtslos, wo es ihnen in der christlichen Kirche als eine hinderliche nationale Gemeinschaft entgegentritt. Sie haben den „Culturkampf" gegen dieselbe angezettelt und nach Kräften angeblasen mit einem Eifer, daß sie selbst trotz aller ihrer Ausschließlichkeit dem „Edelfalk" die Ehrenbeschneidung nicht versagt haben würden. Freilich begehen sie damit schmählichen Undank, denn auf ihrem ganzen Wege zur Herrschaft ist ihnen Nichts so förderlich gewesen, als die christliche Kirche.

Betrachtet man das Alte Testament unbefangen, so ist es die abscheulichste Verbrecherlegende: — der Vorstellung eines Gottes entsprechend, der den Juden hilft, ihren ägyptischen Freunden die goldenen und silbernen Gefäße zu unterschlagen und ihnen befiehlt, ihre neuen Nachbarn in Kanaan zu morden und zu plündern, findet sich unter allen ihren Helden, vom Vater Abraham anfangend, nicht einer, der nicht von Rechtswegen in das Zuchthaus gesteckt werden müßte, von David, dem Könige der Schufte, gar nicht zu reden. Ein Volk mit solcher Gottesidee und solchen Idealen würde keinen Vorwand gehabt haben, sich über allgemeinen Abscheu zu beklagen, wenn ihm nicht die christliche Kirche einen solchen geliefert hätte.

Das Judenthum kennt nur die sinnliche Welt, seine Verheißungen sind Wohlleben, seine Drohungen materielle Noth. Die Vorstellung einer übersinnlichen Welt und eines Fortlebens in derselben ist erst in späterer Zeit aus der Platonischen Philosophie in dasselbe gekommen und ihm eigentlich immer fremd geblieben. Das Christenthum setzte dieser sinnlichen Auffassung die Idee der geistigen Befriedigung entgegen, mag man dieselbe nun in das Himmelreich des Paradieses oder in das des guten Gewissens verlegen. Indem es diese Befriedigung Allen verheißt, trat es auch hier in Gegensatz zu dem ausschließlichen Judenthum und ist auch in socialer Beziehung als eine Revolution gegen dasselbe zu betrachten. Christus

betont deshalb besonders: „Ich bin des Menschen Sohn.“ Wir kennen sein Leben nur durch Ueberlieferungen, deren älteste aus einer Zeit stammt, welche mehr als ein Menschenalter von dem Tode Christi entfernt ist. Da sein Auftreten sich zunächst gegen das Judenthum, als den schreiendsten Gegensatz seiner Lehre kehrte, so ist dasselbe wohl mit vielfachen Ausschmückungen nach dieser Richtung umgeben worden, um seine Sendung den Juden durch Beziehung auf alte jüdische Legenden und Verheißungen mundrecht zu machen. Wenn nun auch Christi Lehre naturgemäß von den Juden bald abprallte und nur in dem Gemüthe der arischen Völker einen fruchtbaren Boden fand, so konnte sie doch von der anfänglichen jüdischen Zuthat nicht ganz befreit werden und bei dem Entstehen der christlichen Kirche machte sich die Petrinische Richtung in schädlicher Weise geltend.

Die Kirche beging den Fehler, die jüdische Mythologie als Träger ihres, dem Judenthum gerade entgegengesetzten sittlichen Inhalts zu übernehmen, und dieser Fehler ist von den unheilvollsten Folgen gewesen.

Nicht allein, daß der bösartige jüdische Gott seine höchst unchristliche Unduldsamkeit in die christliche Kirche mitgebracht hat, sind auch die Juden und das Judenthum in den ganz ungegründeten Verdacht eines besonderen religiösen Werthes gerathen, und dieser Irrthum hat die richtige und rechtzeitige Abwehr derselben gehindert. Die christliche Kirche, welche vor Allem zum Kampfe gegen das Judenthum berufen ist — wie das Christenthum ja in diesem Kampfe entstanden — hatte sich selbst gelähmt.

Wolfgang Menzel sagt, man müsse die Juden betrachten als die schmutzige Lampe, auf welcher das göttliche Licht brenne, aber es war nicht nöthig, das Licht des Christenthums auf einen so schmutzigen Leuchter zu stecken.

Weder für den Monotheismus, noch für die nöthige Mythologie war das Christenthum an das Judenthum gewiesen. Der Monotheismus ist der natürliche Anfang jeder Religion, denn das Göttliche wird zunächst als etwas Allgemeines, Unendliches empfunden, und für die Mythologie sorgt dann erst später die unvollkommene Sprache, in welcher der Begriff des Göttlichen nicht den erschöpfenden Ausdruck findet, weil das Unendliche überhaupt nicht auszudenken ist.

Der Mensch bezeichnet also dasselbe zunächst in der Form, in welcher es ihm zur Erscheinung und Empfindung kommt, z. B. als Himmel als Sonne, Meer &c., und die Sprache sondert dann allmählig die ver-

schiedenen Ausdrücke desselben Gedankens in verschiedene Wesen und macht besondere Götter daraus, je nach der Fassungskraft des Sprechenden. Wir sagen noch heute: „gebe der Himmel", ohne uns bewußt zu sein, daß vor Tausenden von Jahren unsere arischen Vorfahren ihren Gott mit diesem Worte („Dyaus" im Sanskrit, „Zeus" griechisch, „Jovis" lateinisch, „Tiu" altdeutsch) bezeichneten und daß der Römer, wenn er Jupiter (Jovis pater) anrief, damit betete, wie wir „Unser Vater, der Du bist im Himmel."

Wenn man daher für den Monotheismus einer Anknüpfung bedurfte, so brauchte man diese nicht bei den Juden zu suchen. Schon die alten Arier drückten diesen Begriff des alleinigen Gottes in dem Brahman, dem Schöpfer, aus und auch der von der Religion des Veda sich abzweigenden Religion des Zendavesta lag derselbe zu Grunde.

Die semitischen Stämme fassen ihren Gott als politisches Wesen auf und Jehovah war der Name des allen gemeinsamen, der auch El, der Starke (Eloah, Elohim), Melech (Moloch), der König, Adonai, Herr, Schaddai, der Mächtige, Baal (Bel) u. s. w. genannt wurde. Als die Juden als besonderer Stamm sich feindlich von den Uebrigen trennten, sonderten sie auch ihren Gott ab und schlossen mit ihm ein Bündniß zum Raubkriege gegen die übrige Welt, für welchen sie Jehovah — für den sie übrigens einige der alten Namen, wie El, Elohim, Adonai und Schaddai beibehalten — zum Häuptling ernannten. Er soll ihnen helfen, die Völker umzubringen, während sie ihm geloben, seine göttlichen Feinde und Nebenbuhler auszurotten. Deshalb sind ihre Kriegsartikel in dieser letzteren Beziehung besonders strenge und eine Vernachlässigung dieser Pflicht wird als Fahnenflucht und Hochverrath mit dem Tode bestraft. Das ganze alte Testament ist mit Warnungen dagegen angefüllt und schon das erste Gebot: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir" zeigt klar, daß es nicht auf Monotheismus beruhte, denn diesem wäre die Vorstellung anderer Götter wesenlos gewesen. Darum liefen die Juden auch fortwährend zu den anderen syrischen Göttern über, deren Cultus Salomo öffentlich herstellte. Auch die Figur des Teufels und anderer Dämonen sind vielgötterischen Ursprungs.

Als die Brahmanreligion allmählig der Mythologie verfallen war, trennte sich die Lehre Zoroasters von derselben, und als auch diese ihre Mythologie entwickelte, nahm sie im feindlichen Gegensatz die einzelnen Götter der Mutterreligion, die „Devas", als feindliche Dämonen auf, und es läßt sich fast für alle Religionen nachweisen, daß die Teufel derselben nichts sind, als in die Rumpelkammer geworfene frühere Götter,

die nun bekämpft werden. So spukten in den ersten Jahrhunderten des europäischen Christenthums die alten Volksgötter noch in den verschiedensten Gestalten und für die Juden brauchen wir nur an den kanaanitischen Beelzebub und den persischen Asmodi zu erinnern.

Es bedarf keiner Wunder zur Begründung einer Religion. 500 Jahre v. Chr. entstand der Buddhismus, eine Religion, welche von allen die meisten Anhänger zählt. Ihr Stifter Buddha berief sich auf keine göttliche Autorität, aber seine Lehren würden einen würdigen Platz in der Bergpredigt finden. Als er von seinen Anhängern aufgefordert wurde, Wunder zu thun, antwortete er ihnen: „gehet hin und verbergt Eure guten Handlungen und zeigt Eure Fehler, das wird das Wunder sein, das ich an Euch thue!" Er lehrte, das Gute zu thun nicht aus Rücksicht auf göttlichen Lohn oder göttliche Strafe, sondern um des Guten selbst willen. Zwar bildete sich nach seinem Tode auch ein Gewebe von Mythen um seine Person und seine Lehre, aber als der König Asoka einen Canon der letzteren aufstellen lassen wollte, sagte er: „Nur was Buddha selbst gesagt hat, ist gut gesagt". So würde auch das Christenthum keines anderen Fundaments bedürfen, als der Lehren, die unsere Evangelisten Christus selbst in den Mund legen und es war nicht nöthig, ein solches Gewicht auf Mythen zu legen, die wahrscheinlich nur einer mißverstandenen Auslegung damaliger bildlicher Darstellungsweise ihren Ursprung verdanken und die doch einer entwickelteren Menschheit gegenüber unmöglich behauptet werden können, mag man sie auch auf noch zweifelhaftere jüdische Prophezeiungen stützen.

War die christliche Lehre weniger göttlich, d. h. der Weltordnung weniger entsprechend, wenn Christus nur im geistigen Sinne Gottes Sohn war, und giebt es eine bessere und zuverlässigere Offenbarung Gottes, als die im Herzen des Menschen? Wenn die evangelische Kirche glaubt, uns Vorwürfe wegen der Behandlung der Judenfrage machen zu dürfen, so können wir ihr dieselben wohl mit besserem Rechte zurückgeben. Eine Kirche, die in einer Stadt wie Berlin in ihren Gotteshäusern sonntäglich kaum 20,000 ihrer Anhänger versammelt, während die Synagogen von einer unverhältnißmäßig größeren Anzahl Juden besucht werden hat keine Veranlassung zu besonderer Zuversicht. Sie könnte nachgerade merken, daß der jüdische Ballast über Bord geworfen werden und daß sie sich den Anschauungen der bestehenden Gesellschaft etwas mehr anbequemen müsse. Sie hat dazu doppelte Veranlassung, weil sie sich der Kritik unterworfen hat, welcher nicht willkürlich Halt zu gebieten ist und der Vernachlässigung dieser Rücksicht hat sie es zu danken, daß sie seit der

Reformation keine Fortschritte gemacht hat. Wer gläubig ist, bleibt in der katholischen Kirche, welche ihm ein festes Glaubensbekenntniß darbietet. Wer aber sich erst von der katholischen Kirche befreit hat, dem vermag die protestantische Kirche mit ihrem inneren Widerspruch, mit ihrem eigenen Bekenntniß der Unzulänglichkeit nicht zu fesseln.

Die evangelische Kirche hat es nicht vermocht, der Verbreitung naturwissenschaftlicher Anschauungen in dem Geiste der Menschen zu widerstehen und ihnen gegenüber in der Betonung der jüdischen Ueberlieferung und des Wunders eine unhaltbare Stellung eingenommen. Sie hat sich dadurch täuschen lassen, daß im Anfang, als sie nur in Revolution gegen die römische Hierarchie und in Kritik der römischen Kirche auftrat, und solange der Fanatismus der kirchlichen Kämpfe anhielt, diese Kritik nicht über neue Glaubensartikel hinausging und sie glaubte, dieselbe darin festhalten zu können. Aber allmählig, wie es in der Natur der Sache lag, wurde einer dieser Glaubensartikel nach dem andern aufgelöst, bis die Naturwissenschaften das Kind mit dem Bade ausschütteten und statt sich der Wissenschaft anzubequemen, nahm die Kirche den Kampf mit derselben auf und vergaß, daß das Evangelium des neunzehnten Jahrhunderts anders lauten müsse, als das Evangelium der Apostel und daß die Augsburgische Confession einer Gesellschaft nicht mehr genügen könne, welche, der Schrift entgegen, die Erde in Bewegung um die Sonne gesetzt hatte. Niemand kann den durchgreifenden Einfluß der Kirche auf die Gesellschaft lebhafter wünschen als wir, aber die Kirche kann diesen Einfluß erst wieder gewinnen, wenn sie sich der Gesellschaft mehr anbequemt und das doch Unhaltbare aufgiebt.

Das religiöse Bedürfniß liegt in jedem Menschen und wird durch fortschreitende Entwickelung nicht aufgehoben, es kommt nur auf die richtige Art an, es zu befriedigen. Auch Herr Professor Virchow wird zugeben, daß seine Wissenschaft überall auf eine Grenze des menschlichen Verstandes hinweist, wenn er es vielleicht auch für „aufgeklärter“ hält, das jenseits derselben Liegende „unwißbar“ zu nennen, statt göttlich. Sein berühmter Lehrer Johannes Müller hielt auch das menschliche Denken für eine Function des menschlichen Gehirns und war trotz alledem ein gläubiger Katholik. Freilich bedarf der unentwickelte Verstand der Bilder und für Frauen, Kinder und Leute, welche nie über die Kindheit hinauskommen, ist eine Mythologie nöthig, welche aber nicht hinter der Urtheilsfähigkeit der Betreffenden zurückbleiben darf. Die Vorstellung eines persönlichen Gottes ist dem Menschen natürlich und namentlich der Jugend nützlich, denn ein persönlicher Gott als Träger der Sittlichkeit

macht diese lebendiger. Aber der Religionsunterricht wird für die Volksschule, die Elementarschule und die Mädchenschule ein anderer sein müssen, als für die höheren Classen eines Gymnasiums und ebenso wird der Prediger dem Bildungsstande seiner Gemeinde sich anpassen müssen, wenn er nicht Gefahr laufen will, statt Erbauung kritischen Widerstand hervorzurufen. Wenn auch nicht auf jeder Kanzel ein Schleiermacher stehen kann, so kann man doch auf jeder Kanzel sich bewußt sein, daß salbungsreicher Ton und gottseelige Mienen allein es nicht thun. Es wird nöthig werden, die theologische Bildung im Allgemeinen mehr auf die psychologischen Grundlagen der Dogmatik zu richten, sonst läuft die Kirche Gefahr, immer mehr Boden zu verlieren. Seit den Donnerstags-Akademien des Kaisers Akbar zu Delhi vor dreihundert Jahren giebt es eine vergleichende Religionswissenschaft, von welcher unsere Kirche Notiz nehmen muß, eingedenk dessen, daß objective Wahrheit nur wirkt, sofern sie subjective geworden ist.

Wir sind aber weit entfernt, den „aufgeklärten“ Majoritäten in den Kirchengemeinden die Entscheidung über dogmatische Fragen überlassen zu wollen. Das würde zur Auflösung der Kirche führen, während eine nützliche Reformation aus ihr selbst hervorgehen müßte. In der Kirchengemeinde haben nur die älteren Männer Stimme, welche in ihrer Halbbildung das symbolische Bedürfniß des übrigen Theiles der Gemeinde nicht verstehen und den Beruf der Kirche nicht begreifen. Sie würden der Kritik kein Ende finden und bald ein Bekenntniß formulirt haben, das weder das Gemüth erheben, noch den Verstand befriedigen könnte.

In England hat die protestantische Kirche ihren Einfluß auf die Gesellschaft behalten, weil in England die kirchliche Revolution mit der politischen zusammenfiel und beide in einander verschmolzen. Die Trennung der anglikanischen Kirche von der römischen war durch Heinrich VIII. von oben herab bewirkt worden und das innerhalb derselben nur mäßig geltende Prinzip der Kritik fing erst später an, in der Laienwelt zu wirken, als sich zugleich der weltliche Kampf gegen die Stuarts entwickelte. Die Anglikaner ergriffen die Partei des Königthums, die Puritaner und Independenten wurden Republikaner. Der politische Fanatismus vereinigte sich mit dem religiösen, und als die Revolution endlich durch Wilhelm von Oranien geschlossen wurde, war das Halten zu seiner Kirche Sache der politischen Ehre und des gesellschaftlichen Anstandes geworden und es ist das Letztere seitdem geblieben.

Die Leute, welche von englischer Freiheit reden, übersehen meist den ungeheuren Einfluß, welchen die Kirche auf alle Schichten der Bevölkerung

dort ausübt. Aber die englische Kirche ruht trotzdem nicht auf ihren Lorbeern: „Daß einer der höchsten Würdenträger der Englischen Kirche, Dr. Stanley, Dean of Westminster, einen deutschen Professor auffordern konnte, einen Vortrag über „Missionen“ vom Standpunkt der vergleichenden Religionswissenschaft aus in der Westminsterabtei zu halten, ist gewiß nicht ohne Bedeutung. Daß sein College, der Dean of St. Pauls, so vorurtheilsfreie Vorträge in der Paulskirche über die heilige Poesie der alten Religionen zu halten wagte, wie sie soeben erschienen sind, zeigt vielleicht noch mehr, daß die alten Ansichten über heidnische Religionen unhaltbar geworden und daß neue Standpunkte gefunden werden müssen, um unserer eigenen Religion ihre wahre weltgeschichtliche Stellung unter den Religionen der Menschheit zu sichern.“ (Max Müller, Vorrede zur „Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft“).

In Deutschland hat die Kirche aus den an die kirchliche Revolution anknüpfenden Kriegen eine ähnliche Stärkung wie in England nicht davon getragen. Die Landesfürsten hatten sich der Frage bemächtigt und die Kriege wurden dadurch mehr dynastische, als religiöse Revolutionskriege, bis im dreißigjährigen Kriege Fremde die Hauptrolle spielten und endlich das Land so herunterbrachten, daß die Noth des Lebens alle übrigen Interessen bei dem Reste der Bevölkerung unterdrückte. Das Elend der Kleinstaaterei, der Einfluß der französischen Litteratur, Voltaire's und der Encyclopädisten — und dann die französische Revolution und Invasion, endlich die frivole jüdische Presse haben die Kirche um den Rest ihres Einflusses gebracht, welcher doch für die sittliche Erziehung des Volkes nicht zu entbehren ist.

Es ist für eine Kirche, wie die evangelische, deren summus episcopus das Staatsoberhaupt, die also gewissermaßen Staatskirche ist, ein schlagendes Zeugniß ihrer Unzulänglichkeit, daß ein Gesetz zu Stande kommen konnte, welches die Religion aus dem Staatswesen ausrottet, wie das Gesetz vom 3. Juli 1869 — dieses Todesurtheil des deutschen Volkes.

Wenn wir nun die Hoffnung hegen, die Vollstreckung dieses Urtheils noch zu hindern, so rechnen wir dabei wenig auf diese Kirche, welche nur als Erbin des Judenthums auftritt. Unsere Zuversicht stützt sich vielmehr auf die Jugend. Hätte diese nicht Theil an der Bewegung genommen, so würde dieselbe im Sande verlaufen sein. Uns selbst der vollen Sonne des anbrechenden Tages noch zu erfreuen, durften wir für unsere Personen überhaupt nicht hoffen, denn

die Schäden haben zu tief gefressen, als daß man eine vollständige Heilung während des kleinen Restes unseres Lebens noch hätte erwarten können. Aber uns ist die Zeit nicht lang geworden, welche der nationale Verstand gebraucht hat, sich durch Wust und Phrasen durchzuringen, denn unser Streben ging von Anfang an nur dahin, unsere Nachkommen vor rettungsloser Judenknechtschaft zu bewahren. Wir haben daher das Protokoll über die Leipziger Studentenversammlung vom 10. December v. J. mit wahrhafter Herzenserquickung gelesen. Die jungen Leute sagen nicht, wie Herr Stöcker, „bessern wir uns", was den Juden wenig ausmachen würde, sie sagen auch nicht, „die Judenfrage ist keine Racenfrage", sondern sie stimmen dem Juden d'Disraeli bei: „die Race ist Alles". Wo die heranwachsende Generation schon mit dieser Erkenntniß in den Kampf tritt, da ist der Erfolg nicht zweifelhaft. Wir bedauern zwar den Judenjungen, welcher jetzt in den Schulen auf seine Race geprügelt wird, aber eigentlich wird ihm doch nur Böses mit Gutem vergolten. Die Hiebe werden ihm jedenfalls in einer oder der anderen Weise nützlich sein, seine Herren Eltern aber haben uns auf jede Weise geschädigt. Je früher und stärker ihm Deutschland verekelt wird, je leichter wird ihm der Abschied werden und wir wünschen von Herzen glückliche Reise — aber nicht „auf Wiedersehen".

Die Tabaksmanufactur in Straßburg.*)

Wenn wir die Ergebnisse unserer indirecten Steuern in's Auge fassen, so entscheiden wir uns ohne Rückhalt für die Wiedereinführung des Tabak-Monopols; wenigstens wird es sich empfehlen, statt der jetzigen Besteuerung des Tabaksbaues die Fabrikation und den Verkauf in ähnlicher Weise wie in Oesterreich und Frankreich zu besteuern. Diese neue Reichssteuer würde nicht allein die Matricularbeiträge, sondern auch noch einige andere übel angebrachte und uns fremde Steuern beseitigen. Der Staatsschatz würde gewinnen und die Bevölkerung zufrieden sein. Ueber den Ertrag ist kein Zweifel möglich, es kann vielmehr im Angesicht der in den Nachbarländern erzielten Erträge nur Wunder nehmen, daß das deutsche Reich sich diesen Vortheil entgehen läßt. Keine andere Steuer liefert ähnliche Resultate und wird vom Volke so wenig empfunden. Die Zweckmäßigkeit ihrer Einführung ist daher nicht zu bestreiten.

Sollen wir etwa an die ziffernmäßigen Ergebnisse anderer Länder erinnern? Das Tabaksmonopol bringt in Frankreich 300 Millionen Frcs. ein, in Oesterreich 95 Millionen Frcs., in Italien 75 Millionen Frcs. gegenüber der deutschen Tabaksbaubesteuerung mit einem Ertrage von 2,243,000 Frcs. Die deutsche Besteuerungs-Methode führt dahin, daß die Kultur des Tabaks abnimmt, während der Konsum unter dem Monopol stetig zugenommen hat. Bei uns in Elsaß-Lothringen hat die Aufhebung des Monopols gleichzeitig die Preise und die Qualität herabgedrückt. Der Rohtabak wird nämlich unsern Pflanzern nicht mehr nach der Qualität bezahlt, mithin hört die Kultur auf, lucrativ zu sein. Gegenüber einem Ertrage von 1500—1800 Frcs. per Hectar unter dem französischen Regime ist derselbe zur Zeit auf 1000—1200 Frcs. herabgesunken. Rechnet man zu dieser Entwerthung noch die neue Steuer von 80—90 Frcs. per Hectar, so kann man sich nicht wundern, wenn sich die Elsaſser Tabaksbauer beklagen, daß der Tabaksbau zurückgeht. Mit Recht fordern wir daher die Beseitigung der Besteuerung der

*) Nach: Considérations sur les finances et l'administrations de l'Alsace-Lorraine par Charles Grad, Reichstagsabgeordneter. Paris 1877, chez Germer Baillère.

Tabakskultur, und zwar um so mehr, als diese für den ohnehin schon so schwer belasteten Landmann so drückende Steuer dem Staate wenig einbringt. Wir könnten uns auch für eine Fabrikations- und Verkaufssteuer erwärmen, weil dieselbe eine der besten und am leichtesten realisirbaren Hilfsquellen für den Staatsschatz sein würde. Wenn man das Salz, das Bier, den Wein, den Branntwein, diese so nothwendigen Volksnahrungsmittel, besteuert, weshalb soll der Verbrauch des Tabaks, der doch nicht von solcher Bedeutung für die Ernährung des Volkes ist, frei ausgehen?

Die Tabaksmanufactur in Straßburg ergab im Jahre 1876 einen Reinertrag von M. 601,400. Das ist im Vergleich mit den Erträgen vor der Annection für ein solches Etablissement ein geringes Ergebniß. Als der Krieg begann, besaß Frankreich 17 Tabaksmanufacturen, und zwar 3 im Osten, nämlich in Nancy, Metz und Straßburg; außerdem 31 Magazine, wovon im Elsaß je eines in Verfeld, Schlettstadt, Hagenau und Colmar. Metz fabricirte in der Hauptsache Cigarren; jetzt wird das Gebäude für die Zollverwaltung benutzt. Die weit wichtigere Manufactur in Straßburg verarbeitete im Jahre 1867 4,154,024 Kilo Tabak mit einem Nettogewinn von 25 Millionen Frcs. Vor Einführung des Monopols, im Anfang dieses Jahrhunderts, existirten in Straßburg 45 Tabaksfabriken, welche in und außerhalb der Stadt 10,000 Arbeiter beschäftigten. Das Decret, welches das Monopol einführte, kannte keine Schadloshaltung; nur einige Fabrikanten wurden veranlaßt, ihre Etablissements dem Staate zu überlassen; Einige wurden auch als Beamte angestellt oder mit dem Verkaufe betraut.

Dies ereignete sich im Jahre 1810, in den schönen Tagen des ersten Kaiserreiches. Mit einem Schlage um ihr Eigenthum gekommen, waren die vom Tabaksmonopol betroffenen Fabrikanten so kopflos geworden, daß sie nicht einmal Protest erhoben. Obschon ein entschiedener Freund des Monopols, könnten wir der deutschen Regierung doch in keiner Weise empfehlen, in ähnlicher Weise die Privat-Industrie in ihrem Eigenthum zu schädigen. Ein derartiger Diebstahl entehrt den Staat so gut wie den einfachen Privatmann. Die alten Fabriken verschwanden also und wurde die jetzige, im Jahre 1849 begonnene Straßburger Tabaksmanufactur im Jahre 1864 vollends fertiggestellt. Sie kostete 2,750,000 Frcs., wovon allein $^2/_3$ auf den Bau kommen. Es ist ein herrliches, mit vorzüglichen Apparaten versehenes Etablissement. Als das Bombardement die Arbeit unterbrach, waren 800 Arbeiter beschäftigt.

Die in der Folge während einiger Monate unterbrochene Fabrikation wurde von der Regierung für Rechnung des Landes mit sammt seinem alten elsässischen Personal wieder aufgenommen. Dank dieser Maßregel bewahrt die Tabaksmanufactur auch heute noch ihren eigenthümlichen Charakter, ihr locales Gepräge.

Es liegt nicht in unserer Absicht, eine Beschreibung der Straßburger Tabaksmanufactur und ihrer Fabrikation zu liefern, sondern wir wollen lediglich daran erinnern, daß die Fabrik Tabak in allen denkbaren Formen herstellt. Gustav Fischbach*) giebt in einer speciellen Notiz über die Manufactur sehr interessante Details. So wurden unter Anderem dort im Jahre 1872 verkauft 706,970 Kilo Schnupftabak, 35,750 Kilo Kautabak, 1,551,162 Kilo Rauchtabak, 163,263 Kilo oder 40,815,750 Stück Cigarren, zusammen für 2,162,591 Frcs. Nach Maßgabe von M. Ritzenthaler's Bericht in der Sitzung des Landesausschusses vom 2. Juli 1875 fand die deutsche Verwaltung s. Z. bei Uebernahme der Manufactur 5,870,756 Kilo Tabak vor, davon 3,891,701 Kilo Rohtabak und 1,979,055 Kilo verarbeiteten Tabak in einem Gesammtwerthe von 4,741,450 Frcs.

Am 31. December 1874 wird der Werth der Manufactur auf 7,045,489 Frcs. angegeben gegenüber von 7,320,130 Frcs. im Jahre 1870, nämlich:

		1870		1874
Fabrikgebäude	Frcs.	1,625,877	Frcs.	1,500,248
Magazin Herrenstall . . .	„	532,720	„	595,490
Maschinen und Werkzeuge .	„	286,282	„	230,290
Mobiliar und Geräthe . .	„	111,984	„	128,279
Sonstiges Betriebs-Inventar .	„	30,817	„	84,837
Tabaksvorräthe	„	4,741,450	„	4,342,697
Cassabehalt	„	—	„	263,948

Die Gebäude werden jährlich mit 2 Prc. amortisirt, die Maschinen mit 5 Prc. Wenn der Werth des in obigem Verzeichnisse aufgeführten Tabaks sich wesentlich vermindert hat, so hängt dies mit dem ungenügenden Ersatze während der beiden ersten Jahre nach dem Kriege zusammen. Man beabsichtigte nämlich die Manufactur zu verkaufen; da aber die gemachten Gebote nicht annehmbar waren, fuhr die Regierung mit dem

*) Fischbach, la manufacture des tabacs de Strassbourg, pag. 87 et suivants. Straßburg 1873.

Betriebe auf Staatsrechnung fort. Erst in den Jahren 1873 und 1874 schritt man zu einigen neuen Einkäufen, um die Vorräthe zu ergänzen. Diese Vorräthe betrugen:

1. October 1870 . .	5,870,756 Kilo im Werthe von	4,741,450	Frcs.
31. December 1871 .	4,940,651 „ „ „ „	4,026,786	„
31. December 1872 .	2,566,338 „ „ „ „	2,732,797	„
31. December 1873 .	3,379,506 „ „ „ „	3,828,588	„
31. December 1874 .	3,954,697 „ „ „ „	4,342,697	„

Die Einnahmen überstiegen die Ausgaben um 5,637,796 Frcs. und zwar:

1870	794,968	Frcs.
1871	1,842,008	„
1872	2,162,591	„
1873	900,000	„
1874	361,478	„
1875	625,000	„
1876	751,750	„

Zu diesen Summen müßte man eigentlich noch 149,946 Frcs. für den deutschen Truppen während des Krieges geleistete Lieferungen rechnen. Im Jahre 1873 betrugen die Einnahmen nur 900,000 Frcs. in Folge von Ankäufen von Vorräthen, die immer noch unbedeutender sind als im Jahre 1870, von der Qualität nicht zu sprechen. Anstatt der am 1. October 1870 vorhandenen 5,870,756 Kilo waren Ende December 1874 nur 3,954,697 Kilo Tabak aller Sorten in Vorrath. Die vom 1. Februar 1872 bis Ende December 1874 erfolgten Ankäufe betragen 4,216,854 Kilo zu einem mittleren Preise per 100 Kilo von 92,15 Frcs. im Jahre 1872, 59,70 Frcs. im Jahre 1873 und 83,92 Frcs. im Jahre 1874. Seitdem sind die Preise mindestens auf 50 Frcs. per 100 Kilo herabgegangen, womit die Grenze eines lohnenden Tabaksbaues erreicht ist. Unsere Tabake waren zwar nicht von feinster Qualität, aber von der französischen Verwaltung wegen ihrer großen Fähigkeit, leicht zu brennen, namentlich für gewisse gemischte Sorten, sehr gesucht. Man fabricirte vorzugsweise sogenannte Sous-Cigarren, Caporal-Rauchtabak und ordinaire Schnupftabake. Auf dem deutschen Markte sind unsere Fabricate weniger beliebt, weil das betr. Publicum leichtere Tabake vorzieht. Auch darin liegt zum Theil ein Grund für das Sinken der Preise.

Der Werth und die Menge der Ende 1876 vorhandenen Vorräthe

ist uns unbekannt geblieben, denn es findet sich nirgends eine Angabe über die Thätigkeit der Manufactur. Es ist das um so mehr zu beklagen, als anläßlich der Budget-Berathung im Landesausschusse Zweifel über den Bestand und den Werth der Tabake in der Manufaktur seit der deutschen Besitzergreifung auftauchten. Nun wissen wir zwar nicht, in wieweit jene Bedenken berechtigt sind, aber, mißtrauisch wie wir von Natur sind, glauben wir nur noch an bewiesene Thatsachen! Und wie könnte es auch anders sein! Das selige Vertrauen des goldenen Zeitalters besitzen wir nicht mehr! Eine Specialcommission des Landesausschusses ist inzwischen mit einer Untersuchung über den Stand der Manufactur beauftragt worden, indessen verlautet noch nichts von den Wahrnehmungen dieser Commission. Noch existirt kein einziger Bericht, noch fehlt jede Angabe im officiellen Sitzungsberichte der Delegation. Ueber die Bestände von 1870—1874 besitzen wir mehr oder minder genaue Angaben, aber über den Betrieb der beiden letzten Jahre fehlt jeder Ausweis. Es wird aber wohl Licht werden, denn die Commission kann sich der Veröffentlichung ihres Berichtes nicht entziehen.

Das provisorische Budget für 1876 ergiebt 2,513,400 Mark Einnahmen, denen 1,912,000 Mark Ausgaben gegenüberstehen, mithin einen Reingewinn von 601,400 Mark. Die Einnahmen setzen sich zusammen wie folgt:

für fabricirten Tabak	Mk.	2,500,000
für Hausmiethe	„	400
für Ausschußtabak und unbrauchbare Werkzeuge	„	8000
verschiedene Einnahmen und Zinsen für belegte Gelder	„	5000

Die Ausgaben sind folgende:

für Directions- und Rechnungspersonal	Mk.	22,500
für Löhne an Arbeiter und Aufsichtspersonal	„	440,000
für Unterstützungen und Gratificationen	„	6000
für Tabak-Ankauf	„	1,426,000
für Unterhaltung der Gebäude	„	3200
für kleine Ausgaben	„	800

Von den Beamten erhalten die beiden Directoren je Mk. 4800, der Cassirer Mk. 3600, ein Controleur Mk. 2100, ein Buchhalter Mk. 3000, 3 Commis, zwei je Mk. 1600 und einer Mk. 1000. Von den Arbeitern, 655 Köpfe, verdienen die Männer täglich Mk. 2,20—2,30, die Frauen Mk. 1,40—2,00, die Vorarbeiter und Sectionschefs Mk. 5,80—6,00.

Die Jahre 1870 — 74 ergaben einen Reinertrag von fr. 4,261,045 oder vielmehr von fr. 3,862,292, wenn man fr. 398,753 in Abzug bringt, um welche Summe sich der Werth des Inventars in dem genannten Zeitraum vermindert hat. Dies ergiebt einen jährlichen Reinertrag von durchschnittlich fr. 772,458 oder eine Verzinsung des Anlage-Capitals von 11 Prc. Die Richtigkeit der von Seiten der Verwaltung erfolgten Rechnungslegung vorausgesetzt, wird sich in den Jahren 1875 und 1876 ein jährlicher Reinertrag von M. 601,400 ergeben.

Eine Einnahme von fr. 700,000 — 800,000 ist aber selbst in unserem Lande nicht zu unterschätzen! Unzweifelhaft also spricht dieses Resultat für die Beibehaltung der Tabaksmanufactur; es liegt mithin im öffentlichen Interesse, den Staatsbetrieb fortzusetzen. Ein weiterer Grund für Beibehaltung des Etablissements und Fortsetzung des Betriebes liegt in den gegenwärtigen Verhältnissen, um den Pflanzern eine bedeutende Absatzquelle zu sichern. Und die Pflanzer verdienen die Fürsorge der Regierung, denn sie haben sowohl durch Aufhebung des Monopols wie auch durch die Besteuerung des Tabaksbaues viel verloren. Unter der französischen Regierung hatten die Pflanzer nicht unter einer solchen Belastung zu leiden, denn die französische Verwaltung zahlte für bessere Sorten auch höhere Preise. Jeder Pflanzer, der kleine wie der große, brachte seine Erndte direct in die Staatsmagazine; seine Vorräthe wurden ihm ohne Verzug gegen klingende Münze abgekauft. Er brauchte also nicht erst zum Aufkäufer zu laufen und riskirte nicht, daß derselbe etwa fallirte, ehe er gezahlt hatte. Mithin nennen die Landleute die französische Zeit die gute Zeit.

Unter dem Vorgeben, nicht mit jedem einzelnen Pflanzer direct verhandeln zu können, bedient sich die Verwaltung seit der Annection des Zwischenhandels, um ihren Bedarf zu decken; auf wiederholtes Ansuchen der Provinzial-Delegation hat sie sich jedoch herbeigelassen, Offerten von mindestens 10,000 Kilo, welche von den Producenten direct ausgehen, entgegen zu nehmen. Wenn ein Pflanzer dieses erforderliche Quantum aus der eigenen Erndte nicht zusammenbringen kann, so können sich Mehrere zusammenthun und Einen mit der Realisirung des Geschäfts beauftragen. Das ist zwar entschieden eine Verbesserung, aber sie genügt nicht! Warum bringt die Verwaltung nicht das unerhebliche Opfer, selbst mit dem kleinsten Verkäufer ohne Agenten zu handeln. Ohne die Tabaksmanufactur in Straßburg, welche fortfährt nach den früheren Grundsätzen zu fabriciren, werden die elsaßischen Tabake wegen ihrer Stärke in Deutschland keinen Absatz finden. Thun wir einen Schritt

weiter zu Gunsten der Tabaksbauern, kehren wir zum Monopol zurück oder man führe wenigstens die Fabrikations- oder Verkaufssteuer ein! Eine solche Steuer würde dem Reich die Matricularbeiträge ersetzen. In Preußen betreibt der Staat mannigfache Industrieen, z. B. Hüttenwesen und Bergbau. Die Königlichen Hütten und Minen vergrößern in reichem Maße die Hilfsquellen des Landes und vermindern in demselben Verhältniß die öffentlichen Abgaben. Mithin kann das Prinzip, daß der Staat unter keinen Umständen industrieller Unternehmer sein soll, niemals einen Grund gegen die Einführung des Tabaksmonopols abgeben!

**

Lieutenants-Wucherer in Berlin.

Das Inseratenblatt „Kladderadatsch“ zeichnet sich nicht allein durch viele Steckbriefe mit entsprechenden Bildnissen, durch die danebenstehenden studentischen Todesanzeigen alter Herren, sondern auch durch schlüpfrige Anpreisungen jeder Art aus. Einen stehenden Platz beanspruchen Menschenfreunde, welche hilfsbedürftigen Mitbürgern mit und ohne „zweierlei Tuch“ Geld gegen 5 Prc. Zinsen anbieten. In einer der vorjährigen Decembernummern genannten Blattes fallen folgende Offerten in die Augen: „Officieren vermittelt Darlehne zu 5 bis 6 Prcocent per anno J. F. H. Mahnke, Berlin, ... Straße“ und „Geldgeschäfte jeder Art vermittelt schnell und discret, Geitzer, Berlin, ... Straße.“ Abgesehen von dem classischen „per anno“ verhüllt der bezeichnende Pseudonym „Mahnke“ den guten Namen eines vornehmen Geschlechts aus der Umgegend von Magdeburg. Der eigentliche Name kam vielfach vor den Schranken des Gerichts zur Sprache, weshalb er den Hilfsbedürftigen besser verborgen bleibt. Ein Pseudonym bildet stets unter gewissen Umständen ein artiges Hinterthürchen — zum Herausschlüpfen. Von dem anderen Herrn behauptete vor einigen Jahren der Justizrath Robert, ihn vor Gericht vertheidigend, daß die Handlungsweise seines Clienten nicht gerade moralisch, aber deswegen nicht strafbar sei. Es mag an diesen Beispielen genügen, obwohl sie erheblich zu vermehren wären. Mit dem sogenannten wirthschaftlichen Aufschwung nach dem französischen Milliarden-Unsegen, schossen die Lieutenants-Wucherer wie Pilze nach einem warmen Regen hervor. Das Berliner Polizei-Präsidium hielt sich daher mit Recht verpflichtet, dem Kriegsministerium eine Liste dieser dunklen Ehrenmänner, die weit über hundert Namen enthielt, zur Warnung an die Officier-Corps einzureichen. Das Verzeichniß bildete ein buntes Mosaik; gescheiterte Majors wechselten mit bankerotten Krämern ab, neben Grafen und Baronen standen Tischler, Gärtner und Geschäftsreisende. Sie alle, alle arbeiteten in Menschenfreundlichkeit, unter ausgiebigster Benutzung jenes Scheines des Shylock mit der verhängnißvollen Querschrift. Die Lieutenants-Wucherer theilen sich ein in:

a. Geldmänner,
b. Commissionäre,
c. Schieber.

Der Durchschnittspreis des Geldes dieser Wohlthäter übersteigt immer 100 Prc. für das Jahr, wovon der Geldmann 40 bis 50 Prc., — der Commissionär 20 bis 30 Prc. und der Schieber den Rest einheimst. Wie der Name besagt, befinden sich die Geldmänner in dem Besitz der Capitalien, die zur Verleihung an „Cavaliere“ gelangen sollen. Die Commissionäre vermitteln zwischen den Geldmännern und den Hilfsbedürftigen, ohne die ersteren zu nennen. Oft hintergehen sie beide Parteien zu ihrem eigenen Nutzen. Die Schieber „arbeiten“ in ähnlicher Weise an der Wucherbörse, wie die Pfuschmakler auf dem Giftbaum in der Burgstraße. Die Wucherbörse wird in der Kaisergallerie abgehalten, sie beginnt Nachmittags um 5 Uhr und währt bis 7 Uhr Abends. Wer den großen aber unpractischen Renaissance-Bau, welcher die Verbindung zwischen „Unter den Linden“ und der Behrenstraße herstellt, aufmerksam durchwandert, dem werden nicht die raubthierähnlichen und confiscirten Gesichter entgangen sein, die dort ihr Wesen treiben. Die Geldmänner Burchert und Marstall vertiefen sich in eifrigem Gespräch, ob der neue Prinz bei dem Regiment Garde du Corps zukünftiger Majoratserbe sei. „Seine Papiere sind „fein“, ich „arbeite mit ihm“ meint Burchert. Wie die Zeitungen vor einiger Zeit berichteten, soll der Geldmann Marstall bankerott sein. In seinem umfangreichen Geschäft unterhielt er einen Bureauvorsteher mit juridischen Kenntnissen, Bureaudiener u. s. w. In seinem Vorzimmer warteten die Träger der klangreichsten Namen, um zum Abend für ein zartes tête à tête bei Hiller oder Poppenberg sich das nöthige kleine Geld geben zu lassen. Im Allgemeinen aber lieben die Geldmänner nicht mit Cavalieren in Berührung zu gelangen. Sie überlassen das eigentliche Geschäft den Commissionären, die meist anrüchig und von pachydermischer Natur, dies und jenes nicht so genau nehmen. Die Geldmänner schwärmen für Recht, für Freiheit bis zur unbeschränktesten Wechselfreiheit. Sie gelten in den Augen der Oberflächlichkeit für Ehrenmänner, sie bezahlen ihre Steuern und gehören ausnahmelos der Fortschrittspartei an. Sie bekleiden nicht selten städtische Ehrenämter, reisen zur Sommerzeit in die Bäder und beschießen fleißig ihre gepachteten Jagden. Sobald die Kadetten-Vertheilung für die Armee stattgehabt oder die neue Rangliste herausgegeben ist, erhalten die jüngsten Kinder des Mars von den Commissionären gedruckte Zuschriften und Empfehlungen folgenden Inhalts:

„Berlin, Datum des Poststempels.

Ew. Hochwohlgeboren

beehre ich mich ergebenst mitzutheilen, daß ich im Besitz bedeutender

Capitalien, diese zu einem billigen Zinssatz sicher anlegen will. Wenn Hochdieselben Gelder bedürfen, bitte ich, auf mich zu reflectiren. Discretion ist Ehrensache. Ueber meine Solidität und Reellität wollen Ew. Hochwohlgeboren gütigst Erkundigungen bei dem Herrn Kriegsminister, dem ich genau bekannt bin, einziehen.

Hochachtungsvoll ergebenst
Jacobi."

Der Hinweis auf den Kriegsminister offenbart die seltene Verschmitztheit des Schreibers, denn ihm ist wohl bekannt, daß ein Lieutenant, der im Begriff steht, Schulden zu machen, nicht bei einem seiner höchsten Vorgesetzten anfragen wird. Dem unerfahrenen Epaulettenträger schmeichelt das Vertrauen, welches unaufgefordert, bedeutende Capitalien zur Verfügung stellt. Der Wunsch einer Bühnenfee nach einem Ringe, kreuzt sich mit der Leerheit seiner Börse. Für Beschaffung der kostbaren Equipirung verflüchtigten sich des „Vaters goldene Füchse", weshalb der Menschenfreund Jacobi als Retter in der Noth erscheint. Für Officiere gilt bei Strafe der Entlassung das Verbot Ehrenscheine zu unterschreiben, was natürlich die Fußangel wird, in welche Jacobi seine Opfer fängt.

„Herr Baron, einen Ehrenschein verlange ich nicht", spricht der Jude, „mit 50 Thaler mache ich keine Geschäfte, mit solchen Bagatellen gebe ich mich nicht ab. Nehmen Sie zweihundert Thaler, hier ist der Wechsel." Selbiger ist für ein Vierteljahr über 250 Thaler ausgestellt. Jacobi verspricht, das Geld durch die Post zu senden, denn er hat die Capitalien, welche er bei sich hatte, dem Prinzen X. aushändigen müssen, den er vorher besuchte. Statt der ausgemachten zweihundert Thaler werden nur 180 Thaler geschickt. Der Wechsel wird ungeachtet der versprochenen Discretion sofort an der Wucherbörse Handels- und Spielobject, denn siebzig Thaler sind zu verdienen. Nach drei Monaten wird der Wechsel prolongirt, derselbe beträgt nun schon 310 Thaler. Ein Ehrenschein wird ihm beigefügt, da ohne diese Sicherheit der mit einmal unbekannte Capitalist keine Prolongation eintreten lassen will. Wie das Galgenmännlein im Glase, das Geld in Hülle und Fülle gegen Verpfändung der Seligkeit schafft, ist Jacobi nicht wieder los zu werden. Gelingt es nicht bald den geschäftigen und unheimlichen Geist zu befriedigen, den Officier aus seiner Wirkungssphäre zu bringen, erscheint Letzterer gewöhnlich verloren. Wie verheerend diese Parasiten wirken, wird aus der Rangliste für 1879 ersichtlich, wo allein im Garde-Corps 9, in der Armee 42 jüngere Officiere wegen Verschuldung aus dem

Heeresdienste schieden. Es sind aber ihrer vielmehr, denn Manche zogen den freiwilligen Tod einem verfehlten Leben vor. Abgesehen davon, daß eine Menge hoffnungsvoller Jünglinge jahraus, jahrein, durch verbrecherische Verleitungen auf abschüssige Bahnen gedrängt wird, werden ihre Familien nebenbei ausgeplündert und an den Bettelstab gebracht. Bevor der Abschied aus dem Heere sich vollzieht, wird Liebe und Wohlwollen, bis zu den Grenzen der Möglichkeit, kein Opfer scheuen, die Katastrophe abzuwenden. Wenn jährlich nur fünfzig Officiere auf diese Weise ausscheiden, so werden in zehn Jahren fünfhundert angesehene Familien verarmt sein, was sich der Beachtung nicht entziehen sollte. Manchmal ereignet sich der Fall, wenn die Schuldsummen recht bedeutend sind, daß der Verschuldete durch Vermittelung der Geldmänner seinen guten Namen und seine Person an einen sitzengebliebenen Goldfisch verkauft und sich dadurch rettet. Eine nicht ungefährliche Wucherer-Species sind auch die Casernenjuden, die unter dem Vorwande: alte Schärpen und Portepée's u. s. w. zu kaufen, ihre Geldgeschäfte abwickeln. Die Regiments-Commandeure sollten diesen Zudringlichen den Eintritt in die Kasernen durch die Wachen verschließen lassen. Das „Haus" Kreßler und Labandter handelt seit Jahren in den Kasernen und hat bedeutendes Vermögen erworben.

Das neue Wuchergesetz ohne Beschränkung der allgemeinen Wechselfähigkeit war ein Schlag in's Wasser. Graf Wilhelm Bismarck erkannte das richtig, was sein Verdienst bleibt, denn ohne eine gewisse Einschränkung der unbegrenzten Wechselfähigkeit hat das Wuchergesetz nur den theoretischen Werth, den Wucher zu brandmarken, womit freilich den Geschädigten wenig gedient ist. Inzwischen lacht sich der Wucherer in's Fäustchen. Mit welchem geringen Vertrauen die Wirkungen des neuen Gesetzes betrachtet werden, beweisen die wenigen Zahlen strafrechtlicher Verfolgungen. In zwei zur Oeffentlichkeit gelangten Fällen sprachen die Gerichte die Wucherer frei. Im ersten Falle that der Wechsel das Seinige zur Freisprechung, in der zweiten Sache schlüpfte der Wucherer durch die weiten Maschen des Gesetzes. Man fängt keine Füchse mit Lerchennetzen. Am 23. September des vergangenen Jahres verhandelte die Ferienkammer für Handelssachen des Landgerichts München I folgende Strafsache, bei welcher die Anwendung des Wuchergesetzes in Baiern zum ersten Mal in Frage stand. „Es wurde einem eingeklagten Wechsel die Einrede des Wuchers entgegengesetzt mit der Behauptung, daß in der Wechselsumme eine Provision enthalten sei, welche einen Zinsfuß von 25 pCt. repräsentire. Der Kläger hielt dem entgegen, daß die behauptete Provisions-

summe zwar in der Wechselsumme mit einbegriffen, die Wechsel-Valuta aber dem Beklagten — einem Bauunternehmer — zu productiven Zwecken gegeben worden, und daß die Vermögensverhältnisse des Darlehnsnehmers zweifelhafter Natur seien (warum borgte Kläger? Doch nicht aus Menschenfreundlichkeit!) so daß mit Rücksicht auf das Risico des Klägers hier weder von einer Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit des Wechselschuldners, noch von einem auffälligen Mißverhältniß zwischen Vermögensvortheil und Leistung des Darlehngebers die Rede sein könne. Das Gericht hat unter Verwerfung der Einrede des Wuchers den Beklagten zur Zahlung der eingeklagten Wechselsumme verurtheilt und sich in seinen Entscheidungsgründen die Darlegung der klägerischen Replik angeeignet." Der Wucherer wurde also freigesprochen, obwohl die „zweifelhafte Vermögenslage" des Darlehnnehmers bekannt war, weshalb es berechtigt erschien, die Nothlage desselben mit 25 pCt. auszubeuten.

Am 3. December des vergangenen Jahres wurde am Sitze des Reichsgerichts gegen den Pfandleiher Karl Friedrich Krumpe verhandelt. Auch dieser wurde freigesprochen, da nicht „alle" Voraussetzungen des Wuchergesetzes, insonderheit das Vorhandensein der Nothlage der Verletzten und Ausbeutung derselben vorhanden waren. Das Gesetz, wie es ist, ohne gewisse Beschränkung der Wechselfähigkeit und Festsetzung eines Zinsmaximums für den Nichtkaufmann, bleibt für spätere Geschlechter — nur ein schätzbares Material, aus dem zu lernen ist, wie Gesetze nicht gemacht werden sollen. Fast sämmtliche Handelskammern sprachen sich mit sittlicher Entrüstung gegen jede Beschränkung der Wechselfähigkeit aus, was nicht mehr als natürlich erscheint. Wenn König „Nobel" einst die Sippschaft Reinecke gefragt hätte, ob sie die scharfen Gebisse behalten wollten, so wird kein Verständiger über die Antworten noch einen Zweifel hegen. Nicht viel anders durfte der Juristen-Congreß urtheilen, denn auch er sprach pro domo des Rechtsanwalts. Die Verallgemeinerung des Wechsels in allen Volksschichten mit seiner bequemen Klagebegründung und der Zugabe des Protestes bildet eine sichere und nicht zu verachtende Einnahmequelle, die erheblich versiegen müßte, sobald die Beschränkung der allgemeinen Wechselfähigkeit einträte. Wenn der deutsche Handwerkertag und einige landwirthschaftliche Vereine sich den Voten der Handelskammern anschlossen, beweist das entweder mangelnde Einsicht oder Abhängigkeit von jüdischem Einfluß. Auf dem landwirthschaftlichen Verein in Glienicke bei Beeskow begründete ein Herr Hirsch aus Oegeln die Beibehaltung der allgemeinen Wechsel-

fähigkeit dadurch, daß er mit einem Wechsel sich leicht Geld zu verschaffen wüßte, wenn dasselbe ihm auf einer Reise ausgegangen wäre. Ungeachtet der Lächerlichkeit einer solchen oberflächlichen Begründung einer das Volkswohl tief berührenden Maßregel wurde gegen die Beschränkung der Wechselfähigkeit votirt. Beiläufig erwähnt, besteht in vielen landwirthschaftlichen Vereinen das Gros der Mitglieder nicht aus Landwirthen, sondern aus allen möglichen anderen Leuten. Das „Landwirthschaftlich“ ist oft nur ein anständiges Etiquette für Ballfestlichkeiten.

Auf dem Juristentag betonte der Referent, Obergerichtsrath Thomsen-Hannover, daß eine gesetzliche Beschränkung der Wechselfähigkeit sich praktisch nicht werde durchführen lassen, auch den allgemeinen Weltverkehr und den Handel mit dem Auslande schädigen müsse, wie auch dermalen kein Anlaß zu Aenderungen des Wechselsystems vorliege u. s. w. Was der Wechsel einer Schenkmamsell in Berlin, eines Kellners in Cottbus, eines Koffäthen bei Kattowitz und eines Fähnrichs in Tilsit mit dem Weltverkehr und dem Handel zu schaffen hat, ist unerfindlich. Das Taschenspielerkunststückchen, „Handel“ für Schacher, „Verkehr“ für Wucher zu setzen, sollte billig unterbleiben, denn es ist zu verbraucht. Die vielen Beschlüsse im Interesse der allgemeinen Wechselfähigkeit glichen dem Angriff des Edlen von La Mancha gegen die Windmühlenflügel, weil bis dahin nicht die Absicht vorlag, die Wechselfähigkeit zu beschränken, sondern sie abhängig von der Eintragung in Wechselregister zu machen, was Jedem unbenommen bleibt. Der größte Theil der Officiere, wenn sie in die Armee eintreten, hat bis dahin weder einen Wechsel gesehen, noch eine Ahnung, welche gefährliche Waffe derselbe in Händen von Wucherern ist. Nicht minder leiden hierunter die kleinen Beamten, der Handwerker und der Bauer. Diese Leute ahnen nicht entfernt die Tragweite und Wirksamkeit ihrer Unterschrift auf einem Wechsel. Der Besitzer eines schuldenfreien, märkischen Bauernguts im Werthe von 10,000 Thalern kam dadurch, daß er ein Pferd für 240 Mark Werth auf Wechsel kaufte, um Haus und Hof. Dem Bauern fiel im Winter ein Pferd, der Jude Aron schaffte Ersatz gegen einen Wechsel von 300 Mark auf 5 Monate. Werner konnte das Thier nicht gebrauchen, da es nicht im Pfluge zog. Der Roßkamm brachte nun einen Schimmel zum Tausch; hierbei zahlte Werner zu, indem er einen neuen Wechsel, unter Rückgabe des alten über 450 Mark ausstellte. Nach acht Tagen verendete der Schimmel an der Kolik. Aron war von Neuem mit einem Pferde im Werthe von 300 Mark gefällig, der hierüber ausgestellte Wechsel lautete über 400 Mark auf sieben Monate. An beiden Fällig-

keitsterminen konnte Werner nicht bezahlen. Die Wechsel wurden auf drei Monate verlängert und in einen über 1000 Mark zusammengeschrieben. Noch zweimal wiederholten sich die Prolongationen. Aron zahlte hiernach 500 Mark an Werner, worauf dieser sich dazu verstehen mußte, 3000 Mark zu 6 Prc. Zinsen hypothekarisch eintragen zu lassen. Nach Verlauf von zwei Jahren bettelte Werner und hütet heute die Gemeinde-Schafe. In der Subhastation erstand Aron den Werner'schen Besitz, ihn zu parzelliren, welches Geschäft 15,000 Thaler einbrachte. Ohne Wechsel hätte Werner vielleicht kein Pferd bekommen, aber sein Gut behalten.

Ein unrichtiges Beginnen mußte es bleiben, über Beibehaltung der allgemeinen Wechselfähigkeit Handelskammern, kaufmännische Corporationen und private Vereinigungen zu befragen, welchen theilweis das Verständniß für eine so heikle Frage des Volkswohles abging und denen theilweis der gesunde Sinn durch wüstes Geschrei der jüdischen Presse betäubt war. In dieser Frage schienen zur Auskunft berechtigt: die Präsidenten der Landgerichte, die Directoren der Amtsgerichte, die Staatsanwaltschaften, die Polizeipräsidien und Polizeidirectionen, die Landräthe, die Oberpost- und Postbehörden, die Magistrate größerer Städte und die höheren Truppencommandos, nicht aber Interessenten.

Der Creditwechsel ist ein Privilegium des Wuchers und entspricht in keiner Weise mehr dem Kaufmannswechsel früherer Zeiten. Der Bankdirector von Lyskowski in Posen bemerkt daher in seinem Bericht über die Beschränkung der Wechselfähigkeit sehr richtig vom Darlehnswechsel: „Dieser Borgwechsel ist in seinem Verhältniß zum legitimen Kaufmanns- und Waarenwechsel, wenn man die Sache streng nimmt, lediglich als ein Falsificat desselben zu betrachten. Während Trassat eines kaufmännischen Wechsels denselben als Gegensatz einer bereits v o r e r h a l t e n e n Valuta acceptirt, thut Trassat eines Borgwechsels dasselbe nur in der Hoffnung einer zu erhaltenden Valuta. Während Trassant eines kaufmännischen Wechsels den Trassaten als Gläubiger bezieht, wird er beim Borgwechsel dessen Gläubiger erst mit dem geleisteten Accept. Dort wird eine Schuld getilgt, hier in der Regel erst neu constituirt."

Der Erbe eines reichen Berliner Hofconditors wurde durch das Vormundschaftsgericht zum Verschwender erklärt. In Folge dessen drängten gewerbsmäßige Wucherer den leichtsinnigen und unerfahrenen Jüngling, der bei einem Cavallerie-Regiment sein Jahr abdiente, dazu, die Namen mehrerer Officiere auf Wechsel zu setzen, vorgebend, diese liegen zu lassen, bis zu seiner Majorennität. Damit saß der Arme in einer Falle, aus

der kein Entrinnen möglich war. Schließlich wurde der reiche Erbe wegen Urkundenfälschung verurtheilt. Dieser Streich wäre bei angemessen beschränkter Wechselfähigkeit unmöglich gewesen.

Das Wuchertreiben unter Herrschaft der goldenen Internationale in Berlin schreit zum Himmel durch seine verderblichen Folgen. Der größte Theil der kleineren Beamten, die Lehrer, eine große Zahl Handwerksmeister sind durch den Wechsel von Leuten abhängig geworden, die sich durch Wucher bereichern. Mit der Beschränkung der allgemeinen Wechselfähigkeit werden dem Wucher in jeder Form die Saugwurzeln beschnitten und die Uebermacht des Judenthums gebrochen. Die landesüblichen Redensarten von der Schädigung des Allgemeincredits sollten füglich den Popularitätsschnorrern fortschrittlicher Observanz überlassen bleiben, denn Ehre ist damit nicht einzulegen.

Religion und Race im Judencharakter.

Die Beurtheilung des jüdischen Charakters, wie sie in der Weltliteratur niedergelegt ist, läßt schwerlich an Vollständigkeit etwas zu wünschen übrig. Wo der Jude auftrat, forderte er als eine auffällige und zugleich widrige Erscheinung die Kritik heraus, und da er jeden Kultur- und Bildungszustand als Ausbeutegelegenheit zu benutzen verstand, so ist er auch von jedem geistigen und moralischen Standpunkt aus beurtheilt und schließlich verurtheilt worden. Am vollkommensten hat man sein Wesen stets begriffen, wo man ihm den Willen ließ, seine Eigenschaften zu entfalten. Eine solche Gelegenheit boten die letzten Decennien unserer Zeit. Das Ergebniß der Kritik war nie ein den Juden günstiges. Das Lob der Juden haben immer nur sie selbst oder ihre Lehnsleute gesungen. Die ganze übrige Literatur ist in der Verurtheilung ihres Gebahrens einig, und selbst ihre Vertheidiger können nicht umhin, ihre üblen Eigenschaften anzuerkennen. Allein wenn an die Erörterung der gegen sie zu ergreifenden Maßregeln gegangen wird, dann entsteht Streit über die zu machenden Vorschläge oder aber wegen deren Motivirung. Ein Theil der Gebildeten kann sich nicht von den Grundsätzen einer aus der Aufklärungszeit stammenden verkehrt angewandten religiösen und politischen Toleranz trennen; Andere hoffen, die von der Naturwissenschaft gepredigte Abänderungstheorie werde das Wunder der Judenbesserung bewirken. Der Fehler liegt darin, daß es bis in die neueste Zeit versäumt worden ist, in die Beschreibung des jüdischen Volkscharakters ein einheitlich wissenschaftliches System zu bringen. Hätten wir eine Anthropologie, die sich auf die wissenschaftliche Beschreibung der Völkerindividualitäten erstreckte, so würde sich aus der Fülle des über das Judennaturell vorliegenden Materials die unumstößliche Wahrheit schulgerecht klar ergeben haben, daß die kosmopolitischen Gleichheitsphrasen auf kein Volk weniger Anwendung finden dürfen, als auf das jüdische und daß der jüdische Grundcharakter in den geschichtlichen Jahrtausenden unabänderlich derselbe geblieben.

Es ist bemerkenswerth, daß der Volksinstinkt oft die Wahrheit sicherer trifft, als eine ganze Epoche sich anstrengenden Forscherthums. Bei dem gemeinen Mann, an welchen Verbildung nicht heranreicht, hat

sich der Widerwille gegen jüdische Eigenart lebendig erhalten, und er sieht hinter dem Ausdruck „Jude" immer denselben komisch verächtlichen Typus feiger, hinterlistiger Habgier. Wie er es selbstverständlich findet, daß ein überwiegender Theil der Bevölkerung, soweit es die Einrichtungen jedes Staatswesens mit sich bringen, von den herrschenden Klassen thatsächlich ausgeschlossen bleibt, so ist er noch vielmehr davon überzeugt, daß es den Juden prinzipiell verwehrt sein muß, in die herrschenden Stellungen einzurücken.

Der Freiheitsdrang des 18. Jahrhunderts nahm das jüdische Emancipationsbedürfniß sozusagen unbesehen mit in den Kauf. Wie die Verhältnisse lagen, kam weder die Sonderart ihrer Religion noch die ihrer Race in Betracht. Nach der Fabel von den drei Ringen ist es dem Menschen unmöglich, die wahre Religion zu erkennen; so belehrt uns wenigstens ein Jude in Lessings Dichtung. Warum sollte die jüdische Religion nicht auf Duldung Anspruch erheben, da sie als Irrthum nicht zu erweisen war? Das Prinzip für die politische Gleichberechtigung der Juden lag für die damalige Zeit schon in der Thatsache ihrer Bedrückung. In der allgemeinen Ueberstürzung wurde übersehen, daß die Juden ihre Religion nicht für etwas anderes als den echten Ring ausgeben können und daß ihr Racencharakter von der Art ist, daß jede Gleichberechtigung, an der die Juden theilnehmen, sich in ein Monopol für ihre Herrsch- und Ausbeutesucht umwandeln muß.

Die Religion der Juden hat für diesen Stamm eine ganz besondere Bedeutung. Schon der Umstand ist eigenthümlich, daß sie noch die ursprüngliche Auffassung darstellt, mit welcher die Juden in die Geschichte eintraten. Die europäischen Kulturnationen haben ihre Urreligionen abgelegt und ihre Volksthümlichkeiten mit den Dogmen des aus dem Morgenlande herübergekommenen Christenthums mehr oder weniger versetzt. Um die ursprüngliche Volksanlage aus der Religion klarzustellen, wäre ein Vergleich zwischen den europäischen Urreligionen und der jüdischen Religion angebracht. In der Thatsache, daß das Judenvolk trotz seiner Zerstreuung unter die Völker keine religiöse Wandlung an sich vorgenommen, liegt eine sehr charakteristische Kennzeichnung des Judenwesens; nicht nur zeigt sich darin sein unüberwindliches Beharrungsvermögen, sondern auch, daß sich Religionssystem und Volkstypus bei ihm vollständig decken.

Bei der theoretischen Erörterung des Judencharakters wird es immer auf dreierlei ankommen, nämlich zu constatiren, daß die jüdische Race kulturwidrig, von niederer Art und in ihrem Grundwesen

unabänderlich sei. Kulturwidrig zeigt sich der jüdische Volkscharakter in der bei ihm zum Prinzip erhobenen auserwählten Selbstsucht, die alles kulturbefördernde Verallgemeinerungsfähige ausschließt, sich in der angestammten Menschenfeindlichkeit gefällt und in ihrer erfolgreichen Bethätigung mit Völkerelend und Korruption unzertrennlich verbunden ist. Von niederer Art ist die jüdische Race, insofern ihr idealloses Wesen in den materiellen Interessen allein aufgeht, wodurch sie in Wissenschaft, Literatur und Kunst gleichwie im öffentlichen Geschäftsverkehr unfähig wird, selbstständig zu produciren, so daß ihre gewinnsüchtige Aneignungsfähigkeit hier nur in der Ausbeutung fremden Geistes und fremder Gedanken sich manifestiren kann. Die Unabänderlichkeit ihres Grundwesens ist vor allem durch eine fast viertausendjährige Geschichtsschreibung mit classischen Beiträgen aus allen Zeiten klar erwiesen.

Wenn es möglich ist, die hier aufgestellten Behauptungen genügend zu erweisen und ihre Richtigkeit dem Bewußtsein der Gebildeten zugänglich zu machen, so hat man den zutreffenden Ausgangspunkt zur Lösung der Judenfrage festgestellt.

Es sei hier der Platz, auf eine neue literarische Erscheinung aufmerksam zu machen, durch welche der Mangel einer naturwissenschaftlichen Beschreibung der jüdischen Race beseitigt und die von Juden und Judengenossen versteckte Thatsache der geschichtlichen Verurtheilung des Judencharakters wieder in's klare Licht gesetzt wird. Wir meinen die kürzlich erschienene Schrift: „Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Kulturfrage. Mit einer weltgeschichtlichen Antwort. Von Dr. Ed. Dühring. (Karlsruhe und Leipzig 1881 bei H. Reuther. 160 S.)“ Herr Dühring, dem selbst seine Gegner die Anerkennung als bedeutender Forscher und Gelehrter nicht absprechen können, hat sich in früheren Werken wiederholt mit der Besprechung der jüdischen Eigenart befaßt. In der neuen Schrift vervollständigt er seine kritischen Auslassungen in der Absicht, „die Judenfrage den allgemeinen sowie den politischen und socialen Wissenschaften als einen Bestandtheil einzureihen, den Gegenstand zu systematisiren und als ein unentbehrliches Wissen in die Kultur- und Humanitätserrungenschaften aufzunehmen.“ Die Untersuchungen werden vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus unter steter Berücksichtigung des kulturgeschichtlichen Elements angestellt. Als Resultat der forschenden Kritik ergiebt sich für Religion und Moral, Wissenschaft und Kunst, Politik und sociales Gebahren mit unerbittlicher Logik der niedere Racencharakter des Judenvolks; ein Charakter, der in

allen historischen Wandlungen der Hauptsache nach derselbe geblieben, dessen Allgemeingefährlichkeit gesetzliche und gesellschaftliche Ausnahmemaßregeln nothwendig macht. Das Studium der neuen Broschüre, die sich von dem, was uns professorale Weisheit zur Lösung der Judenfrage unlängst geboten, auf das Vortheilhafteste abhebt, können wir jedem Gebildeten nur dringend anrathen. In der Mannigfaltigkeit des philosophisch aufgefaßten Materials sowie in der Neuheit bezw. Originalität der scharfsinnigen Gesichtspunkte ist Gelegenheit zu volksthümlichen Ausführungen geboten, und da Opposition gegen hergebrachte Meinungen ein werthvolles Mittel zur geistigen Anregung ist, so kann die antijüdische Bewegung durch die neue Schrift Dührings ebenso an Schärfe in der Motivirung ihrer Berechtigung als wie an Klarheit in der Wahl ihrer Ziele gewinnen.

Ein besonderes Verdienst hat sich Dühring erworben nicht nur dadurch, daß er das Toleranzprincip den Juden gegenüber auszuschließen weiß, ohne es der freiheitlichen Gestaltung der Verhältnisse bei anderen Nationen zu entziehen, sondern auch, indem er für die den Juden gegenüber gebotenen Ausnahmegesetze wichtige historische Präcedenzfälle anführt und schließlich vor der Consequenz nicht zurückscheut, als letztes Ziel der antijüdischen Bewegung die Brechung der Judenmacht in der sich allmälig vollziehenden und von außen unterhaltenen Zusammenschrumpfung des Judenstammes zu verkünden. In Nachfolgendem haben wir uns für unser Thema den Grundansichten Dühring's angeschlossen und dieselben mit Kraftstellen aus seiner Broschüre belegt. Wir hoffen, dadurch am wirksamsten zu einer Lektüre der inhaltreichen Schrift anzuregen.

Daß die Ergebnisse der forschenden Kritik der Gelehrten denen ähnlich ausfallen, welche die antijüdische Bewegung auf volksthümlichem Grunde gezeitigt hat, ist gewiß erfreulich. Für die Theilnehmer an dieser Bewegung haben jene Ergebnisse nichts Befremdendes an sich, wohl aber für denjenigen Theil der Gebildeten, der noch an den falschen Grundsätzen religiöser Duldung und politischer Gleichberechtigung festhalten zu müssen glaubt. Falsch sind diese Grundsätze, insofern sie von der irrthümlichen Voraussetzung ausgehen, die jüdische Religion sei wie eine andere Religion, und der Jude ein Mensch wie jeder andere. Soll das Befremdende einer Ausnahmegesetzgebung für die Juden weichen, so muß der Charakter der Letztern als Ausnahmecharakter erkannt werden, wonach sich eine Sonderrace in einer Sonderreligion wiederspiegelt und als solche weltgeschichtlich aufgeführt hat.

Das Verhältniß zwischen Religion und Race ist in der Judenfrage

nicht immer klar zu Tage getreten. Diese Frage ist allerdings nur vom Standpunkt der Race aus zu erledigen. Die Auffassung des jüdischen Wesens als Confession stammt aus dem Mittelalter, aus einer Zeit, wo Religion und Bildung so ziemlich identisch waren. Besonderen Werth hat das Religionssystem der Juden zur Kennzeichnung ihres Racencharakters, aber man darf nicht glauben, daß dieser abzulegen ist, wenn die Juden etwa zum Christenthum übertreten. Es gäbe auch eine Judenfrage, wenn sich sämmtliche Juden taufen ließen. In der Zeit vorherrschender religiöser Duldsamkeit haben die Juden ja vielfach ihre ganze Stammeseigenheit unter dem Deckmantel der Confession vortheilhaft verbergen können. Wenn sie jetzt aber noch immer in den Leitartikeln und Referaten ihrer verlogenen Presse von mittelalterlichem Glaubenhaß Geschrei machen, so ist das nur die von ihnen stets beliebte Fälschung und Irreführung der öffentlichen Meinung.

Welchen Charakter spiegelt die Religion der Juden wieder?

In den ursprünglichen Religionssystemen ist ein Gesammtbild der Lebensauffassung auf Grund der Naturanlagen eines Volkes gegeben, sie bilden „eine Summe von Völkerphantasien, in denen sich die Triebe und die Hauptangelegenheiten der betreffenden Völker verkörpern.“ *) Ihre Urkunden, welche Moral und Recht einschließen, sowie Lebensregeln und Grundsätze enthalten, werden dadurch ein Spiegel für das Trachten des Volkes, aus welchem sie hervorgegangen. Auch sind „die Götter Menschenbilder und Völkerspiegel.“ Diese Sätze erscheinen nirgend zutreffender als bei dem jüdischen Volke. Gott, Recht und Moral der Juden ist im Alten Testamente mit einer Treue gekennzeichnet, daß das Judenwesen daraus im Großen wie im Kleinen noch heut erkannt wird.

Das monistische Wesen des Judengottes, der keine anderen Götter neben sich dulden will, ist das jüdische Wesen unter den Völkern. Jehovah, der einzige Gott, die Juden sein auserwähltes Volk. Diesem will er die Macht über alle Völker verschaffen und sich dafür verherrlichen lassen. Durch Unterwürfigkeit unter den Mächtigeren nach unten zu herrschen, Jehovah's Knechte aber Herren der Welt zu sein, daß ist jüdisches Religionsideal. So sehen wir eine Knechtsreligion vor uns, in der es nur Knechte und Oberknechte giebt, die durch Furcht und Sold im Dienst erhalten werden, und der Herrgottsdienst ist ein Knechtsgeschäft, das Reichthum und Macht über alle Völker der Erde einbringen soll. Die jüdische Einheitsvorstellung, die im Despotismus der Selbst-

*) Dühring, Judenfrage.

sucht gipfelt, ging aus der jüdischen Monopolsucht hervor und aus ihrem Trachten, Alles zu knechten. Wie der jüdische Adam nicht sein soll wie Gott, so soll kein Volk gleichen dem Volk der auserwählten Selbstsucht.

„Denn ich bin der Herr!" fügt Jehovah seinen Befehlen hinzu. Daher sind äußere Macht und äußerer Erfolg noch heute maßgebend für die Juden. Gelegenheitsbenutzung ohne Skrupel halten sie überall für geboten. Mit dem religiösen Herrendienst ist der politische eng verbunden. Von Joseph, Mardochai und Daniel bis Gambetta und Disraeli, zu geschweigen von ihren mittelalterlichen Finanzkünstlern, verschafften sie sich bei den Machthabern Einfluß zur Ausbeutung Anderer. Obwohl ihnen ihr Messias erst die Herrschaft über alle Völker verschaffen soll, haben sie doch schon jetzt ein Nomadenreich zu allgemeiner Ausbeutung derselben organisirt. Sie geben sich auch überall für das vorzüglichste Volk der Erde aus und stellen ihren Scharfsinn der Einfalt des „Deutschen Michels" gegenüber. Ihr Hamansfest ist die Verherrlichung jüdischer Anmaßung.

Als leitendes Prinzip der Judenmoral stellt sich auserwählte Selbstsucht heraus. Daher bringen die Juden allen Völkern innerste Feindschaft und rastlose Aussaugungsgier entgegen, was wieder zur Folge hat, daß sie von allen Völkern gleichmäßig gehaßt werden. Habgier und knechtische Gesinnung bringen sie am meisten unter fremden Völkern zur Geltung. Gleich den Parasiten können sie nur fremdes Fleisch und Blut abwuchern. Ihr Treiben ist mit Beunruhigung als von Ungeziefer verknüpft. Entweder werden sie geknechtet oder sie knechten, immer aber schleppen sie das Gold und Silber ihrer Herren, wie in Egypten und Babylon, von dannen. Wo die Völker zu ihrer Bedrückung schreiten, erweist sich diese als Völkernothwehr. Wie die Juden im Alterthum Weib, Kind und selbst das Vieh ihrer Feinde opfern, so kennen sie auch unter veränderten Kulturverhältnissen nie Mitleid und Erbarmen. Ihr kulturwidriges Auftreten im Beginne der christlichen Zeitrechnung wird mit dem Verdammungsurtheil der klassischen Schriftsteller der Römer belegt. Seneca nennt sie einen verruchten Volksstamm. Dieser Umstand fällt um so mehr in's Gewicht, als die Römer zu jener Zeit in Ansehung fremder Sitten gewiß nicht engherzig verfuhren. Tacitus, der seinen Römern in den urwüchsigen Germanen ein Bild edler Sittenreinheit vorhält, nennt die Sitte der Juden ungereimt und schmutzig. „Der Volksstamm", sagt er, „ist ein zur Wollust geneigter"; und ferner: „Sie hegen gegen alle Andern einen feindseligen

Haß." In der Zerstreuung führten die Juden stets einen stillen Ausbeutungskrieg gegen den Wohlstand des Menschengeschlechts, wie sie bei ihrer Feindschaft gegen alle besseren Eigenschaften anderer Völker ihr nomadisirendes Hausirgewerbe längst übten, bevor Titus sie aus Palästina trieb. Die Römer eroberten die Welt im offenen Kampfe; die Juden suchten ihre Habe durch Erschleichen an sich zu bringen. Der Typus des Feilschens und Schacherns, das sich der Gott Abraham's, um die Gerechten in Sodom gefallen läßt, ist ihnen ursprünglich aufgedrückt. Auch gehorchen sie nur ihrem Gott, wenn sie wie in Egypten mit dem gestohlenen Golde und Silber ihrer Herren durchgehen.

Zur Beurtheilung der Judenmoral bedarf es des Talmud, „einer Glosse aus schlechter Zeit", nicht. Der ursprüngliche Text, wie er im Alten Testament niedergelegt ist, reicht für unser Bedürfniß aus.

Die specifisch jüdische Gottesidee ist dadurch, daß das Christenthum an sie anknüpft, in ihrem Werth bedeutend überschätzt worden. Der griechische Gedanke einer Götterfamilie, welche selbst dem Schicksal unterworfen ist, entspricht mehr wirklichen Verhältnissen und verträgt sich mit einer lebensvollen Gestaltung des Culturfortschritts besser, als der alles verzehrende, selbstsüchtig eifernde Jehovacultus. Ebenso darf die altgermanische Göttergestaltung einen Vergleich mit andern Urreligionen nicht scheuen. Die jüdischen Urkunden, so vortheilhaft wir sie zur Spiegelung des jüdischen Charakters verwenden können, gehören auch nicht in die Religionssphäre des Christenthums, aus welcher sie ausgemerzt werden sollten. Ueberhaupt müßte das Christenthum nationalisirt, d. h. entjudet werden, wenn anders die Juden auch von dieser Seite wirksam bekämpft werden sollen. Das Christenthum hat das Judenthum hinter sich hergezogen, ihm gleichsam eine Rolle zweiter Ordnung gesichert; daher leistete die religiöse Aufklärung der Judenemancipation Vorschub. Das ursprüngliche Christenthum war eine Rückwirkung gegen das Judenthum und dessen „Herzenshärtigkeit". Es hat durch die Nächsten-, ja Feindesliebe die Extreme der jüdischen Religion umgekehrt. Beide Extreme passen nicht für andere Völker.

Das geschilderte Religionssystem bringt es mit sich, daß Intoleranz ein Grundzug im jüdischen Charakter ist. Warum haben sie auch ihre Eigenheiten unter allen Völkern und zu allen Zeiten, sogar zerstreut, aufrecht erhalten? Was sie abgelegt, sind Nebensachen; die wesentlichen Merkmale sind dieselben heut wie zu Mosis Zeit, und das Beispiel ihrer „Gesetzeshandwerker", der Schriftgelehrten und Pharisäer, die den Verbrecher lieber frei gaben als Christum, den Gegner ihrer Gesinnung,

kann noch jetzt auf sie angewendet werden. Ihre Religion, welche die unduldsamste von allen ist, preisen sie als die vollkommenste, und „damit gehen sie über Lessing hinaus". Dabei führen sie „Toleranz" stets im Munde, aber sie meinen die Toleranz nur so weit, wie ihr jüdisches System nicht berührt wird, sondern nur das Christliche davon abgestreift ist. Mit Duldung meinen sie ihre eigene und mit dieser ihre Herrschaft. Toleranz den Juden gegenüber ist mithin Freiheit für die Intoleranz. Wie im Alten Testament, so sind ihnen alle Völker noch heute Fremde, denen gegenüber ihnen erlaubt ist, was nicht gegen einander. Indeß der Jude verleugnet sich selbst nicht, wenn er den Antijuden spielt. Alles in Allem haben sich die Juden zu allen Zeiten und in allen Beziehungen als der untoleranteste Volksstamm ausgewiesen.

Den vorhandenen schlechten Eigenschaften entspricht beim jüdischen Charakter der Mangel solcher, die bei einem Volksstamm die Möglichkeit gesellschaftlicher Verbindungen zu edlen Zwecken voraussetzen. Danach kennzeichnet sich der Judencharakter ebenfalls als social untauglich. In den religiösen Körperschaften der Juden erscheint Religion und Politik vermischt, wie sich überhaupt beide im jüdischen Wesen vereinigt finden. Die Alliance israélite nicht nur mischte sich stets in die hohe Politik, sondern auch der jüdische Kultus an und für sich mit seinem Hamansfest läßt den politischen Charakter der Judenreligion hervortreten. Es sollte daher dieser Kultus revidirt, und die jüdischen Korporationen müßten unter das Vereinsrecht gestellt werden.

Schließen wir hieran die Betrachtung jüdischer Unsocialität.

„Treue und Pietät, d. h. Achtung vor dem Bedeutenden sind die nothwendigen Grundbedingungen dauerhafter Vereinigungen." Die nackte Gewalt kann Herrschaften gründen, aber nur durch die moralischen Eigenschaften der Treue und Achtung erhalten. Beide Tugenden sind dem deutschen Volkscharakter ursprünglich eigenthümlich. Aus ihnen floß die heilige Ordnung des deutschen Stamm- und Familienlebens in der Urzeit ohne geschriebene Gesetze, sie waren nicht nur das gesellschaftliche Bindemittel im altdeutschen Staatenthum, sondern zeigen sich auch im mittelalterlichen Lehnswesen verkörpert. Sie können auch nicht veräußert werden, so lange deutsches Volksthum sich frei entfalten darf. Das Judenwesen aber ist mit ihnen unverträglich und eine stete Gefahr für sie, wo sie sich bethätigen wollen. Denn Selbstsucht und Eigennutz treibt die Juden nicht nur im Geschäftsleben, sondern auch in jedem edleren Verhältniß zum Verrath. „Der Verrath von Judas an Christus ist nichts Zufälliges, er kennzeichnet den jüdischen Volkscharakter,

welcher Verrath übt an sich und an allen Völkern.“ Es ist jüdischer Grundsatz, jeden Menschen für einen Schurken anzusehen, d. h. also als ein Schurke gegen ihn zu handeln. Man sagt zwar, die Juden hielten unter sich zusammen, aber dies Zusammenhalten ist mehr eine Absonderung mittels ihrer heimtückischen Gesinnung, die Gleiche zu Gleichen gesellt und nicht verhindert, daß sie sich unter einander betrügen. „Wo die Silberlinge den Verrath gebieten, da wird er ausgeführt.“ Aus Eigennutz verleugnet der Jude seine Religion, seine Race, indem er jede Gestalt annimmt. „Der Stamm bildet unter sich ein verworrenes Chaos, in welchem alle möglichen Gestalten des Eigennutzes wild durch einander treiben.“ Der „aufgeklärte“ Lassalle wollte, um ein Heirathsgeschäft zu machen — katholisch werden; er bedauert, „leider“ Jude und Literat zu sein, obwohl er beide verachte. Diesen Mann, der so scharf gegen die Juden aufgetreten, verherrlicht die jüdische Reclame, weil er eine Rolle gespielt. Zufolge des Mangels besserer Eigenschaften sind die Juden im Nomadenthum, der Urstufe gesellschaftlicher Gestaltung unter den Völkern, verblieben. Sie hätten vermöge ihres Reichthums längst einen Staat wieder etabliren können, wenn sie Neigung und Fähigkeit dazu besäßen. Statt dessen hausiren sie bei andern Völkern herum und bilden ein zersetzendes Element, welches sich in die andern Völker gegen deren Willen eindrängt und deren politische Gefüge zum Vortheil seiner auserwählten Interessen ausnutzt. Das Alte Testament weist die niedrigste (?) Stufe der Staatenbildung, die Theokratie, als die höchste für das Judenvolk auf. Als Knechte mystischer Autoritäten haben sie nur im Knechtsthum der Theokratie den Zügel für ihre gegenseitigen Begierden gefunden. Ihre Gesetze waren grausam und ohne inneren Zusammenhang auf die äußere Gewalt gestützt.

„Die Juden vertreten die Staatslosigkeit und Staatsunfähigkeit unter den Nationen.“ Ein Volk, dem Gemüth fehlt, kann Treue und Pietät nicht erweisen, ihm geht auch alle Empfänglichkeit für das rein Menschliche ab. Darum hat man die Juden, wo man über ihr Wesen nicht im Irrthum war und es mit dem Volkswohl aufrichtig meinte, auch stets vom Staatswesen fern gehalten. Ihre angestammte Menschenfeindschaft geht immer auf Ausbeutung der Verlegenheiten und des Unfriedens der Völker aus. In den neueren politischen Bewegungen ist ihr Verdienst, den sogenannten „Klassenhaß“ gesät zu haben. „Nach dem Grundsatz des Ricardo: „Jede Klasse macht ihren Gewinn auf Kosten der andern“ wäre die sociale Oekonomie die Kunst der Aneignung und Plusmacherei nach Gelegenheit der wirthschaftlichen

Machtstellung und unter Anwendung alles Raffinements der Uebervortheilung." Lassalle war es, der demgemäß den „Klassenhaß" etablirte. Damit die Juden von diesem ausgeschlossen würden, unterstützten sie, auch wenn sie ganz anderen Parteien angehörten, die Socialdemokratie. Der Nihilismus in Rußland nährt sich ebenfalls zum großen Theil von jüdischem Geist und jüdischem Gelde. Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Die jüdische Aussaat vom Klassenhaß hat endlich ihre Ernte gezeitigt im Racenbewußtsein gegen die Juden als gegen ein politisch und social unterzuordnendes Element. „Die Juden dürfen daher keiner öffentlichen Selbstständigkeit oder gar Herrschaft theilhaftig werden, wenn es nicht mit dem Wohlsein und der Freiheit der übrigen Gesellschaft zu Ende gehen soll." Sie sind vielmehr in einer ihren Fähigkeiten und Eigenschaften angemessenen untergeordneten Rolle zu halten. Ihre ihnen auf Grund der Menschenrechte gewährte Emancipation war ein Irrthum von weitgehendster wirthschaftlicher Bedeutung. „Das Menschenrecht ergiebt an sich noch kein specielles Naturrecht und auch nicht im entferntesten den Anspruch, in jeder bestimmten engeren Vereinigung und Gemeinschaft ein berechtigtes oder gar vollberechtigtes Mitglied zu sein."

Ihr Einfluß verschlechtert jede Gesetzgebung. Die Justizgesetze von 1879 z. B. weichen wegen ihrer jüdisch eigenartigen Zuthaten von der, man kann sagen, klassischen altpreußischen Gesetzgebung auf das Unvortheilhafteste ab. Der Stil ihrer formalen Ausgestaltung trägt die Züge jüdischer Unebenheit. Die Bevormundung des Volkes durch die Advokatur, die verzwickten Bestimmungen zur Rechtspflege, die unverhältnißmäßige Höhe der Gebühren verwirren das Rechtsgefühl oder lassen es nicht zur Geltung kommen, dienen aber auf alle Fälle jüdischer Ausbeutung und zur Machtvermehrung des Judenthums. In der Bewilligung von Ausnahmegesetzen gegen Andere sind die Juden nicht skrupulös, wie sie im „Kulturkampf" und der Socialdemokratie gegenüber gezeigt. Bei letzterer hatten sie speciell auch das Verdienst, die Zustände für das Ausnahmegesetz durch Aufstachelung sozusagen reif gemacht zu haben. Nur jüdischer Gesinnungsmangel konnte so schnell den ihm selbst von seinen Gastgebern erlassenen Ausnahmezustand vergessen.

Vermöge ihrer besonderen Anlagen mißbrauchen die Juden die Freiheiten und kehren sie in ihr Gegentheil. So ist z. B. wirthschaftliche Freizügigkeit an und für sich wünschenswerth, aber die jüdischen Nomaden verwandeln sie in ein Hausirmonopol. Hohen Zinssatz zu

nehmen, wie es vor dem Wuchergesetz gestattet war, ist an und für sich kein Wucher; dieser besteht vielmehr in der raffinirten Ausbeutung fremder Verlegenheiten, wozu sich die Juden hingezogen fühlen. Was für Andere Gleichberechtigung ist, bedeutet bei den Juden Herrschaft. Jede Freiheit stutzen sie auf ihre Race zurecht. Das auserwählte Volk will eben immer auserwählte Rechte haben; niemals begnügt es sich mit Gleichberechtigung. Ihren Reichthum verdanken die Juden nicht etwa ihrer besonderen Befähigung zum Kaufmann, sondern sie erwerben ihn mittels ihres größeren und ungenirteren Aneignungstriebes, infolgedessen sie sich zu ehrlosen Geschäftspraktiken hinneigen. Auf diese Weise wird jede wirthschaftliche Freiheit für sie zum Monopol, wenn sie es nicht vorziehen, die Freiheiten direct mit Monopolzwang zu versetzen, wie im Advokaturzwang. Advokaten rekrutiren sich ja zum großen Theil aus Israel.

Eine Vormundschaftsordnung haben wir im Staate des großen Friedrich, die den Juden auf den Leib geschrieben ist. Und wem könnte die von Juden beantragte Aufhebung der öffentlichen Leihhäuser zu gute kommen? Was endlich beschnittene und unbeschnittene Israeliten in kommunaler Selbstverwaltung leisten, illustrirt das in seiner Art einzige Beispiel der deutschen Reichshauptstadt.

Das Verhältniß der Juden zur Korruption wird in der oben genannten „Judenfrage" von Dühring wahrhaft klassisch gekennzeichnet, wie einige Proben zeigen mögen.

„Die Volkscharaktere erkennen sich aus dem Lebenslauf der Völker, wie der Einzelcharakter aus dem Lebenslauf des Einzelnen, und wie sich die Typen der Thiercharaktere in den Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Arten darlegen, so offenbaren sich die Völkercharaktere in dem gesellschaftlichen Gebahren und geistigen Gesammtschaffen der Völker." Die Einflüsse der Kultur sind bei den Menschen nicht unabhängig von dem vorhandenen Naturgrunde. Auf diese Weise entstehen die hervorstechenden Volkseigenthümlichkeiten. Bei dem Judenvolk ist es vor allem die in allen Formen erscheinende auserwählte Selbstsucht, die ihm den eigenartigen Stempel aufdrückt und es unfähig macht, bei der gewährten Gleichberechtigung stehen zu bleiben und nicht sogleich zur ausbeutenden Herrschaft überzugehen. Seine Herrschaft befestigt sich nur in Zeiten moralischer Schwäche, und deren Gefolgschaft ist stets Korruption. Nicht daß die Juden auch nur in der Schlechtigkeit befähigt wären, Großes zu leisten und Korruption stets hervorzurufen, aber immer werden sie vorhandene ausnutzen und ins Ungeheuerliche steigern. „Der

Jude ist an seinem eigensten Platze, wo er der Parasit einer bereits vorhandenen oder sich anzeigenden Korruption zu werden vermag." Wo er sich wohl fühlt, da ist etwas faul, und wo die Juden eine hervorragende Rolle spielen, ist auch hervorragende Korruption. Hiernach könnte man für Länder und Zeiten eine Karte entwerfen, die den Satz bewahrheiten würde.

Zwar ist die Judenfrage nicht blos eine Volks- sondern eine Völkerfrage, aber ihr Brennpunkt ist zur Zeit Deutschland. In den sechsziger und siebziger Jahren feierten die Juden hier ihre Jubelära, der vorherrschende Charakterzug dieser Zeit aber war steigende Korruption. Eine Zersetzung von Treue und Vertrauen hat stattgefunden, die weltgeschichtlich notifizirt bleiben wird. Geschäftlicher Lug und Trug ist Regel geworden: alle Scham ist abgelegt.

„Der Jude schleicht der Korruption nach und nistet sich im Fleisch der Völker ein." Wo Unfriede, Streit, Revolution entsteht, schürt er die Leidenschaften; wo Noth, Elend und Zersetzung anhebt, beschleunigt er plündernd den Prozeß. Ihre korrumpirende Rolle spielen die Juden auch in den politischen Verlegenheiten der Völker. Ihre Agenten sind in allen Lagern und machen wie überall die Unterhändler. Sie gehen dann mit den Rechten der Gesellschaft um, „als wären es Effecten auf einem Wechslertische". Dabei tauschen und wechseln sie aber so, daß sie selbst oder doch das Gros der Judenschaft, das seine Geschäftspraktiken vor wie nach betreibt und weiter schachert, das Hauptgeschäft machen.

Aus dem bisherigen hat sich nicht nur die Kulturwidrigkeit sondern auch die Niedrigkeit des jüdischen Racencharakters ergeben. Letztere manifestirt sich auch, wenn wir die Juden auf ihre Fähigkeit in Wissenschaft und Kunst prüfen. Eine eingehendere Erörterung müssen wir uns indeß für ein andermal aufsparen. Es sei hier nur ein maßgebendes Urtheil des Orientalisten Renan angeführt. Derselbe läßt sich hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Befähigung folgendermaßen aus:

„Im Gegensatz zu den arischen Nationen geht den Semiten jede wissenschaftliche und philosophische Originalität ab." Unter den Semiten sind die Juden aber die beschränktesten. „Sie haben nichts vermocht, als sich nach dem Bilde des Verhältnisses von Herr und Knecht, in welchem ihr Leben aufging, auch einen Herrgott zu erdenken." Die Humanität (allgem. Menschlichkeit) ist ihnen fremd. Nirgends auf dem Gebiete der Wissenschaft, Literatur und Kunst haben sie etwas Großes geleistet. „Ihr niedriger, zerfahrener, von Selbstsucht und Habgier geschwollener Sinn ließ sie den Blick nie zu dem Ideale

erheben.“ Sie werden Aerzte, Advokaten, Professoren ꝛc., um Handel mit fremden Ideen zu treiben. Die altjüdische Literatur weist nur einen Kultus der Theokratie auf, in welchem das Judenvolk selbst, sich in seinem Gotte spiegelnd, alles Interesse aufzehrt und wo kein Verständniß für allgemein menschliche Fragen aufzukommen vermochte. Dasselbe gilt für ihre Leistungen in der Kunst.

Eine Kunst bleibt den Juden als unübertroffene Leistung, nämlich die der Reclame, in allen übrigen Künsten und selbst in der Musik sind sie unfähig, vor allem in den bildenden. Schon der gewöhnliche Jude ist in seinen Manieren ein Gegenstand der Volkskomik, wie sie keinem Stamme — nicht einmal den Zigeunern — zu Theil geworden. Wo sollte er auch das Muster zur Kunst hernehmen! Mit weiser Voraussicht legt ihm sein Gott das Verbot auf: „Du sollst dir kein Bildniß machen!“ denn die Juden verstanden ja kein Bildniß zu schaffen, höchstens das goldene Kalb, „ein Stück plumper, goldsüchtiger Phantasie, um das sie tanzten und welches sie nun als unsichtbaren Geist feiern, der gestaltlos bei ihnen wohnt und unter ihnen umgeht.“

„Dem Judenvolk fehlt jene freie und uneigennützige Thätigkeit des Geistes, der allein zur uninteressirten Wahrheit und Schönheit vordringt. Sein Wissen richtet sich allein auf die materiellen Interessen und beutet in diesem Sinne fremden Geist wie fremdes Gut aus.“

Seiner tieferen Stufe der Begabung und Moralität entsprechend, zeigt der jüdische Charakter eine gewisse Schwäche und Unselbstständigkeit, die es nothwendig machen, das Judenvolk politisch unter Kuratell zu stellen und über dasselbe dauernd eine Art Polizei-Aufsicht zu führen. Nur Zwang kann dem innerlich haltlosen jüdischen Wesen die Aeußerung seiner üblen Eigenschaften verwehren. „Hier kann kein geistiges Princip helfen; der Fehler ist physiologischer Art und liegt im Nationalcharakter selbst.“ Wenn man wirklich die Abänderungsfähigkeit zugeben wollte, so würden dazu so lange Zeiträume nöthig sein, daß die andern Nationen darüber zu Grunde gehen möchten. In den geschichtlichen Jahrtausenden hat sich der jüdische Grundcharakter nicht verändert. Die Race ist unverbesserlich und kann durch keine Bildungsformen veredelt werden. „Es sind nicht die Formen, vermöge deren die Selbstsucht besteht, sondern umgekehrt verdirbt die Selbstsucht den Inhalt aller vorhandenen Formen und mischt sich in jedes System. Es sind auch persönliche Eigenschaften und nicht sachliche Güter, die den Juden zum Juden und den Ausbeuter zum Ausbeuter machen.“ Von den Früchten jeder Bildungsstufe und

jeden Culturfortschritts weiß die specifisch jüdische Art unter Anwendung befremdlicher Praktiken für sich den Löwenantheil zu erschachern.

Wenn Tacitus sagt: „Die Sitte der Juden ist schmutzig und ungereimt", so hat er dem politischen Bewußtsein aller Völker und Zeiten aus der Seele gesprochen. Man muß das Judentreiben verachten und kann es mit seinem eigenen Handeln nicht in Einklang bringen. „Die Juden sind nicht bloß schlecht verträglich für Andere, sondern auch für sich selbst und unter sich. Der Jude befindet sich fortwährend nicht nur im Widerspruch mit der besseren Menschheit, sondern auch mit sich selbst. Das Judengemüth befindet sich in rastloser Oede. Der ewige Jude, der nach dem Höhern und Edlern nicht aufzuschauen vermag und sich im Niedern durch die Weltgeschichte ruhelos treibt, ist das ganze Volk selbst, beladen mit dem Fluche der Natur, alle Völker heimzusuchen und selbst nicht sobald zur Ruhe einzugehen." Die Juden zu erlösen, ist ihrem Reformator mißlungen; so muß die Welt wenigstens vom Judenwesen erlöst werden. Bildungseinflüsse und auch die Religion sind dazu unzulänglich. Wir haben auch keine Verpflichtung, für Besserung der Juden einzutreten; mögen die Juden es selber besorgen. Bei ihrem hergebrachten Größenwahn werden sie dies zwar nicht einmal versuchen. „Sie bleiben eben in ihrer Gesammtheit ein einziger, ewiger Jude, der im Hohnsprechen gegen alles Edlere vermöge seiner angestammten Natur bis an's Ende der Tage verharrt."

Eine versuchte Widerlegung.

Der Berliner Börsen-Courier vom 23. December v. J. läßt sich von einem Statistiker (er verfügt gleichfalls über jede Branche wie das Tageblatt) vermuthlich Carlchen Mießnick oder sonst eine verunglückte Quartanergröße, gegen unsere „Verbrecher-Statistik"*) eine statistische und ziffernmäßige Widerlegung überreichen, welcher unsere gewaltige Anklage gegen das Judenthum entkräften soll.

Die Unterlage für unsere Anklage hat „die Statistik der Thätigkeit der preußischen Schwurgerichte, Berlin 1865 u. f." abgegeben. Dieselbe wird amtlich alle 2 Jahre publicirt und können wir der Redaction des Börsen-Courier nur empfehlen, auf der Bibliothek des Königlichen Statistischen Bureaus sich von der Authenticität unserer Grundzahlen zu überzeugen. Das wüthende Belfern jenes Artikels können wir uns sehr wohl erklären, denn die Meute hat das statistische Gebiet, auf welchem ihre Ankläger stehen, wiederholt abgejagt und nicht das geringste Wild gefunden. Die abgehetzten Rüden heulen und die abgejagten Jäger kauen verzweifelt am dintenfleckigen Speer. Die Juden sind nun einmal schlechte Parforce-Jäger, deshalb wollte Dr. Mendel dieses Vergnügen auch abgeschafft wissen.

Es läßt sich vom Königlichen Justiz-Ministerium eine Bestätigung unserer Zahlen erwarten, denn es kann für diese hohe Behörde durchaus nicht gleichgültig sein, wenn der Statistiker des Börsen-Courier sich zu der Behauptung versteigt, die „Statistik der Schwurgerichte" sei augenscheinlich aus der Luft gegriffen.

Wir wollen bei den jüdischen Verbrechen noch eines wenig bekannten Umstandes gedenken, welcher uns wohl der Erörterung werth zu sein scheint. In dem Zuchthause zu Rawicz existirt eine besondere Abtheilung für Juden, in welcher auf ihre Eigenthümlichkeit in Bezug auf Religion und Arbeitsscheu Rücksicht genommen wird. Daß man die übrigen Sträflinge vor dem üblen Einfluß der Juden schützt, begreifen wir, aber wir verstehen nicht, warum man die Juden der bessernden Einwirkung harter Arbeit entzieht.

*) In Heft 12 des Jahrganges 1880, auch in erweitertem Umfang als Broschüre unter dem Titel: „Der Juden Antheil am Verbrechen" in Otto Hentze's Verlag erschienen.

Redaction und Verlag: Otto Hentze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

In **Otto Hentze's** Verlag, **Berlin NO.**, Friedenstraße 15, sind erschienen:

Ein Appell an das deutsche Volk. Rede des Reichskanzlers, Fürst von Bismarck, bei Eröffnung der Zoll- und Steuer-Debatten im Deutschen Reichstage am 2. Mai 1879. 6. Aufl. Preis eleg. broch. 25 Pf. **Ausgabe auf holländischem Bütten-Papier 1 Mark.**

Ein zweiter Appell an das Deutsche Volk, insbesondere **an die Deutschen Landwirthe.** Rede des Reichskanzlers, Fürst von Bismarck, bei Gelegenheit der Berathung der Getreidezölle im Deutschen Reichstage am 25. Mai 1879. 2 Bog. gr. 8. Preis 40 Pf. **Ausgabe auf holländischem Bütten-Papier 1,50 Mk.**

Für die wirthschaftliche Entwickelung des Reiches sind diese beiden Reden von eminenter Bedeutung, weil sie für dieselbe grundlegend und in scharfsinniger Logik rücksichtslos und in überzeugender Sprache zeigen, daß der Regierung einzig das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt und sie mit dem laissez faire laissez aller gebrochen hat.

Jeder Deutsche, er möge den Zoll- und Steuerreformen zustimmen oder ihnen widerstreben, hat die Pflicht, obige Reden ihrem Wortlaut nach kennen zu lernen. Der Fürst Reichskanzler hat im Reichstage wiederholt auf dieselben hingewiesen.

Stolp, Dr. H., Das Innungswesen und die gewerbliche Arbeiterfrage oder die neue privat- und wirthschaftsrechtliche Regelung des Gewerbebetriebes. 2 Bog. gr. 8. Preis broch. 40 Pf.

Peters, Dr. Carl, Arthur Schopenhauer als Philosoph und Schriftsteller. Eine Skizze. Preis eleg. broch. 80 Pf.

Steinbrecher-Wasow, Christ., Die Reform der Küche. Ein Supplement zu jedem Kochbuche. 3. Aufl. Preis eleg. broch. 1 Mk., geb. 1,50 Mark.

Raschke, Die Reform unserer Creditverhältnisse durch Waarennoten. Preis eleg. broch. 50 Pf.

Max Baking, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.



2. Jahrgang. Heft 9.

Die



Deutsche Wacht.

Zeitschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Die Neutralen.

Joseph Pinkuß und die Pferdebahn.

Der weltreisende Buchholz.

Kleinere Aufsätze: Aus der guten alten Zeit. — Eine ländliche Taufe. — Deutsche Stimmen verschiedener Jahrhunderte über die Juden.

Berlin NO., 1881.

Otto Hentze's Verlag.

Friedenstraße 16.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Die Deutsche Wacht.

1. Februar 1881.

Die Neutralen.

Bogumil Goltz besaß einst ein Gut in Westpreußen und war eifriger Landwirth. Als er mit einer schweren Ladung Getreide zur Stadt fuhr — so erzählt er — und die Straße bergan ging, kam ihm ein Bauer auf leerem, mit vier Pferden bespannten Wagen entgegen. Es war Winter und das tiefe, gefrorene Geleise machte das Ausbiegen dem beladenen Wagen unmöglich, während dies für das leere Gefährt ein Leichtes gewesen wäre; der Bauer aber wollte nicht nachgeben und nach einigem vergeblichen Capituliren sprang Goltz vom Wagen, um den Mann mittelst des Stockes zu überreden. Während der Execution flüchtete sich „Jahnche", der Knecht des Bauern, und antwortete auf die lauten Hülferufe seines Brodherrn: „Ne, ick bliew neutral". Als die Verständigung mit dem Letzteren erreicht war, rief Goltz „Jahnche" heran, welcher in freudiger Erwartung einer Erkenntlichkeit für sein Wohlverhalten nicht wenig erstaunt war, eine noch viel ergiebigere Tracht Prügel von Goltz unter Mitwirkung des Bauern als Belohnung für die Neutralität zu empfangen.

Wir wollen mit der Erzählung dieser Geschichte Herrn Professor Hofmann nicht ängstigen, denn Goltz ist lange todt und wir zweifeln auch nicht, daß ein Jude „Jahnche" gegenüber sich dankbarer erwiesen haben würde, als Goltz. Aber der Rector der ersten deutschen Universität sollte doch auch einige Rücksicht auf das Gefühl der Deutschen nehmen,

und wenn er schon die zweifelhafte neutrale Stellung liebt, diese wenigstens im Stillen einhalten.

Das Fest, welches die Berliner Studenten am 18. Januar in Tivoli feierten, war ein rein nationales und es war nicht nöthig, in der rectoralen Festrede gegenüber dem gegenwärtig schwebenden nationalen Kampfe die neutrale Fahne der Wissenschaft aufzurollen und zum Sammeln um dieselbe zu blasen. Wir sind weit entfernt, die Wissenschaft, welche die Menschen aus Thieren des Waldes zu Gliedern einer gesitteten Gesellschaft gemacht hat, mit der elenden Politik in gleichen Rang zu stellen. Der empirische Chemiker, welcher zuerst sein Stück Fleisch an dem Stocke über das Feuer hielt, hat der Menschheit mehr genützt, als alle Autoren schlauer Verfassungen zusammengenommen. Wenn aber die Politik im Großen und Ganzen wenig nützen kann, so kann sie einzelnen Gruppen der Menschheit erheblich schaden und dies ist der Fall bei der jetzt in Deutschland herrschenden Judenpolitik. Von ihrer Aenderung hängt die Zukunft Deutschlands ab, und deshalb ist der Streit zwischen Deutschen und Juden für die Ersteren ein Kampf um Leben und Tod, und wer in demselben neutral bleibt, erklärt damit, daß ihm der Untergang der Deutschen gleichgültig sei.

Herr Hofmann kann auch kaum ein praktisches Resultat von seinen neutralen Ermahnungen erwartet haben. Die Wissenschaft, welche er in so ausgezeichneter Weise vertritt, unterscheidet die Körper nach ihren Reactionen und der Chemiker weiß, daß nur gleiche Stoffe unverändert in einander aufgehen und nur chemisch verwandte sich verbinden. Reagirt nun der Jude auf Nase, Auge und Ohr nicht anders, als der Deutsche? Reagirt er nicht characteristisch anders auf sittliche Ansprüche? Welcher Deutsche sagt, wie Rothschild: „mein Geld ist meine Ehre?“ oder welcher Deutsche definirt, wie der College Lazarus, die Ehre als die Anerkennung Anderer? Herr Hofmann wird Deutsche und Juden gewiß nicht für gleiche „Typen“ ansehen, und sie für seelenverwandt zu halten mußte dem Deutschen von dem Augenblicke an unmöglich sein, wo er anfing, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben. Ist der Gelehrte nur ein Futteral abstracter Wissenschaft, so mag er hübsch zu Hause bleiben und sich nicht unter lebendigen Menschen sehen lassen, fühlt er sich aber noch in Fleisch und Blut zu diesen gehörig, so muß er Stellung zu ihnen nehmen.

Das Fest der Gründung des Deutschen Reiches war recht eigentlich ein Deutsches Fest und es war nichts Unpassenderes denkbar, als bei dieser Gelegenheit die Jugend zur Verleugnung ihres nationalen Enthusiasmus aufzufordern. In deutscher Begeisterung hat unsere Jugend die

Schlachten geschlagen, welche das Deutsche Reich gründeten und sie soll wieder die Schlachten schlagen, die es vertheidigen. Glaubt Herr Hofmann, sie dazu williger zu finden, wenn das Deutsche Reich von den Juden beherrscht wird? Möge er an Herrn Virchow ein warnendes Beispiel nehmen, welcher selbst bekennt, sich im stillen Kämmerlein wegen der Judenfrage zu schämen — ohne Zweifel doch wegen seiner persönlichen Stellung zu derselben. Wenn er sich nur als Mitglied der Fortschrittspartei fühlte, hätte er keine Veranlassung zum Mißmuth, denn diese Partei lebt jetzt im wörtlichen Sinne goldene Tage. Sie erhebt schwere Zahnsteuer von den Juden und diese gedenken ihres mosaischen Gesetzes (5. Mose 25. 4.)

> „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.“

Herr Richter wird wohlausgestattet und wohlgenährt in den Wahlkampf treten. Die armen Juden!

Sie fühlen, daß ihnen die Sache an das Lebendige komme und fangen an, ihr Theuerstes zu opfern. Die „Post“ und die „Ostend-Zeitung“ haben sich das Verdienst erworben, die beiden nachstehenden Briefe zu veröffentlichen:

„Post“:

Berlin, den 14. Januar 1881.

Hochgeschätzter Herr!

Durch einige Ihrer Collegen, die Gott sei Dank human und tolerant genug sind, um sich von den antisemitischen Parteibestrebungen gänzlich fern zu halten, ist uns mitgetheilt worden, daß Sie auf das Eifrigste bemüht sind, für die Zwecke der Antisemiten zu agitiren und allen Ihren Einfluß in den dortigen Beamtenkreisen aufbieten, um das Feuer gegen die jüdischen Elemente zu hellen Flammen anzufachen. Wir sind weit entfernt davon, Ihnen wegen dieser agitatorischen Thätigkeit irgend welchen Vorwurf zu machen, da wir alle Schuld an dieser Bewegung ausschließlich jenen Männern zur Last legen, die sich nicht entblöden, in öffentlichen Volksversammlungen ihre jüdischen Mitbürger auf das Gröblichste in den Staub zu ziehen, jedoch werden Sie es uns andererseits als billig denkender Mensch nicht verargen können, wenn wir uns unserer Haut wehren und auf das Eifrigste bemüht sind, unsere Gegner wenn auch nicht für unsere Sache zu erwärmen, so doch wenigstens zu einer neutralen Stellung zu bewegen. B e d e u t e n d e G e l d m i t t e l, w e l c h e u n s z u r u n u m s c h r ä n k t e n V e r f ü g u n g ü b e r w i e s e n s i n d,

haben es uns bisher ermöglicht, in dieser Beziehung die größten Erfolge zu erzielen, ohne daß wir hierdurch Jemandes Ehre zu nahe getreten wären. Deshalb richten wir auch an Sie das ergebenste Ersuchen, unbeschadet Ihrer persönlichen Ansichten, wenigstens von jeder agitatorischen Thätigkeit gegen Ihre jüdischen Mitbürger Sich fern zu halten, wofür wir gern mit mehreren Hundert Mark erkenntlich sein würden. Natürlich würden wir hierüber das größte Stillschweigen beobachten, wie wir auch Sie dringend ersuchen, zu Niemanden etwas über dieses Schreiben verlauten zu lassen. Unser Deputirter, der Sie von Ansehen genau kennt und welcher mit Vollmacht über Zahlung von Beträgen bis 300 Reichsmark von uns ausgerüstet ist, wird Sie am Sonnabend (15.) 6 Uhr in dem unteren Saale der Reichshallen erwarten, um das Nähere in dieser Angelegenheit mit Ihnen zu vereinbaren und eventuell sofort zu realisiren. Wir machen noch ergebenst darauf aufmerksam, daß unsere hohen Connexionen in den finanziellen Kreisen unter Umständen von großem Vortheil für Ihre soziale Stellung sein können und empfehlen uns Ihnen vorläufig auf das Angelegentlichste.

Das Semiten-Comité.

Herrn Secretair Bentz
Wohlgeboren
hier W.
Leipziger Platz 17 II.
Königl. Eisenbahn-Direction.
Einschreiben.

„Ostend-Zeitung“:

Streng vertraulich.

Sehr geehrter Herr!

Das unterzeichnete Comité hat sich, wie Ihnen bekannt ist, die Abwehr der gegen die Juden, ihre bürgerliche und gesellschaftliche Gleichstellung gerichteten Bewegung zur Aufgabe gemacht. Zu diesem Zwecke bedürfen wir vor Allem bedeutender Geldmittel, um in systematischer Weise aufklärend (!) und widerlegend durch Flugblätter, Zeitschriften und Brochüren auf die Bevölkerung einzuwirken. Wir können uns naturgemäß zur Beschaffung dieser Mittel nur vertraulich an unsere besser situirten Glaubensgenossen wenden und denselben die Bitte an's Herz legen, uns durch wirklich erhebliche Beisteuern wenigstens in dieser Beziehung unsere genugsam schwierige Aufgabe erleichtern zu wollen. Die

Beiträge bitten wir unserem unterzeichneten Schatzmeister gefälligst recht bald Vormittags von 9—12 Uhr zugehen zu lassen.

Lazarus, Vorsitzender. Sal. Lachmann, Königl. Geh. Commerzienrath, Thiergartenstraße 3. Dr. Berthold Auerbach. Professor Dr. Barth. Jul. Bleichröder. Professor Emil Breslauer. Professor Breßlau. Dr. Burg. Geh. Com.-Rath Eisenmann. L. Friedländer. H. Goldschmidt. Hagelberg. Bankdirector Hermann. Dr. Herrlich. Prof. Dr. Hirschberg. Dr. Kalischer. San.-Rath Dr. Kirstein. Geh. San.-Rath Dr. Kristeller. M. G. Lewy. Geh. Comm.-Rath Liebermann. Abg. Ludwig Löwe. Abg. Dr. Mendel. San.-Rath Dr. Neumann. Comm.-Rath Simon. Professor Steinthal. Rechtsanwalt Stern. Abg. Dr. Straßmann. Stadtrath M. Wolf.

Wem nach diesen Documenten noch nicht die Augen aufgehen, der wird wohl sein Leben lang blind bleiben. Israel setzt ein naives Vertrauen in das Mittel, welches ihm zur Herrschaft verholfen hat und nun auch den nationalen Enthusiasmus abwehren soll, den ja Herr Hofmann für verwerflich erklärt. Wir erstaunen nicht über die darin liegende Schamlosigkeit, aber die Juden irren nur insofern, als sie die Deutschen nach sich selbst und den übergelaufenen armseligen Miethstruppen beurtheilen — armselig, denn „wer den Juden gegenüber Nichts weiß," sagt die Kreuzzeitung vom 15. Januar sehr richtig, „als daß ein gebildeter Mensch keinen Unterschied mehr machen darf zwischen ihnen und uns, ist so arm, daß die Juden über ihn triumphiren und ihn in ihrem Herzen verhöhnen, wenn sie ihm auch, als nützlichem Pionier für ihre Zwecke, mit Schmeicheln unter die Augen treten, so lange dies eben nützen kann. Jene Armuth zeigt sich recht schlagend in der großen Unkenntniß des eigentlichen jüdischen Geistes und Wesens und daher auch in dem völligen Mangel an Verständniß für die Bedeutung der Judenfrage, in dem bereits oben angedeuteten Wahn, daß sie nur von einigen „Hetzern" wachgerufen sei und ohne diese gar nicht auf die Tagesordnung gekommen sein würde; sie zeigt sich ferner in der naiven Leichtgläubigkeit, worin die nichtjüdischen Vorkämpfer des Judenthums von der Möglichkeit einer Verschmelzung des Judenthums mit dem deutschen Volke träumen und den deutschpatriotischen Geist unseres Judenthums zu preisen nicht müde werden."

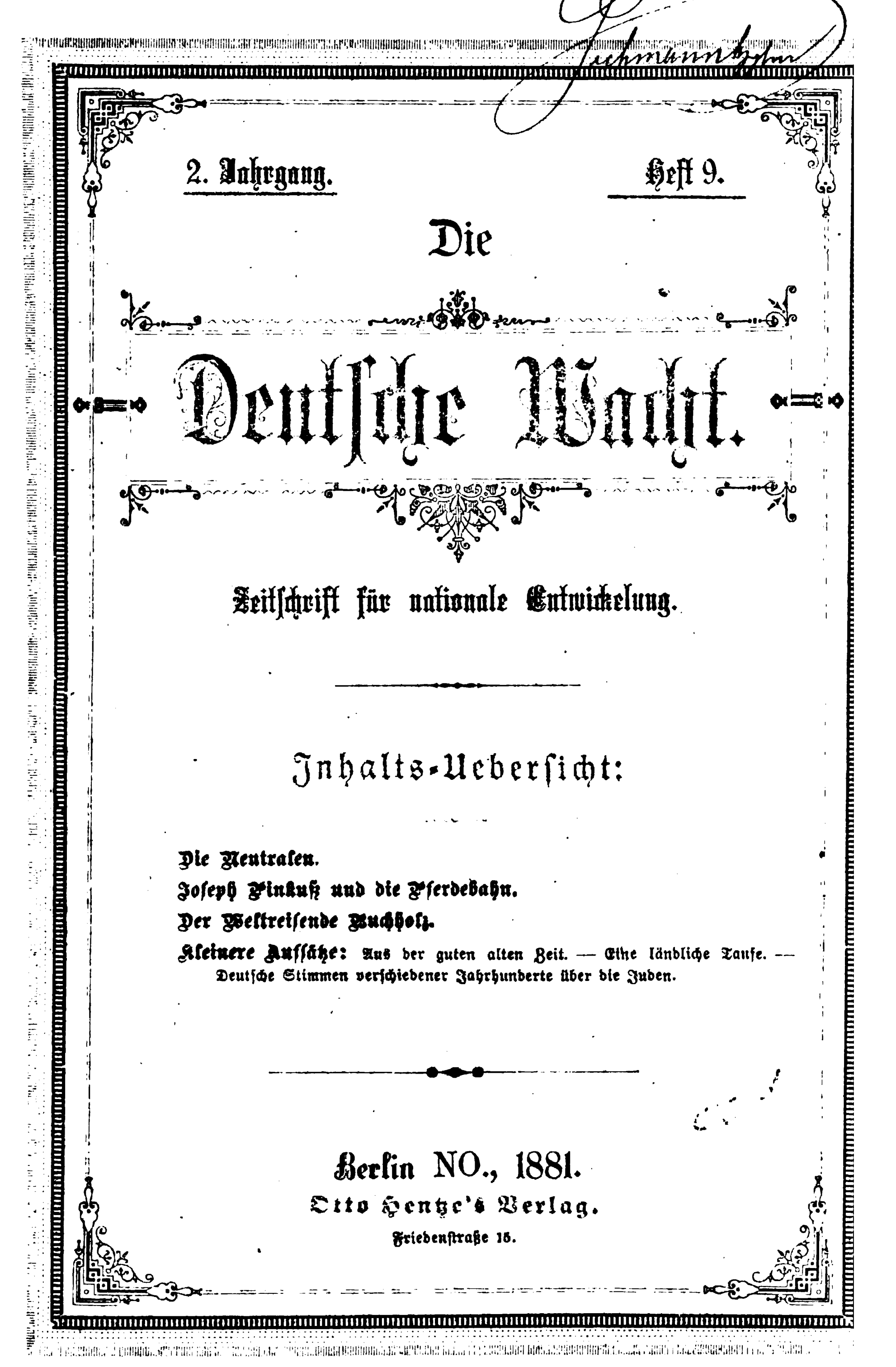
Die Kreuzzeitung tritt mit diesem Artikel rückhaltloser in den Kampf, als bisher, aber obgleich sie anerkennt, „daß das Ringen des christlich-germanischen Volksgeistes mit dem Geiste des modernen Judenthums ein

Ringen um Sein oder Nichtsein ist", bedauert sie doch, daß „in der antisemitischen Litteratur Waffen gebraucht würden, welche dem Christennamen nicht eben zur besonderen Ehre gereichen." Sie setzt ihre ganze Hoffnung in das sogenannte „positive", d. h. kirchliche Christenthum. Aber sie könnte an einem naheliegenden Beispiele über die Unwirksamkeit dieses positiven Christenthums belehrt werden. Daß von hoher Stelle, wo schon wegen des englischen Einflusses das positive Christenthum ungeschmälert vorausgesetzt werden muß, gefallene judenfreundliche und gegen den deutsch-nationalen Aufschwung gerichtete Aeußerungen fortwährend ohne Widerlegung verbreitet werden dürfen, sollte doch gegen die Wirksamkeit dieses positiven Christenthums in der Judenfrage einige Bedenken erregen und das Betonen desselben als zweifelhafte Waffe erscheinen lassen. Practische Rücksichten mahnen sogar zur Vermeidung des kirchlichen Standpunktes. Unsere Kirche, und wir sagen das mit aufrichtigem und tiefem Bedauern, hat sich leider von einem großen und namentlich von dem denkenden Theile des Volkes getrennt, weil sie die veraltete Hülle für wesentlicher hält, als den ewigen Inhalt des Christenthums, und man dürfte die Bewegung nur als eine vorwiegend kirchliche erscheinen lassen, um sie unpopulär zu machen und die Einmüthigkeit der Deutschen zu gefährden. Die Juden haben das wohl begriffen, denn sie sind im Gegensatze gegen die Kirche aufgekommen. Sie läugnen die nationale, ihnen unüberwindliche Differenz und betonen die „confessionelle", indem sie durch das Wort „confessionell" den Streit zu einem kirchlichen zu stempeln trachten. Und deshalb geben sie sich auch den Anschein, als ob sie in dem Hofprediger Stöcker ihren Hauptgegner erblickten und suchen die gefährlicheren nationalen Gegner todtzuschweigen.

Wenn die Kreuzzeitung sagt: „Es ist viel darüber geredet worden, ob die Judenfrage eine vorwiegend religiöse oder mehr eine Racenfrage, oder endlich eine wirthschaftliche sei. Wir meinen, sie ist das alles drei zugleich, vorwiegend und im innersten Grunde aber doch eine religiöse", so hat sie nur insofern Recht, als die Frage allen diesen dreifachen Inhalt hat. Das Wesentliche aber ist die Nationalität und sie schließt das Uebrige ein. Die Religion ist nur ein Ausdruck der Nationalität und des obwaltenden Racengegensatzes. Das Christenthum hat bei den Deutschen, obgleich es ihnen nur durch weite Vermittelung zukam, Aufnahme gefunden, weil es ihrer sittlichen Anlage entsprach: die Juden, denen es aus erster Hand angeboten wurde, haben es abgelehnt. Das Christenthum reicht über die evangelische Kirche [illegible] er Deutsche bleibt Christ auch außerhalb derselben. — D [illegible]

würde, richtig formulirt, daher lauten: „Der Jude ist so wenig Deutscher, als er Christ ist.“ Wir möchten der Kreuzzeitung und der hinter ihr stehenden kirchlichen Partei einen Vergleich vorschlagen. Hier auf Erden verfolgen wir augenblicklich denselben praktischen Zweck und es hat keinen Nutzen, wegen der verschiedenen Feldzeichen zu hadern, unter welchen wir den gemeinsamen Kampf führen. Unser Zwiespalt liegt im Jenseits und wir wollen die Erörterung desselben vertagen, bis wir uns dort treffen.

Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a W. 14.



2. Jahrgang. Heft 9.

Die Deutsche Wacht.

Zeitschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Die Neutralen.

Joseph Pinkuß und die Pferdebahn.

Der weltreisende Buchholz.

Kleinere Aufsätze: Aus der guten alten Zeit. — Eine ländliche Taufe. — Deutsche Stimmen verschiedener Jahrhunderte über die Juden.

Berlin NO., 1881.
Otto Hentze's Verlag.
Friedenstraße 15.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Die Deutsche Wacht.

1. Februar 1881.

Die Neutralen.

Bogumil Goltz besaß einst ein Gut in Westpreußen und war eifriger Landwirth. Als er mit einer schweren Ladung Getreide zur Stadt fuhr — so erzählt er — und die Straße bergan ging, kam ihm ein Bauer auf leerem, mit vier Pferden bespannten Wagen entgegen. Es war Winter und das tiefe, gefrorene Geleise machte das Ausbiegen dem beladenen Wagen unmöglich, während dies für das leere Gefährt ein Leichtes gewesen wäre; der Bauer aber wollte nicht nachgeben und nach einigem vergeblichen Capituliren sprang Goltz vom Wagen, um den Mann mittelst des Stockes zu überreden. Während der Execution flüchtete sich „Jahnche", der Knecht des Bauern, und antwortete auf die lauten Hülferufe seines Brodherrn: „Ne, ick bliew neutral". Als die Verständigung mit dem Letzteren erreicht war, rief Goltz „Jahnche" heran, welcher in freudiger Erwartung einer Erkenntlichkeit für sein Wohlverhalten nicht wenig erstaunt war, eine noch viel ergiebigere Tracht Prügel von Goltz unter Mitwirkung des Bauern als Belohnung für die Neutralität zu empfangen.

Wir wollen mit der Erzählung dieser Geschichte Herrn Professor Hofmann nicht ängstigen, denn Goltz ist lange todt und wir zweifeln auch nicht, daß ein Jude „Jahnche" gegenüber sich dankbarer erwiesen haben würde, als Goltz. Aber der Rector der ersten deutschen Universität sollte doch auch einige Rücksicht auf das Gefühl der Deutschen nehmen,

und wenn er schon die zweifelhafte neutrale Stellung liebt, diese wenigstens im Stillen einhalten.

Das Fest, welches die Berliner Studenten am 18. Januar in Tivoli feierten, war ein rein nationales und es war nicht nöthig, in der rectoralen Festrede gegenüber dem gegenwärtig schwebenden nationalen Kampfe die neutrale Fahne der Wissenschaft aufzurollen und zum Sammeln um dieselbe zu blasen. Wir sind weit entfernt, die Wissenschaft, welche die Menschen aus Thieren des Waldes zu Gliedern einer gesitteten Gesellschaft gemacht hat, mit der elenden Politik in gleichen Rang zu stellen. Der empirische Chemiker, welcher zuerst sein Stück Fleisch an dem Stocke über das Feuer hielt, hat der Menschheit mehr genützt, als alle Autoren schlauer Verfassungen zusammengenommen. Wenn aber die Politik im Großen und Ganzen wenig nützen kann, so kann sie einzelnen Gruppen der Menschheit erheblich schaden und dies ist der Fall bei der jetzt in Deutschland herrschenden Judenpolitik. Von ihrer Aenderung hängt die Zukunft Deutschlands ab, und deshalb ist der Streit zwischen Deutschen und Juden für die Ersteren ein Kampf um Leben und Tod, und wer in demselben neutral bleibt, erklärt damit, daß ihm der Untergang der Deutschen gleichgültig sei.

Herr Hofmann kann auch kaum ein praktisches Resultat von seinen neutralen Ermahnungen erwartet haben. Die Wissenschaft, welche er in so ausgezeichneter Weise vertritt, unterscheibet die Körper nach ihren Reactionen und der Chemiker weiß, daß nur gleiche Stoffe unverändert in einander aufgehen und nur chemisch verwandte sich verbinden. Reagirt nun der Jude auf Nase, Auge und Ohr nicht anders, als der Deutsche? Reagirt er nicht characteristisch anders auf sittliche Ansprüche? Welcher Deutsche sagt, wie Rothschild: „mein Geld ist meine Ehre?“ oder welcher Deutsche definirt, wie der College Lazarus, die Ehre als die Anerkennung Anderer? Herr Hofmann wird Deutsche und Juden gewiß nicht für gleiche „Typen“ ansehen, und sie für seelenverwandt zu halten mußte dem Deutschen von dem Augenblicke an unmöglich sein, wo er anfing, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben. Ist der Gelehrte nur ein Futteral abstracter Wissenschaft, so mag er hübsch zu Hause bleiben und sich nicht unter lebendigen Menschen sehen lassen, fühlt er sich aber noch in Fleisch und Blut zu diesen gehörig, so muß er Stellung zu ihnen nehmen.

Das Fest der Gründung des Deutschen Reiches war recht eigentlich ein Deutsches Fest und es war nichts Unpassenderes denkbar, als bei dieser Gelegenheit die Jugend zur Verleugnung ihres nationalen Enthusiasmus aufzufordern. In deutscher Begeisterung hat unsere Jugend die

Schlachten geschlagen, welche das Deutsche Reich gründeten und sie soll wieder die Schlachten schlagen, die es vertheidigen. Glaubt Herr Hofmann, sie dazu williger zu finden, wenn das Deutsche Reich von den Juden beherrscht wird? Möge er an Herrn Virchow ein warnendes Beispiel nehmen, welcher selbst bekennt, sich im stillen Kämmerlein wegen der Judenfrage zu schämen — ohne Zweifel doch wegen seiner persönlichen Stellung zu derselben. Wenn er sich nur als Mitglied der Fortschrittspartei fühlte, hätte er keine Veranlassung zum Mißmuth, denn diese Partei lebt jetzt im wörtlichen Sinne goldene Tage. Sie erhebt schwere Zahnsteuer von den Juden und diese gedenken ihres mosaischen Gesetzes (5. Mose 25. 4.)

„Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden."

Herr Richter wird wohlausgestattet und wohlgenährt in den Wahlkampf treten. Die armen Juden!

Sie fühlen, daß ihnen die Sache an das Lebendige komme und fangen an, ihr Theuerstes zu opfern. Die „Post" und die „Ostend-Zeitung" haben sich das Verdienst erworben, die beiden nachstehenden Briefe zu veröffentlichen:

„Post":

Berlin, den 14. Januar 1881.

Hochgeschätzter Herr!

Durch einige Ihrer Collegen, die Gott sei Dank human und tolerant genug sind, um sich von den antisemitischen Parteibestrebungen gänzlich fern zu halten, ist uns mitgetheilt worden, daß Sie auf das Eifrigste bemüht sind, für die Zwecke der Antisemiten zu agitiren und allen Ihren Einfluß in den dortigen Beamtenkreisen aufbieten, um das Feuer gegen die jüdischen Elemente zu hellen Flammen anzufachen. Wir sind weit entfernt davon, Ihnen wegen dieser agitatorischen Thätigkeit irgend welchen Vorwurf zu machen, da wir alle Schuld an dieser Bewegung ausschließlich jenen Männern zur Last legen, die sich nicht entblöden, in öffentlichen Volksversammlungen ihre jüdischen Mitbürger auf das Gröblichste in den Staub zu ziehen, jedoch werden Sie es uns andererseits als billig denkender Mensch nicht verargen können, wenn wir uns unserer Haut wehren und auf das Eifrigste bemüht sind, unsere Gegner wenn auch nicht für unsere Sache zu erwärmen, so doch wenigstens zu einer neutralen Stellung zu bewegen. Bedeutende Geldmittel, welche uns zur unumschränkten Verfügung überwiesen sind,

haben es uns bisher ermöglicht, in dieser Beziehung die größten Erfolge zu erzielen, ohne daß wir hierdurch Jemandes Ehre zu nahe getreten wären. Deshalb richten wir auch an Sie das ergebenste Ersuchen, unbeschadet Ihrer persönlichen Ansichten, wenigstens von jeder agitatorischen Thätigkeit gegen Ihre jüdischen Mitbürger Sich fern zu halten, wofür wir gern mit mehreren Hundert Mark erkenntlich sein würden. Natürlich würden wir hierüber das größte Stillschweigen beobachten, wie wir auch Sie dringend ersuchen, zu Niemanden etwas über dieses Schreiben verlauten zu lassen. Unser Deputirter, der Sie von Ansehen genau kennt und welcher mit Vollmacht über Zahlung von Beträgen bis 300 Reichsmark von uns ausgerüstet ist, wird Sie am Sonnabend (15.) 6 Uhr in dem unteren Saale der Reichshallen erwarten, um das Nähere in dieser Angelegenheit mit Ihnen zu vereinbaren und eventuell sofort zu realisiren. Wir machen noch ergebenst darauf aufmerksam, daß unsere hohen Connexionen in den finanziellen Kreisen unter Umständen von großem Vortheil für Ihre soziale Stellung sein können und empfehlen uns Ihnen vorläufig auf das Angelegentlichste.

Das Semiten-Comité.

Herrn Secretair Bentz
Wohlgeboren
hier W.
Leipziger Platz 17 II.
Königl. Eisenbahn-Direction.
Einschreiben.

„Ostend-Zeitung“:

Streng vertraulich.

Sehr geehrter Herr!

Das unterzeichnete Comité hat sich, wie Ihnen bekannt ist, die Abwehr der gegen die Juden, ihre bürgerliche und gesellschaftliche Gleichstellung gerichteten Bewegung zur Aufgabe gemacht. Zu diesem Zwecke bedürfen wir vor Allem bedeutender Geldmittel, um in systematischer Weise aufklärend (!) und widerlegend durch Flugblätter, Zeitschriften und Brochüren auf die Bevölkerung einzuwirken. Wir können uns naturgemäß zur Beschaffung dieser Mittel nur vertraulich an unsere besser situirten Glaubensgenossen wenden und denselben die Bitte an's Herz legen, uns durch wirklich erhebliche Beisteuern wenigstens in dieser Beziehung unsere genugsam schwierige Aufgabe erleichtern zu wollen. Die

Beiträge bitten wir unserem unterzeichneten Schatzmeister gefälligst recht bald Vormittags von 9—12 Uhr zugehen zu lassen.

Lazarus, Vorsitzender. Sal. Lachmann, Königl. Geh. Commerzienrath, Thiergartenstraße 3. Dr. Berthold Auerbach. Professor Dr. Barth. Jul. Bleichröder. Professor Emil Breslauer. Professor Breßlau. Dr. Burg. Geh. Com.-Rath Eisenmann. L. Friedländer. H. Goldschmidt. Hagelberg. Bankdirector Hermann. Dr. Herrlich. Prof. Dr. Hirschberg. Dr. Kalischer. San.-Rath Dr. Kirstein. Geh. San.-Rath Dr. Kristeller. M. G. Lewy. Geh. Comm.-Rath Liebermann. Abg. Ludwig Löwe. Abg. Dr. Mendel. San.-Rath Dr. Neumann. Comm.-Rath Simon. Professor Steinthal. Rechtsanwalt Stern. Abg. Dr. Straßmann. Stadtrath M. Wolf.

Wem nach diesen Documenten noch nicht die Augen aufgehen, der wird wohl sein Leben lang blind bleiben. Israel setzt ein naives Vertrauen in das Mittel, welches ihm zur Herrschaft verholfen hat und nun auch den nationalen Enthusiasmus abwehren soll, den ja Herr Hofmann für verwerflich erklärt. Wir erstaunen nicht über die darin liegende Schamlosigkeit, aber die Juden irren nur insofern, als sie die Deutschen nach sich selbst und den übergelaufenen armseligen Miethstruppen beurtheilen — *armselig*, denn „wer den Juden gegenüber Nichts weiß," sagt die Kreuzzeitung vom 15. Januar sehr richtig, „als daß ein gebildeter Mensch keinen Unterschied mehr machen darf zwischen ihnen und uns, ist so *arm*, daß die Juden über ihn triumphiren und ihn in ihrem Herzen verhöhnen, wenn sie ihm auch, als nützlichem Pionier für ihre Zwecke, mit Schmeicheln unter die Augen treten, so lange dies eben nützen kann. Jene Armuth zeigt sich recht schlagend in der großen Unkenntniß des eigentlichen jüdischen Geistes und Wesens und daher auch in dem völligen Mangel an Verständniß für die Bedeutung der Judenfrage, in dem bereits oben angedeuteten Wahn, daß sie nur von einigen „Hetzern" wachgerufen sei und ohne diese gar nicht auf die Tagesordnung gekommen sein würde; sie zeigt sich ferner in der naiven Leichtgläubigkeit, worin die nichtjüdischen Vorkämpfer des Judenthums von der Möglichkeit einer Verschmelzung des Judenthums mit dem deutschen Volke träumen und den deutschpatriotischen Geist unseres Judenthums zu preisen nicht müde werden."

Die Kreuzzeitung tritt mit diesem Artikel rückhaltloser in den Kampf, als bisher, aber obgleich sie anerkennt, „daß das Ringen des christlichgermanischen Volksgeistes mit dem Geiste des modernen Judenthums ein

Ringen um Sein oder Nichtsein ist", bedauert sie doch, daß „in der antisemitischen Litteratur Waffen gebraucht würden, welche dem Christennamen nicht eben zur besonderen Ehre gereichen." Sie setzt ihre ganze Hoffnung in das sogenannte „positive", d. h. kirchliche Christenthum. Aber sie könnte an einem naheliegenden Beispiele über die Unwirksamkeit dieses positiven Christenthums belehrt werden. Daß von hoher Stelle, wo schon wegen des englischen Einflusses das positive Christenthum ungeschmälert vorausgesetzt werden muß, gefallene judenfreundliche und gegen den deutsch-nationalen Aufschwung gerichtete Aeußerungen fortwährend ohne Widerlegung verbreitet werden dürfen, sollte doch gegen die Wirksamkeit dieses positiven Christenthums in der Judenfrage einige Bedenken erregen und das Betonen desselben als zweifelhafte Waffe erscheinen lassen. Practische Rücksichten mahnen sogar zur Vermeidung des kirchlichen Standpunktes. Unsere Kirche, und wir sagen das mit aufrichtigem und tiefem Bedauern, hat sich leider von einem großen und namentlich von dem denkenden Theile des Volkes getrennt, weil sie die veraltete Hülle für wesentlicher hält, als den ewigen Inhalt des Christenthums, und man dürfte die Bewegung nur als eine vorwiegend kirchliche erscheinen lassen, um sie unpopulär zu machen und die Einmüthigkeit der Deutschen zu gefährden. Die Juden haben das wohl begriffen, denn sie sind im Gegensatze gegen die Kirche aufgekommen. Sie läugnen die nationale, ihnen unüberwindliche Differenz und betonen die „confessionelle", indem sie durch das Wort „confessionell" den Streit zu einem kirchlichen zu stempeln trachten. Und deshalb geben sie sich auch den Anschein, als ob sie in dem Hofprediger Stöcker ihren Hauptgegner erblickten und suchen die gefährlicheren nationalen Gegner todtzuschweigen.

Wenn die Kreuzzeitung sagt: „Es ist viel darüber geredet worden, ob die Judenfrage eine vorwiegend religiöse oder mehr eine Racenfrage, oder endlich eine wirthschaftliche sei. Wir meinen, sie ist das alles drei zugleich, vorwiegend und im innersten Grunde aber doch eine religiöse", so hat sie nur insofern Recht, als die Frage allen diesen dreifachen Inhalt hat. Das Wesentliche aber ist die Nationalität und sie schließt das Uebrige ein. Die Religion ist nur ein Ausdruck der Nationalität und des obwaltenden Racengegensatzes. Das Christenthum hat bei den Deutschen, obgleich es ihnen nur durch weite Vermittelung zukam, Aufnahme gefunden, weil es ihrer sittlichen Anlage entsprach: die Juden, denen es aus erster Hand angeboten wurde, haben es abgelehnt. Das Christenthum reicht über die evangelische Kirche hinaus und der Deutsche bleibt Christ auch außerhalb derselben. — Der Satz der Kreuzzeitung

würde, richtig formulirt, daher lauten: „Der Jude ist so wenig Deutscher, als er Christ ist.“ Wir möchten der Kreuzzeitung und der hinter ihr stehenden kirchlichen Partei einen Vergleich vorschlagen. Hier auf Erden verfolgen wir augenblicklich denselben praktischen Zweck und es hat keinen Nutzen, wegen der verschiedenen Feldzeichen zu hadern, unter welchen wir den gemeinsamen Kampf führen. Unser Zwiespalt liegt im Jenseits und wir wollen die Erörterung desselben vertagen, bis wir uns dort treffen.

Joseph Pinkuß und die Pferdebahn.

Als die ritterschaftliche Bank zu Stettin mit Krachen und Poltern, unter dem Weh und Ach der Kleinen, die ihre mühsamen Ersparnisse daselbst angelegt hatten, zusammenbrach, war des Wunderns darüber kein Ende. Man hielt das für unmöglich und dennoch bewies die Thatsache des Zusammenbruchs, wie Unmögliches möglich wurde. Der Eisenbahnbaukönig Stroußberg verschwand von der Bildfläche der Speculation mit ähnlichem Lärm. Sein Wirken hinterließ ein Miasma, das er für gut fand, durch Weihrauchstreuen auf sein gemeinnütziges Streben und durch Selbstberäucherung möglichst zu verdecken. Der „geniale Doctor" aus altadligem, jüdischen Geschlechte, verfaßte in den Gefängnissen des heiligen Moskau ein Buch, das ihn in seinen Augen rechtfertigte. In dieser Apologie geschieht in nicht schmeichelhafter Weise eines Bankiers Erwähnung, der Pferdebahnen baute und dabei Millionen verdiente. Von demselben erzählt der „geniale Doctor", daß er sich einen Rechtsconsulenten hielte, der genau die Grenzen bezeichnete, wie weit der Arm des Staatsanwalts reiche. Eine Vorsicht, die Herr Stroußberg zu tadeln nicht Veranlassung nahm.

Im Juni vergangenen Jahres berichtete ein Berliner Fortschrittsblatt: „Die Große Berliner Pferdebahn-Gesellschaft, deren gemeinnütziges Wirken und durchaus solide Verwaltung in jener Stadtverordneten-Sitzung, welche den Vertrag mit diesem Institut genehmigte, ganz besonders hervorgehoben wurde, hat neuerdings eine indirecte, allerhöchste Anerkennung erhalten. Dem Schöpfer dieses Unternehmens, Herrn Joseph Pinkuß, Chef des hiesigen Bankhauses, Feig und Pinkuß, ist nämlich der Charakter eines Königl. Commerzienrathes verliehen worden." Kurz darauf wurde geschrieben, daß die allerhöchste Anerkennung, welche die Verwaltung der Großen Berliner Pferdebahn fand, auch ferner dadurch bethätigt wurde, daß dem bewährten Leiter des Instituts, Herrn Gustav Dittmann, der Kronen-Orden dritter Classe, unter Uebergehung der vierten, verliehen worden sei. Was Joseph Pinkuß betrifft, so ist er nicht Schöpfer, denn das ist Gott allein, sondern Gründer der Großen

Berliner Pferdebahn gewesen, bezüglich des Herrn Dittmann bleibt zu bemerken, wie der Kronen-Orden vierter Classe gewöhnlich nicht an höhere Beamte verliehen wird, daher von einer Uebergehung derselben, in Ansehung ganz besonderer Verdienste füglich nicht die Rede sein kann. Die Bescheidenheit rechnete noch niemals zu den Eigenschaften, an welchen Verwaltungen von Actiengesellschaften leiden. Ihre Prospecte, Statuten, Rechnungsberichte rühmen zwar stets die eigene Selbstlosigkeit der gemeinnützigen Gründungen, deren hohe Zwecke nur der Allgemeinwohlfahrt dienen. Diese Neigung haftet auch der Pferdebahn-Verwaltung an, denn sie sagt in dem Rechenschaftsbericht von 1879: „Wir hoffen dies um so mehr, als unser allseitig (?) als gemeinnützig anerkanntes Unternehmen, das durch seine umfangreichen Straßenregulirungen und Verkehrserleichterungen, welche es seit vielen Jahren mit großen Opfern in schweren Zeiten geschaffen, ganz wesentlich zur Entwickelung Berlins und der umliegenden Ortschaften beigetragen hat, wohl mit Recht auf eine, seine Leistungen für das öffentliche Wohl entsprechende Berücksichtigung rechnen darf." Abgesehen von der Phrase: „ganz wesentlich zur Entwickelung Berlins" u. s. f., bestand das gemeinnützige und allseitig anerkannte Streben für das öffentliche Wohl hauptsächlich darin, an den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage von dem armen Manne, welcher in jener Zeit die Pferdebahn benutzt, doppelte Preise zu erheben. Die großen Opfer in den schweren Zeiten ermöglichten eine jährliche Dividende, die das übliche Zinsmaximum bei Capitalsanlagen in Grundbesitz erheblich überschritt, außerdem aber recht ansehnliche Tantièmen für Aufsichtsräthe und Directoren.

Joseph Pinkuß gründete die Große Berliner Pferde-Eisenbahn-Gesellschaft in Gemeinschaft mit dem Polizei-Assessor a. D. Plewe, Dr. Martin Ebers, Eisenbahndirector a. D. Gustav Dittmann, General-Consul Hermann Kreismann, Geheimer Kanzeirath a. D. Dr. Georg Kurs. Zu Aufsichtsräthen wurden damals bestellt: Michael Simonsohn, Sigismund Samuel, Alexander Duncker, Risch, Otto Windmüller und Moritz Hirsch. Das ungeschmälerte Verdienst des Commerzienrath Pinkuß bleibt sein Geschick, die Pferdebahn-Actien bis 170 im Cours gebracht zu haben. Er gründete außer der Pferdeeisenbahn, den Berliner Phönix, Werkzeugmaschinenfabrik und Eisengießerei, die Actienbierbrauerei in Moabit, vormals Arends und betheiligte sich als erster Zeichner bei der Märkisch-Schlesischen Maschinenbau- und Hüttengesellschaft, vormals F. A. Egells, bei der Lampenfabrik Stobwasser und bei der Berliner Viehmarkt-Actien-Gesellschaft. Im Frühjahr des vergangenen Jahres, als alle Knospen

sprangen, verheirathete er seine einzige Tochter an den Bankier Fränkel. Die Hochzeit wurde mit orientalischer Pracht gefeiert, selbst ein Fackeltanz, der sonst nur an fürstlichen Höfen gebräuchlich, fehlte nicht. Das Fest kostete nach Angabe der Vossischen Zeitung über 50,000 M. und wurde in Berlin hergerichtet. In Berlin, wo vor wenigen Jahren beinahe 250,000 Executionen stattgehabt hatten, also jeder vierte Mensch zahlungsunfähig gewesen war. Die Pracht jener Judenhochzeit fiel zu grell in die Nacht des Berliner Elends, weshalb nach wenigen Tagen die philosemitische Zeitung für Staats- und gelehrte Sachen, vulgo Tante Voß, inspirirt wurde, zu berichten, wie Joseph Pinkuß aus Veranlassung des jüngst gefeierten, glücklichen Familien-Ereignisses bedeutende Summen zu Wohlthätigkeitszwecken für alle Confessionen gespendet habe. Diese Freigebigkeit paarte sich mit seltener Bescheidenheit, denn die Beträge wurden nicht genannt.

Der Commerzienrath Pinkuß ist ein vorsichtiger Hausvater, daher Aufsichtsrath und Direction der Pferdebahn aus Männern bestehen, die nahe und nächste Beziehungen zu ihm unterhalten. An der Spitze des Verwaltungsrathes steht heute der amerikanische General-Consul, Herr Hermann Kreismann. Dieser Diplomat war Mitbegründer der Flora in Charlottenburg und hatte den im Sommer 1871 veröffentlichten Prospect unterzeichnet, der eine Rentabilität des Unternehmens von mindestens 12 pCt. versprach. Seine jüngeren Jahre verlebte genannter Herr im freien und vorurtheilslosen Amerika. — Wie die Pferdebahn erzählt, erlernte er daselbst Pharmacie, wurde dann Wanderredner und endlich General-Consul. Ihm schließt sich an im Aufsichtsrathe, Michael Simonsohn, ehedem beschäftigt in dem Bankhause Feig und Pinkuß. Mit Anderen gründete er die Bau-Gesellschaft Nieder-Schönhausen und die Maschinenfabrik „Cyklop". Vor der Gründung der Berliner Viehmarkts-Actien-Gesellschaft kaufte Simonsohn das Terrain des Viehhofes und ist heute noch Mitglied des Aufsichtsrathes dieser Gesellschaft. Ferner betheiligte er sich als erster Zeichner an der Eisengießerei und Maschinenfabrik „Berliner Vulkan". Sein Glaubensgenosse Arons sitzt neben ihm im Aufsichtsrathe, ist Chef eines Bankhauses und Mitglied des Verwaltungsrathes einer Maschinenbau-Actien-Gesellschaft. Ihm folgt Sigismund Samuel, weiland Reisender in Tuch, Mitglied eines Bankgeschäfts, Landwehr-Lieutenant und Inhaber des Eisernen Kreuzes zweiter Classe. Nächstdem gehört dem Aufsichtsrathe der Pferdebahn an: Hofbuchhändler Alexander Dunker, Landwehr-Major, Ritter vieler Orden, Vorsitzender der Verwaltungsräthe der Berliner Viehmarkt-Actien-Gesellschaft und der

Actien-Gesellschaft Zoologischer Garten. Der Geheime Kanzlei-Rath a. D. Dr. Georg Kurs, Gemahl der vielfachen Prolog-Dichterin Auguste Kurs. Dr. Kurs ist Mitgründer der Werkzeugmaschinenfabrik und Eisengießerei „Berliner Phönix“ und wurde in den Aufsichtsrath der Actien-Gesellschaft Vereinigte Luckenwalder Tuchfabriken gewählt. Das klassische Heidenthum leiht seine Namen für den Tanz um das goldene Kalb. Cyklop, Phönix, Vulkan und Samuel, Arons, Pinkuß, welch' ein seltsames und buntes Gemisch. Georg Kurs rechnet nicht unter die himmelstürmenden Titanen, sondern es gilt von ihm, was Anaxagoras zum Homunculus spricht:

„Nie hast Du Großem nachgestrebt,
Einsiedlerisch beschränkt gelebt.“

Endlich bleibt zu erwähnen Otto Windmüller, früher Director der Nord- und Dresdener Bahn und Regierungs-Rath a. D.

Herr Gustav Dittmann, Freund von Joseph Pinkuß, Moritz Hirsch und Ingenieur Fischer-Dick bilden die Direction der Pferdebahn. Gustav Dittmann, Eisenbahn-Director a. D., half gründen: die Bau-Gesellschaft Charlottenburg, die Eisengießerei und Maschinenfabrik Berliner Vulkan, die Lampenfabrik Stobwasser, den Industrie-Verein Vietmannsdorf, der die Ausbeutung einiger Rittergüter im Kreise Templin bezweckte. Moritz Hirsch, von jüdischer Abstammung, ist kein Nachkomme des berüchtigten Diamanten-Hirsch's, der mit Voltaire in Berlin einen häßlichen Geschäftsstreit hatte. Jener Hirsch wurde auf des Dichters Veranlassung durch eine Verfügung des damaligen Ministers v. Bismarck eingesteckt. Der Director Hirsch stammt von Schwedt und war Mitbegründer des Berliner Phönix und Berliner Viehmarktes. Hiermit erlischt das allgemeine Interesse für die Mitglieder der Pferdebahn-Verwaltung, denn die übrigen Beamten der Gesellschaft sind ohne wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung des Unternehmens. Ein Bruder des Aufsichtsraths Samuel ist Kassen-Rendant, außerdem befinden sich noch einige Juden in untergeordneten Bureaustellungen, wie einige Töchter Israels in der Billet-Controle. In dem schwierigen und anstrengenden Straßendienste werden, unseres Wissens, keine Juden beschäftigt, hierzu sind die Deutschen gut genug.

Als Seele und Träger des Instituts darf der deutsche Director Gustav Dittmann angesehen werden, welcher nicht ohne Umsicht und Geschick die Geschäfte im Interesse der Actionaire leitet. Gegen seine Untergebenen besitzt er mehr Wohlwollen und Nachsicht, als die anderen gestrengen Herren, wenn auch in etwas leidiger Petitmaître-Manier. Nicht ohne gewisse Eitelkeit wacht der kleine Herr darüber, daß seine

directionale Machtsphäre unberührt bleibt. Trotzdem stellt er nur den fleißigen Regisseur des Joseph Pinkuß dar, der in seiner Wirksamkeit einem Theater-Director gleicht, unsichtbar arbeitet und die Rollen vertheilt. Seine Vorsicht reicht soweit, daß auf den Generalversammlungen der Großen Berliner Pferdebahn-Gesellschaft nur eine gewisse Zahl von Actien aufgerufen wird, dessenungeachtet ruhen die Fäden sicher in seinen Händen. Die umfangreichen Bureaus der Direction liegen in dem Hause Behrenstraße Nr. 53, welches Joseph Pinkuß gehört, und helfen demselben sicher über Zinsverluste hinaus.

Das Pferdebahndepot in der Müllerstraße (Preis des Grunderwerbes 110361,80 Mark) wurde auf dem Terrain des Pinkuß und das in der Ackerstraße (Preis des Grunderwerbes 257885 Mark) auf der Liegenschaft eines Verwandten gebaut, beziehungsweise eingerichtet. Der Erwerb in der Ackerstraße zog seiner Zeit eine Untersuchung vor dem Stadtrichter Herrn Pescatore nach sich. Als der Zeuge Conström vernommen war, verlief sich die Sache im Sande. Es wird ersichtlich, wie der Commerzienrath Pinkuß das lobenswerthe Streben zeigt, sich und der Gesellschaft zu nützen, wenn auch die Grundstückspreise ungebührlich hoch sind und durchaus keine Nothwendigkeit vorlag, abseits von den Betriebsstrecken Depots anzulegen, um den Dienst zu erschweren und die Kosten zu vergrößern. Einer Geldvergeudung gleich muß die Anlage der Pferdebahn von Moabit nach Charlottenburg angesehen werden. Die ungeheuer theure Strecke wurde aber gebaut (Chausseegeld allein jährlich 14407 Mark) nicht zur Bequemlichkeit der dortigen wenigen Anwohner, oder zum Erstaunen der im Kartoffelkraut huckenden Hasen, sondern um der schwindsüchtigen Charlottenburger Baugesellschaft, wie anderen nicht zinstragenden Liegenschaften aufzuhelfen. Diese Strecke rentirt sich in keiner Weise, sondern erfordert jährlich bedeutende Zuschüsse, was sich niemals ändern kann, weil der Hauptverkehr nach Charlottenburg auf der kürzesten Linie durch den Thiergarten seinen Weg nimmt. Hier fährt der Charlottenburgreisende unter einem prächtigen Laubdach in der Hälfte der Zeit durch das Herz der Nachbarresidenz, dort an qualmenden Fabrikschloten vorüber, über schattenlose Felder und Wiesen. Die Wahl ist also nicht schwer.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Pferdebahnen heutzutage für größere Städte ein gewisses Bedürfniß wurden, ihnen aber eine wohlthätige Rolle für die Allgemeinheit aufzudringen, heißt diese Verkehrseinrichtung gänzlich verkennen. Die Pferdebahn verleitet durch ihre Speculation auf die menschliche Bequemlichkeit zu Ausgaben, die der Minderbemittelte

nützlicher verwenden könnte. Zu alledem kommt das gedankenmörderische, der Verkehrssicherheit wegen nothwendige Läuten, welches die Abjacenten von Pferdebahnstrecken auf das Empfindlichste belästigt. Der Werth der Grundstücke wird durch solches Geräusch selbstverständlich vermindert, vorzüglich an den Straßenecken und dort, wo sich eine Abgangsstelle befindet. Die Große Berliner Pferdebahn mißhandelt ihre Fahrgäste durch Revisionen mit einer Dreistigkeit, die sich nur eine semitische Verwaltung einem deutschen Publikum gegenüber erlauben darf. Es ist unbegreiflich, daß das Publikum sich eine solche Belästigung gefallen läßt und daß die Polizei sie duldet. Gilt das häufige Revidiren als Maßstab der Ehrlichkeit von Fahrgästen und Schaffnern, so muß es schlimm damit in Berlin bestellt sein, aber es folgt daraus noch kein Recht gegen die Fahrgäste. Es ereignet sich, daß auf einer längeren Strecke mehrere Beamten nach dem Fahrschein fragen; der Eine reißt ein Zipfelchen links, der Andere ein Zipfelchen rechts ab, und der Dritte im Bunde schlägt mit einer Knipsscheere ein Loch in die Rudera. Dabei führen die Controlbeamten und Schaffner Laternen bei sich, die durch widerlich grelles Leuchten die Augen beleidigen. Im Winter gesellt sich zu diesen Annehmlichkeiten ein gesundheitsgefährlicher Zug und bei nasser Witterung streifen sich Controleure und Schaffner an den Fahrgästen in den schmalen Durchgängen ihre Kleider trocken. Im Sommer bilden die Wagen Sudatorien und thun den römischen Bädern entschieden Abbruch. Die hinteren Perrons, die nur zum Auf- und Absteigen dienen sollen, werden meist überfüllt; aber wenn auch nur wenige Personen daselbst stehen, wird der Fahrgast beim Einsteigen oder Verlassen des Wagens genöthigt, sich durchzudrängen, was für Damen besonders peinlich erscheint. Für Taschendiebe läßt diese Gelegenheit nichts zu wünschen übrig. Die maßgebenden Behörden würden großen Dank ernten, wenn im Interesse der Allgemeinwohlfahrt diese Uebelstände abgestellt und es verboten würde, die hinteren Perrons mit Fahrgästen zu besetzen. Sehr zur rechten Zeit hat die Deutsche Landeszeitung darauf aufmerksam gemacht, wie die Anlage von Wartehallen durchaus erforderlich erscheint, denn das Warten im Freien bei schlechter Witterung ist eine mehr als dreiste Zumuthung. Jedweder Mangel an Correspondenz- und billigen Abonnementsbillets zeigt, wie die Verwaltung noch in Kinderschuhen steckt und wie gleichgültig ihr die Bequemlichkeit der Fahrgäste ist. Ein Blick in den Geschäftsbericht der Verwaltung zeigt, daß die auf Abonnements beförderten Personen einen verschwindenden Bruchtheil bilden von der Gesammtziffer der Gefahrenen. Auf Abonnements wurden in einem Jahre über

60000 Personen weniger befördert als Polizeibeamte, die ein besonderes Abonnement haben. Eine solche Thatsache bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Die Verwaltung der Pferdebahn berühmt sich in ihrem Geschäftsbericht der umfangreichen Straßenregulirungen und Verkehrserleichterungen, die aus gemeinnützigen Rücksichten geschaffen wurden. Man vergaß zu gestehen, daß alles das nicht freiwillig, sondern gezwungen bewerkstelligt werden mußte, da die Behörden mit Recht darauf drangen, daß ein Privilegium, den übrigen Wagenverkehr bedenklich zu erschweren, nicht ohne entsprechende Gegenleistung verliehen werden konnte. Einen Dank hat deshalb die Verwaltung von den Behörden oder dem Publicum in keiner Weise zu beanspruchen; vielmehr hat sie die Nachsicht beider zu erbitten, daß gestattet ist, im Winter durch abscheuliches Salzstreuen Stiefelsohlen und Pferdehufe zu verderben. Durch die Schienenlegung werden die Straßen für andere Fuhrwerke schwieriger und die an manchen Stellen ineinandergreifenden vielen Eisenrinnen lassen beim Durchkreuzen mit einem kostbaren Gefährt stets befürchten, es zu zerbrechen. Der Haß der armen Droschkenkutscher auf die Pferdebahn, die ihr tägliches Brod schmälert, ist daher leider nur allzubegründet.

Die Große Berliner Pferde-Eisenbahn-Gesellschaft arbeitet mit einem Actien-Capital von zwölf Millionen und einem Obligationen-Capital von fünf Millionen Mark. Zur Verzinsung dieser Summen tritt noch eine Hypothekenschuld von 150000 Mark. Am Schluß des Jahres 1879 waren im Betriebe: 124188,27 Meter Geleise, die mit 293 Wagen und 1528 Pferden befahren wurden. Aus diesen Zahlen ergiebt sich, welchen Umfang das Pinkuß'sche Unternehmen gewonnen hat, und es erscheint die Erörterung der Frage nicht überflüssig, ob Pferdebahnen im Allgemeinen sichere Capitalsanlagen gewähren. Die Frage muß verneint werden, um so mehr, als die Große Berliner Pferdebahn-Verwaltung im Begriff steht, eine neue Emission von fünf Millionen Mark Prioritäten auf den Geldmarkt zu werfen. Die Geschichte der Pferdebahnen als öffentliches Personen-Transportmittel hat zu wenig Erfahrung, um Gesetze der Rentabilität festzustellen; außerdem hängen diese Verkehrsmittel zumeist von localen Verhältnissen und Bedingungen ab. Das Gesetz über die Rentabilität der Pferdebahnen in dem jüdischen Conversations-Lexicon von Meyer trifft nicht zu. Es heißt daselbst unter Pferdebahnen: „Die Möglichkeit der Rentabilität derartiger Bahnen basirt auf der Thatsache, daß die Transportarbeit, welche ein Pferd auf der Pferdebahn zu verrichten im Stande ist, d. h. Anzahl der Menschen mal Kilometer

pro Tag, wegen der verminderten Reibung eine wesentlich größere ist, als auf Chaussee und Steinpflaster, und daß daher die Pferdebahn trotz billigerer Fahrpreise die nicht geringen Anlagekosten durch Betriebsersparnisse zu verzinsen vermag." Hieran ist unrichtig, daß die Pferdebahnen billiger befördern, denn z. B. die Omnibus in Berlin haben gleiche geringe Fahrpreise mit den Pferdebahnen. Der gelehrt klingende Ansatz: „Anzahl der Menschen mal Kilometer pro Tag" besagt nichts, weil, wenn dadurch etwas bewiesen werden könnte, ein Gesetz sich finden müßte, das die nöthige Anzahl Fahrgäste zur Aussicht auf Rentabilität beschaffte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Pferdebahnen mehr als jedes andere Erwerbsgeschäft verderblichen Schwankungen ausgesetzt sind, da nicht allein die gesellschaftlichen und commerciellen Krisen, sondern auch elementare Ereignisse direct sie berühren. Anhaltende Schneestürme oder Ueberschwemmungen unterbrechen den an bestimmte Strecken gebundenen Verkehr und führen Verluste herbei, die sich schwer in einem Jahre wieder gut machen lassen. Jedes andere Fuhrgeschäft ist unter solchen Umständen in der Lage, sich andere Wege zu suchen, um auf diese den Personen-Verkehr überzuleiten. Anhaltende Seuchen unter den Pferden oder nur tagelange Strikes des Personals müssen Verluste nach sich ziehen, die jedesmal den Fortbestand der Gesellschaft bedrohen. Rotz unter den Pferden bedeutet für ein Fuhrgeschäft, welches nicht auf sicheren Füßen steht, den Untergang. Nicht die kranken Thiere allein, sondern auch diejenigen anderen Pferde, welche mit ihnen in Berührung gelangten, werden getödtet oder wenigstens dem Verkehre für lange Zeit entzogen. Derartige Gefahren haben Eisenbahnen nicht zu bestehen, die außerdem oft weite Strecken mit verschiedenen Witterungszonen durchlaufen; sie werden deshalb nur theilweis, Pferdebahnen dagegen gänzlich durch Elementar-Ereignisse getroffen. Die Pferdebahnen in ihrer Doppelnatur, oben Fuhrwerk, unten Eisenbahn leiden zwiefach. Die schnelle Abnutzung des Unterbaues in verkehrsreichen Straßen, des Wagen- und Pferdematerials steigt mit den Jahren in einer Progression, die nicht im Verhältniß zu den, wenn auch steigenden Einnahmen, Reservefonds und Abschreibungen steht. Aus diesen Bedenken dürfen Obligationen und Actien von Pferdebahnen allgemein nicht als sichere Capitalsanlagen bezeichnet werden. Die vorstehenden Erwägungen schließen die Große Berliner Pferdebahn nicht aus, bei der noch die theuren Erwerbungen und kostbaren Bauten zu berücksichtigen sind. Die sieben fetten Jahre dieses Fuhrgeschäfts lassen die sieben mageren

erwarten. Wenn seine Actien über 170 stehen, besagt das nichts, als daß Joseph Pinkuß bedeutendes Geschick besitzt, mit ihnen zu arbeiten. Die Papiere durchaus solider Gesellschaften, wie die der Allgemeinen Omnibus-Gesellschaft, des Böhmischen Brauhauses, der Berlin-Charlottenburger Pferdebahn stiegen in den letzten Jahren nicht annähernd.

Das viel ältere Omnibus-Unternehmen als die Pinkuß'sche Treibhauspflanze verzeichnet weder Orden noch Commerzienräthe, aber Hochzeiten kosten dort nicht 50,000 Mark. Ein Unternehmen, an dessen Spitze die Kinder Israels marschiren, hat auf die Dauer nicht Bestand. Das festeste Gebäude unterwühlen die Ratten und der gesundeste Baum stirbt durch Bostrichiden. Der Verlust an Vermögen durch Speculationen muß wie der Verlust im Spiel ertragen werden. Mitleid darf der nicht beanspruchen, der sich absichtlich in Gefahr begiebt. Was indessen mit schmerzlicher Besorgniß erfüllt, bleibt der moralische Defect im Volke, da mit wenigen Ausnahmen die Actien-Gesellschaften Corruptionsschulen darstellen. Bethel Henry Stroußberg bezeichnet ein Actien-Unternehmen „als die Begattung zwischen Capital und Intelligenz und der Gründer ist der Vermittler (Kuppler) derselben." Dieser Vergleich, anscheinend einer Spatzenlaune entstammend, zeigt in einem unsittlichen Bilde einen unsittlichen Vorgang. Nicht Ehe, sondern unerlaubte Begattung ist die Gründung einer Actien-Gesellschaft, was alles besagt. Fürst Bismarck erwarb sich ein ungeheures Verdienst mit der Umwandlung der Actien-Eisenbahnen in Staatsbahnen. Gleichfalls sollte darauf hingewirkt werden, die Pferdebahnen, wie Gas- und Wasserwerke zu Communal-Anstalten einzurichten. In vielen Actien-Gesellschaften unterliegt die Ehrenhaftigkeit eines Bediensteten nicht der Beurtheilung seiner Höheren, sondern die Empfehlungen von „hochachtbarer" jüdischer Seite entscheiden. Den Machthabern zu gefallen, werden daher Verstellung und Speichellecken die Sprossen, auf welchen der Stellenjäger emporklettert. „Ein schlechtes Pferd, das an der Krippe steht und nicht frißt", ist ein Sprüchwort, welches der Lebensweisheit von Directoren und Aufsichtsräthen entstammt. Aus gleichen Quellen fließen die Sentenzen: „Wo Holz gehauen wird, fallen Spähne", oder: „Jede Ersparniß wird ein Geschenk an unbekannte Actionaire." Wer möchte hiernach an dem Geiste zweifeln, der aus jenen Höhen weht, wo Rechtsgelehrte besoldet werden, die Wege zu bezeichnen, welche an den Schlagbäumen der Gesetze vorüberführen. Unter solchen Umständen befrembet es nicht, wenn Veruntreuungen, Unterschlagungen, Betrügereien zur Tagesordnung von Actien-

Gesellschaften gehören. Sie werden aber meist der Oeffentlichkeit vorenthalten oder vertuscht, um sich nicht durch gerichtliche Untersuchungen in die Karten blicken zu lassen. Tugend und Moral finden nur Berücksichtigung, so weit sie dividendenmäßig erscheinen. Die Actien-Gesellschaft kennt keine andere Religion als die des Mammon, und ein Bediensteter, der die Kirche besucht, erregt mitleidiges Lächeln. Bei vielen Actien-Gesellschaften wird Sonn- und Feiertags in den Bureaus ohne Rücksicht auf religiöses Bedürfniß und landesherrlichen Bestimmungen gearbeitet, wie das seit Jahren bei der Preußischen Hagel-Versicherungs-Gesellschaft in Berlin geschieht. Der Bauer aber, der ohne behördliche Bestimmung Korn einfährt, um es vor Regen zu wahren, wird bestraft.

Feldmarschall Moltke sagte mal in einer seiner wenigen Reden, daß die preußischen Officiere aus Frankreich so arm heimgekehrt wären, wie sie hineingegangen. Nicht der geringste Ruhm der preußischen Staatsbeamten war es ferner, daß, wenn sie zum Sterben kamen, die Hinterbliebenen kaum die Begräbnißkosten zu bestreiten vermochten, daher die Wohlthat des sogenannten Gnadengehalts. Wie anders bei den Actiengesellschaften, dort sterben arme Schlucker als Millionäre, wenn es ihnen gelang, Director oder Aufsichtsrath rechtzeitig zu werden. Die Unterbeamten in den Actiengesellschaften hängen meist von der Willkür ihrer Oberen ab, die höchst selten Nachsicht oder Wohlwollen üben. Es ist das natürlich, da dies meist Emporkömmlinge sind, welche unter allen Umständen, in allen Formen unerträglich bleiben. Aus niederem Herkommen vermögen sie weder Glück noch Standeserhöhung zu vertragen. Hierzu brachte der Gewerkverein im Hochsommer 1876 interessante Beläge, die nicht wiederlegt wurden, besonders über die Behandlung der Unterbeamten durch den Oberbetriebsinspector Vogel. Die Große Berliner Pferdebahn hat mit ihren Beamten Verträge geschlossen, die indessen bei den Unterbeamten nur auf ein Jahr gültig sein sollen. Es liegt darin offenbar eine große Härte, denn nach Aus- und Abnutzung des Bediensteten, steht nichts im Wege ihn nach Ablauf eines Jahres, unter nichtigen Vorwänden, zu verabschieden. Willkür und Laune verletzen die Vertragspflichten, denn Verträge sind nur so lange von Werth, als sie beachtet werden. Der Anspruch auf Recht besteht für einen solchen Bediensteten nur dem Scheine nach, weil mit seiner Entlassung die Sorge um eine neue Existenz in den Vordergrund tritt und ihm Zeit und Mittel fehlen, sein Recht im bürgerlichen Streitverfahren gegen eine reiche Gesellschaft durchzuführen. Das tausendfache Unrecht, das so geschieht, vergiftet die Volksseele, daher mit der Vermehrung der Actiengesellschaften

die Zahl der Sozialdemokraten wuchs. Hauptsächlich betheiligten sich an den Gründungen Juden, in den Aufsichtsräthen sitzen Juden, in den Directionen walten Juden und die meisten Actien sind in Händen von Juden. Es ist eine seltsame Fügung, daß der gefeiertste Führer der Socialdemokraten ein Jude war, was treffend den Satz „similia similibus curantur“ illustrirt.

Der Weltreisende Buchholz.

Im Hochsommer vergangenen Jahres kam eine Zeit, wo die „verehrliche“ Redaction des Berliner Tageblattes, jenes Benhimon der deutschen Reichshauptstadt, sich veranlaßt sah, auf neue Mittel zu sinnen, um die Abonnentenschwindsucht rechtzeitig vor der galoppirenden Form zu bewahren. Sie schickte daher drei Reisende in die Welt: Horwitz, Mauthner und Georg Buchholz. Solches Vorhaben wurde dem lesenden Publikum in einer herzhaften Reclame, mit der Ueberschrift: „An unsere Leser“ mitgetheilt. Horwitz und Georg Buchholz sind so zu sagen unbekannte Größen. Mauthner hat „parodistische Studien“ verübt, in deren Vorwort er schreibt: „Es wäre mir eine besondere Ehre, wenn sich auch die Kritik mit meinem Büchlein beschäftigen wollte.“

Tu l'as voulu, George Dandin, die besondere Ehre soll Dir werden. Es kümmert uns wenig, ob Mauthner die Juden Auerbach, Franzos, Sacher Masoch und den Demisemit Ebers verlästert, wenn er indeß berühmte Namen zur Reclame für sich und fremde Gedanken mißbraucht, erscheint das nicht mehr statthaft. Seine metaphysischen Witzeleien über Hühneraugen mögen des Beifalls einer Marianne Grimmert nicht entbehren, aber in gute Gesellschaft gehören sie nicht. Da von dem Erhabenen zum Lächerlichen gewöhnlich nur ein Schritt ist, kann es nicht schwer fallen, unter Benutzung fremder Geistesarbeit einen geldbringenden Mischmasch drucken zu lassen. Hierfür besitzt der Jude besondere Neigung, was seinem Charakter entspricht, weil eigener Geist und Fleiß zur Parodie und Travestie weniger erfordert werden, als zur Neubildung. Der jüdische Schacher mit wucherischer Ausnutzung blüht in Geistesproducten ebenso, wie auf dem Mühlendamm mit alten Hosen.

Das Berliner Tageblatt, dessen Inhalt meist sich aus Dick-Talbots-Wahrheiten zusammensetzt, besagte damals: „Herr Buchholz, bekannt durch seine früheren Reisen in Spanien und Amerika, scheint uns durch seine frische Feder und seine scharfe Beobachtungsgabe als ganz besonders berufen, die ihm übertragene Mission in anziehender Weise zu lösen.“

Und Saul sprach zu ihm: Weß Sohn bist du, Knabe?

Endlich meinte das genannte Blatt: „Die deutsche Reichsregierung hat in freundlichstem Entgegenkommen Herrn Buchholz ihres besonderen

Schutzes versichert." — Der werdende Weltreisende mußte sich natürlich einen Auslandspaß verschaffen, worin seine besorgte Redaction den „besonderen Schutz der deutschen Reichsregierung" fand. König Saul kannte den Knaben David nicht und zu unserer Beschämung gestehen wir, bis dahin nichts von dem „muthigen" Georg Buchholz gehört zu haben. Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen, nämlich wenn die Vorsehung ihn nicht zum allgemeinen Besten stumm erschuf. Das Erzählen thuts freilich nicht, sondern es kommt darauf an, was und wie erzählt wird. Gute und belehrende Reisebeschreibungen zu liefern ist die Kunst Weniger geblieben, zu welcher Minorität leider Herr Buchholz nicht rechnet. Weder die „frische Feder" noch die „scharfe Beobachtungsgabe" sind in dem Bericht aus Funchal vom 15. November 1880: „Zum ersten Male in Afrika" zu spüren. Die Anschauungs-, Ausdrucks-, Denk- und Schreibweise des Weltreisenden lassen schließen, daß er zum Lieblingsvolke des Herrn gehöre, obwohl er beliebt, sich zeitweise für einen liebenswürdigen Germanen zu halten. Ein orientalischer Phrasenwust in Verbindung mit Ladentischredensarten verdecken nicht die Blöße jüdischer Sinnlichkeit und Geschmacklosigkeit.

Buchholz schreibt: „Durch das Verlassen des Hercules, lernte ich auch die schuftige Seele meines Cicerone (sein maurischer Führer) kennen. Derselbe suchte mich zu überreden, den zerlumpten, mich an eine primitive Landungsbrücke setzenden Bootsleuten — widerlich schreiende, grindige, halb und ganz kahl geschorene, ekelhafte Kerle mit frechen Visagen — eine Summe zu zahlen, welche nur das vierfache des Ortsüblichen ausmachte." Wer mir mein Geld nimmt, nimmt mir meine Ehre, meinte einst der alte Rothschild und Shylock: „Verflucht mein Stamm, wenn ich ihm je vergebe." Doch Buchholz fährt fort: „Dieselben (Marokkaner) verstehen gleich weltstädtischen Kellnern und Droschkenkutschern zu betrügen und dabei ein ehrliches Aussehen zur Schau zu tragen, um welches sie die in dieser Beziehung schlecht bedachten Mitglieder der Gesellschaft Jesu beneiden können." Ferner: „Erhebt sich eines der Unglückshäuflein, so kann es mit einem in Weiß übersetzten Capuziner *schmierigster Sorte* verglichen werden." Unsere Mitbürger katholischer Confession mögen sich gelegentlich für diese Höflichkeiten eines Weltreisenden bedanken.

Die Stadt Tanger wird in folgender Weise geschildert: „In den engen, krummen, auf- und niedersteigenden, fast durchweg pflasterlosen und löcher- und grubenreichen Gassen wohnt das Grauen, Schmutz und Verfall überall . . . . In dem Kleingedärm der Gassen und Gäßchen

aber, in dem rechts und links des Hauptverkehrs gelegenen Gekröse der marokkanischen Stadt, in welcher der Minister des Aeußeren wohnt, um sich von den Vertretern der fremden Mächte sagen zu lassen, was er zu thun und nicht zu thun hat, sieht es toll, sieht es abenteuerlich und grauenhaft zu gleicher Zeit aus. Vorbei an einstöckigen, weiß angestrichenen, flachdächerigen Häusern mit meist rothangepinselten Eingängen, vorbei an vom Zahne der Zeit zernagten Holzbuden, vorbei an den Wohnungen der in Schmutz und Elend beinahe verkommenden Armuth, in deren Nähe Moderdüfte aus Mist und Jauche gefüllten Winkeln aufsteigen, vorbei an verfaulenden Cadavern kleiner Vierfüßler und über Blutlachen (?) und grünspanschimmernde, giftige Blasen kochende Tümpel, führt der Weg. Dichte Schwärme von Stuben- und Schmeißfliegen steigen, kleinen Wolken gleich, aus den düsteren Schrecken der tausendfältigen Dreckereien empor und zwingen den erschreckten Wanderer Augen und Mund zu schließen, wenn er von den Unholden des Unraths nicht in allzu widerlicher Weise mitgenommen werden will. Auf den Schwellen der offenen Thüren, an Mauern, in Winkeln, auf muffigen Misthaufen und neben Unheil brodelnden Lachen, hocken in sich zusammengekauert, von einstmal weiß gewesenen Ueberwürfen oder zerfetzten dunkelfarbigen wollenen Säcken bekleidete Gestalten. Ob sich die Kerle vor Hunger krümmen, oder ob sie in kauernder Stellung eine eingenommene Mahlzeit verdauen, blieb mir ein Räthsel."

Der Lumpensammler, welcher mit Hacke und Sack Unrathshaufen und Schmutzwinkel durchstöbert, wird fortab den Weltreisenden des Berliner Tageblattes nicht ohne Brodneid betrachten. Von „scharfer" Beobachtungsgabe zeugt es wahrlich nicht, wenn Herr Buchholz keinen Unterschied zwischen dem Krümmen des Hungernden und dem Behagen des Gesättigten entdecken kann. Die Gabe aber, in lebhaften Farben Häßliches und Abscheuliches zu schildern, soll dem Reisenden nicht bestritten werden. Er suchte den Schmutz und fand ihn, mit dem Talente eines Soda- und Seife-Reisenden. Seine Sprache (freche Visagen) drängt zu dieser Vermuthung und gleicht nur allzu sehr dem Gemauschle von Commis Voyageurs, jenen Aposteln der schlechten Erziehung, Unverschämtheit und Tactlosigkeit an den Wirthshaustafeln der Kleinstädte. Den Hut auf dem Kopf belegen die Reisenden „von's Geschäft", wenn sie „am Platz arbeiten", mit Waarenproben Stühle und Tische, anderen Sterblichen von geringerer Frechheit keinen Platz lassend. Mit ungewaschenen Händen nehmen sie die Mahlzeit und schlürfen, wenn sie Suppe essen, als wenn alte Eber am Koben ständen. Sie werfen

Knochen auf das Tischtuch, an die Erde, gähnen, recken sich, unterdrücken nicht, wie Anstand es gebietet, die Verlautbarung des Sattseins und dampfen, während ein anderer spricht, diesem rücksichtslos ins Gesicht. Anständige Damen werden durch beständiges Anstieren in Verlegenheit gesetzt, oder das weibliche Dienstpersonal durch unverschämte Anträge und obscöne Fragen belästigt.

Arthur Schopenhauer bezeichnet im zweiten Bande seiner Parerga die Juden als „große Meister im Lügen“. Der Mosse'sche Weltreisende hat nichts dazugethan, jenen Ausspruch zu entkräften, denn nach ihm müßte man glauben, die Marokkaner würden vom Schmutz verzehrt. Zufällig schrieb damals ein Freund der „Post“ aus Goletta, über die unter den gleichen Verhältnissen lebenden Juden und Mauren in Tunis ganz das Gegentheil: „Die Juden bewohnen in Tunis ein Quartier für sich, genannt la Harra; dasselbe ist das schmutzigste und äußerlich wenigstens verkommenste Viertel der Stadt, während das Maurenviertel zwar von außen theilweise einfach aussehend, das reinlichste ist.“

Von den Juden und Töchtern Israels in Tanger schreibt Buchholz weiter: „Ihr „buenas dias“ klingt artig und berührt angenehm wohl in dem Höllenbreughel (?) (schreibt sich Höllenbrueghel) wahnwitziger Verkommenheiten aller Sorten und Schattirungen .... In den Thüren stehen und sitzen auf niedrigen Schemeln die Stammhalterinnen der zwölf Stämme des auserwählten Volkes. Feuchter Glanz liegt in ihren mächtigen Augen, Genußsucht um ihren vollen Mund und Speck auf ihren Rippen. Ruhe im Patio, gutes Essen und Trinken und hin und wieder ein Besuch der Synagoge sind der verheiratheten Jüdinnen Hauptvergnügungen (sic) und Ursache ihres körperlichen Gedeihens. Ihre halb- und ganzwüchsigen Töchter lugen hinter den breiten Rücken der Patriarchinnen scheu hervor. Märchenhaft schöne Wesen grüßt der begeisterte Blick des Vorübergehenden, schüchtern, beinahe demüthig danken die Holden, um deren Stirn leichte seidene, mit Silber und Gold durchwirkte Tücher geschlungen sind, welche nach hinten geführt, die Fülle des blauschwarzen Haares umfassen und den prächtigen Köpfen einen eigenartigen, an die Heldinnen der Geschichte des alten Testaments erinnernden Ausdruck verleihen. An einer Stelle, wo ich betroffen von flammender Schönheit eines reichen Judenmädchens stehen blieb und gierig Augenschmaus hielt, lachte mir ein frisch knospender Mund freundlich entgegen, ein wundervoll modellirter Arm streckte sich über die rundlichte Schulter der wie Frau Luna in lauer Sommernacht gemüthlich schmunzelnden Mama und ein feines weißes (?) Händchen reichte mir eine süß

duftende Nardenblüthe. Sei bedankt, mildherzige, wonneathmende Tochter Judas. Was sich vom weiblichen Maurengeschlecht präsentirt, ist geradezu abscheulich."

Mit welchem Schwung spricht der Mosse'sche Weltreisende von den Töchtern Israels und wie wenig galant behandelt er die maurischen Damen. Seine Schilderung entspricht nicht der Wirklichkeit, sondern einer bezahlten Phantasie, denn der bereits erwähnte Correspondent der Post bemerkt in dieser Hinsicht: „Mit Ausnahme weniger Italienerinnen und Französinnen, die gelegentlich hierher kommen, sind die Prostituirten sämmtlich Jüdinnen, — werden übrigens ob ihres schmählichen Gewerbes etwa nicht von ihren Glaubensgenossen verachtet. Sie sind im Allgemeinen geschickt, schlau, raffinirt und intelligent, aber trotzdem der Gegenstand der Verachtung der Mauren und Christen."

Hier wird wiederum ersichtlich, wie kein Urbewohner eines Landes die Juden als seine Landsleute ansieht. Sie gehören nicht der großen Menschheit an, sie unterscheiden sich von derselben durch moralische und intellectuelle Eigenthümlichkeit. Ihr Aeußeres, ihre Sprache bleibt ihnen eigenthümlich, und ob sie deutsch, französisch oder italienisch sprechen, immer streift die Aussprache ans Lächerliche; „sie drücken sich immer auf eine groteske Weise aus, wie es immer bei denen der Fall ist, die in einer Sprache denken und ihre Gedanken in einer anderen ausdrücken." Sie sind also Fremde, und unter allen Fremden die verachtetsten und verhaßtesten. Diese Menschen sollen die Richter, die Lehrer der Deutschen sein und in der kirchlichen und bürgerlichen Verfassung mitsprechen dürfen? Der ganzen Nation kocht bei solchen Gedanken das Blut! Aber noch mehr, Deutsche sollten diesen Fremden unterthänig werden, ihre ererbte Freiheit, ihre stolze Mannesehre weichlichen und reichen Geldprotzen opfern? Das ist unmöglich, denn Germania müßte vor Schmach ihr Antlitz verhüllen.

Nachdem der Weltreisende Buchholz seinen Gasthof in Tanger erreicht hatte, war ihm gleich einem Fieberkranken zu Muthe. „Lumpenpack, Fliegengeschmeiß, Schmutz, Verkommenheit und Gestänke hatten mein Nervensystem zerrüttet", spricht er und fährt fort: „Ich sehnte mich nach Schlaf um vergessen und den verlorenen Gleichmuth der Seele wieder finden zu können. Schlummer wurde mir nicht. Zu stark duftete die mir verehrte Nardenblüthe und vor den geschlossenen Augen stand ein zauberhaft schönes Weib mit dunklem Blick und verlockend lächelndem Purpurmunde. Rebekka, Ruth, Sarah, oder wie du sonst heißen magst, herrliche Blüthe auf Israels Stamm habe die Gewogenheit und küsse mich" u. s. w., bis der Weltreisende vom Hause Mosse in schmutzige Träume nach

Heine'scher Art versinkt. Zum Schluß gesteht Herr Buchholz: „Es ist merkwürdig: ob in Europa, Amerika oder Afrika — ich bin immer verliebt.“ So untersteht sich der Weltreisende des Hauses Mosse für ein Blatt zu schreiben, das in deutschen Gauen gelesen sein will. Die Eigenschaft des Verliebtseins erscheint bei den Juden nicht merkwürdig, da bei ihnen der Sinnenreiz, um kein treffenderes Wort zu gebrauchen, stammeseigenthümlich ist. Aehnliche Anlagen finden sich auch bei vielen Individuen anderer Völker, aber diese prahlen nicht damit. Durch Erziehung und Tact soll das Thierische am Menschen möglichst verwischt aber nicht wie bei dem Pavian entblößt werden.

Die Begegnung mit der Tochter Israels klingt romantisch genug, indeß die Nardenblüthe muß stark angezweifelt werden. Der Weltreisende erinnerte sich aus seiner Jugend her, im alten Testament von Narden gelesen zu haben und verarbeitete diese Erinnerung für sein Blatt. Narden hießen im Alterthum viele wohlriechende Blüthen, ohne daß eine besondere Pflanze damit bezeichnet wurde, was schon der Name besagt. Derselbe stammt aus dem Sanskrit, wo nalada die Duftgebende — von nala Duft — da gebend bezeichnet. Heute wird Narde für Baldrian oder Katzenkraut, öfters auch für die Lavendelblüthe gebraucht. Die Narde, aus welcher das kostbare und wohlriechende Nardenöl — Sziek oder Sziecomard bereitet wurde, wächst auf den Gebirgen Ostindiens. Um Irrthümer zu vermeiden hätte der Reisende jene Blüthe aus den Händen der Sarah näher bezeichnen sollen. Die naturgeschichtlichen Kenntnisse der Mosse'schen Gelehrten sind so wie so schon längst verdächtig. Im Herbst verflossenen Jahres erzählte das Berliner Tageblatt, daß die Erdschwalben eine Art Winterschlaf bei uns abhielten, denn nachdem der Zug nach Süden bereits lange vorüber war, hätten sich einige Schwalben in ihren Erdlöchern gefunden. Einige lebten noch, andere waren todt, woraus der Winterschlaf gefolgert wurde. Die einfache Erklärung hierfür liegt darin, daß irgend eine äußere Veranlassung (starke Regengüsse) die Oeffnungen der Schlupflöcher verschüttete, wodurch die Thierchen eingesperrt und am Fortziehen verhindert wurden. Eine jede Henne legt mal Windeier, aber in dem Mosse'schen Brütofen sind sie Regel. Lebensmittelfälscher haben strafrechtliche Ahndung zu gewärtigen, Wahrheitsfälscher hingegen verdienen Geld, obwohl Betrug an der menschlichen Erkenntniß strafbarer erscheint, wie das Verabreichen vergifteter Genußmittel.

Aus dem Bericht des Weltreisenden Buchholz ist nichts zu lernen, denn dieser in zotologischen Studien befangen, spricht nur von seiner geringen Persönlichkeit mit ihren kleinlichen Trinkgeldererſparnissen. Der

Stadt Tanger an sich, ihrer Größe, Einwohnerzahl, der behördlichen Organisationen, der Moscheen, Synagogen und Kirchen geschieht keinerlei Erwähnung. Der Leser erfährt nichts über die Gewerbethätigkeit, über die klimatischen Verhältnisse, über den Ackerbau, Bergbau und Viehzucht. Es macht den Eindruck, als wenn der Reisende in die Welt geschickt wurde, Reclame für die Kinder Israels zu machen. Es war ein recht unglücklicher Griff, von den Juden in Marokko zu berichten oder gar von ihnen Rühmliches erzählen zu wollen. Hätte der Weltreisende, bevor er die Feder ansetzte, einen Blick in Meyer's Conversations-Lexicon gethan, so würde er nicht der Judenschaft in Tanger gedacht haben. Es bleibt zu hoffen, daß der Mosse'sche Weltreisende nunmehr sich in Schweigen hüllt, sich zum Vortheil, dem Publikum zum Besten. Herr Buchholz würde sich kaum dieser längeren Besprechung erfreut haben, wenn es sich nicht darum gehandelt hätte, die Reclame des Mosse'schen Zeitungsgeschäftes zu entlarven. Nach der Ankündigung „an unsere Leser" war die Vermuthung gerechtfertigt, gelehrte oder wenigstens sachliche und belehrende, mit der Wirklichkeit und Wahrheit nicht in Widerspruch stehende Reiseberichte zu erwarten. Nichts von dem, sondern irgend ein Geschäftsreisender schifft nach Afrika und berichtet nebenbei von seinen Träumen, von seiner Liebelei mit einer Tochter Juda's. Die Berge kreisten und gebaren einen — Juden!

Heine'scher Art versinkt. Zum Schluß gesteht Herr Buchholz: „Es ist merkwürdig: ob in Europa, Amerika oder Afrika — ich bin immer verliebt.“ So untersteht sich der Weltreisende des Hauses Mosse für ein Blatt zu schreiben, das in deutschen Gauen gelesen sein will. Die Eigenschaft des Verliebtseins erscheint bei den Juden nicht merkwürdig, da bei ihnen der Sinnenreiz, um kein treffenderes Wort zu gebrauchen, stammeseigenthümlich ist. Aehnliche Anlagen finden sich auch bei vielen Individuen anderer Völker, aber diese prahlen nicht damit. Durch Erziehung und Tact soll das Thierische am Menschen möglichst verwischt aber nicht wie bei dem Pavian entblößt werden.

Die Begegnung mit der Tochter Israels klingt romantisch genug, indeß die Nardenblüthe muß stark angezweifelt werden. Der Weltreisende erinnerte sich aus seiner Jugend her, im alten Testament von Narden gelesen zu haben und verarbeitete diese Erinnerung für sein Blatt. Narden hießen im Alterthum viele wohlriechende Blüthen, ohne daß eine besondere Pflanze damit bezeichnet wurde, was schon der Name besagt. Derselbe stammt aus dem Sanskrit, wo nalada die Duftgebende — von nala Duft — da gebend bezeichnet. Heute wird Narde für Baldrian oder Katzenkraut, öfters auch für die Lavendelblüthe gebraucht. Die Narde, aus welcher das kostbare und wohlriechende Nardenöl — Sziek oder Sziecomard bereitet wurde, wächst auf den Gebirgen Ostindiens. Um Irrthümer zu vermeiden hätte der Reisende jene Blüthe aus den Händen der Sarah näher bezeichnen sollen. Die naturgeschichtlichen Kenntnisse der Mosse'schen Gelehrten sind so wie so schon längst verdächtig. Im Herbst verflossenen Jahres erzählte das Berliner Tageblatt, daß die Erdschwalben eine Art Winterschlaf bei uns abhielten, denn nachdem der Zug nach Süden bereits lange vorüber war, hätten sich einige Schwalben in ihren Erdlöchern gefunden. Einige lebten noch, andere waren todt, woraus der Winterschlaf gefolgert wurde. Die einfache Erklärung hierfür liegt darin, daß irgend eine äußere Veranlassung (starke Regengüsse) die Oeffnungen der Schlupflöcher verschüttete, wodurch die Thierchen eingesperrt und am Fortziehen verhindert wurden. Eine jede Henne legt mal Windeier, aber in dem Mosse'schen Brütofen sind sie Regel. Lebensmittelfälscher haben strafrechtliche Ahndung zu gewärtigen, Wahrheitsfälscher hingegen verdienen Geld, obwohl Betrug an der menschlichen Erkenntniß strafbarer erscheint, wie das Verabreichen vergifteter Genußmittel.

Aus dem Bericht des Weltreisenden Buchholz ist nichts zu lernen, denn dieser in zotologischen Studien befangen, spricht nur von seiner geringen Persönlichkeit mit ihren kleinlichen Trinkgeldderersparnissen. Der

Stadt Tanger an sich, ihrer Größe, Einwohnerzahl, der behördlichen Organisationen, der Moscheen, Synagogen und Kirchen geschieht keinerlei Erwähnung. Der Leser erfährt nichts über die Gewerbethätigkeit, über die klimatischen Verhältnisse, über den Ackerbau, Bergbau und Viehzucht. Es macht den Eindruck, als wenn der Reisende in die Welt geschickt wurde, Reclame für die Kinder Israels zu machen. Es war ein recht unglücklicher Griff, von den Juden in Marokko zu berichten oder gar von ihnen Rühmliches erzählen zu wollen. Hätte der Weltreisende, bevor er die Feder ansetzte, einen Blick in Meyer's Conversations-Lexicon gethan, so würde er nicht der Judenschaft in Tanger gedacht haben. Es bleibt zu hoffen, daß der Mosse'sche Weltreisende nunmehr sich in Schweigen hüllt, sich zum Vortheil, dem Publikum zum Besten. Herr Buchholz würde sich kaum dieser längeren Besprechung erfreut haben, wenn es sich nicht darum gehandelt hätte, die Reclame des Mosse'schen Zeitungsgeschäftes zu entlarven. Nach der Ankündigung „an unsere Leser" war die Vermuthung gerechtfertigt, gelehrte oder wenigstens sachliche und belehrende, mit der Wirklichkeit und Wahrheit nicht in Widerspruch stehende Reiseberichte zu erwarten. Nichts von dem, sondern irgend ein Geschäftsreisender schifft nach Afrika und berichtet nebenbei von seinen Träumen, von seiner Liebelei mit einer Tochter Juda's. Die Berge kreisten und gebaren einen — Juden!

Kleinere Aufsätze.

Aus der guten alten Zeit.

Circulare
an die Herren Landräthe, Polizei-Magisträte, Haupt- und Steuer-Aemter.

Ungeachtet die Vorschriften, nach welchen ausländische Juden dafür, daß sie sich im Großherzogthum Posen eine Zeit lang aufhalten, oder auch nur durchreisen, einen Judengeleitzoll zu entrichten verpflichtet sind, bisher durchaus keine Aenderung erlitten haben, vielmehr in ihrem ganzen Umfange nach wie vor bestehen: so führt die geringe Einnahme an Judengeleitzoll doch auf die Vermuthung, daß es vielen fremden Juden gelingt, sich durch den Grenz-Controll-Bezirk zu schleichen. Einige Polizeibehörden haben sich sogar zu Gunsten fremder Juden, welche schon an Jahr und Tag im hiesigen Departement sich aufhalten, dahin verwendet, daß ihnen ein bleibender Aufenthalt im Lande nachgegeben werden möge; eine Verwendung, welche an und für sich ganz unstatthaft ist, welche aber die Ueberzeugung gewährt, daß die Polizei-Beamten nicht auf Vorzeigung der Beweise über die geschehene Entrichtung des Judengeleitzolles bestehen, indem die Verwendungsberichte hierüber nie Etwas enthalten.

Von den höchsten Staatsbehörden aufgefordert, dafür gemessenst zu sorgen, daß der Staats-Kasse nichts von dem verloren gehe, was ihr gebührt, müssen wir den uns nachgeordneten Behörden Folgendes zur genauen Befolgung einschärfen:

1) Die Grenz-, Zoll- und Grenz-Aufsichts-Beamten müssen ihre Vigilanz auf fremde Juden, welche in's Land kommen, verdoppeln, sie zur Entrichtung des Judengeleitzolles, dem Tarif vom 12. Juli 1815, Seite 32 und 33, gemäß, anhalten und ihnen über das, was sie gezahlt haben, die angeordneten gedruckten Judengeleitscheine ertheilen, aus welchen stets hervorgehen muß, für welche Zeit der Judengeleitzoll entrichtet ist.

2) Da sich, trotz der Wachsamkeit der Grenz-Beamten zu I fremde Juden dennoch bei nächtlicher Weile durch den Grenz-Controll-Bezirk schleichen dürften, so müssen alle Polizei- und Steuer-Behörden im Innern, sei es bei Visirung der Pässe, bei allgemeinen Landes-Visitationen, bei etwaigen amtlichen Abfertigungen unbekannter Juden, oder da, wo ihnen dergleichen zu Gesichte kommen, sich davon Ueberzeugung verschaffen, ob der Jude ein In-

länder oder Ausländer sei, und in letzterem Falle, ob und wo der Judengeleitzoll entrichtet worden.

3) Die Judengeleitsätze, welche Seitens der Steuer-Aemter im Innern in den Fällen zu erheben bleiben, wenn ihnen ausländische Juden vorkommen, die sich über die Entrichtung dieser Abgabe an der Landesgrenze nicht auszuweisen vermögen, sind folgende:

a. ein jüdischer Kaufmann oder Herr zahlt
für 4 Wochen . . . . 3 Rthlr. 13 Sgr. 6 Pf.
b. ein jüdischer Knecht desgleichen . . . 2 „ 10 „ 6 „
c. ein Judenjunge desgleichen . . . . 1 „ 7 „ 6 „

Es macht hierbei keinen Unterschied: ob der Jude die vollen 4 Wochen hindurch, oder auch nur einige Tage im Lande bleibt.

Fremde Jüdinnen und Judenmädchen sind derselben Abgabe unterworfen, welche Mannspersonen zu entrichten haben.

4) Derjenige Polizei-, Steuer-, Zoll- und Grenz-Beamte, welcher es an der erforderlichen Aufmerksamkeit auf die fremden, sich im Lande aufhaltenden Juden fehlen läßt und nicht dafür sorgt, daß die Staats-Kasse die gebührenden Gefälle erhält, hat Untersuchung und Strafe zu erwarten.

Bromberg, den 27. Mai 1820.

Königlich Preußische Regierung.
Zweite Abtheilung.
v. Stein. v. Kozierowski. Meißner.

Einnahme-Journal
des Königl. Preuß. Grenz-Zoll-Amts P.
für das 2. Quartal 1820.

Lfde. Nr.	Tag der Eintragung.	Vorregister.	Gegenstand der Verzollung.	Bemerkungen.	Geldbetrag Rthlr.	Gr.	Pf.
214	17. Juni	„	1 Pfund Thee . . .	keine	—	—	6
215	„ „	„	1 fettes Schwein . .	„	1	—	—
216	„ „	„	1 Judenjunge . . .	„	1	7	6
217	„ „	„	1 Ochs	„	5	—	—
218	„ „	18	150 magere Schweine .	„	100	—	—
219	„ „	„	1 Jude und 2 fette Schweine	„	5	13	6
220	„ „	„	20 Pfund Thee . . .	„	—	10	—
221	„ „	„	1 Sau und 3 Ferkel .	„	—	26	—
222	„ „	„	1 Judenweib und 4 jüd. Kinder	„	8	13	6

Circulare Nr. 10
an sämmtliche Zoll- und Steuer-Beamten, Landräthe, Magistrate und an das hiesige Stadt- und Polizei-Directorium.

Bei der Ausführung der Verordnung vom 16. November v. J. (Amtsblatt pro 1823 Nr. 50 pag. 562) sind Zweifel darüber entstanden:

wie mit denjenigen Juden zu verfahren sei, welche ohne Geleitschein sich im Lande antreffen lassen und wegen Armuth die Geleitsabgabe und die auf die Umgehung derselben angeordnete Geldbuße nicht entrichten können.

Das Königliche Finanzministerium hat auf unsern diesfälligen Vortrag dahin entschieden,

daß es bei den bestehenden polizeilichen Anordnungen wegen der Juden und Vagabonden sein Bewenden behalte. Nach diesen Anordnungen und namentlich nach der Vorschrift des § 6 Cap. I. des General-Judenreglements für Süd- und Neu-Ostpreußen vom 17. April 1797 müssen solche Juden aufgegriffen und über die Grenze geschafft, wenn sie aber hierauf sich wieder einschleichen, mit halbjährigem Gefängniß bei öffentlicher Arbeit durch den Richter bestraft, und hierauf mit der Verwarnung, daß sie im nochmaligen Contraventionsfalle auf Lebenszeit gefangen gesetzt und zu öffentlichen Arbeiten angehalten werden würden, über die Grenze gebracht werden.

Hiernach haben sich die Behörden zu richten und polnische Betteljuden im Betretungsfalle ohne Weiteres über die Grenze zurückzuschaffen, zuvor aber ihnen zu Protokoll anzudeuten, daß sie im nochmaligen Betretungsfalle mit halbjährigem Gefängniß bei öffentlicher Arbeit bestraft werden würden. Das Protokoll ist in besonderen Akten aufzubewahren und, wenn sich der Jude wiederholt ohne Begleitschein im Lande antreffen läßt, mit denselben dem zunächst belegenen Inquisitoriat zur Einleitung der Untersuchung zu übersenden.

Posen, den 20. März 1824.

Königliche Regierung II.

Jüdische Sittenlehre.

Der Ausschuß des deutsch-israelitischen Gemeinde-Bundes hat, laut der „Dresd.-Zeitung" seine Anschauungen betreffs der Frage: „Wie hat sich der Jude der antisemitischen Bewegung gegenüber zu verhalten?" Aussprüche gethan, und Ermahnungen ertheilt, die von grober oder erheuchelter Unwissenheit in der eigenen, jüdischen Geschichte zeugen, und der Wahrheit mit der Faust in das Gesicht schlagen. — Zur Abfertigung dieser Auslassungen des ehrenwerthen „Ausschusses" — vielleicht auch zu seiner Belehrung — sei Nachstehendes angeführt, wobei diese Auslassungen durch gesperrten Druck kenntlich gemacht worden sind.

Den Juden, dessen heilige Schrift die Grundlage der Sittenlehre aller gebildeter Völker geworden .... rc."

Der im October 1874 verstorbene Dr. Geiger, Rabbiner in Berlin, durch seine Gelehrsamkeit bekannt, in Kanzelberedsamkeit von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen, erklärt: „Die 5 Bücher Mosis sind nicht von Moses geschrieben," sondern in „sehr viel späterer" Zeit verfaßt u. s. w." Hätte er sich getrauen dürfen, die volle Wahrheit zu sagen, so würde er ausgesprochen haben, daß die 5 Bücher Mosis — der etwa um 1500 vor Christi starb — erst um etwa 641 v. Chr. und also fast 900, sage neun hundert Jahre später, unter dem jungen Könige und Priesterzöglinge Josia vorgebracht wurden; ferner: daß diese 5 Bücher Mosis, das Buch Josua, die Bücher Samuelis, der Richter, die 2 Bücher der Chronica, der Könige, und wahrscheinlich auch Jesaias, in der babylonischen Gefangenschaft von Esra verfaßt worden sind, der sich in der Dienerschaft des Cyrus befand, wie auch Daniel, Nehemia rc. rc. Alle diese Judenknaben wurden in der Assyrisch-Persischen Sprache, Wissenschaft und Religion gründlich unterrichtet, und was sie dann später producirten, war persische Sittenlehre.

Moses war ein ägyptischer Priester, war kein Jude, kein Semit. „Der sog. Stamm Levy" giebt durch seinen Namen — ein Abjectiv, das einen zur Gesellschaft Gehörigen bedeutet — den Beweis, daß das geistige Leben der nach Asien zurückwandernden (vertriebenen) Semiten in der Pflege und Leitung ägyptischer Männer gestanden hat.*)"

*) (Paul de Lagarde, Professor in Göttingen. Deutsche Rundschau, Band VIII. Juli — September 1876. S. 465.)

Also: Die Leviten waren und sind keine Juden, keine Semiten; vergl. auch 4 Mos. 26, 62 u. a. a. O. — auch dünken sich die Leviten noch heut zu Tage ein wenig über die Juden erhaben. Sie sind keine Nationaljuden, sondern ein klein wenig mehr, sind Original-Aegypter, abstammend aus deren ururalter Priesterkaste. Es bricht bei ihnen auch der Stempel dieser Abstammung hervor durch Atavismus, indem einmal Viele levitischer Abstammung nicht das widerwärtige jüdische, sondern das edlere ägyptische Profil und Angesicht haben, und zweitens in dem mangelnden, oder doch sehr verminderten foetor judaicus, der „koscheren Ziebenrieching, Ziebenhaacher", s. Itzig Feitel Stern, Chittische Melache. Bußnekoutische Drusche Kap. S. 22.

Auf der eiligen Flucht der Juden bei ihrer Vertreibung aus Aegypten nach dem damals theils nicht bewohnten, theils nur schwach bevölkerten Lande, welches später nach ihnen „Judäa" genannt wurde, auf welcher Flucht sie, beiläufig, die den Aegyptern abgeschwindelten und gestohlenen Gold- und Silber-Sachen mitschleppten (2 Mos. 3, 22 &c.) auf dieser Hetzjagd hatte Moses keine Zeit, eine Art von eigener Religion unter die Juden zu bringen, und bekanntlich starb er, ehe diese nach Judäa oder, wie die Juden es nannten, nach Canaan, gelangten.

Die Juden sind also nicht mosaischer Religion.

Jüdischer Religion wollen sie auch nicht sein. Das Wort „Jude, jüdisch" hat einen verächtlichen Nebensinn seit uralten Zeiten und bei allen cultivirten Völkern der Erde, wie bei ihnen selbst, und allerdings ist die Titulatur „Jude" durch Entscheidung des Berliner Kammergerichts vom Februar 1876 auch für eine Beleidigung erklärt und mit 15 Mark Strafe resp. 3 Tage Gefängniß geahndet worden.

Israelitischer Religion schließlich? — Was heißt „Israel?" Gottbesieger!!! (1 Mos. 32, 28.) Freilich wohl, dem sog. Stammvater der Juden, dem Jacob, war sein eigentlicher Name nachgerade verleibet worden, weil er „Gauner, Betrüger u. s. w." bedeutet. (1 Mos. 27, 35 u. 36.) Der Name kommt vom hebräischen Worte akab hintergehen &c.

Die von Esra fabricirte Sage erklärt den Namen „Israel" eben so wenig, wie derselbe überhaupt bis jetzt noch erklärt worden ist. Der, wahrscheinlich noch jetzt in hohem Alter in Berlin lebende, emeritirte Oberrabbiner von Hamburg, Dr. Zunz, sagt in seinen „Gesammelten Schriften" S. 268 — Berlin bei Gerschel, 1875. — „— — — — So wenig die Aegypter von Aegyptus, die Deutschen von Tuisco abstammen, eben so wenig stammen die Israeliten von einem Israel, die Juden von einem Jehuda, die Leviten von einem Levi. Das Zurückführen von 12 Volksstämmen auf 12 Brüder verräth sich als Dichtung. Auch die Namen Abraham und Israel mit seinen Söhnen sind erdichtet." Versteht sich! von Esra.

Woher haben die Juden also ihren Namen und ihre Religion, von der ihre ältesten Vorfahren, d. h. vor dem Exil, Nichts wußten? Sie kannten weder die hohen Festtage, noch das Passah, noch die albernen Speisegesetze. Alles von Esra! Denn, beiläufig, fand zwischen den fortgeführten reicheren Juden in Babylon und den in Jerusalem zurückgelassenen ärmeren ein reger Verkehr statt.

Und hunderte von Jahren früher, als Esra in Babylon seinen Pentateuch u. s. w., die Vorgeschichte und die hier gemeinte Sittenlehre der Juden fabricirte, galt schon bei allen alten Kulturvölkern eine reinere und edlere Sittenlehre; denn die jüdische ist, wie oben schon angedeutet, von der chaldäischen copirt, aber leider von jüdischem Geiste inficirt, mit jüdischem Schmutze besudelt. Siehe 1. Mos. 19, 31—36; 1. Mos. 38, 16—18; Richter 19, 22—26; 3. Mos. 6, 23; 5. Mos. 7, 16; 5. Mos. 23, 20; 2. Sam. 13, 14; 16, 22 u. s. w.

Mit solchen Stellen schamloser Unsittlichkeit aus der „heiligen Schrift" kann den Juden noch weiter und reichlich aufgewartet werden, wie sie wohl wissen. — „Befremdend aber ist es, wie man dazu kam, gerade zum höchsten Feste, dem Versöhnungstage, einen der schlüpfrigsten, ja der widerwärtigsten Bibelabschnitte für die (öffentliche) Vorlesung zu wählen, der Dinge enthält, welche den Lesern (und den Zuhörern doch wohl auch) die Scham in die Wangen treiben."

Adv. Emil Lehmann, Mitglied des Gemeinderaths der israelitischen Religions-Gemeinde. „Höre Israel!" Seite 71. Dresden 1869 bei Wolf.

Und diese und ähnliche Vorlesungen vor den Frauen und Töchtern!

Mögen die Juden uns Gojim doch den Theil ihrer „heiligen Schrift" nennen, der die Grundlage der Sittenlehre aller gebildeten Völker geworden. Aber, wohlgemerkt, nur echte, ursprüngliche, jüdische Satzungen, nicht solche, die schon hunderte von Jahren früher bei den civilisirten Völkern bestanden und befolgt wurden und die nur von den Juden — wie die goldnen Gefäße der Aegypter — entlehnt, aber mit dem jüdischen Geiste besudelt worden sind.

Das höchste jüdische Gesetzbuch, die strengste Sittenlehre ist der Talmud mit seinen wahrhaft abscheulichen Vorschriften. Welcher Jude wagt es zu läugnen, daß der Talmud lehrt:

Alle Gojim (Nichtjuden, hier also Christen) sind Vieh, sind Thiere.
(Tr. Jebam F. 94. 2. Tos. etc.)

Einen Christen (Goi) darfst Du betrügen und Wucher von ihm nehmen.
(Tr. Baba m. F. Gl. 1. Tos., tr. Megilla 13. 2.)

Die Beraubung eines Christen ist erlaubt. (Baba m. F. 111. 2.)

Es ist nicht recht, seinen Feinden Barmherzigkeit zu erweisen. (Abarbanel, Mark. ham. F. 77. 4.)

Gott hat uns (Juden) befohlen, von einem Christen (Goi) Wucher zu nehmen. (Seph. mizo. F. 73. 4.)

Es ist verboten, den Gojim (Christen) ohne Wucher zu leihen. (Tr. Aboda 5. F. 77. 1. pisk. Tos. 1.)

Den Rechtschaffensten unter den Abgöttischen (Christen) bringe um das Leben. (Tr. Aboda 5. F. 26. 2. Tos. und Ven. Soph. 13. 3.)

Am Versöhnungstage werden dem Juden alle Sünden vergeben, auch die Meineide. (Midr. tephill. zu Ps. 15. f. 13, 2 ꝛc. ꝛc.)

Nach diesem Satze und nach vielen andern kann der Jude also nach Belieben lügen und falsch schwören. Und es ist eine Lüge, wenn er erklärt, er binde sich nicht an den Talmud, oder der Talmud sei ein von den Juden überwundener Standpunkt. Der Talmud ist aus dem innersten jüdischen Geiste, aus der eigensten Natur des Juden heraus verfaßt, und der Jude kann sich hiervon eben so wenig losmachen, als irgend ein lebendes Wesen von seiner Natur, als der Tiger vom Blutdurste, als die Viper vom Gifte. „Die Sünden gegen den Talmud sind schwerer als jene gegen die Bibel."

Liebe die Arbeit, hasse die Herrschsucht.

Je nun, die Arbeit liebt der Jude allerdings, aber nicht, sie selber zu verrichten, sondern für ein Bettelgeld von weißen Sklaven, Christen beiderlei Geschlechts, ausführen zu lassen und sich dabei zu mästen von ihrem Schweiße, von ihrer Gesundheit und von ihren Kummerthränen. — Arme, arme Nätherinnen ꝛc.!

Hasse die Herrschsucht.

„Ein neues messianisches Reich, ein neues Jerusalem muß erstehen an Stelle der Kaiser und Päpste (!!!)". (Archives isr. p. 615. 1861.)

Ist diese Stelle deutlich genug für den Christen als Entgegnung auf „Hasse die Herrschaft"?

„Der Messias wird den Juden das königliche Regiment zurückgeben, alle Völker werden ihm dienen und alle Königreiche ihm unterthan sein. (Tr. Schabb. F. 120. 1 u. A. m.) Dann wird jeder Jude 2800 Knechte und 310 Welten haben."

Angeführt sei nur noch, daß die zahlreich vorhandenen Talmudvereine, in welchen der Talmud studirt wird, sich täglich vermehren und auch schon in kleineren Städten erstehen.

Vorläufig genug von diesen „Mahnungen" echt jüdischer Natur in Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe.

Giebt es eine jüdische Confession, ein jüdisches Glaubensbekenntniß? — Keine Rede davon! In der christlichen Kirche bloß erklärt die Jugend, beiderlei Geschlechts und evangelische wie katholische, nach vorangegangenem gründlichen

Religionsunterrichte vor der versammelten Gemeinde und unter Hersagung des Bekenntnisses; daß sie auf Grund desselben, welches sie als wahr anerkennen, confirmirt bez. gefirmet sein wollen.

Von Allem dem ist bei dem Juden keine Rede. Der jüdische Vollblut-Knabe wird als Säugling der unsinnigen Operation der Beschneidung acht Tage nach seiner Geburt unterworfen, und fertig ist der Jude. Die edlen Keime, welche die Natur in das Blut des Juden unwandelbar gelegt und ihn dadurch seit 3000 Jahren zum Liebling aller Völker gemacht hat, diese Keime werden dann nach und nach im elterlichen Hause gehegt und gepflegt, durch den Unterricht im Talmud zur vorläufigen Entwickelung gebracht und das Weitere kann dann mit größter Seelenruhe der jüdischen Natur, den noblen Beispielen ringsum und der eigenen Praxis überlassen werden.

Also nochmals: Von Confession kann bei dem Juden keine Rede sein und der betreffende, widerlich oft und geflissentlich unverständig citirte Artikel der Verfassung ist auf der semitisch-liberalen Folterbank so lang ausgereckt worden, daß er endlich auch über eine fremde, feindliche Nationalität gestreckt worden ist.

Bei allen Auslassungen von Juden muß man sich stets gegenwärtig halten: 1) daß der Talmud das höchste Religions- und Sitten-Gesetzbuch der Juden ist; 2) daß derselbe Lüge, Meineid, Verrath, Wucher, selbst Mord an Christen nicht nur für erlaubt erklärt, sondern sogar gebietet; 3) daß die Christen für den Juden keine Menschen, sondern Vieh, Thiere sind. — Der Jude spricht daher dem Christen gegenüber stets „mit zwei Zungen", wie der aufrichtige Indianer sagt. Hiernach sind die Auslassungen des „Ausschusses des deutsch-israelitischen Gemeinde-Bundes" zu beurtheilen.

In Bezug auf die von demselben hervorgehobene „innigste Menschenliebe Allen gegenüber" — (wie mögen die Juden hierbei sich verständnißvoll mit Seitenblicken anblinzeln und ein sardonisches Lächeln kaum unterdrücken) — sei wiederum daran erinnert, daß das Weitere in Bezug auf Menschenliebe aus dem Talmud von selbst folgt; diese bezieht sich nämlich nur auf Glaubensgenossen, d. h. auf Vollblutjuden. Und zur Illustration dieser rührend hochherzigen, innigsten Menschenliebe einige geschichtliche Thatsachen. Abraham verstieß seinen leiblichen Sohn Ismael und dessen Mutter erbarmungslos in die Wüste und überlieferte sie damit dem Tode des Verschmachtens. Auf ihrer Flucht aus Egypten brachten die Juden in ihren Kämpfen mit den eingeborenen Besitzern Canaans alles Männliche um. Ebenso bei der scandalösen Ausrottung des Stammes Benjamin. In der schmutzigen Haremsgeschichte der Esther metzelten die Juden einige 70,000 Babylonier nieder, Unschuldige, die ihnen Nichts zu Leide gethan hatten. — Und diese Bestialität feiert der Jude noch heute in einem hohen Freudenfeste und stärkt zu gleicher That bei geeignetem Falle sich und seine Söhne, welche unter dem Rufe: „Schlagt Haman todt", eine Puppe vernichten müssen, in Blutgier und Mord-

sucht. Das ist des Juden Menschenliebe. Allerdings sind dies Erfindungen des fanatischen Esra, aber sie werden von dem Juden strenge geglaubt, bewundert und nachgeahmt. Denn nach der Rückkehr aus dem Exil verstießen die Juden auf Antrieb desselben Esra Tausende ihrer Ehefrauen und die mit ihnen erzeugten, leiblichen Kinder, ihr eigenes Fleisch und Blut, und trieben sie aus „innigster Menschenliebe Allen gegenüber" in die öde Wüste, in den Tod des Verschmachtens. Der Jude haßte und verachtete aus innigster Menschenliebe die Samariter und sprach nicht einmal mit Einem derselben. Aus innigster Menschenliebe schlachteten sie in Cyrene 200,000 Christen ab und ebenso nach der Eroberung von Jerusalem Tausende von abgekauften Christen unter den gräßlichsten Martern.

Eine ländliche Taufe.

Nicht soll von großartigen Feierlichkeiten, Glanz und Reichthum gehandelt werden. Die Eltern, welche ihren ersten Sprößling in die christliche Gemeinschaft durch die Taufe aufnehmen lassen wollen, nennen sich: „Kleine Leute". Der Vater ist Tagelöhner, die Mutter Tagelöhnerin und Tochter eines Kossäthen. Sie brachte in die Ehe einen schönen Stand Betten, eine Comode und einen Spiegel. Eine Ersparniß von 80 Thalern, aus ihrer mehrjährigen Dienstzeit als Köchin auf dem Rittergutshofe zu Radlow am Scharmützelsee, machte das muntere und hübsche Mädchen zu einer begehrenswerthen Partie. Ihr heutiger Gatte war Kutscher bei derselben Herrschaft gewesen und hatte auch einige Spargroschen zurückgelegt. Die Ehe wurde durch ein kleines Mädchen gesegnet, das mit dem standesüblichen Aufwande getauft werden sollte. Das eine der Schweine, wenn auch erst halbfett, wird deshalb verkauft. Das Dorf Radlow besitzt weder Kirche noch Schule und umfaßt außer dem Gutsgemeinde-Verbande, eine Schenke, mehrere Kossäthen und einige Bauernhöfe. Das Gotteshaus, alt und einfach, liegt in dem eine halbe Stunde entfernten Glienicke, woselbst der Prediger und Küster wohnt. Durch gedruckte und zierliche Pathenbriefe sind die sieben Pathen vom Prediger geladen. Diese Einladungen bezahlen die Pathen, zu welchen junge Burschen und Mädchen von den Eltern gewählt werden, denn es ist auf dem Lande nicht Sitte, ältere Leute zu jenem christlichen Liebesdienste heranzuziehen. Man ladet zu Pathen möglichst Paare, von denen zu erwarten steht, daß einst das Band der Ehe sie aneinander knüpft. Die Pathenpflicht verursacht verhältnißmäßig große Ausgaben, da die Gevatterschaft dem Prediger und Küster zu „opfern" hat und ein Geschenk dem Täufling gereicht wird. Dasselbe beträgt 10 bis 15 Groschen und besteht aus Kupfer- und Silbermünzen, welche dem Kinde in das Taufkissen gesteckt werden. Man hegt die Meinung, daß der Segen, welchen der Täufling empfängt, sich auch auf das Geld erstrecke, auf daß dem Kinde es später weder an großem noch kleinem Gelde fehle.

Die Freundlichkeit des Gutsherrn hat bei dem Amtsvorsteher die Erlaubniß ausgewirkt, in der Dorfschenke, nach dem Taufmahl, bis Nacht um 2 Uhr tanzen zu dürfen. Derselbe hat ferner zwei dreispännige Leiterwagen mit den nöthigen Strohsacksitzen zur Verfügung gestellt, damit die Taufgesellschaft trockenen Fußes bei den schmutzigen Wegen zur Kirche gelange. Die Pferde und Fahrer sind von den geladenen jungen Mädchen mit bunten

Bändern und Sträußen geziert, selbst an den Peitschen flattern bunte Zeugstreifen. Auf dem ersten Wagen befindet sich der Täufling mit der Mutter und ein Theil der Gevatterschaft, das Uebrige folgt auf dem anderen Gefährt. Der erste Dreispänner setzt sich aus Schimmel zusammen, was nicht ohne Absicht geschieht. Die Ursache hierfür begründet sich in dem überzeugenden Satze: „Det muß sinn". Es ist nicht gut aus der Schule zu plaudern und die Klugen behalten ihre Weisheit für sich. Die Schimmel, angethan mit der Farbe der Unschuld, sind Lichtthiere, darum geeignet, das unschuldige Kind nach dem Borne des göttlichen Licht's zu ziehen. Die Taufgesellschaft wohnt dem, der Taufe vorhergehenden, allgemeinen Gottesdienste bei, inzwischen wird der Täufling bei der „weisen Frau" untergebracht. Hat der Gottesdienst geendigt, läuft die jüngste Gevatterin eiligst mit dem Kinde in die Kirche. Auch das ist nicht ohne innere Bedeutung, ebenso wie das unsinnig erscheinende rasche Fahren zu der heiligen Handlung. Es soll dadurch angedeutet werden, daß das Kind ebenso schnell wachsen möge, was auf dem Lande, wo es oft an Arbeitskräften fehlt, von besonderer Wichtigkeit erscheint. Der Vater ist bei dem Taufakte nicht zugegen, wohl aber die Mutter, welche nachher besonders eingesegnet wird. Vor der Abfahrt zur Kirche wird dem Kinde, je nachdem es Knabe oder Mädchen, ein Stiefel, eine Harke, eine Spindel oder ein Geldstück vorgehalten, wonach es zuerst greift, bestimmt den künftigen Beruf, oder ob die einstige Hausfrau häuslich sein wird und einen reichen Mann erhält. Bei den Böhmen soll eine ähnliche Sitte bestehen. Dem Kinde wird eine Klapper und ein Schlüssel vorgehalten, faßt es nach der Klapper, wird Böhme ein Musiker, nach dem Schlüssel, ein Spitzbube, was zur Voraussetzung hat, daß die Böhmen überhaupt nur Musiker oder Spitzbuben werden. Das „Opfer" für den Pfarrer wird auf die rechte Ecke des Altartisches, für den Küster links gelegt, oder für ersteren in die Agende gesteckt, für letzteren ins Taufbecken geworfen. Rascher wie die Fahrt zur Kirche, geht die Rückfahrt, denn nun spricht der Magen unsymbolisch mit. Der Gutsherr sieht mit gerechtfertigter Besorgniß seine schweißtriefenden Thiere in den Stall ziehen und auf sorgfältige Behandlung kann bei der Feststimmung der Knechte wenig gerechnet werden.

Das Taufmahl weist Brühe, Reisbrei mit Zucker und Zimmet und, was die Hauptsache, Schweinebraten auf. Die Getränke sind Bier und der unvermeidliche Branntwein. Für die Frauen und Mädchen werden ungeheure Massen von Kaffee gekocht, ganze Chimborasso's von Napf- und Blechkuchen zeigen durch spurloses Verschwinden, wie das zarte Geschlecht keineswegs gewohnt ist, am Magen zu leiden. Die Speisen sind aufgezehrt, paarweise sitzen die Gäste am Kaffeetisch mit gerötheten Gesichtern, auf welchen sich urnatürliches Behagen spiegelt. Satt, schweigend, durch seltene Genüsse — Reisbrei und Schweinebraten — befriedigt, vollendet eine mächtig qualmende Cigarre das Glück an Seite der Geliebten. Plötzlich klingen die langgezogenen

Töne einer Harmonika von der Schenke her. Die stille Gesellschaft springt jubelnd auf, sie eilt zu dem besten Vergnügen, das mit einer Ausdauer, vorzüglich von dem weiblichen Theil, betrieben wird, die erstaunen läßt. So ein Mädchen versäumt keinen Tanz von Nachmittags 4 Uhr bis Nachts 3 Uhr. Essen, Trinken, Schlafen wird über dem Tanzen vergessen. Zum Tanzsaal dient ein niedriges, ziemlich großes Zimmer in der Schenke. Auf dem schwarzen Kachelofen liegen blaue Strümpfe zum Trocknen, die Dielen sind mit Sand bestreut, an den Wänden stehen gebeizte Holzbänke und von der geschwärzten Decke hängt eine Lampe herab, deren trübes Licht gerade Männlein und Weiblein unterscheiden läßt. Zwei Lithographien, darstellend eine Allegorie aus den Jahren 1870/71; ferner das Abendmahl, wo Judas den Herrn Christus verräth, bilden das Gegenüber eines kleinen, von Fliegen befleckten Spiegels. Die ganze Dorfjugend, ja, das ganze Dorf hat sich zu Gast geladen, denn eine Tanzgelegenheit darf nicht ungenutzt vorübergehen, wobei es öfters geschah, daß die Taufgesellschaft, auf ihr Recht pochend, allein zu tanzen, nicht ganz sanft vor die Thüre gesetzt wurde. Den lustigen Spielmann läßt das unberührt, weil die Taufgevattern im Voraus den Spielsold entrichten mußten. Er übt mit seiner Harmonika, wie Hüon mit dem Horne, eine unwiderstehliche Macht aus. Fünfzig- bis siebzigjährige Frauen versuchen ihren „Hopser", die Kranken gesunden und der Einarmige schwenkt seine Grete, was eine wahre Lust ist, anzusehen. Zehn bis elf Stunden spielt der Dorfkünstler, an dem Schenktisch sitzend, jener Quelle, die ihn vor Ermüdung und Durst wohlthätig schützt. Um die dritte Stunde des neuen Tages gebietet der Wirth Feierabend; noch einmal seufzt die Harmonika:

„In Friedenau,
Da ist der Himmel blau!"

Noch ein „Bitterer mit Himbeer" und die Lampe verlöscht. Langsam verlieren sich die Pärchen in der dunklen Dorfstraße und frische Morgenluft umweht die erhitzten Wangen. Unter den alten Linden flüstert und seufzt es, wie in Gipfeln der Wind.

„Unter den Linden
An der Haide
Da unser zweier Bette was,
Möget ihr finden
Schöne Beide
Gebrochen Blumen und Gras,
Vor dem Wald in einem Thal.
Tandarabai! Schon sang die Nachtigal.

Ich kam gegangen
Zu der Aue.
Da war mein Friedel kommen eh.

Da ward ich empfangen,
Hehre Fraue,
Daß ich bin selig immer mehr.
Er küßte mich wohl tausend Stund,
Tandaradai, seht, wie roth mir ist der Mund,"

singt Walther von der Vogelweide. Der Hahn kräht, die Hunde schlagen an, die Thüren knarren und gemahnen den Nachzügler, daß die Pferde geputzt, die Kühe gefüttert und die Hühner herausgelassen werden müssen. Das Tagewerk des Landmannes währt schon einige Stunden, wenn der Städter sich das erste Mal im Bette umdreht, nach der Uhr zu sehen. Auf dem Lande gestaltet sich die Taufe bei den kleinen Leuten zu einem Feste, an welchem das ganze Dorf theil nimmt. Wochen und Monate lang wird davon gesprochen, bis die Ankunft eines neuen Erdenbürgers den älteren in den Hintergrund drängt. Der Tagelöhner bezieht mit der Frau in der Mark Brandenburg durchschnittlich ein Wochenlohn von 9 Mark, was dem Städter sicher gering erscheint. Für Kartoffeln und Brod darf er in den meisten Fällen nicht sorgen, da dies zu den Naturalleistungen der Gutsherrschaft gehört. Die glückliche Bedürfnißlosigkeit der Landbewohner erlaubt vielfach, nicht unbedeutende Ersparnisse für das Alter zurückzulegen. Lackstiefeln und Cylinder kennt der Landmann nicht, so lange es die Witterung gestattet, geht Jung und Alt barfuß, aber man ist satt. Wie anders spinnt sich unter ähnlichen Verhältnissen das Leben in der großen Stadt ab. Der Arbeiter möchte sein Kind taufen lassen, aber der Sonntagsanzug ist im Gewahrsam beim Rückkaufshändler. Die Zinsen dafür bleiben unerschwinglich und waren bereits zweimal fällig. So unterbleibt die heilige Handlung und der Standesbeamte trägt die Namen — auch ohne Sonntagsanzug ein.

Deutsche Stimmen verschiedener Jahrhunderte über die Juden.

I.

Nützlicher Discurß von Banquerutiern, Falliten und verdorbenen Kaufleuten von Jacob Möller, Kurfürstl. Brandenburg. Kammer-Gerichts-Advocaten und Juris Practico in Frankfurt a./Oder.

Frankfurt und Leipzig 1693.

Pag. 51—62. „Eine Hauptursache zum Bankerott ist, wenn sich einer mit Juden verwirret und mit denselben Verkehr und Verstechung hat. Denn die Juden sind eben die rechten Unglücksvögel, durch welche mancher ehrliche Mann um das Seinige kommt und einen Bankerott begehen muß, welches denn die tägliche Erfahrung eine Zeit hero genugsam dargethan und an den hellen Tag gestellet hat. Es sind zwar diese Vögel also geartet, daß sie einen mit glatten Worten bereden, daß man mit ihnen eine Mascopey hat, lassen auch einem etliche Mal einen Vortheil, damit sie einen körnen, oder als wie einen Fisch mit einem süß bespickten Hamen fangen. Manchem däucht bei solchem erschnappten Profit, der Hase habe ihn gelecket, aber zuletzt beschmeissen sie einen doch, daß man sich hinter den Ohren krauet — und der genossene Profit mit sammt dem Kapital hinweg gehet. Denn es sind die Juden zwar einfache Menschen, aber doppelte Schälke, so verschmitzt, listig und erfahren, ja ihre angeborene Art und Eigenschaft ist, daß sie betrügen und nicht betrogen werden, und gehet ihr Tichten und Trachten einzig und allein darauf, daß sie einen Christen betrügen mögen. Denn wie kein Fisch ohne Gräten und kein Hase ohne lange Ohren gefunden wird, also wird auch kein Jude ohne Betrug gefunden. Derohalben haben denn die römischen Kaiser wegen des Betruges der Juden jederzeit heilsame Verordnungen ausgehen lassen. Dergleichen ist in dem gehaltenen Reichstags-Abschied von 1551, worin alle schädlichen Contracte verworfen, auch sonst Obligationen und Verschreibungen, die nicht vor der Obrigkeit aufgerichtet, wegen ihres greulichen Betruges und ihrer List für ungültig gehalten werden. Dieses wird auch in dem Reichsabschiede der verbesserten Policei zu Frankfurt a./M. 1577 klärlich wiederholt und mit folgenden Worten bestätigt: Dieweil solche und dergleichen Contracte ungültig, in gemeinen beschriebenen Rechten, und dazu in Unserer und des Reichs Ordnung, im Jahr 1500, 1530 und 1548 zu Augsburg aufgerichtet, höchlich verboten: So thun wir hier mit Rat,

Wissen und Willen, Unsern und des H. Reichs Kurfürsten, Fürsten und Ständen solche Ordnung gemeldeter wucherlichen Contracte halber erneuern und bekräftigen. In dem Concilio Lateranensi, unter dem Papst Innocenz III. ist auch heilsamlich verordnet, daß die Juden mit Wucher die Christen nicht beladen sollen, nebst angehängter Strafe. — Diese Ordnungen sind nun dem gemeinen Nutzen und der Christenheit zum Besten angesehen. Es wäre gut, wenn die Obrigkeiten jedes Ortes darob hielten und den Christen wider der Juden böses Beginnen helfen und schützen würden. Aber, leider Gottes! es gilt heutigen Tages öfters ein Jude mehr als ein Christ. **Die Juden haben meist an allen Orten die vornehmsten und besten Patronen, die ihnen in ihren Finten und bösen Händeln beistehen und helfen.** Ja, es werden auch die Juden von solchen Christen noch wol Herr titulirt, als Herr Israel, Herr Abraham, Herr Salomon, Herr Marx und wie die Vögel mehr heißen, da sie doch billig der Christen Knechte und keines Herrn Tituls würdig sein sollten. Die Ursache aber solches Ehrentituls ist, die Juden spendiren wacker und verblenden manchem Bürgermeister, Richter und Amtmann die Augen. Es mag ein Christ sagen und klagen was er will, so bekommt doch der Jude meist Recht, wenn er gleich öfter die ungerechteste Sache hat. Aber Gott wird einmal in solche Juden-Patrone und Rechtsverdreher mit Donner und Blitz schlagen.

Es kommt aber ein Kaufmann nicht allein in Schaden, wenn er von den Juden Geld aufnimmt und wucherlichen Zins geben muß, sondern auch und noch vielmehr, wenn derselbe den Juden Gelder oder Waaren creditiret und von ihnen einen Schein oder ein Unterpfand nimmt. „Der alte practische Jurist Möller setzt nun ausführlich auseinander, durch welche jüdischen Buben- und Schelmenstücke der christliche Kaufmann sicher um das Seine kommt. Am Schluß des Abschnittes sagt er weiter: Manche Kaufleute aber sind also geartet, daß sie lieber mit Juden als mit Christen handeln und ihnen das Geld und den Profit gönnen. Denen schadet es endlich nicht, wenn sie wacker betrogen werden und sind keines Erbarmens und Mitleidens, sondern vielmehr auszulachen wert."

Redaction und Verlag: Otto Hentze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Max Baving, Berlin, Neu-Kölln a W. 14.

In **Otto Hentze's** Verlag, **Berlin** NO., Friedenstraße 15, sind erschienen:

Ein Appell an das deutsche Volk. Rede des Reichskanzlers, Fürst von Bismarck, bei Eröffnung der Zoll- und Steuer-Debatten im Deutschen Reichstage am 2. Mai 1879. 6. Aufl. Preis eleg. broch. 25 Pf. **Ausgabe auf holländischem Bütten-Papier 1 Mark.**

Ein zweiter Appell an das Deutsche Volk, insbesondere **an die Deutschen Landwirthe.** Rede des Reichskanzlers, Fürst von Bismarck, bei Gelegenheit der Berathung der Getreidezölle im Deutschen Reichstage am 25. Mai 1879. 2 Bog. gr. 8. Preis 40 Pf. **Ausgabe auf holländischem Bütten-Papier 1,50 Mk.**

Für die wirthschaftliche Entwickelung des Reiches sind diese beiden Reden von eminenter Bedeutung, weil sie für dieselbe grundlegend und in scharfsinniger Logik rücksichtslos und in überzeugender Sprache zeigen, daß der Regierung einzig das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt und sie mit dem laissez faire laissez aller gebrochen hat.

Jeder Deutsche, er möge den Zoll- und Steuerreformen zustimmen oder ihnen widerstreben, hat die Pflicht, obige Reden ihrem Wortlaut nach kennen zu lernen. Der Fürst Reichskanzler hat im Reichstage wiederholt auf dieselben hingewiesen.

Stolp, Dr. H., Das Innungswesen und die gewerbliche Arbeiterfrage oder die neue privat- und wirthschaftsrechtliche Regelung des Gewerbebetriebes. 2 Bog. gr. 8. Preis broch. 40 Pf.

Peters, Dr. Carl, Arthur Schopenhauer als Philosoph und Schriftsteller. Eine Skizze. Preis eleg. broch. 80 Pf.

Steinbrecher-Wasow, Christ., Die Reform der Küche. Ein Supplement zu jedem Kochbuche. 3. Aufl. Preis eleg. broch. 1 Mk., geb. 1,50 Mark.

Raschke, Die Reform unserer Creditverhältnisse durch Waarennoten. Preis eleg. broch. 50 Pf.



2. Jahrgang. Heft 10.

Die Deutsche Wacht.

Zeitschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Graf Wehr und die „Deutsche Landes-Zeitung."

Statistisches über Religion und Race.

Blüthen des neuen Gerichtsverfahrens.

Ein Finanzreformplan für das Deutsche Reich.

Die Gefechtsmanier der jüdischen Presse in der antisemitischen Bewegung.

Kleinere Aufsätze: Der Wiener Männergesang-Verein. — Das Judenthum in Hamburg.

Berlin NO., 1881.

Otto Hentze's Verlag.

Friedenstraße 15.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Die Deutsche Wacht.

15. Februar 1881.

Graf Behr und die „Deutsche Landes-Zeitung".

In ihrer Nummer 27 vom 2. Februar brachte die hiesige „Volks-Zeitung" nachstehendes vertrauliches Circular des Grafen Behr-Bandelin, des bekannten Firmen-Inhabers der Druckerei der „Deutschen Landes-Zeitung". Das Circular lautet:

„Vertraulich!

Die Grundsätze, welche das Programm der Steuer- und Wirthschaftsreformer bilden, sind allmählig in immer weitere Kreise gedrungen. Vor Allem beweist die durch die Judenfrage hervorgerufene Erregung, wie lebhaft die ganze Nation sich danach sehnt, die Herrschaft des mit dem Judenthume verbündeten Liberalismus abzuwerfen und dem Staate seinen christlichen Charakter zurückzugeben. Wenn es jemals einen günstigen Moment für die konservative Presse gegeben hat, so ist es der jetzige. Trotzdem ist es bisher nicht gelungen, die „Deutsche Landes-Zeitung" auf eigene Füße zu stellen. Obgleich dieselbe seit dem 24. Februar 1878 bereits 84,109 M. an Extrasubventionen verbraucht hat, reichen die vorhandenen Mittel doch nur noch bis etwa Mitte Februar aus, ohne daß Aussicht wäre, die Zeitung könne sich alsdann selber erhalten; auch ist nicht anzunehmen, daß irgendwie in absehbarer Zeit eine Aenderung dieses Verhältnisses eintritt, da schließlich zu befürchten ist, die Opferwilligkeit unserer Parteigenossen könne endlich einmal versiegen. Will daher die Partei nicht auf ihre Wirksamkeit in der Presse verzichten, so muß sie derselben eine andere Form geben. Sie ist hierzu aber gerade jetzt um so mehr verpflichtet, als die Berechtigung unserer Forderungen an maßgebender Stelle immer mehr anerkannt wird, und außerdem im laufenden Jahre wieder Neuwahlen bevorstehen.

Die Herrschaft des Liberalismus gründet sich vornehmlich auf den Einfluß seiner Presse. Es muß offen ausgesprochen werden, daß es kaum ein konservatives Organ giebt, welches es an Vielseitigkeit und interessantem Inhalt mit den liberalen Blättern aufnimmt. Die Parteigenossen werden wissen, daß leider sogar in vielen konservativen Familien neben konservativen auch liberale Zeitungen des anziehenden Lesestoffes halber gehalten werden. Tausende, die gegenwärtig von der jüdisch-liberalen Presse gelassen haben, werden ohne Zweifel bald zu ihr zurückgreifen; um so mehr, als man auf jener Seite die weitere Hebung der Parteipresse ernstlich ins Auge gefaßt und zu diesem Zwecke bereits hierfür bedeutende Gelder flüssig gemacht hat, so sollen z. B. für die Vergrößerung der „Tribüne" von den Sezessionisten jetzt circa 500,000 Mark aufgebracht sein, das Blatt soll in Zukunft im Format der Kölnischen Zeitung 2mal täglich erscheinen, auch von den Juden werden enorme Summen für die Wiedererlangung der Herrschaft in der Presse zur Disposition gestellt. —

Hier muß also die Konkurrenz einsetzen. Der mitunterzeichnete Graf Behr hat auf Veranlassung und im Auftrage des leider so früh dahingeschiedenen Herrn von Watzdorff-Wiesenburg einen Prospekt entworfen und die vorbereitenden Schritte nach allen Seiten gethan, um die „Deutsche Landes-Zeitung" in ein großes vornehm gehaltenes Deutsches Organ zu verwandeln, das, auf christlich-konservativer Grundlage stehend, im Stande wäre, den weitesten Leserkreis nach jeder Richtung zu befriedigen. Dasselbe hätte

1) das Programm der Steuer- und Wirthschaftsreformer energisch zu vertreten und die reformatorische Wirthschafts-Politik des Fürsten-Reichskanzlers rückhaltslos zu unterstützen,
2) eine Vereinigung aller konservativen Elemente in Nord- und Süd-Deutschland anzubahnen,
3) auf die Beendigung des beide Konfessionen in ihren heiligsten Interessen so schwer schädigenden Kulturkampfes mit allen Mitteln hinzuwirken,
4) die durch die Gesetzgebung der letzten Jahre so schwer geschädigten Interessen des Groß-, Mittel- und Kleingrundbesitzes wahrzunehmen,
5) für die Erhaltung und Kräftigung des Handwerkerstandes durch Wiederbelebung der Innungen in zeitgemäßen Formen einzutreten,
6) die Arbeiterfrage in der Weise zu behandeln, daß darauf hingewiesen würde, wie dieselbe nicht durch polizeiliche Maßregeln aus der Welt geschafft werden kann, sondern indem man den berechtigten Ansprüchen der Arbeiter auf dem Wege der Gesetzgebung Rechnung trägt.

Auf Grund eines solchen umfassenden Programms wird es dem neuen Organe nicht an einem weiten Leserkreise fehlen. Damit werden sich aber auch die demselben zugehenden Inserate steigern, ohne welche die Rentabilität eines journalistischen Unternehmens unmöglich ist. Es kommen aber noch weitere Gründe hinzu, welche es gerade unserer Partei ganz besonders erleichtern, mit der Gründung eines derartigen Blattes vorzugehen. Einmal die sehr günstige pekuniäre Lage unserer Druckerei, welche bereits ungefähr die Hälfte der Antheilseigner zurückgezahlt hat und in kürzester Zeit als sehr werthvolles schuldenfreies Objekt dem neuen Unternehmen zur Verfügung gestellt werden könnte. Zweitens die über 200,000 Mrk, welche bereits zum Ankaufe eines Hauses für konservative Preßzwecke auf Grund eines von den Herren von Watzdorff-Wiesenburg, Grafen von der Schulenburg-Beetzendorf, Freiherrn v. Mirbach-Sorquitten, F. Grafen Behr-Bandelin, unterschriebenen Prospektes von Anfang Oktober 1880 gezeichnet sind.

Es versteht sich indessen von selbst, daß für die erste Einrichtung und den ersten Betrieb des Unternehmens nochmals Geldmittel erforderlich sind. Jedenfalls wird es aber das letzte Mal sein, daß die Opferwilligkeit der Parteigenossen in Anspruch genommen wird. Zur Bequemlichkeit der Herren Zeichner, sowie, um eine möglichst große Betheiligung herbeizuführen, erlauben wir uns den Vorschlag (Anlage B.), daß vierteljährlich pränumerando mindestens 10 Mark à fonds perdu eingezahlt würden. Einen so geringen Beitrag wird gewiß Jeder gern zahlen, wenn er dadurch ein Preßorgan mitschaffen hilft, welches die Aufgabe hat, alle konservativen Interessen in ganz Deutschland zu vertreten und bis in die untersten Schichten hinab die nothwendige Durchführung unseres Programms zum Wohle aller Mitbürger zu verbreiten. Der gleiche Modus hat sich bei dem jetzt bekanntlich sehr glänzend dastehenden „Reichsboten" vorzüglich bewährt. Daneben würde die Zeichnung von Antheilsscheinen à 500 Mark (Anlage A.) in ähnlicher Weise und Organisation, wie dieselbe der oben erwähnte Prospekt zur Zeichnung eines „**Hausfonds für konservative Preßzwecke**" angiebt, eine Anzahl von Herren vereinigen, welche als die eigentlichen Leiter der neuen Zeitung zu betrachten sein würden.

Was die geschäftliche Leitung dieses Unternehmens betrifft, so scheint uns ein Wechsel unbedingt nothwendig. Die bisherige Redaktion hat gezeigt, daß sie dem Blatte nicht diejenige Verbreitung verschaffen kann, welche dazu gehört, wenn die Grundsätze der Partei dauernden Einfluß auf die öffentliche Meinung gewinnen sollen.

Wir glauben nun einen Herrn gefunden zu haben, der schon durch seine frühere Thätigkeit den Beweis geliefert, daß er ähnliche Unternehmungen so zu leiten verstand, daß dieselben in kurzer Zeit sich selbst erhielten und sogar nicht unerhebliche Ueberschüsse abwarfen. Auch hat sich seiner Person schon früher der Fürst-Reichskanzler bedient, um seine konservativen Absichten

im großen Publikum zu verbreiten. Außer diesem Herrn sind noch eine Menge der hervorragendsten Federn bereit, für das neue Unternehmen für sehr mäßige Preise zu schreiben und erst, je nachdem das Unternehmen wächst und günstige Erträge abwirft, eine zeitgemäße Honorirung zu verlangen, auch dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß die bewährte Feder des Geh.-Rath Wagener dem neuen Unternehmen erhalten bleibt.

Nach unserer Auffassung darf der Moment, wo sich die deutsche Nation von der von den Juden beherrschten Presse massenhaft abwendet und nach einem christlichen Organe verlangt, welches alle berechtigten Wünsche in unserem gesammten großen geeinigten Vaterlande zum Wohle seiner Bürger vertritt, nicht unbenutzt vorübergehen. Ergreifen wir daher die günstige Gelegenheit, damit nicht von anderer Seite diesem allseitigen Verlangen Rechnung getragen wird, und gehen wir mit Gott für Kaiser und Vaterland im Vertrauen auf unsere gerechte Sache und guten Zwecke daran, ein neues großes christlich-konservatives Blatt zu gründen, das in würdiger Weise die wirthschaftlichen Interessen vertritt.

Es ist bereits mit Sachverständigen ein Prospekt entworfen, wonach — wenn das Unternehmen in der vorgelegten Fassung zur Ausführung käme — die Zeitung in nächster Zeit keiner Zuschüsse mehr bedürfen würde.

Berlin W., den 25. Januar 1881.

Kaiserin Augusta-Straße 70.

F. Graf Behr-Bandelin."

Wir haben kein Recht zu der Annahme, daß die Veröffentlichung durch den Grafen Behr veranlaßt ist, glauben vielmehr, daß er dieselbe bedauert, da er sich wohl kaum darüber täuschen kann, daß nach dem Bekanntwerden dieses Circulars seine Stellung zu seinen bisherigen Genossen, die schon immer eine precäre, mit etwas bedenklichem Beigeschmack war, eine durchaus unhaltbare geworden ist. Eine Ahnung davon scheint auch der Graf Behr gehabt zu haben, wenigstens hat er sein Circular nicht in seiner eigenen Druckerei, sondern auswärts drucken lassen.

Dagegen glauben wir allerdings, daß die fragliche Veröffentlichung von Personen, welche damit ein bestimmtes eigenes Interesse verfolgten, unter der Hand in's Werk gesetzt worden ist, in der Hoffnung, die gedeihliche Entwickelung und Verbreitung der „Deutschen Landes-Zeitung" dadurch zu stören und den Grafen Behr zu zwingen, die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Wir meinen diese Leute zu kennen, wollen ihnen aber nicht die Ehre erzeigen, sie öffentlich zu nennen.

Was das Circular selbst anbetrifft, so wollen wir einstweilen zur Ehre des Grafen annehmen, daß er zu einem nicht geringen Theile selbst getäuscht worden ist, und daß daher die Unwahrheiten, welche

dasselbe enthält, weniger auf seine eigene Rechnung, als auf die Rechnung derjenigen zu setzen sind, welche ihn für ihre Zwecke gemißbraucht haben.

Immerhin aber bleibt an erster Stelle auch gegen ihn der Vorwurf bestehen, daß er sich durch das Beispiel des Herrn Hermes in der hiesigen Stadtverordneten-Versammlung hat verleiten lassen, über Dinge abzuurtheilen, von denen er absolut Nichts versteht, und die publicistischen Leistungen von Männern zu kritisiren, denen er auf diesem Gebiete auch nicht das Wasser zu reichen vermag. Unseres Wissens zählt der Graf Behr zu den Staatsmännern, denen, es eine gewisse Schwierigkeit bereitet, öffentlich fünf Minuten hintereinander in logischem Zusammenhange zu sprechen und der das Unglück hat, für seine großen politischen Ideen keine Abnehmer zu finden.

Unzweifelhaft ist es dem Herrn Grafen Behr nicht ganz unbekannt, daß die gegenwärtige „Redaction der Deutschen Landes-Zeitung“ erst seit dem 1. Januar d. J. functionirt, und daß die „Landes-Zeitung“ ihre jetzige Gestalt erst drei Tage vor dem 1. Januar angenommen hat. Es ist daher in der That ein nicht unbedeutendes Maaß an Dreistigkeit erforderlich, um Zeitung und Personal bereits am 25. Januar endgültig zu vervehmen und demselben jede Zukunft abzusprechen, zumal Graf Behr als Drucker der Zeitung sich schon aus seinen eigenen Rechnungen davon hätte überführen können, wie höchst erfreulich das Wachsthum der Zeitung in der kurzen Zeit gewesen ist.

Ein zweiter Vorwurf, welchen wir dem Grafen Behr nicht ersparen können, ist der, daß er seinem Circular den Anstrich gegeben hat, als ob es sich in und mit demselben um etwas ganz Neues handle. Alles das, was Graf Behr jetzt auf den Markt bringt, hat er bereits als Antrag von seiner Seite vorgebracht und ist damit von der competenten Instanz, und zwar, wie wie hören, nicht gerade in sehr verbindlicher Weise zurückgewiesen worden. In dem vorliegenden Circular handelt es sich deshalb lediglich um Wiederaufnahme eines bereits abgewiesenen Antrages, welcher hinter dem Rücken der übrigen Betheiligten in Cours gesetzt ist.

Was die thatsächlichen Unrichtigkeiten des qu. Circulars anlangt, so will dasselbe offenbar glauben machen, daß der Graf Behr gewissermaßen als Testaments-Vollstrecker des leider zu früh verstorbenen Herrn von Watzdorf anzusehen sei. In dieser Beziehung ist aber eine Selbsttäuschung kaum möglich. Der Graf Behr weiß und muß es wissen, daß Herr von Watzdorf über die Zeitung und deren Zukunft nicht mit

ihm, sondern mit denjenigen Personen verhandelt hat, als deren Gegner er jetzt auftritt, daß nicht er, sondern andere Leute die Vollmacht des Herrn von Watzdorf besitzen und daß er mit einem an diesen gerichteten Antrage ähnlichen Inhalts und gleicher Tendenz in nicht mißzuverstehender Weise abgewiesen ist. — Ueberhaupt kann nur ein großes Maaß von Selbstgefälligkeit dem Grafen Behr zu der Illusion verholfen haben, als ob er für seine Person sich irgend welches Ansehens und Einflusses unter den Agrariern erfreue. Man hat ihn — nach dem beliebten Ausdrucke der Zeitungen, welche sein Circular colportirten — als Klingelbeutelmann geschätzt, darüber hinaus gab es nur noch einen succès d'estime.

Einen fast komischen Charakter aber nimmt das Circular an, wenn man diejenigen Stellen in das Auge faßt, wo es sich um die neuen Hilfstruppen handelt, welche der Graf Behr in das Gefecht zu führen gedenkt. Allerdings ist hier die Fassung so in clair obscur gehalten, daß es dem Nichteingeweihten nicht gleich gelingt, der Sache auf den Grund zu schauen, ja daß man bereits die Vermuthung ausgesprochen hat, daß unter der geheimnißvollen Persönlichkeit, welche der Landeszeitung wieder auf die Beine helfen soll, kein Geringerer zu verstehen sei, als Lothar Bucher in eigener Person, der „Officiöse, welcher dem Fürsten Bismarck bereits sehr wesentliche Dienste geleistet habe". Glücklicher Weise sind wir in der Lage, etwas genauer unterrichtet zu sein. Der Zauberer, mit dem und durch welchen der Graf Behr die Mitwelt zu überraschen gedenkt, ist ein kleiner Buchhändler, der allerdings früher einiges Vermögen besessen haben soll, der sich aber stets durch mißlungene Speculationen ausgezeichnet hat und dessen gegenwärtigen Reichthum daher hauptsächlich die Krebse aus einer schöneren Vergangenheit bilden. Wir verdenken es diesem Herrn nicht, wenn er es für ein gutes Geschäft gehalten hat, sich auf billige Weise in den Besitz einer großen Zeitung zu setzen, doch wird er es, wie wir glauben, noch bitter bereuen, die berechtigten Eigenthümlichkeiten des Grafen Behr nicht genauer gekannt zu haben.

Natürlich hat dieser Buchhändler das Wagestück der Redaction nicht allein auf sich nehmen wollen, sondern er hat auch einen Kameraden, „einen bessern find't man nit." Dieser Kamerad ist mit ihm nicht blos durch Gesinnungsgemeinschaft, sondern auch durch Gemeinschaft des Unglücks eng verbunden und theilt mit so vielen großen Männern der Gegenwart das Schicksal, daß man ihn durchaus nicht zu dem Preise verwerthen will, zu welchem er sich selbst eingeschätzt hat. Derselbe

gehört zu den Gelehrten, welche Goethe als „Narren auf eigene Hand" charakterisirt, und ist nach der Meinung Aller, welche ihn genauer kennen, überhaupt nur als Einspänner zu verwerthen.

Daß der Graf Behr daneben bereits die hervorragendsten „Federn der Schriftstellerwelt" gewonnen, möchten wir ihm nicht so unbedingt glauben. Wir haben auf diesem Gebiet auch einige Personalkenntniß und meinen, daß weder Graf Behr, noch seine nächsten Alliirten besondere Lockvögel sind.

Nach den von uns eingezogenen Erkundigungen wird übrigens die „Deutsche Landes-Zeitung" und deren Forterscheinen in der bisherigen Art durch das Austreten des Grafen Behr in keiner Weise alterirt, es sei denn, daß selbiger sein Ausscheiden aus seinem bisherigen Verhältniß als einen Verlust betrachtete, was wir indeß kaum annehmen möchten. Man scheint dort vielmehr geneigt zu sein, das vorstehende Circular als Reclame zu betrachten und zu verwerthen.

Für die Actionaire und sonstigen Interessenten der „Deutschen Landes-Zeitung" glauben wir noch hinzufügen zu müssen, daß der Plan des Grafen Behr auf nichts Geringeres hinausläuft, als die Landes-Zeitung als solche, d. h. als Organ der Agrarier und der social-politischen Vereinigung eingehen und eine neue Zeitung als Buchhändler-Speculation an deren Stelle treten zu lassen.

Eine solche neue Zeitung würde natürlich auf Nichts als auf den „Geschmack des großen Publicums speculiren", um durch gesteigerten Klatsch von Selbstmord-, Räuber- und ähnlichen Geschichten möglichst schnell Abonnenten zu gewinnen, wobei natürlich die Haupt- und schwierigste Aufgabe der Deutschen Landes-Zeitung, dem Programm ihrer Partei Eingang im Volke zu schaffen, die Partei selbst nach Zahl und Selbstbewußtsein zu heben und zu stärken und in ihren Abonnenten zugleich wirthschaftspolitische Gesinnungsgenossen zu gewinnen, völlig in den Hintergrund treten dürfte.

Mit einer solchen Buchhändler-Speculation, die allerdings leichter zu bedienen ist, würde den Agrariern voraussichtlich nur wenig gedient sein, und diese werden daher auch dem journalistischen Menu, welches Graf Behr in seinem Circular offerirt, selbst abgesehen von der Person des Koches, nur wenig Geschmack abgewinnen.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß man nach solchen Vorgängen, nach solcher Effronterie selbst gegen die „Deutsche Landes-Zeitung", welcher nicht allein die Grundbesitzer, sondern alle Anhänger der jetzigen Wirthschafts-Politik so viel verdanken, fast abgeloben möchte, noch ferner

für die conservative Partei in der Presse thätig zu sein. Ein mildernder Umstand für den Grafen Behr mag ja darin liegen, daß er nach dem übereinstimmenden Gutachten der kunstsinnigsten Kritiker das in Frage stehende Circular nicht selbst verfaßt hat!

Entgegengesetzten Falls würde er ja allerdings würdig sein, den Vornamen Meyer zu führen.

Anmerkung der Redaktion:

Wie ernst die „Vertraulichkeit" des Behr'schen Circulars gemeint gewesen ist, ergiebt sich daraus, daß man dasselbe — wohl zur Ersparung des Portos — in unverschlossenen Couverts versandt hat.

Ein entsprechendes Couvert, das auch noch durch die Handschrift des Adressirenden von Interesse ist, liegt uns im Original vor.

Außerdem ist die ganze Sache nach zwei Seiten hin lehrreich. Die liberalen Parteien sind in den Händen der Juden und diese wissen aus Erfahrung, welche Macht in einem festen Zusammenhalten liegt. Sie halten also ihre Leute in Ordnung. Bei den Conservativen dagegen, wo diese Führung fehlt, bricht fortwährend die den Deutschen eigenthümliche Zerfahrenheit durch. Ferner weist Graf Behr auf die Umgestaltung der „Tribüne" hin, zu welcher ein Capital von 500,000 Mark aufgebracht worden sei und meint, „hier müsse die Concurrenz einsetzen." Und wie will er nun „einsetzen"? Durch „eine Menge der hervorragensten" Federn, welche „für sehr mäßige Preise" schreiben, bis die Zeitung sich selber erhalten und seine Parteigenossen von weiteren Opfern entbinden würde. Ist ihm noch eine Ahnung gekommen, wodurch seine Partei, nach ihrer realen Grundlage weitaus die mächtigste im Lande, soweit von den Gegnern überflügelt worden sei? Zum Kriege gehört Geld und Geld und wieder Geld und zu einem erfolgreichen Kriege in der Presse nicht minder als auf anderem Felde. Auch das hätte er von den Juden lernen können, welche den Griff in den Geldbeutel zur rechten Zeit niemals scheuen und nicht darauf warten, daß die Presse gütigst gratis sich ihrer annehme, weil sie die Bedeutung derselben in dieser Zeit der souverainen Phrase begriffen haben. Die „Deutsche Landes-Zeitung" in ihrer früheren kümmerlichen Form hat mehr geleistet, als man erwarten durfte: sie war ihrer Anlage nach eine Vergeudung des Geistes ihrer Mitarbeiter. Jetzt, da sie einen so erfreulichen Aufschwung nimmt, kommt schon wieder die Angst um die Auslagen. Wollen die Freunde des Grafen Behr die Kriegskosten sparen und halten sie es für klüger, mit einem Freibillet zuzusehen, wie der Ast abgesägt wird auf welchem sie sitzen, so mögen sie sich nicht den komischen Anschein impotenter Rührigkeit geben. Umsonst ist der Tod!

Statistisches über Religion und Race.

In Heft 7 des Jahrganges 1880 dieser Zeitschrift haben wir in Bezug auf die Lazarus'sche Schrift „Was heißt national" und auf die Bedeutung dieser Frage in dem herrschenden Judenkriege unsere Ansicht über Nationalität und Race entwickelt. Wir kamen zu dem Ergebniß, daß die Verschiedenheit der Race sich in der Verschiedenheit der Religion ausdrücke, wie denn das Gefühl der nationalen Zugehörigkeit unmöglich sei bei einem Auseinandergehen in den heiligsten Fragen des Gemüthes. Wir erblickten daher in der jüdischen Religion einen schlagenden Beweis dafür, daß die Juden eine den Deutschen ganz fremde Race seien und keinen Anspruch auf einen Platz in der nationalen Gemeinschaft der letzteren haben.

Wir konnten damals diese Frage nur psychologisch und speculativ behandeln, und so wenig auch die auf diesem Wege gefundenen Resultate angezweifelt werden dürften, so erfreulich ist es uns, dieselben auch durch unanfechtbare Zahlen rechtfertigen zu können, und zwar nicht blos auf dem psychologischen Gebiete, sondern auch auf dem physiologischen. Unsere Erkenntniß bewährt sich auch in der Materie und in der Statistik.

Daß das Nationalgefühl das Gefühl der gegenseitigen Zugehörigkeit voraussetze, wird allgemein anerkannt. Dieses Gefühl der Zugehörigkeit ist aber auch die Bedingung der Eheschließung, und wenn sich findet, daß es bei dieser durch die Religion wesentlich beeinflußt werde, so erweist sich damit die Bedeutung der letzteren auch für die Nationalität.

Nun haben in Preußen im Jahre 1879 geheirathet:

1000 evangelische Männer Frauen	951,79	evangelische,	46,75	katholische,
	0,79	Dissidenten,	0,67	jüdische.
1000 katholische " "	888,11	katholische,	111,35	evangelische,
	0,18	Dissidenten,	0,36	jüdische.
1000 dissidentische " "	530,57	Dissidenten,	403,42	evangelische,
	46,45	katholische,	19,56	jüdische.
1000 jüdische " "	957,22	jüdische,	37,38	evangelische,
	4,98	katholische,	0,42	Dissidenten.

Die Juden haben also glücklicherweise sich am strengsten unter sich gehalten und die geringere Anzahl ihrer Verheirathungen mit katholischen Frauen

gegenüber den evangelischen zeigt die lebendigere Wirksamkeit der katholischen Kirche, welcher es auch zuzuschreiben ist, daß die Anzahl der Ehen mit Jüdinnen bei den katholischen Männern fast nur halb so groß sich herausstellt als bei den evangelischen. Daß nur $46,_{75}$ katholische Frauen evangelische Männer, dagegen $111,_{85}$ evangelische Frauen katholische Männer geheirathet haben, beruht auf demselben Grunde, denn im letzteren Falle ist anzunehmen, daß die katholische Kirche die Kirche des Hauses bleiben werde. Daß $403,_{42}$ evangelische und nur $46,_{45}$ katholische Frauen dissidentische Männer geheirathet haben, ist der gleichen Ursache zuzuschreiben: zwischen vielen Dissidenten und vielen Evangelischen besteht nur der Unterschied, daß die ersteren ausdrücklich und die letzteren stillschweigend die Kirche verlassen haben.

Wir haben aber auch einen sehr merkwürdigen physiologischen Beweis dafür, wie eng die Religion mit der Race zusammenhänge und wie fremd die jüdische Race den arischen Stämmen sei.

Es kommen in Preußen im Durchschnitt nämlich Kinder auf jede Ehe:

1.	zwischen	Evangelischen	$4,_{20}$
2.	„	Katholischen	$5,_{20}$
3.	„	Evangelischen und Katholischen	$3,_{30}$
4.	„	Dissidenten	$4,_{53}$
5.	„	Juden	$4,_{43}$
6.	„	Juden und Christen . . .	$1,_{55}$

und zwar findet bei den letzteren Mischehen noch der Umstand statt, daß die Kinderziffer, wenn der Vater Jude ist, $1,_{45}$, wenn die Mutter Jüdin ist, aber $1,_{64}$ beträgt.

Die hohe Geburtsziffer der rein katholischen Ehen hat ihren Grund zum Theil darin, daß der größte Theil der in Preußen lebenden Katholiken slavischer Abstammung ist, wie denn die Provinzen Westpreußen und Posen die höchsten Geburtsziffern: $45,_{9}$ und $46,_{2}$ auf je 1000 Einwohner aufweisen, und in Oberschlesien die gleiche Erscheinung zu Tage tritt. Königshütte hat $53,_{6}$, Beuthen $51,_{2}$ und diese Zahlen werden nur von einigen rheinischen Fabrikstädten erreicht oder übertroffen, wo wahrscheinlich das in katholischen Gegenden übliche frühere Heirathen mitwirkt. Daß die Race aber nicht ganz ohne Einfluß ist, zeigt sich bei dem geringeren Kinderertrage der katholisch-evangelischen Mischehen, welcher nur auf die verminderte Fruchtbarkeit der Mischung von Slaven und Deutschen zurückzuführen ist. Auffällig aber zeigt sich diese Verminderung bei der Verbindung heterogener Racen in den Mischehen

zwischen Christen (Ariern) und Juden, welche kaum $^{1}/_{8}$ der Fruchtbarkeit der Ehen reiner Race ergeben. Der Beweis, daß Arier und Juden nicht zusammengehören, läßt sich nicht schlagender führen, und wir würden Den um seine Dreistigkeit beneiden, der diesen Zahlen gegenüber noch zu behaupten wagte, daß die Juden Deutsche seien.

Man hat bei der Mauleselzucht die gleiche Erfahrung gemacht und auch dort merkwürdigerweise die geringste Fruchtbarkeit gefunden, wenn die Mutter der edleren Race angehört. Vielleicht aber kommt bei den Mischehen zwischen Ariern und Juden noch der Umstand mit in das Spiel, daß naturgemäß bei dem deutschen Weibe der Ekel gegen den liebenden Juden lebhafter mitwirkt, als bei dem deutschen Mann gegen die Jüdin, aber in jedem Falle ist klar, daß Arier und Juden kaum so nahe verwandt sind, als Pferd und Esel.

Blüthen des neuen Gerichtsverfahrens.

In Vervollständigung der im 3. Hefte des 2. Jahrganges der Wacht enthaltenen Kritik der neuen Cicilproceßordnung ist es vielleicht zweckmäßig, einige drastische Beispiele aus der Wirklichkeit anzuführen, die dazu angethan sind, den Beweis zu erhärten, daß das neue Gerichtsverfahren nach keiner Richtung hin als glückliche Neuerung in der Rechtspflege anzusehen ist. Es sollen an dieser Stelle nicht die Klagen über Vertheuerung des Gerichtsverfahrens wiederholt, eben so wenig darauf zurückgegriffen werden, wie eine solche Vertheuerung keineswegs den Anforderungen der Gerechtigkeit entspricht, vielmehr den Glauben an die absolute Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze tief erschüttert, indem das Rechtnehmen in den Augen des Volkes als ein Privilegium des Reichthums erscheint.

Man darf behaupten, daß das neue Gerichtsverfahren ein trauriges Vermächtniß ist, welches der Minister Leonhard dem deutschen Volke hinterlassen hat, ein Vermächtniß, dessen Antritt cum beneficio um so gerechtfertigter gewesen wäre, als das wenig darin enthaltene Gute vor den Testamentsvollstreckern völlig verschwindet.

Um zunächst von den passiv Betheiligten zu sprechen, also denen, die Recht nehmen, mithin die Brüche bezahlen müssen, so ist bekanntlich der Anwaltszwang bei den Landgerichten vorgeschrieben, gerade als wenn systematisch darauf hingearbeitet worden wäre, hungerigen Rechtsanwälten billige Nahrung zu verschaffen! Schablonisirt, wie Alles in der modernen Gesetzgebung, ist dieser Anwaltszwang lediglich von der Höhe des Schuldbetrages abhängig, indem jeder streitige Betrag über 300 Mk. von dem Landgerichte ressortirt. Hätte der Gesetzgeber die einfachen Schuldklagen in erster Instanz generell den Amtsgerichten überwiesen, vor denen persönliche Vertretung zulässig ist, dagegen die Landgerichte zur Berufungs-Instanz gemacht, so wäre allenfalls der Anwaltszwang im Princip verständlich gewesen, jetzt aber, wo ein Pfennig, der den Betrag von 300 Mark überschreitet, schon die Entscheidung des mit dem Anwaltszwange verbundenen Landgerichts erheischt, ist absolut lediglich die Schablone maßgebend. Wir wollen damit nicht etwa sagen, daß wir

überhaupt einen wie immer gearteten Anwaltszwang billigen: wir sind vielmehr der Ansicht, daß der Anwaltszwang allerdings sehr bequem für den Richter und ergiebig für den Anwalt sein mag, aber für die Intelligenz des rechtsbedürftigen Publikums ein trauriges Armuthszeugniß ist, denn es ist damit nichts Anderes gesagt, als daß das Rechtsbewußtsein ein Monopol der Studirten ist und dem gewöhnlichen Manne abgeht!

In Wirklichkeit giebt es aber unter den sogenannten Rechtsgelehrten eine große Anzahl Ignoranten, abgesehen von den Gewissenlosen, während auf der anderen Seite der Betheiligte seine eigene Sache mit größerer Wärme vertreten wird, als der Advocat, dem es gleichgültig sein kann, ob sein Client verliert oder gewinnt. Den Vorschuß hat er ja bereits in der Hand, er verdient also unter allen Umständen sein Geld — und weiter hat es keinen Zweck!

Es kommt weiter hinzu, daß die Rechtsanwälte ebensowenig unfehlbar sind, wie andere Leute und selbst, die größte Gewissenhaftigkeit bei der Instruction vorausgesetzt, doch häufig irrthümlichen Auffassungen unterliegen, die für den Clienten von den nachtheiligsten Folgen sind.

Es ist nicht absehbar, weshalb der Beistand eines Anwalts dem Publikum selbst in den einfachsten Sachen aufgezwungen wird und nicht facultativ gemacht worden ist. Denn eine Forderung, die vielleicht mit einem Pfennige über 300 Mark hinausgeht, braucht doch nicht unbedingt complicirter zu liegen, wie eine solche im Betrage von 300 Mark, während, wenn der Rechtsbedürftige nicht qualificirt oder sonst verhindert ist, sich selbst zu vertreten, er ohnehin auch schon beim Amtsgericht einen Anwalt mit seiner Vertretung betrauen wird!

Und dann die Vorschüsse, die mit einer solchen obligatorischen Vertretung verbunden sind! Kein Advocat rührt eine Feder an, ehe die Kosten, die selbst im Gewinnfalle in der Regel als verloren zu betrachten sind, vorschußweise erlegt sind! Wie steht es dann, wenn der Kläger nicht in der Lage ist, diese Kosten vorschußweise zu zahlen? Entweder muß er darauf verzichten, überhaupt sein Recht zu suchen, oder der Anwalt erbietet sich zur Uebernahme gegen einen hohen Procentsatz der einzuklagenden Forderung, natürlich nur dann, wenn sie ganz klar und sicher liegt, oder das Armenrecht muß erbeten werden! Kein rechtlicher Mann, der Selbstachtung besitzt, wird sich zu dieser ultima ratio leicht entschließen; auch ist es nicht immer leicht, dieses Recht zu erlangen, in Hamburg z. B. müssen zwei wirkliche Bürger vor der Polizeibehörde die Unbemitteltheit des Nachsuchenden bezeugen. Hätte man wenigstens diesem Schutzmittel gegen die absolute Rechtlosigkeit einen weniger com-

promittirenden Namen gegeben, beispielsweise Competenzrecht; das würde wenigstens genau so viel Sinn gehabt haben, als wenn die dem Exequenden zu belassenden Effekten zu Competenzgegenstände werden!

Greifen wir zu einem Beispiele aus der Wirklichkeit. Ein uns bekannter Mann, der bei einem Haustausch-Geschäft um mehrere Tausend Mark betrogen wurde, suchte einen Anwalt, um auf civilrechtlichem Wege zu seinem Rechte zu gelangen. Die Sache lag vielleicht nicht ganz so klar, daß dem Anwalt ein Tantième-Geschäft absolut sicher erschien. Da der Mann keine Mittel besaß, um den sich nach Hunderten von Mark beziffernden Kostenvorschuß zu erlegen, mußte er entweder seine Forderung fallen lassen oder zum Armenrecht seine Zuflucht nehmen! Doch ein Ausweg blieb ihm noch, nämlich er übergab die Angelegenheit der Staatsanwaltschaft, die möglicher Weise nach Artikel 263 des Strafgesetz-Buches inhärirt. Geschieht dies, so ist durch die eventuelle Verurtheilung des Denuncianten allerdings eine Präjudiz geschaffen, auf welches die Advocaten beim späteren Betreten des civilrechtlichen Weges anbeißen. Die Sache spielt aber heut schon über 2 Monat, ohne daß die betreffende Staatsanwaltschaft etwas Anderes gethan hätte, als Erkundigungen einzuziehen, wodurch gleichzeitig Denunciat Gelegenheit findet, es so einzurichten, daß der Betrogene schließlich Nichts mehr vorfindet, an was er sich halten könnte. Inhärirt die Staatsanwaltschaft freilich nicht, so muß der Beschädigte immer noch auf das Armenrecht recurriren! Wenn das aber eine Beschleunigung, resp. Erleichterung des Civilprocesses sein soll, so ist es die höchste Zeit, daß wir unsere bisherigen Begriffe ändern!

Daß der Anwaltszwang mitunter die absolute Rechtlosigkeit bedeutet, dafür mag folgender Fall sprechen. Es giebt in Deutschland eine kleine Republik, in welcher die Aristokratie wie ein Rattenkönig zusammenhängt. In diesem deutschen Bundesstaate wollte ein Herr, der beleidigt worden war und Gründe hatte, nicht persönlich vor Gericht zu erscheinen, durch einen Anwalt eine Injurienklage gegen ein Mitglied jener naturgeschichtlichen Merkwürdigkeit einreichen lassen, nachdem der Sühneversuch gescheitert war! Und sollte man es wohl glauben: es fand sich kein Anwalt, der die Klage annehmen wollte! Zwei dieser Herren lehnten nicht nur selbst aus persönlichen Gründen ab, indem sie mit dem Beleidiger befreundet seien, sondern eröffneten auch gleichzeitig die Perspective, daß sich überhaupt kein Anwalt finden würde, der gegen den Beleidiger aufzutreten bereit sei! Ja, selbst vor dem Richter wurde gewarnt, indem nicht undeutlich zu verstehen gegeben wurde, daß auch er für den Verklagten aus analogen Gründen Partei nehmen werde! Nun fragen wir,

was geschehen soll, wenn die Sache in weiterer Instanz vor das Landgericht kommen sollte? Da sich kein Anwalt findet, Anwaltszwang aber vorliegt, so muß der Beleidigte sich mit der Entscheidung des Amtsgerichts begnügen, mithin unter Umständen die Beleidigung einstecken und die Kosten extra bezahlen! Sind das erträgliche Zustände? Muß die weitere Consequenz derartiger Rechtlosigkeit nicht zum Faustrecht führen? Muß nicht wenigstens das Rechtsbewußtsein völlig verschwinden, um einer plutocratischen Handhabung des Rechtes und der Gerechtigkeit Platz zu machen?

So werden die Theorien der goldenen Internationale überall fühlbar; nicht allein in der finanziellen Ausbeutung der Massen, nicht allein in der Entchristlichung des Volkslebens, nicht allein in der Vernichtung aller conservativen Traditionen: nein, auch das Palladium des Rechtsbewußtseins ist nicht mehr sicher; die Satelliten eines legalisirten Banditenthums, die weder Scham noch Ehre kennen, sind schon dabei, auch dieses Heiligthum zu entweihen.

In der That, die Zeit ist nicht mehr fern, daß nicht mehr allein der materielle Mangel oder die Erwerbsunfähigkeit Tausende fleißiger Deutscher über den Ocean treiben, sondern auch die Versumpfung, welche die moderne Gesetzgebung allenthalben erzeugt hat! Materialismus auf der einen Seite, moralischer Pauperismus auf der anderen Seite werden das alte Vaterland bald genug entvölkern, wenn nicht bald reformatorisch vorgegangen wird!

Gleich grauenhaft gestaltet sich die Concursordnung! Die Gläubiger haben selbst nach beendetem Concurse jederzeit die Existenz des Gemeinschuldners in der Hand! Kauft sich Letzterer einen neuen Rock, der nach der Ansicht irgend eines Gläubigers das Maß der Competenzgegenstände überschreitet, so kann er jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß ihm dieser abgepfändet wird! Hat er sich vielleicht nach unendlicher Mühe eine neue Erwerbsquelle erschlossen, so warten seine Gläubiger schon darauf, sein Einkommen mit Beschlag zu belegen!

Wir wissen recht wohl, daß häufig strafbarer Leichtsinn und Unsolidität zum Concurs führen; es ist uns nicht unbekannt, daß betrügerische Bankerotte, die keinen andern Zweck hatten, als eine mühelose Bereicherung, öfter vorgekommen sind; wir erinnern uns, daß Hamburger Bankerottirer während und nach dem Verfahren in eleganten Equipagen mit Gummirädern spazieren fuhren, während die getäuschten Gläubiger das Nachsehen hatten: allein derartige Fälle bilden doch nicht die Regel und sind bei ernstem Willen von Seiten des Gesetzgebers gänzlich aus

der Welt zu schaffen. Man bestrafe nur leichtsinnige, namentlich aber betrügerische Bankerotte auf das Härteste! Man gebe aber jenen Unglücklichen, die nachweislich einen redlichen Kampf gegen das Mißgeschick gekämpft haben, um doch endlich seinen Schlägen zu erliegen, Gelegenheit, sich wieder aufzuraffen. Unsere jetzige Concursordnung bahnt die Wege zur Verallgemeinerung des Pauperismus und verstärkt die Reihen einer beutelustigen Socialdemokratie! Mit den Gefühlen des tiefsten Mitleides liest der Menschenfreund täglich in den kleinen Localblättern, daß bei armen Arbeitern ein alter Koffer, ein Tisch, ein Schrank, eine Uhr zwangsweise versteigert werden. Und diese Zwangsversteigerungen, deren finanzielles Ergebniß in der Hauptsache von den aufgelaufenen Kosten aufgezehrt werden, sind sicherlich nicht immer durch leichtsinniges oder lüderliches Leben herbeigeführt worden; es ist vielmehr anzunehmen, daß häufig die Beschaffung des täglichen Brodes oder sonstiger nöthiger Lebensbedürfnisse, vielleicht auch rückständige Staats- und Communal-Abgaben die Veranlassung dazu gegeben haben! Und wer cassirt denn zuletzt den Ertrag der Subhastation ein? Nicht der Gläubiger, der kaum zu seinem Gelde kommt, sondern der Advocat und der Staat! Wo soll nun bei dem bedrängten Arbeiter, der möglicher Weise der Ernährer einer zahlreichen Familie ist, noch die Achtung vor dem Staate und seinen Organen herkommen? Wird sein Gemüth nicht vielmehr auf das Schwerste erbittert? Er ist nicht Philosoph genug, um einen absoluten Rechtsstandpunkt zu verstehen, sondern erblickt im sogenannten Rechtsstaate einen erbarmungslosen Feind. Nicht als Wächter des Gesetzes wird er den Richter ansehen, sondern als den Zerstörer seiner Existenz, als den Strandräuber beim Schiffbruche seines bescheidenen Glückes! Mittellos, und was schlimmer ist, hilflos zur Wiederherstellung eines eigenen Heerdes, wird er zum Verbrecher, der den Rest seines Lebens in Strafanstalten verbringt. Das ist der Segen der neuen Concursordnung!

Und wie steht es mit der Ueberzeugung, die jeder Staatsbürger von der Unparteilichkeit der Richter haben sollte? Ein Beispiel aus der Wirklichkeit möge diese Frage beantworten. Ein sehr gebildeter Landmann in Holstein, der Nichts unterlassen hatte, um sein Schiff vor dem Untergange in den Folgen trauriger Conjuncturen und eines zu hohen Kaufpreises zu retten, wurde insolvent. Der Zufall hatte es mit sich gebracht, daß er einige Monate vor diese Katastrophe eine persönliche Differenz mit dem Concursrichter bekam, wobei sich Letzterer zu einer schweren Beleidigung hinreißen ließ. Unter dem Druck dieser

Thatsache und sich sagend, daß er nicht jene Unparteilichkeit auf Seiten des Richters finden könne, die allein im Stande ist, die Achtung vor dem Gesetze aufrecht zu erhalten, machte er das Recht der Ablehnung geltend und beantragte die Bestellung eines anderen Richters! Die vorgesetzte Behörde überwies diesen Antrag zur Berichterstattung an das zuständige Amtsgericht, dessen Vorstand und zugleich einziges richterliches Mitglied der abgelehnte Richter ist! Natürlich konnte diese einseitige Berichterstattung nur zur Ablehnung des Antrages führen! Es ist eine wahre Ironie auf das Recht, wenn so etwas möglich ist: in der fraglichen Sache ist der Verklagte sein eigener Richter! Nicht allein, daß der Concursrichter, seine bevorzugte Stellung gemüthlich wahrnehmend, den sonst höchst ehrenwerthen Cridar à priori wie einen Betrüger behandelte, setze er auch die gewöhnlichsten Formen der Höflichkeit völlig außer Augen, eine Bravour, die sich jeder Kritik entzieht!

Wie fehlerhaft da ein Gerichtsverfahren ist, welches den Abgewiesenen der Rache des Richters überliefert, bedarf keiner Erwähnung! Es müßte mindestens die Aufhebung der kleinen Amtsgerichte erfolgen und eine collegialische Zusammensetzung vor derartigen Unbilden Schutz gewähren! Es ist ein großer Fehler, daß man in falsch angebrachter Erfüllung unverständiger, theils aus der Gewohnheit, theils aus der Bequemlichkeit, theils aus finanziellen Interessen resultirender localen Wünsche, entgegen früher verlautbarten Plänen, die kleinen Amtsgerichte nicht cassirt und neue größere, mit mehreren Richtern besetzte, eingerichtet hat!

Der Vorstand eines solchen mit einem Richter besetzten Gerichts läuft stets Gefahr, zu versumpfen! Auf den einseitigen Verkehr mit den sogenannten Honorationen angewiesen, die sich bekanntlich in kleinen Orten aus sehr zweifelhaften Kreisen zu recrutiren pflegen, und in allerlei Beziehungen mit diesen Leuten, nimmt ein solcher Richter zuletzt eine Stellung ein, die zum mindesten nicht dazu angethan ist, den ohnehin schwankenden Glauben an absolute Unparteilichkeit zu stärken! Daß sein juristisches Wissen nicht gewinnen kann, wenn er seine ganze freie Zeit mit Biertrinken und Kartenspielen in jener Gesellschaft vergeudet, und dazu verdammt ist, seine geistige Nahrung aus den trivialsten Klatsch- und Scandalgeschichten zu schlürfen, liegt auf der Hand! Es ist daher dringend zu wünschen, daß die Regierung neue collegialisch besetzte Amtsgerichte einführt! Der Nachtheil, ein paar Meilen weiter fahren zu müssen, ist lange nicht so schwer wiegend, als wenn der Vorgeladene stundenlang auf Abfertigung warten muß, weil der Herr Amtsrichter sehr spät aus der Honorationenkneipe nach Hause gekommen ist und

noch schläft, oder der Termin ganz ausfällt, weil der gestrenge Herr plötzlich eine Reise angetreten hat!

Je jünger aber und unfertiger die Amtsrichter zum Theil sind, desto nöthiger ist es, sie eine Art Beaufsichtigung zu unterziehen! Diese Beaufsichtigung kann aber nur dann mit Erfolg erfolgen, wenn mehrere Richter bei einem größeren Gerichte angestellt sind, von denen der Aelteste die dienstliche und außerdienstliche Führung der Jüngeren zu controliren hat! Wie sehr die jüngeren Amtsrichter einer solchen Beaufsichtigung bedürfen, hat der Minister Friedberg selbst anerkannt, als er in öffentlicher Sitzung „über die Unbotmäßigkeit der jungen Amtsrichter" klagte.

Wir haben diesem abfälligen Urtheil aus so competentem Munde etwas Weiteres nicht hinzuzufügen, constatiren dagegen zum Schlusse noch einige besonders bezeichnende Fälle, die sich in der jüngsten Zeit im Kreise der Herren Amtsrichter zugetragen haben.

Noch ist es nicht lange her, daß ein aus Disciplinarrücksichten an ein kleines Amtsgericht als Einzelrichter versetzter Amtsgerichtsrath, welcher der Völlerei im hohen Grade ergeben war, sich in dem Bordell einer großen Nachbarstadt erschoß; noch ist kein Gras über den Vorfall gewachsen, daß ein jüdischer Amtsrichter einen protestantischen Geistlichen wegen Ablegung eines confessionellen Eides zu Haftstrafe verurtheilte; in der Erinnerung Aller ist es noch, daß jüngst ein Amtsrichter wegen Schmähung der katholischen Religion zur Bestrafung gezogen werden mußte!

Wir haben derartigen Thatsachen einen weiteren Commentar nicht hinzuzufügen, bezweifeln aber wird Niemand, daß solche Erscheinungen sicherlich nicht dazu beitragen können, eine besondere Achtung vor den Trägern unserer modernen Rechtsordnung herbeizuführen! Ein weiteres Verfolgen dieses gefährlichen Weges muß die allgemeine Demoralisation, die in Folge der liberalen Gesetzgebung schon so weite Kreise ergriffen hat, nothwendiger Weise vermehren. Es ist die höchste Zeit, daß Wandel eintritt und Institutionen beseitigt werden, die so bedauerliche Erfahrungen herbeigeführt haben!

Ein Finanzreformplan für das Deutsche Reich von Philipp Gerstfeldt.

So betitelt sich ein kürzlich bei Otto Wigand in Leipzig erschienenes Buch, was auf 94 Seiten eine große Menge Materials bringt und das Deutsche Reich von seiner Geldnoth erlösen will.

Ein so großes Thema kann auf einem so kleinen Raume selbstverständlich nur in allgemeinen Zügen und Uebersichten behandelt werden und man hätte erwarten dürfen, daß der Verfasser das Verständniß derselben durch eine klare Darstellung erleichtert haben würde. Aber das Gegentheil ist der Fall. Die Tabellen sind so geordnet, daß sie das Auffinden der Resultate möglichst erschweren und mühsames Suchen nothwendig machen, und der Styl des Textes bereitet dem Verständniß des Lesers die widerwärtigsten Schwierigkeiten. Sechs Sätze in einander geschachtelt und in einigen dieser Sätze noch besondere Parenthesen sind nichts Seltenes. Eine lesbare Schreibart ist jetzt so sehr Allgemeingut geworden, daß es für den Mangel derselben kaum noch eine Entschuldigung giebt. Wer vor das große Publikum tritt, mag seine Gedanken hinreichend ordnen, um sie in verständlichem, einfachen Deutsch ausdrücken zu können und nicht dem Leser die Mühe des Entzifferns zumuthen, welches vielleicht dieser Mühe nicht werth ist.

Das Letztere wollen wir nun im vorliegenden Falle nicht gerade behaupten. Der Verfasser bringt zwar nichts Neues und manches Unpraktische, aber im Ganzen bewegen sich seine Vorschläge nach einer Richtung, welcher wir nicht entgegen sein können.

Unser Steuerwesen ist an einem Punkt angelangt, wo eine Umkehr nothwendig wird. Ursprünglich, in dem alten Feudalstaat, waren die Rechtspflege, die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung und die Heeresfolge Pflichten und Bedingungen des Grundbesitzes und ein großer Theil der jetzt dem Staate zufallenden Obliegenheiten ruhte deshalb auf dem Gemeindeverbande. Nach regelmäßigen und directen Steuern für den Staat oder eigentlich für das Reich lag daher kaum ein Bedürfniß vor und jedenfalls fehlte es an Organen zu ihrer Erhebung. Mit der allmäligen Auflösung des Feudalwesens aber entwickelten sich die Be-

dürfnisse des Staates selbstständig und der letztere schob deshalb seine besondere Steuererhebung in diejenige der Gemeinden ein, ohne die letzteren jedoch entsprechend zu entlasten, denn die complicirten Verhältnisse steigerten auch den Aufwand der Gemeinden zur Erfüllung der ihnen verbliebenen Pflichten. Der Erlaß der Heeresfolge, in deren Stelle nun die stehenden Heere mit so unendlich größeren Ansprüchen traten, hatte für die Gemeinde wenig zu bedeuten, so wesentlich dieser Punkt auch bei dem Staatshaushalt in das Gewicht fiel. So verloren die Gemeinde und der Grundbesitz zwar ihre obrigkeitlichen Rechte, aber nicht ihre Lasten, und es trat eine neue Besteuerung ein, welche bald die Gemeindebedürfnisse übertraf und zur Hauptsache wurde. In der neueren Entwickelung aller Verhältnisse beeilten sich dann diese Gemeindebedürfnisse, nachzukommen und schlossen sich den Staatssteuern an, und wir sind nun so weit gekommen, daß die directe Erhebung beider versagt. Die Gemeindesteuern erreichen und übersteigen sogar in einzelnen Fällen die Staatssteuern, als deren Zuschlag sie eingezogen werden, und die steigenden beiderseitigen Anforderungen machen ein anderes Verfahren dringend nothwendig, um das erforderliche Geld in weniger drückender Form beizutreiben. Man hat die Einführung directer Steuern für einen Fortschritt in der Finanzkunst gehalten und geglaubt, darin den einzig richtigen Weg gefunden zu haben. Allein dieser ist nur bis zu einem gewissen Punkte praktikabel und bietet jenseits desselben unüberwindliche Schwierigkeiten der Eintreibung, welche, ohne zum Ziele zu führen, schließlich so kostbar wird, als die Erhebung indirecter Steuern, die wegen ihrer Elasticität viel weniger drücken. In der Provinz Ostpreußen haben die Kosten der Klassensteuereinziehung sich auf 16—29 Prozent gesteigert!

Für die Gemeindelasten lassen sich indirecte Steuern schwer auflegen. Städtische Octroi's sind in kleinen Städten unbequem, und wenn sie auch für geistige Getränke oder dergleichen nützlich und einträglich sein würden, so treffen sie doch die Landgemeinden nicht, für welche kaum eine brauchbare Form der indirecten Besteuerung zu erdenken ist. Es ist also nur der Ausweg möglich, das Staatsbedürfniß mehr auf Verbrauchssteuern und Zölle zu verweisen, wobei aber berücksichtigt werden muß, daß Schutzzölle, wenn sie der Industrie [illegible]men, bald ihre Wirkung als Finanzzölle verlieren, weil [illegible]strie sich ausdehnt und den inländischen Markt ve[illegible]

Auf diesen Weg verweist der Verfasser; vor der Besteuerung nothwe[illegible]sbedü[illegible]

Familie des Armen ungebührlich hart treffe. Die 1879 neu eingeführten Steuern wären danach theilweise fehlerhaft und die Befürwortung der Korn- und Eisenzölle Seitens der Agrarier sogar ein politischer Irrthum gewesen.

Die Getreide-Ernbte des Deutschen Reiches hat nach den statistischen, allerdings von Zuverlässigkeit weit entfernten amtlichen Ermittelungen für das Jahr 1878 betragen rund 347 Millionen Centner, das für die menschliche Ernährung nöthige Quantum rund 157 Millionen Ctr. Von den 157 Millionen Ctr. aber, welche die menschliche Consumtion bilden, muß mindestens die Hälfte auf den Bedarf desjenigen Theils der Bevölkerung gerechnet werden, welcher von der Landwirthschaft lebt und also sein Getreide nicht zu kaufen braucht. In den Handel, der sich doch hauptsächlich mit der Befriedigung des menschlichen Bedarfs beschäftigt, wären nur rund 79 Millionen Ctr. gelangt und zu diesen gehört eine fremde Mehreinfuhr von 27 Millionen, so daß hiernach ungefähr nur 52 Millionen, oder nicht viel über $^1/_7$, und wenn man das Futter für die städtischen Pferde mit veranschlagt, vielleicht $^1/_5$ der Ernbte übrig bleibt, für welches die Zollvertheuerung dem heimischen Ackerbau nützt. $^4/_5$ der Ernbte wären in den Wirthschaften selbst verbraucht worden. Mit anderen Worten gewährt also der Getreidezoll dem deutschen Landmann nur eine Preisbesserung von 2 Mark pro Wispel, oder 10 Pfennig pro Centner Ernbte, was nicht der Rede werth ist. Für den städtischen Arbeiter aber, der mit den durchschnittlichen vier Kindern gesegnet ist, rechnet sich die Sache nicht so leicht. Bei dem angenommenen Bedarf von $3^1/_2$ Ctr. Getreide pro Kopf verbraucht die sechsköpfige Familie jährlich 21 Ctr. mit einem Steueraufschlage von $10^1/_2$ Mark, was mehr beträgt als die übrigen Steuern, welche der Familienvater zu zahlen hat und sein schon erheblich größeres Brod-Bedürfniß noch um $8^3/_4$ Mark mehr vertheuert, als das des ledigen Arbeiters, mit welchem er concurriren muß. Man hat zwar versucht, zu behaupten, daß der Getreide-Zoll von dem auswärtigen Verkäufer und nicht von dem inländischen Consumenten getragen werde, allein mit viel besserem Rechte hat man seine Einführung damals mit der Nothlage der deutschen Landwirthschaft gegenüber der fremden Concurrenz motivirt und wer auch nur das A-B-C des Handels kennt, kann nicht zweifelhaft sein, daß der Zoll auf das nothwendig zu importirende Getreide nicht nur dieses, sondern auch alles im Inland gewonnene um seinen ganzen Betrag vertheuert. Der geringe Vortheil, welchen er, sowie die Zölle auf e[illegible] Nahrungsmittel der Landwirthschaft gebracht haben, wird

mehr als aufgewogen durch die Vertheuerung des Eisens und der Bekleidungsstoffe, die man mit in den Kauf nehmen mußte und rechtfertigt nicht den feindseligen Gegensatz, welcher dadurch zwischen dem ländlichen Grundbesitz und den Interessen der Städter wieder heraufbeschworen worden. Eine so hohe Besteuerung der Nahrungsmittel aber, daß sie wirklich eine Stütze für die Landwirthschaft würde, wäre bei den Verhältnissen unserer Industrie und unserer städtischen Bevölkerung überhaupt ganz unmöglich.

Aus ähnlichen Gründen verdammt der Verfasser auch die Salz-Abgaben von 6 Mark pro Ctr.: „Kein anderes Object — selbst Getreide kaum — wird in um so größeren Mengen consumirt, je ärmer die Consumenten sind. Je mehr trockenes Brod, je dünner die Suppe, je schlechter das Fleisch, je mehr Kartoffeln ohne Butter, je mehr Speck oder Schmalz, je übelerregender dieses oder jenes Nahrungssurrogat, um so mehr — Salz. Nur mündige Männer sind — ohne es sein zu müssen — Tabakraucher oder — bez. und — Branntweingenießer; ferner, Jünglinge und Kinder beiderlei Geschlechtes sind in jenen Beziehungen verschwindende Ausnahmen; der Biergenuß aber ist für sie selten mehr als ein Sonntagsvergnügen. Die steuerrechtliche Vertheuerung trifft nur diejenigen, welche auf diese Genüsse trotz des höheren Preises zu verzichten nicht genöthigt sind, oder nicht verzichten wollen, sie verkürzt die Summe, welche von diesen Personen „für sich und ihre Angehörigen ausgegeben werden kann, ohne ihr Vermögen zu vermindern“ (das ist der Begriff „Einkommen“ nach der in der Wissenschaft herrschenden Herrmann-Schmoller'schen Definition), nur um den Betrag, welchen diese Personen — im Fall der Steuerfreiheit jener Genußmittel — zu deren Erlangung „für sich“ mehr ausgeben könnten, anstatt zur Besserung ihrer und ihrer Angehörigen leiblichen und geistigen Lebensverhältnisse. Dagegen trifft die Vertheuerung der Befriedigung des Salzbedürfnisses (ein das leibliche Bedürfniß übersteigender — genußsüchtiger — Salzverbrauch ist undenkbar) auch diejenigen, welche auf jene Genüsse und auf manche wünschenswerthe Lebensverhältnisse verzichten, weil sie zu diesen Zwecken — auch unter Verringerung ihres „Vermögens“ — Nichts ausgeben können, ohne ihr und ihrer Angehörigen leibliches D a s e i n zu gefährden.“

Das Vorstehende möge zugleich als Stylprobe dienen.

Der Verfasser theilt die Objecte für Zölle und Verbrauchssteuern in drei große Classen, nämlich in „Luxusobjecte“, „Wohlstandesobjecte“ und „Lebensmittel“ und rechnet zu den ersten Tabak, Branntwein,

Bier, Wein, Delicatessen und dergl.; zu den zweiten Petroleum, Zucker, Kaffee und Thee und andere Objecte; zu den letzten endlich Getreide, Salz, Heringe, Schweine, Fleisch und Schmalz. Diese Eintheilung ist nicht ganz logisch, denn Kleidungsstücke und die dazu erforderlichen Textilstoffe gehören offenbar nicht zu den „Wohlstandsobjecten", sondern zu den Gegenständen des ersten Lebensbedürfnisses und ohne Eisen ist die Existenz des civilisirten Menschen kaum denkbar. In England beruht der Ertrag der Zölle und Verbrauchssteuern auf fünf großen Artikeln, wovon vier unter die Luxusobjecte fallen, nämlich Tabak, Branntwein, Bier, Wein und Delicatessen 2c. und nur einer, Thee und Kaffee, zu den Wohlstandsobjecten gehört. Tabak bringt rund 172, Branntwein 404, Bier 159, Wein und Delicatessen 39, Thee und Kaffee 48 Millionen Mark ein. Ihr Gesammtbetrag macht $97,_9$ Procent aller indirecten und $60,_8$ der sämmtlichen Abgaben aus.

Der Verfasser will nun im Deutschen Reich die Salzabgaben und die Lebensmittelzölle aufheben, dagegen die Biersteuer auf 12 Mark für 100 Kilogramm Malz, den Tabakszoll von 85 auf 150 Mark für den Doppelcentner Rohtabak und die Branntweinsteuer von $1,_{31}$ Mark auf 6 Mark für den Hectoliter Maischraum erhöhen.

Was die Biersteuer anbetrifft, so besteht der vorgeschlagene erhöhte Satz bereits in Baiern und es läßt sich nicht absehen, warum er nicht allgemein eingeführt werden sollte, da er dort erfahrungsmäßig die außerordentlich starke Bierconsumtion nicht merkbar beschränkt. 6 Mark für den Centner Malz entsprechen ungefähr 3 Mark für den Hectoliter Bier oder 1 Pfennig für das Seidel und kommen nicht in Betracht gegenüber dem großen Gewinn, welcher bei dem Ausschank üblich ist. Es würde auch Nichts ausmachen, wenn wirklich der Verbrauch beeinträchtigt würde. Im Deutschen Reich werden durchschnittlich per Kopf 90 Liter Bier getrunken und wenn man auf 5 Köpfe einen erwachsenen Mann rechnet und diesen für den Biergenuß allein verantwortlich machen wollte, so kommen ihm jährlich 450 Liter oder 1350 Seidel zur Last. Rechnet man aber wegen der Betheiligung der übrigen Familienmitglieder nur auf 4 Köpfe einen regelmäßigen Biertrinker, so kommen auf diesen immer noch 1080 Seidel für das Jahr oder drei Seidel für den Tag und da auf dem Lande verhältnißmäßig viel weniger Bier getrunken wird als in den Städten, so ersieht man, in welchem Maße die Klagen der Städter über Noth sich auf die überzähligen Seidel zurückführen lassen, an welchen sie Geld, Zeit, Verstand und Arbeitslust verlieren.

Auch gegen eine wesentliche Erhöhung des Tabakszolles und der Tabaksteuer ließe sich Nichts einwenden. Sie träfe ebenfalls nicht die unschuldigen Familienglieder, sondern nur den erwachsenen Mann, welcher sich mit der Ausgabe persönlich abzufinden hätte. Er würde sich für die Steuererhöhung mit dem Gestanke eines schlechteren Krautes rächen, ohne daß der Fiscus sonst dabei zu Schaden käme. Und ihm selbst würde es nicht viel ausmachen. Das Rauchen entspricht so sehr dem in unendliche Betrachtungen verlorenen Wesen des Deutschen, daß es auf eine Hand voll Noten dabei nicht ankommt. Auch ist es eine Kunst, welche erlernt sein will. Kein Tabak schmeckt der unbefangenen Zunge gut, erst durch künstliche Erziehung kann die letztere dahin gebracht werden, den Wohlgeschmack zu entdecken und wer ihn auch in schlechten Cigarren findet, ist der vollkommene Künstler. Es ist aber nicht nöthig, dem Publikum diese äußerste Kunstfertigkeit zuzumuthen, wenn an die Stelle der Steuerhöhung das Monopol gesetzt würde. Die Vertheuerung des Tabaks durch den Kleinhandel ist viel bedeutender, als man glaubt, Im Deutschen Reich wurde der Handel mit Tabak 1875 von 8499 Personen betrieben und es ernährten sich davon rund 42,000 Menschen; in Berlin gab es 996 Tabakshandlungen von denen rund 5000 Menschen lebten. Eine Tabaksregie würde die Verkaufsstätten wesentlich einschränken und überhaupt den Verkehr vereinfachen können. Man würde nicht in jedem Laden bei jeder Cigarre der Täuschung durch phantastische Namen und Verpackung ausgesetzt sein, sondern überall unter derselben Nummer dieselben Stinkaboros finden. Es könnten deshalb an dem Vertriebe leicht 20 Millionen Mark erspart werden ohne Beschädigung des Rauchers und die Fabrikation im Großen würde dem Letzteren auch nichts Schlimmeres zumuthen, als die Privatindustrie, welche für die schlechtestmögliche Waare das meistmögliche Geld zu erhalten sucht und die Gefahren und Kosten des Credites mit einrechnen muß. Wenn die französischen und österreichischen Fabrikate uns wenig zusagen, so liegt es daran, daß sie auf den Geschmack eines anderen Publikums berechnet sind und im Uebrigen ist kein Grund vorhanden, warum der preußische Geheimrath nicht eben so gute Cigarren drehen sollte, als der jüdische Commerzienrath, da es beide doch nicht mit eigenen Fingern thun.

Das Tabaksmonopol bringt in Frankreich 214 Millionen Mark ein, also pro Kopf der Bevölkerung 5,80 Mark bei einem Tabaksverbrauch von 0,77 Kilogramm. In Deutschland ist der Steuerertrag pro Kopf 1,27 Mark und der Verbrauch 1,50 Kilogr. Es unterliegt kaum einem

Zweifel, daß eine Erhöhung der Abgabe auf den französischen Satz im Wege des Monopols eine wesentliche Verminderung des Verbrauchs nicht zur Folge haben würde, denn der Deutsche ist, wie gesagt, ein geborener Raucher und würde lieber die Qualität als das Quantum verringern. Bliebe das letztere dasselbe, so würde dies für die 45 Millionen Deutsche rund 517 Millionen Mark fiscalischen Ertrag gewähren und selbst eine sehr wesentliche Einschränkung des Consums immer noch das Vielfache der von 1882 ab auf ca. 54 Millionen geschätzten Steuer übrig lassen.

In England ist der Ertrag des Tabakszolles ein ähnlicher, als der des französischen Tabaksmonopols, aber die vom Verfasser vorgeschlagene Zoll- und Steuererhöhung würde für Deutschland nur rund 32 Millionen betragen, also nicht viel mehr, als das Monopol durch Vereinfachung des Kleinverkaufs ohne Erhöhung der Preise ersparen könnte.

Bei der Branntweinsteuer spielt die Unkenntniß der technischen Verhältnisse dem Verfasser einen bösen Streich. Er will die bestehende Maischraumsteuer von 1,31 Mark per Hectoliter auf 6 Mark, oder, wie er berechnet, von 17,5 Mark auf 80 Mark per Hectoliter Alkohol erhöhen. Wenn er sich bei Sachverständigen erkundigt hätte, so würde er erfahren haben, daß eine jede Erhöhung der jetzigen Maischraumsteuer das Brennereigewerbe gefährden, die von ihm vorgeschlagene aber dasselbe ganz unmöglich machen würde. Die Steuer erreicht jetzt schon beinahe den Werth des in dem Maischraum verwendeten Materials, und da die Alkoholausbeute wegen der natürlichen Beschaffenheit des letzteren, des Stärkegehaltes der Kartoffeln und bei dem unsicheren Verlauf des Gährungsprozesses sehr schwankend ist, so wird schon jetzt häufig mit Schaden gearbeitet und es können nur große Brennereien bestehen, welche die besten Einrichtungen bezahlen. Eine Erhöhung der Steuer in der jetzigen Form auch nur bis auf die Hälfte des vom Verfasser vorgeschlagenen Satzes aber würde auch diesen den Betrieb unmöglich machen, denn die Gefahr würde zu nahe liegen, daß nicht allein der Werth des Materials ganz verloren ginge, sondern auch noch ein Theil der Steuer aus der Tasche zuzuzahlen wäre.

Allerdings ist unser Steuerertrag aus dem Alkohol lächerlich niedrig, aber um ihn angemessen zu erhöhen, dazu müßte die Art der Besteuerung geändert werden, und das stößt bei den Besitzern der Brennereien auf Widerstand. Die jetzige Besteuerungsart schließt die Verwendung von Rüben zur Brennerei aus, weil deren Saft zu wässerig ist, um die Maischraumsteuer zu ertragen. Es hat sich daher ein Monopol für die

Auch gegen eine wesentliche Erhöhung des Tabakszolles und der Tabaksteuer ließe sich Nichts einwenden. Sie träfe ebenfalls nicht die unschuldigen Familienglieder, sondern nur den erwachsenen Mann, welcher sich mit der Ausgabe persönlich abzufinden hätte. Er würde sich für die Steuererhöhung mit dem Gestanke eines schlechteren Krautes rächen, ohne daß der Fiscus sonst dabei zu Schaden käme. Und ihm selbst würde es nicht viel ausmachen. Das Rauchen entspricht so sehr dem in unendliche Betrachtungen verlorenen Wesen des Deutschen, daß es auf eine Hand voll Noten dabei nicht ankommt. Auch ist es eine Kunst, welche erlernt sein will. Kein Tabak schmeckt der unbefangenen Zunge gut, erst durch künstliche Erziehung kann die letztere dahin gebracht werden, den Wohlgeschmack zu entdecken und wer ihn auch in schlechten Cigarren findet, ist der vollkommene Künstler. Es ist aber nicht nöthig, dem Publikum diese äußerste Kunstfertigkeit zuzumuthen, wenn an die Stelle der Steuerhöhung das Monopol gesetzt würde. Die Vertheuerung des Tabaks durch den Kleinhandel ist viel bedeutender, als man glaubt, Im Deutschen Reich wurde der Handel mit Tabak 1875 von 8499 Personen betrieben und es ernährten sich davon rund 42,000 Menschen; in Berlin gab es 996 Tabakshandlungen von denen rund 5000 Menschen lebten. Eine Tabaksregie würde die Verkaufsstätten wesentlich einschränken und überhaupt den Verkehr vereinfachen können. Man würde nicht in jedem Laden bei jeder Cigarre der Täuschung durch phantastische Namen und Verpackung ausgesetzt sein, sondern überall unter derselben Nummer dieselben Stinkadoros finden. Es könnten deshalb an dem Vertriebe leicht 20 Millionen Mark erspart werden ohne Beschädigung des Rauchers und die Fabrikation im Großen würde dem Letzteren auch nichts Schlimmeres zumuthen, als die Privatindustrie, welche für die schlechtestmögliche Waare das meistmögliche Geld zu erhalten sucht und die Gefahren und Kosten des Credites mit einrechnen muß. Wenn die französischen und österreichischen Fabrikate uns wenig zusagen, so liegt es daran, daß sie auf den Geschmack eines anderen Publikums berechnet sind und im Uebrigen ist kein Grund vorhanden, warum der preußische Geheimrath nicht eben so gute Cigarren drehen sollte, als der jüdische Commerzienrath, da es beide doch nicht mit eigenen Fingern thun.

Das Tabaksmonopol bringt in Frankreich 214 Millionen Mark ein, also pro Kopf der Bevölkerung 5,80 Mark bei einem Tabaksverbrauch von 0,77 Kilogramm. In Deutschland ist der Steuerertrag pro Kopf 1,27 Mark und der Verbrauch 1,50 Kilogr. Es unterliegt kaum einem

Zweifel, daß eine Erhöhung der Abgabe auf den französischen Satz im Wege des Monopols eine wesentliche Verminderung des Verbrauchs nicht zur Folge haben würde, denn der Deutsche ist, wie gesagt, ein geborener Raucher und würde lieber die Qualität als das Quantum verringern. Bliebe das letztere dasselbe, so würde dies für die 45 Millionen Deutsche rund 517 Millionen Mark fiscalischen Ertrag gewähren und selbst eine sehr wesentliche Einschränkung des Consums immer noch das Vielfache der von 1882 ab auf ca. 54 Millionen geschätzten Steuer übrig lassen.

In England ist der Ertrag des Tabakszolles ein ähnlicher, als der des französischen Tabaksmonopols, aber die vom Verfasser vorgeschlagene Zoll- und Steuererhöhung würde für Deutschland nur rund 32 Millionen betragen, also nicht viel mehr, als das Monopol durch Vereinfachung des Kleinverkaufs ohne Erhöhung der Preise ersparen könnte.

Bei der Branntweinsteuer spielt die Unkenntniß der technischen Verhältnisse dem Verfasser einen bösen Streich. Er will die bestehende Maischraumsteuer von 1,31 Mark per Hectoliter auf 6 Mark, oder, wie er berechnet, von 17,5 Mark auf 80 Mark per Hectoliter Alkohol erhöhen. Wenn er sich bei Sachverständigen erkundigt hätte, so würde er erfahren haben, daß eine jede Erhöhung der jetzigen Maischraumsteuer das Brennereigewerbe gefährden, die von ihm vorgeschlagene aber dasselbe ganz unmöglich machen würde. Die Steuer erreicht jetzt schon beinahe den Werth des in dem Maischraum verwendeten Materials, und da die Alkoholausbeute wegen der natürlichen Beschaffenheit des letzteren, des Stärkegehaltes der Kartoffeln und bei dem unsicheren Verlauf des Gährungsprozesses sehr schwankend ist, so wird schon jetzt häufig mit Schaden gearbeitet und es können nur große Brennereien bestehen, welche die besten Einrichtungen bezahlen. Eine Erhöhung der Steuer in der jetzigen Form auch nur bis auf die Hälfte des vom Verfasser vorgeschlagenen Satzes aber würde auch diesen den Betrieb unmöglich machen, denn die Gefahr würde zu nahe liegen, daß nicht allein der Werth des Materials ganz verloren ginge, sondern auch noch ein Theil der Steuer aus der Tasche zuzuzahlen wäre.

Allerdings ist unser Steuerertrag aus dem Alkohol lächerlich niedrig, aber um ihn angemessen zu erhöhen, dazu müßte die Art der Besteuerung geändert werden, und das stößt bei den Besitzern der Brennereien auf Widerstand. Die jetzige Besteuerungsart schließt die Verwendung von Rüben zur Brennerei aus, weil deren Saft zu wässerig ist, um die Maischraumsteuer zu ertragen. Es hat sich daher ein Monopol für die

großen Kartoffelbrennereien entwickelt, an welchem die Interessenten festhalten, weil sie fürchten, durch die Concurrenz von Rüben- und kleineren Kartoffelbrennereien geschädigt zu werden. Wir halten dies für einen Irrthum, denn unsere Spiritusproduction übersteigt den Bedarf um $^1/_6$ bis $^1/_5$ und muß den Ueberschuß exportiren, so daß jetzt schon die inländischen Preise von denen des Welthandels abhängen. Denn nach auswärts verkauft man erst, wenn man zu Hause nicht gleich hohe Preise erhalten kann, und da bei der Ausfuhr die Steuer zurückerstattet wird, so steht der ausländische Markt mit dem inländischen in freier Concurrenz. Auf ein Bischen mehr oder weniger Kartoffelspiritus käme es aber im Welthandel nicht an und der Rübenspiritus macht dem Kartoffelspiritus überhaupt keine Concurrenz, weil er nicht wie der letztere vollkommen fuselfrei hergestellt werden kann und deshalb zu der Fabrikation des feinen Sprits nicht brauchbar ist. Für die Landwirthschaft jedoch würde es von unberechenbarem Nutzen sein, wenn auch kleinere Brennereien von Kartoffeln bestehen könnten und überhaupt das Brennen von Rüben möglich wäre, weil dadurch überall ein wohlfeiles Winterfutter sich beschaffen ließe, während die Verfütterung dieser Früchte ohne die Nebenbenutzung des überschüssigen Stärkemehls oder Zuckers als Alkohol zu theuer wird. Man hat nun, um der Nothwendigkeit einer Aenderung der Besteuerungsart aus dem Wege zu gehen, einen Steueraufschlag in der Form von Consumtionssteuern in das Auge gefaßt, aber diese allein können nicht verhältnißmäßig hohe Erträge gewähren, und in den Ländern, wo man die letzteren erreicht hat, ist man zu der einzig richtigen Form der Branntweinsteuer, zur Fabrikatsteuer, als Hauptsache gekommen, neben welcher dann noch Schank- und Licenzsteuern erhoben werden.

Die Fabrikatsteuer hat außerdem den großen Vorzug, daß sie gar keinen Einfluß auf den Betrieb der Brennerei äußert, und daß sie eine richtige Berechnung der bei dem Export zu vergütenden Steuer zuläßt, was bei der Maischraumsteuer nicht der Fall ist.

In Rußland beträgt die Fabrikatsteuer 1,80 Mark für den Liter Alkohol und außerdem wird eine Schank- (Patent-) Steuer erhoben in Sätzen von 600 bis zu 5 Rubeln abwärts je nach der Größe des Umsatzes. Der Ertrag der Getränkesteuern (einschließlich Bier) hat im Jahre 1880 ergeben 213 Millionen Rubel, da aber das Bier in Rußland keine große Rolle spielt, so kann man wohl 200 Millionen Rubel oder 666 Millionen Mark auf Branntwein rechnen, also für die 60 Millionen Einwohner des europäischen Rußlands 11,10 pro Kopf. In England tragen Branntwein-Zoll und Steuer rund 404 Millionen Mark

ein, wozu noch 33 Millionen Licenzsteuer kommen, was im Ganzen 12,90 Mark auf den Kopf beträgt.

Bei uns ergiebt im Norddeutschen Steuerverein die Branntweinsteuer ca. 44 Millionen Mark, also pro Kopf 1,30 Mark und auf den Liter Alkohol ungefähr 1,60 Mark. Der Verfasser will nun diese Steuer auf beinahe das Vierfache erhöhen, was in der von ihm vorgeschlagenen Form unmöglich ist. Dagegen würde eine Fabrikatsteuer wesentlich höher und fast auf den russischen Satz gestellt werden können, ohne den Consum mehr als nützlich ist zu beschränken. In normalen Jahren dreht sich der Spirituspreis an der Berliner Börse in der Regel um 50 Mark pro Hectoliter Alkohol, gleich 50 Pfennig für den Liter. Rechnet man 16 Pfennig Steuer ab, so bleiben 34 Pfennige für die Waare selbst. Eine Verzehnfachung der jetzigen Steuer auf 160 Pfennig würde also den Alkohol auf 194 Pfennig pro Liter, und da der gewöhnlich consumirte Branntwein nur zu $^1/_3$ aus Alkohol besteht, den Liter desselben auf 65 Pfennig im Großhandel stellen, im Einzelnen also würde er für 80 Pfennig und ein gelinder Rausch schon für 10 Pfennig zu haben sein. Eine solche Erhöhung der Steuer würde auch das Widerstreben der süddeutschen Staaten gegen die Erhebung der Bier- und Branntweinsteuer durch das Reich beseitigen und es ist gar kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Deutschen pro Kopf nicht dieselbe Branntweinsteuer aufbringen sollten, als die noch ärmeren Russen. Wenn aber auch der Verbrauch durch die zehnfache Steuer um 20 % vermindert werden sollte, was kaum zu beklagen wäre, so würde das ganze Reich immer noch 400 Millionen Mark auf diese Weise erheben ohne irgend Jemand fühlbar zu drücken.

Daß die Rücksicht auf solche Zahlen nicht schon längst alle Bedenken gegen die Fabrikatsteuer bei Spiritus beseitigt haben, wird nur erklärlich aus der Rede, welche im vorigen Monat der landwirthschaftliche Minister dem Landesökonomie-Collegium über dies Thema gehalten hat. Er sagt darin, er kenne die Grenze nicht für die Erhöhung der Maischraumsteuer, er höre von Technikern, daß der für die Erhebung der Fabrikatsteuer nöthige Controlapparat noch nicht ganz zuverlässig sei, er wisse nicht, in welcher Weise in Rußland der Spiritus besteuert werde und die englischen Zahlen habe er sich nicht angesehen.

Ueber die Grenze der Maischraumsteuer herrscht unter Sachverständigen kein Zweifel mehr und die Fehler des Controlapparates können unwirksam gemacht werden durch amtlichen Verschluß des Spiritusbehälters, wie er in Rußland zu diesem Behufe eingeführt ist. Sollten aber

der Welt zu schaffen. Man bestrafe nur leichtsinnige, namentlich aber betrügerische Bankerotte auf das Härteste! Man gebe aber jenen Unglücklichen, die nachweislich einen redlichen Kampf gegen das Mißgeschick gekämpft haben, um doch endlich seinen Schlägen zu erliegen, Gelegenheit, sich wieder aufzuraffen. Unsere jetzige Concursordnung bahnt die Wege zur Verallgemeinerung des Pauperismus und verstärkt die Reihen einer beutelustigen Socialdemokratie! Mit den Gefühlen des tiefsten Mitleides liest der Menschenfreund täglich in den kleinen Localblättern, daß bei armen Arbeitern ein alter Koffer, ein Tisch, ein Schrank, eine Uhr zwangsweise versteigert werden. Und diese Zwangsversteigerungen, deren finanzielles Ergebniß in der Hauptsache von den aufgelaufenen Kosten aufgezehrt werden, sind sicherlich nicht immer durch leichtsinniges oder lüderliches Leben herbeigeführt worden; es ist vielmehr anzunehmen, daß häufig die Beschaffung des täglichen Brodes oder sonstiger nöthiger Lebensbedürfnisse, vielleicht auch rückständige Staats- und Communal-Abgaben die Veranlassung dazu gegeben haben! Und wer cassirt denn zuletzt den Ertrag der Subhastation ein? Nicht der Gläubiger, der kaum zu seinem Gelde kommt, sondern der Advocat und der Staat! Wo soll nun bei dem bedrängten Arbeiter, der möglicher Weise der Ernährer einer zahlreichen Familie ist, noch die Achtung vor dem Staate und seinen Organen herkommen? Wird sein Gemüth nicht vielmehr auf das Schwerste erbittert? Er ist nicht Philosoph genug, um einen absoluten Rechtsstandpunkt zu verstehen, sondern erblickt im sogenannten Rechtsstaate einen erbarmungslosen Feind. Nicht als Wächter des Gesetzes wird er den Richter ansehen, sondern als den Zerstörer seiner Existenz, als den Strandräuber beim Schiffbruche seines bescheidenen Glückes! Mittellos, und was schlimmer ist, hilflos zur Wiederherstellung eines eigenen Heerdes, wird er zum Verbrecher, der den Rest seines Lebens in Strafanstalten verbringt. Das ist der Segen der neuen Concursordnung!

Und wie steht es mit der Ueberzeugung, die jeder Staatsbürger von der Unparteilichkeit der Richter haben sollte? Ein Beispiel aus der Wirklichkeit möge diese Frage beantworten. Ein sehr gebildeter Landmann in Holstein, der Nichts unterlassen hatte, um sein Schiff vor dem Untergange in den Folgen trauriger Conjuncturen und eines zu hohen Kaufpreises zu retten, wurde insolvent. Der Zufall hatte es mit sich gebracht, daß er einige Monate vor diese Katastrophe eine persönliche Differenz mit dem Concursrichter bekam, wobei sich Letzterer zu einer schweren Beleidigung hinreißen ließ. Unter dem Druck dieser

Thatsache und sich sagend, daß er nicht jene Unparteilichkeit auf Seiten des Richters finden könne, die allein im Stande ist, die Achtung vor dem Gesetze aufrecht zu erhalten, machte er das Recht der Ablehnung geltend und beantragte die Bestellung eines anderen Richters! Die vorgesetzte Behörde überwies diesen Antrag zur Berichterstattung an das zuständige Amtsgericht, dessen Vorstand und zugleich einziges richterliches Mitglied der abgelehnte Richter ist! Natürlich konnte diese einseitige Berichterstattung nur zur Ablehnung des Antrages führen! Es ist eine wahre Ironie auf das Recht, wenn so etwas möglich ist: in der fraglichen Sache ist der Verklagte sein eigener Richter! Nicht allein, daß der Concursrichter, seine bevorzugte Stellung gemüthlich wahrnehmend, den sonst höchst ehrenwerthen Cribar à priori wie einen Betrüger behandelte, setze er auch die gewöhnlichsten Formen der Höflichkeit völlig außer Augen, eine Bravour, die sich jeder Kritik entzieht!

Wie fehlerhaft da ein Gerichtsverfahren ist, welches den Abgewiesenen der Rache des Richters überliefert, bedarf keiner Erwähnung! Es müßte mindestens die Aufhebung der kleinen Amtsgerichte erfolgen und eine collegialische Zusammensetzung vor derartigen Unbilden Schutz gewähren! Es ist ein großer Fehler, daß man in falsch angebrachter Erfüllung unverständiger, theils aus der Gewohnheit, theils aus der Bequemlichkeit, theils aus finanziellen Interessen resultirender localen Wünsche, entgegen früher verlautbarten Plänen, die kleinen Amtsgerichte nicht cassirt und neue größere, mit mehreren Richtern besetzte, eingerichtet hat!

Der Vorstand eines solchen mit einem Richter besetzten Gerichts läuft stets Gefahr, zu versumpfen! Auf den einseitigen Verkehr mit den sogenannten Honorationen angewiesen, die sich bekanntlich in kleinen Orten aus sehr zweifelhaften Kreisen zu recrutiren pflegen, und in allerlei Beziehungen mit diesen Leuten, nimmt ein solcher Richter zuletzt eine Stellung ein, die zum mindesten nicht dazu angethan ist, den ohnehin schwankenden Glauben an absolute Unparteilichkeit zu stärken! Daß sein juristisches Wissen nicht gewinnen kann, wenn er seine ganze freie Zeit mit Biertrinken und Kartenspielen in jener Gesellschaft vergeudet, und dazu verdammt ist, seine geistige Nahrung aus den trivialsten Klatsch- und Scandalgeschichten zu schlürfen, liegt auf der Hand! Es ist daher dringend zu wünschen, daß die Regierung neue collegialisch besetzte Amtsgerichte einführt! Der Nachtheil, ein paar Meilen weiter fahren zu müssen, ist lange nicht so schwer wiegend, als wenn der Vorgeladene stundenlang auf Abfertigung warten muß, weil der Herr Amtsrichter sehr spät aus der Honorationenkneipe nach Hause gekommen ist und

noch schläft, oder der Termin ganz ausfällt, weil der gestrenge Herr plötzlich eine Reise angetreten hat!

Je jünger aber und unfertiger die Amtsrichter zum Theil sind, desto nöthiger ist es, sie eine Art Beaufsichtigung zu unterziehen! Diese Beaufsichtigung kann aber nur dann mit Erfolg erfolgen, wenn mehrere Richter bei einem größeren Gerichte angestellt sind, von denen der Aelteste die dienstliche und außerdienstliche Führung der Jüngeren zu controliren hat! Wie sehr die jüngeren Amtsrichter einer solchen Beaufsichtigung bedürfen, hat der Minister Friedberg selbst anerkannt, als er in öffentlicher Sitzung „über die Unbotmäßigkeit der jungen Amtsrichter“ klagte.

Wir haben diesem abfälligen Urtheil aus so competentem Munde etwas Weiteres nicht hinzuzufügen, constatiren dagegen zum Schlusse noch einige besonders bezeichnende Fälle, die sich in der jüngsten Zeit im Kreise der Herren Amtsrichter zugetragen haben.

Noch ist es nicht lange her, daß ein aus Disciplinarrücksichten an ein kleines Amtsgericht als Einzelrichter versetzter Amtsgerichtsrath, welcher der Völlerei im hohen Grade ergeben war, sich in dem Bordell einer großen Nachbarstadt erschoß; noch ist kein Gras über den Vorfall gewachsen, daß ein jüdischer Amtsrichter einen protestantischen Geistlichen wegen Ablegung eines confessionellen Eides zu Haftstrafe verurtheilte; in der Erinnerung Aller ist es noch, daß jüngst ein Amtsrichter wegen Schmähung der katholischen Religion zur Bestrafung gezogen werden mußte!

Wir haben derartigen Thatsachen einen weiteren Commentar nicht hinzuzufügen, bezweifeln aber wird Niemand, daß solche Erscheinungen sicherlich nicht dazu beitragen können, eine besondere Achtung vor den Trägern unserer modernen Rechtsordnung herbeizuführen! Ein weiteres Verfolgen dieses gefährlichen Weges muß die allgemeine Demoralisation, die in Folge der liberalen Gesetzgebung schon so weite Kreise ergriffen hat, nothwendiger Weise vermehren. Es ist die höchste Zeit, daß Wandel eintritt und Institutionen beseitigt werden, die so bedauerliche Erfahrungen herbeigeführt haben!

Ein Finanzreformplan für das Deutsche Reich
von Philipp Gerstfeldt.

So betitelt sich ein kürzlich bei Otto Wigand in Leipzig erschienenes Buch, was auf 94 Seiten eine große Menge Materials bringt und das Deutsche Reich von seiner Geldnoth erlösen will.

Ein so großes Thema kann auf einem so kleinen Raume selbstverständlich nur in allgemeinen Zügen und Uebersichten behandelt werden und man hätte erwarten dürfen, daß der Verfasser das Verständniß derselben durch eine klare Darstellung erleichtert haben würde. Aber das Gegentheil ist der Fall. Die Tabellen sind so geordnet, daß sie das Auffinden der Resultate möglichst erschweren und mühsames Suchen nothwendig machen, und der Styl des Textes bereitet dem Verständniß des Lesers die widerwärtigsten Schwierigkeiten. Sechs Sätze in einander geschachtelt und in einigen dieser Sätze noch besondere Parenthesen sind nichts Seltenes. Eine lesbare Schreibart ist jetzt so sehr Allgemeingut geworden, daß es für den Mangel derselben kaum noch eine Entschuldigung giebt. Wer vor das große Publikum tritt, mag seine Gedanken hinreichend ordnen, um sie in verständlichem, einfachen Deutsch ausdrücken zu können und nicht dem Leser die Mühe des Entzifferns zumuthen, welches vielleicht dieser Mühe nicht werth ist.

Das Letztere wollen wir nun im vorliegenden Falle nicht gerade behaupten. Der Verfasser bringt zwar nichts Neues und manches Unpraktische, aber im Ganzen bewegen sich seine Vorschläge nach einer Richtung, welcher wir nicht entgegen sein können.

Unser Steuerwesen ist an einem Punkt angelangt, wo eine Umkehr nothwendig wird. Ursprünglich, in dem alten Feudalstaat, waren die Rechtspflege, die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung und die Heeresfolge Pflichten und Bedingungen des Grundbesitzes und ein großer Theil der jetzt dem Staate zufallenden Obliegenheiten ruhte deshalb auf dem Gemeindeverbande. Nach regelmäßigen und directen Steuern für den Staat oder eigentlich für das Reich lag daher kaum ein Bedürfniß vor und jedenfalls fehlte es an Organen zu ihrer Erhebung. Mit der allmäligen Auflösung des Feudalwesens aber entwickelten sich die Be-

dürfnisse des Staates selbstständig und der letztere schob deshalb seine besondere Steuererhebung in diejenige der Gemeinden ein, ohne die letzteren jedoch entsprechend zu entlasten, denn die complicirten Verhältnisse steigerten auch den Aufwand der Gemeinden zur Erfüllung der ihnen verbliebenen Pflichten. Der Erlaß der Heeresfolge, in deren Stelle nun die stehenden Heere mit so unendlich größeren Ansprüchen traten, hatte für die Gemeinde wenig zu bedeuten, so wesentlich dieser Punkt auch bei dem Staatshaushalt in das Gewicht fiel. So verloren die Gemeinde und der Grundbesitz zwar ihre obrigkeitlichen Rechte, aber nicht ihre Lasten, und es trat eine neue Besteuerung ein, welche bald die Gemeindebedürfnisse übertraf und zur Hauptsache wurde. In der neueren Entwickelung aller Verhältnisse beeilten sich dann diese Gemeindebedürfnisse, nachzukommen und schlossen sich den Staatssteuern an, und wir sind nun so weit gekommen, daß die directe Erhebung beider versagt. Die Gemeindesteuern erreichen und übersteigen sogar in einzelnen Fällen die Staatssteuern, als deren Zuschlag sie eingezogen werden, und die steigenden beiderseitigen Anforderungen machen ein anderes Verfahren dringend nothwendig, um das erforderliche Geld in weniger drückender Form beizutreiben. Man hat die Einführung directer Steuern für einen Fortschritt in der Finanzkunst gehalten und geglaubt, darin den einzig richtigen Weg gefunden zu haben. Allein dieser ist nur bis zu einem gewissen Punkte praktikabel und bietet jenseits desselben unüberwindliche Schwierigkeiten der Eintreibung, welche, ohne zum Ziele zu führen, schließlich so kostbar wird, als die Erhebung indirecter Steuern, die wegen ihrer Elasticität viel weniger drücken. In der Provinz Ostpreußen haben die Kosten der Klassensteuereinziehung sich auf 16—29 Prozent gesteigert!

Für die Gemeindelasten lassen sich indirecte Steuern schwer auflegen. Städtische Octroi's sind in kleinen Städten unbequem, und wenn sie auch für geistige Getränke oder dergleichen nützlich und einträglich sein würden, so treffen sie doch die Landgemeinden nicht, für welche kaum eine brauchbare Form der indirecten Besteuerung zu erdenken ist. Es ist also nur der Ausweg möglich, das Staatsbedürfniß mehr auf Verbrauchssteuern und Zölle zu verweisen, wobei aber berücksichtigt werden muß, daß Schutzzölle, wenn sie der Industrie zu Gute kommen, bald ihre Wirkung als Finanzzölle verlieren, weil die begünstigte Industrie sich ausdehnt und den inländischen Markt versorgt.

Auf diesen Weg verweist der Verfasser; aber er warnt eindringlich vor der Besteuerung nothwendiger Lebensbedürfnisse, weil eine solche die

Familie des Armen ungebührlich hart treffe. Die 1879 neu eingeführten Steuern wären danach theilweise fehlerhaft und die Befürwortung der Korn- und Eisenzölle Seitens der Agrarier sogar ein politischer Irrthum gewesen.

Die Getreide-Erndte des Deutschen Reiches hat nach den statistischen, allerdings von Zuverlässigkeit weit entfernten amtlichen Ermittelungen für das Jahr 1878 betragen rund 347 Millionen Centner, das für die menschliche Ernährung nöthige Quantum rund 157 Millionen Ctr. Von den 157 Millionen Ctr. aber, welche die menschliche Consumtion bilden, muß mindestens die Hälfte auf den Bedarf desjenigen Theils der Bevölkerung gerechnet werden, welcher von der Landwirthschaft lebt und also sein Getreide nicht zu kaufen braucht. In den Handel, der sich doch hauptsächlich mit der Befriedigung des menschlichen Bedarfs beschäftigt, wären nur rund 79 Millionen Ctr. gelangt und zu diesen gehört eine fremde Mehreinfuhr von 27 Millionen, so daß hiernach ungefähr nur 52 Millionen, oder nicht viel über $^1/_7$, und wenn man das Futter für die städtischen Pferde mit veranschlagt, vielleicht $^1/_5$ der Erndte übrig bleibt, für welches die Zollvertheuerung dem heimischen Ackerbau nützt. $^4/_5$ der Erndte wären in den Wirthschaften selbst verbraucht worden. Mit anderen Worten gewährt also der Getreidezoll dem deutschen Landmann nur eine Preisbesserung von 2 Mark pro Wispel, oder 10 Pfennig pro Centner Erndte, was nicht der Rede werth ist. Für den städtischen Arbeiter aber, der mit den durchschnittlichen vier Kindern gesegnet ist, rechnet sich die Sache nicht so leicht. Bei dem angenommenen Bedarf von $3^1/_2$ Ctr. Getreide pro Kopf verbraucht die sechsköpfige Familie jährlich 21 Ctr. mit einem Steueraufschlage von $10^1/_2$ Mark, was mehr beträgt als die übrigen Steuern, welche der Familienvater zu zahlen hat und sein schon erheblich größeres Brod-Bedürfniß noch um $8^3/_4$ Mark mehr vertheuert, als das des ledigen Arbeiters, mit welchem er concurriren muß. Man hat zwar versucht, zu behaupten, daß der Getreide-Zoll von dem auswärtigen Verkäufer und nicht von dem inländischen Consumenten getragen werde, allein mit viel besserem Rechte hat man seine Einführung damals mit der Nothlage der deutschen Landwirthschaft gegenüber der fremden Concurrenz motivirt und wer auch nur das A-B-C des Handels kennt, kann nicht zweifelhaft sein, daß der Zoll auf das nothwendig zu importirende Getreide nicht nur dieses, sondern auch alles im Inland gewonnene um seinen ganzen Betrag vertheuert. Der geringe Vortheil, welchen er, sowie die Zölle auf animalische Nahrungsmittel der Landwirthschaft gebracht haben, wird

mehr als aufgewogen durch die Vertheuerung des Eisens und der Bekleidungsstoffe, die man mit in den Kauf nehmen mußte und rechtfertigt nicht den feindseligen Gegensatz, welcher dadurch zwischen dem ländlichen Grundbesitz und den Interessen der Städter wieder heraufbeschworen worden. Eine so hohe Besteuerung der Nahrungsmittel aber, daß sie wirklich eine Stütze für die Landwirthschaft würde, wäre bei den Verhältnissen unserer Industrie und unserer städtischen Bevölkerung überhaupt ganz unmöglich.

Aus ähnlichen Gründen verdammt der Verfasser auch die Salz-Abgaben von 6 Mark pro Ctr.: „Kein anderes Object — selbst Getreide kaum — wird in um so größeren Mengen consumirt, je ärmer die Consumenten sind. Je mehr trockenes Brod, je dünner die Suppe, je schlechter das Fleisch, je mehr Kartoffeln ohne Butter, je mehr Speck oder Schmalz, je übelerregender dieses oder jenes Nahrungssurrogat, um so mehr — Salz. Nur mündige Männer sind — ohne es sein zu müssen — Tabakraucher oder — bez. und — Branntweingenießer; ferner, Jünglinge und Kinder beiderlei Geschlechtes sind in jenen Beziehungen verschwindende Ausnahmen; der Biergenuß aber ist für sie selten mehr als ein Sonntagsvergnügen. Die steuerrechtliche Vertheuerung trifft nur diejenigen, welche auf diese Genüsse trotz des höheren Preises zu verzichten nicht genöthigt sind, oder nicht verzichten wollen, sie verkürzt die Summe, welche von diesen Personen „für sich und ihre Angehörigen ausgegeben werden kann, ohne ihr Vermögen zu vermindern“ (das ist der Begriff „Einkommen“ nach der in der Wissenschaft herrschenden Herrmann-Schmoller'schen Definition), nur um den Betrag, welchen diese Personen — im Fall der Steuerfreiheit jener Genußmittel — zu deren Erlangung „für sich“ mehr ausgeben könnten, anstatt zur Besserung ihrer und ihrer Angehörigen leiblichen und geistigen Lebensverhältnisse. Dagegen trifft die Vertheuerung der Befriedigung des Salzbedürfnisses (ein das leibliche Bedürfniß übersteigender — genußsüchtiger — Salzverbrauch ist undenkbar) auch diejenigen, welche auf jene Genüsse und auf manche wünschenswerthe Lebensverhältnisse verzichten, weil sie zu diesen Zwecken — auch unter Verringerung ihres „Vermögens“ — Nichts ausgeben können, ohne ihr und ihrer Angehörigen leibliches D a s e i n zu gefährden.“

Das Vorstehende möge zugleich als Stylprobe dienen.

Der Verfasser theilt die Objecte für Zölle und Verbrauchssteuern in drei große Classen, nämlich in „Luxusobjecte“, „Wohlstandesobjecte“ und „Lebensmittel“ und rechnet zu den ersten Tabak, Branntwein,

Bier, Wein, Delicatessen und dergl.; zu den zweiten Petroleum, Zucker, Kaffee und Thee und andere Objecte; zu den letzten endlich Getreide, Salz, Heringe, Schweine, Fleisch und Schmalz. Diese Eintheilung ist nicht ganz logisch, denn Kleidungsstücke und die dazu erforderlichen Textilstoffe gehören offenbar nicht zu den „Wohlstandsobjecten", sondern zu den Gegenständen des ersten Lebensbedürfnisses und ohne Eisen ist die Existenz des civilisirten Menschen kaum denkbar. In England beruht der Ertrag der Zölle und Verbrauchssteuern auf fünf großen Artikeln, wovon vier unter die Luxusobjecte fallen, nämlich Tabak, Branntwein, Bier, Wein und Delicatessen &c. und nur einer, Thee und Kaffee, zu den Wohlstandsobjecten gehört. Tabak bringt rund 172, Branntwein 404, Bier 159, Wein und Delicatessen 39, Thee und Kaffee 48 Millionen Mark ein. Ihr Gesammtbetrag macht 97,9 Procent aller indirecten und 60,8 der sämmtlichen Abgaben aus.

Der Verfasser will nun im Deutschen Reich die Salzabgaben und die Lebensmittelzölle aufheben, dagegen die Biersteuer auf 12 Mark für 100 Kilogramm Malz, den Tabakszoll von 85 auf 150 Mark für den Doppelcentner Rohtabak und die Branntweinsteuer von 1,31 Mark auf 6 Mark für den Hectoliter Maischraum erhöhen.

Was die Biersteuer anbetrifft, so besteht der vorgeschlagene erhöhte Satz bereits in Baiern und es läßt sich nicht absehen, warum er nicht allgemein eingeführt werden sollte, da er dort erfahrungsmäßig die außerordentlich starke Bierconsumtion nicht merkbar beschränkt. 6 Mark für den Centner Malz entsprechen ungefähr 3 Mark für den Hectoliter Bier oder 1 Pfennig für das Seidel und kommen nicht in Betracht gegenüber dem großen Gewinn, welcher bei dem Ausschank üblich ist. Es würde auch Nichts ausmachen, wenn wirklich der Verbrauch beeinträchtigt würde. Im Deutschen Reich werden durchschnittlich per Kopf 90 Liter Bier getrunken und wenn man auf 5 Köpfe einen erwachsenen Mann rechnet und diesen für den Biergenuß allein verantwortlich machen wollte, so kommen ihm jährlich 450 Liter oder 1350 Seidel zur Last. Rechnet man aber wegen der Betheiligung der übrigen Familienmitglieder nur auf 4 Köpfe einen regelmäßigen Biertrinker, so kommen auf diesen immer noch 1080 Seidel für das Jahr oder drei Seidel für den Tag und da auf dem Lande verhältnißmäßig viel weniger Bier getrunken wird als in den Städten, so ersieht man, in welchem Maße die Klagen der Städter über Noth sich auf die überzähligen Seidel zurückführen lassen, an welchen sie Geld, Zeit, Verstand und Arbeitslust verlieren.

Auch gegen eine wesentliche Erhöhung des Tabakszolles und der Tabaksteuer ließe sich Nichts einwenden. Sie träfe ebenfalls nicht die unschuldigen Familienglieder, sondern nur den erwachsenen Mann, welcher sich mit der Ausgabe persönlich abzufinden hätte. Er würde sich für die Steuererhöhung mit dem Gestanke eines schlechteren Krautes rächen, ohne daß der Fiscus sonst dabei zu Schaden käme. Und ihm selbst würde es nicht viel ausmachen. Das Rauchen entspricht so sehr dem in unendliche Betrachtungen verlorenen Wesen des Deutschen, daß es auf eine Hand voll Noten dabei nicht ankommt. Auch ist es eine Kunst, welche erlernt sein will. Kein Tabak schmeckt der unbefangenen Zunge gut, erst durch künstliche Erziehung kann die letztere dahin gebracht werden, den Wohlgeschmack zu entdecken und wer ihn auch in schlechten Cigarren findet, ist der vollkommene Künstler. Es ist aber nicht nöthig, dem Publikum diese äußerste Kunstfertigkeit zuzumuthen, wenn an die Stelle der Steuerhöhung das Monopol gesetzt würde. Die Vertheuerung des Tabaks durch den Kleinhandel ist viel bedeutender, als man glaubt, Im Deutschen Reich wurde der Handel mit Tabak 1875 von 8499 Personen betrieben und es ernährten sich davon rund 42,000 Menschen; in Berlin gab es 996 Tabakshandlungen von denen rund 5000 Menschen lebten. Eine Tabaksregie würde die Verkaufsstätten wesentlich einschränken und überhaupt den Verkehr vereinfachen können. Man würde nicht in jedem Laden bei jeder Cigarre der Täuschung durch phantastische Namen und Verpackung ausgesetzt sein, sondern überall unter derselben Nummer dieselben Stinkaboros finden. Es könnten deshalb an dem Vertriebe leicht 20 Millionen Mark erspart werden ohne Beschädigung des Rauchers und die Fabrikation im Großen würde dem Letzteren auch nichts Schlimmeres zumuthen, als die Privatindustrie, welche für die schlechtestmögliche Waare das meistmögliche Geld zu erhalten sucht und die Gefahren und Kosten des Credites mit einrechnen muß. Wenn die französischen und österreichischen Fabrikate uns wenig zusagen, so liegt es daran, daß sie auf den Geschmack eines anderen Publikums berechnet sind und im Uebrigen ist kein Grund vorhanden, warum der preußische Geheimrath nicht eben so gute Cigarren drehen sollte, als der jüdische Commerzienrath, da es beide doch nicht mit eigenen Fingern thun.

Das Tabaksmonopol bringt in Frankreich 214 Millionen Mark ein, also pro Kopf der Bevölkerung 5,80 Mark bei einem Tabaksverbrauch von 0,77 Kilogramm. In Deutschland ist der Steuerertrag pro Kopf 1,27 Mark und der Verbrauch 1,50 Kilogr. Es unterliegt kaum einem

Zweifel, daß eine Erhöhung der Abgabe auf den französischen Satz im Wege des Monopols eine wesentliche Verminderung des Verbrauchs nicht zur Folge haben würde, denn der Deutsche ist, wie gesagt, ein geborener Raucher und würde lieber die Qualität als das Quantum verringern. Bliebe das letztere dasselbe, so würde dies für die 45 Millionen Deutsche rund 517 Millionen Mark fiscalischen Ertrag gewähren und selbst eine sehr wesentliche Einschränkung des Consums immer noch das Vielfache der von 1882 ab auf ca. 54 Millionen geschätzten Steuer übrig lassen.

In England ist der Ertrag des Tabakszolles ein ähnlicher, als der des französischen Tabaksmonopols, aber die vom Verfasser vorgeschlagene Zoll- und Steuererhöhung würde für Deutschland nur rund 32 Millionen betragen, also nicht viel mehr, als das Monopol durch Vereinfachung des Kleinverkaufs ohne Erhöhung der Preise ersparen könnte.

Bei der Branntweinsteuer spielt die Unkenntniß der technischen Verhältnisse dem Verfasser einen bösen Streich. Er will die bestehende Maischraumsteuer von 1,31 Mark per Hectoliter auf 6 Mark, oder, wie er berechnet, von 17,5 Mark auf 80 Mark per Hectoliter Alkohol erhöhen. Wenn er sich bei Sachverständigen erkundigt hätte, so würde er erfahren haben, daß eine jede Erhöhung der jetzigen Maischraumsteuer das Brennereigewerbe gefährden, die von ihm vorgeschlagene aber dasselbe ganz unmöglich machen würde. Die Steuer erreicht jetzt schon beinahe den Werth des in dem Maischraum verwendeten Materials, und da die Alkoholausbeute wegen der natürlichen Beschaffenheit des letzteren, des Stärkegehaltes der Kartoffeln und bei dem unsicheren Verlauf des Gährungsprozesses sehr schwankend ist, so wird schon jetzt häufig mit Schaden gearbeitet und es können nur große Brennereien bestehen, welche die besten Einrichtungen bezahlen. Eine Erhöhung der Steuer in der jetzigen Form auch nur bis auf die Hälfte des vom Verfasser vorgeschlagenen Satzes aber würde auch diesen den Betrieb unmöglich machen, denn die Gefahr würde zu nahe liegen, daß nicht allein der Werth des Materials ganz verloren ginge, sondern auch noch ein Theil der Steuer aus der Tasche zuzuzahlen wäre.

Allerdings ist unser Steuerertrag aus dem Alkohol lächerlich niedrig, aber um ihn angemessen zu erhöhen, dazu müßte die Art der Besteuerung geändert werden, und das stößt bei den Besitzern der Brennereien auf Widerstand. Die jetzige Besteuerungsart schließt die Verwendung von Rüben zur Brennerei aus, weil deren Saft zu wässerig ist, um die Maischraumsteuer zu ertragen. Es hat sich daher ein Monopol für die

großen Kartoffelbrennereien entwickelt, an welchem die Interessenten festhalten, weil sie fürchten, durch die Concurrenz von Rüben- und kleineren Kartoffelbrennereien geschädigt zu werden. Wir halten dies für einen Irrthum, denn unsere Spiritusproduction übersteigt den Bedarf um $^1/_6$ bis $^1/_5$ und muß den Ueberschuß exportiren, so daß jetzt schon die inländischen Preise von denen des Welthandels abhängen. Denn nach auswärts verkauft man erst, wenn man zu Hause nicht gleich hohe Preise erhalten kann, und da bei der Ausfuhr die Steuer zurückerstattet wird, so steht der ausländische Markt mit dem inländischen in freier Concurrenz. Auf ein Bischen mehr oder weniger Kartoffelspiritus käme es aber im Welthandel nicht an und der Rübenspiritus macht dem Kartoffelspiritus überhaupt keine Concurrenz, weil er nicht wie der letztere vollkommen fuselfrei hergestellt werden kann und deshalb zu der Fabrikation des feinen Sprits nicht brauchbar ist. Für die Landwirthschaft jedoch würde es von unberechenbarem Nutzen sein, wenn auch kleinere Brennereien von Kartoffeln bestehen könnten und überhaupt das Brennen von Rüben möglich wäre, weil dadurch überall ein wohlfeiles Winterfutter sich beschaffen ließe, während die Verfütterung dieser Früchte ohne die Nebenbenutzung des überschüssigen Stärkemehls oder Zuckers als Alkohol zu theuer wird. Man hat nun, um der Nothwendigkeit einer Aenderung der Besteuerungsart aus dem Wege zu gehen, einen Steueraufschlag in der Form von Consumtionssteuern in das Auge gefaßt, aber diese allein können nicht verhältnißmäßig hohe Erträge gewähren, und in den Ländern, wo man die letzteren erreicht hat, ist man zu der einzig richtigen Form der Branntweinsteuer, zur Fabrikatsteuer, als Hauptsache gekommen, neben welcher dann noch Schank- und Licenzsteuern erhoben werden.

Die Fabrikatsteuer hat außerdem den großen Vorzug, daß sie gar keinen Einfluß auf den Betrieb der Brennerei äußert, und daß sie eine richtige Berechnung der bei dem Export zu vergütenden Steuer zuläßt, was bei der Maischraumsteuer nicht der Fall ist.

In Rußland beträgt die Fabrikatsteuer 1,80 Mark für den Liter Alkohol und außerdem wird eine Schank- (Patent-) Steuer erhoben in Sätzen von 600 bis zu 5 Rubeln abwärts je nach der Größe des Umsatzes. Der Ertrag der Getränkesteuern (einschließlich Bier) hat im Jahre 1880 ergeben 213 Millionen Rubel, da aber das Bier in Rußland keine große Rolle spielt, so kann man wohl 200 Millionen Rubel oder 666 Millionen Mark auf Branntwein rechnen, also für die 60 Millionen Einwohner des europäischen Rußlands 11,10 pro Kopf. In England tragen Branntwein-Zoll und Steuer rund 404 Millionen Mark

ein, wozu noch 33 Millionen Licenzsteuer kommen, was im Ganzen 12,90 Mark auf den Kopf beträgt.

Bei uns ergiebt im Norddeutschen Steuerverein die Branntweinsteuer ca. 44 Millionen Mark, also pro Kopf 1,30 Mark und auf den Liter Alkohol ungefähr 1,60 Mark. Der Verfasser will nun diese Steuer auf beinahe das Vierfache erhöhen, was in der von ihm vorgeschlagenen Form unmöglich ist. Dagegen würde eine Fabrikatsteuer wesentlich höher und fast auf den russischen Satz gestellt werden können, ohne den Consum mehr als nützlich ist zu beschränken. In normalen Jahren dreht sich der Spirituspreis an der Berliner Börse in der Regel um 50 Mark pro Hectoliter Alkohol, gleich 50 Pfennig für den Liter. Rechnet man 16 Pfennig Steuer ab, so bleiben 34 Pfennige für die Waare selbst. Eine Verzehnfachung der jetzigen Steuer auf 160 Pfennig würde also den Alkohol auf 194 Pfennig pro Liter, und da der gewöhnlich consumirte Branntwein nur zu $^1/_3$ aus Alkohol besteht, den Liter desselben auf 65 Pfennig im Großhandel stellen, im Einzelnen also würde er für 80 Pfennig und ein gelinder Rausch schon für 10 Pfennig zu haben sein. Eine solche Erhöhung der Steuer würde auch das Widerstreben der süddeutschen Staaten gegen die Erhebung der Bier- und Branntweinsteuer durch das Reich beseitigen und es ist gar kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Deutschen pro Kopf nicht dieselbe Branntweinsteuer aufbringen sollten, als die noch ärmeren Russen. Wenn aber auch der Verbrauch durch die zehnfache Steuer um 20 % vermindert werden sollte, was kaum zu beklagen wäre, so würde das ganze Reich immer noch 400 Millionen Mark auf diese Weise erheben ohne irgend Jemand fühlbar zu drücken.

Daß die Rücksicht auf solche Zahlen nicht schon längst alle Bedenken gegen die Fabrikatsteuer bei Spiritus beseitigt haben, wird nur erklärlich aus der Rede, welche im vorigen Monat der landwirthschaftliche Minister dem Landesökonomie-Collegium über dies Thema gehalten hat. Er sagt darin, er kenne die Grenze nicht für die Erhöhung der Maischraumsteuer, er höre von Technikern, daß der für die Erhebung der Fabrikatsteuer nöthige Controlapparat noch nicht ganz zuverlässig sei, er wisse nicht, in welcher Weise in Rußland der Spiritus besteuert werde und die englischen Zahlen habe er sich nicht angesehen.

Ueber die Grenze der Maischraumsteuer herrscht unter Sachverständigen kein Zweifel mehr und die Fehler des Controlapparates können unwirksam gemacht werden durch amtlichen Verschluß des Spiritusbehälters, wie er in Rußland zu diesem Behufe eingeführt ist. Sollten aber

trotzdem noch Fehler möglich sein, die sich nicht untereinander ausgleichen, so werden diese doch keinenfalls 5pCt. betragen und eine Einnahme von 400 Millionen würde den theoretischen Verlust von 20 Millionen verschmerzen lassen. Bei aller Anerkennung des bescheidenen Freimuthes, mit welchem der Minister seine Unschuld eingesteht, möchten wir ihm doch rathen, sich die Sachen und die Zahlen recht genau anzusehen.

Der Verfasser befürwortet dann natürlich noch eine Börsensteuer mit einem Ertrage von 12 Millionen Mark, welchen wir bei richtiger Fassung für viel zu niedrig halten. Sein ganzer Plan läuft darauf hinaus, daß nach Aufhebung der Salzabgaben und der Lebensmittelzölle dem Reich aus der vorgeschlagenen Erhöhung des Tabakszolles und der Bier- und Branntweinsteuer, sowie aus der Einführung der Börsensteuer eine Mehreinnahme von rund 112 resp. 121 Millionen zuwachsen werde. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß durch Einführung des Tabaksmonopols und einer richtigen Spiritussteuer neben den übrigen Vorschlägen des Verfassers alle Bedürfnisse des Reichs, welche nach Abrechnung von 109 Millionen aus Post, Telegraphen, Eisenbahnen, Stempelsteuern und Fondszuschüssen u. s. w. pro 1880/81 noch 395 Millionen betragen, gedeckt und die ganzen Matrikularbeiträge beseitigt werden könnten — und zwar, ohne daß Jemand ein Recht hätte, über Steuerdruck zu klagen, während zugleich die Landwirthschaft von der besseren Art der Spiritusbesteuerung wesentlichen Nutzen ziehen würde.

Die Gefechtsmanier der jüdischen Presse in der antisemitischen Bewegung.

Wenn es gilt, schlechte Sachen zu vertreten, so empfehlen sich nicht nur jüdische Advocaten, sondern auch jüdische Literaten, vorausgesetzt, daß sie ihren Geschäftsvortheil gewahrt finden. Mit schamlosen Witzeleien verstehen sie dann ebenso Sittenlosigkeit und Verbrechen zu beschönigen und vertheidigen, wie andererseits das Erhabene und das Edle in den Staub zu ziehen. Selbst von der Regel, das Judenthum zu verherrlichen und alles Andere herabzuwürdigen, kann in diesem Falle abgegangen werden, und Jude darf gegen Jude streiten und Betrug üben. Für jede Sache und gegen jede Sache, wenn es bezahlt wird! — Das ist das Berufsmotto der verjudeten Presse. Wird aber ihre Eigenart erfolgreich angegriffen und sie zur Selbstvertheidigung oder zur Vertheidigung des jüdischen Wesens überhaupt gezwungen, so übt sie noch eine ganz besondere Art der Bosheit, die in allen Schattirungen dieser Presse nach demselben Muster ausfällt und sich namentlich in der gegenwärtigen antisemitischen Bewegung scharf gekennzeichnet hat. Es kann die Charakteristik des Judennaturells nur verdeutlichen, wenn wir das angezogene Verfahren skizziren und illustriren.

Die Judenpresse nahm den Kampf damit auf, daß sie die Bewegung im Anfang todtzuschweigen versuchte.

Bei der inneren Haltlosigkeit seines Wesens traut der Jude sich an eine freimüthige Widerlegung von Angriffen nicht heran, und seiner Feigheit ist der offene, ehrliche Kampf verhaßt. Aber es verläßt ihn nicht die Hoffnung auf die so oft geglückte endliche Ueberlistung des Gegners. Diesen richtig zu schätzen, ist er schon wegen seiner angestammten Großmannssucht und Eitelkeit nur selten im Stande. Er kennt auch nie die Tragweite politischer Bewegungen. In dem Bewußtsein, ja doch die öffentliche Meinung zu beherrschen, will er vorläufig Zeit gewinnen.

Bald mußte er erfahren, daß die Angriffe sich nicht nur wiederholten, sondern auch vermehrten. Dieser Umstand machte einen unheim-

lichen Eindruck auf das Judengemüth und versetzte es in innere Unruhe. Die Nothwendigkeit, von der unliebsamen Erscheinung Notiz zu nehmen, stellte sich immer bewußter heraus. Ohne Taktlosigkeit wird es nicht abgehen, das ist selbstverständlich und nicht das Schlimmste. Es handelte sich für den Juden darum, die Sache so darzustellen, daß die Judenfreunde aus ihr nicht klug wurden und die Nachbeter in der Dummheit erhalten blieben. Nach diesem Recept erfuhr man von „pöbelhaften Vorgängen", durch welche angeblich die „Edelsten und Besten unserer Mitbürger", darunter fast sämmtliche „Märtyrer der Volksfreiheit" „beschimpft und geschmäht" worden sind. Die Absicht, den eigentlichen Thatbestand todtzuschweigen, war noch keineswegs aufgegeben. Zwar ist ein verlogener und verzerrter Thatbestand an's Tageslicht gezaubert; aber jene Absicht ist erreicht, das Judengemüth hat seinem Aerger Luft gemacht, seinen trügerischen Hang bethätigt und seine Gegner vielleicht etwas eingeschüchtert.

Doch die Bewegung, die ohne jüdische Concession entstanden, wächst auch unter dem jüdischen Banne. Ihre verlogene Entstellung animirt die wahrheitsliebenden Blätter zu sachgemäßer Berichterstattung. War nun das Todtschweigen und die Einschüchterung nicht gelungen, so muß wohl oder übel der wuthgeschwollene jüdische Schreiber mit weiteren unehrlichen Waffen einsetzen. Dies geschieht.

Die Judenpresse zerrt zum Zweiten in abscheulicher Weise Personalien in die Sache.

Wenn der Jude der angeborenen Skandalsucht fröhnt, wenn er seine Rachsucht befriedigt, dann schwelgt er in seinem eigensten Element. Der wahre Sachverhalt, der durch den Juden nie freiwillig klargestellt wird, bietet ihm Gelegenheit, um an demselben durch Ueberschüttung mit erlogenen Verdächtigungen und persönlichem Schmutz die sich historisch vollziehende Hohnsprechung des ewigen Juden zu probiren. Die literarischen Buschklepper der widerlichen Race spioniren das Material aus, womit sie die Bewegung auf persönlichen Eigennutz und persönliche Schandbarkeit zurechtstutzen, auf eben diejenigen Eigenschaften, über welche der schnöde Judenwitz überhaupt in keiner sozialen und moralischen Situation herauskommt. Eine neue Sorte Terrorismus hat sich die widrige Race als Seitenstück zu der von ihr unter den Völkern etablirten wirthschaftlichen Verwucherung und Knechtung nunmehr auf dem Preßgebiete geschaffen. Wehe dem, der ihrer eigennützigen Auserwähltheit einmal den Mantel lüften will; aller Ehre entkleidet, wird sein Name an den Schandpfahl geschlagen!

Die Vorschützung von Personalien, um das Interesse von den Sachen abzulenken, machen sich die Juden aber noch in ganz anderer Weise, als die geschilderte ist, zu Nutze. Sie lechzen förmlich nach günstig zu deutenden Aussprüchen hoher und höchster Autoritäten und suchen solche, wenn auch meist vergeblich, immer und immer wieder zu provoziren. Diese Aussprüche führen sie dann ins Gefecht, um sich ein gutes Zeugniß auszustellen und, ohne auf Anschuldigungen und Verurtheilungen näher einzugehen, die Welt glauben zu machen, daß die antisemitische Bewegung von Seiten der politischen Macht unmöglich geduldet werden könne.

Die gegenwärtige Hochfluth der antisemitischen Bewegung, zu der jüdische Tactlosigkeit nicht das Wenigste beigetragen hat, zwang die jüdische Gefechtsmanier ihr Waffenarsenal theils zu erschöpfen, theils den vorhandenen Vorrath sichtbar zu machen. Die jüdische Presse befaßt sich endlich mit der Judenfrage selbst, aber fragt mich nur nicht, wie! Wer sich aus ihren Kundgebungen ein Bild von dem Stande der Frage machen wollte, würde jüdisch betrogen sein. Hier und da wird eine Nebensächlichkeit herausgerissen, jüdisch versetzt, mit albernem Witz gestempelt und mit heuchlerischen Phrasen in Kurs gesetzt. Wie von der Personendurchhechlung so kann der Jude auch von der Gedankenfälschung nicht lassen. Allerlei Aeußerlichkeiten müssen bald zu den possenhaftesten Bemerkungen, bald zu den sittlich verlogensten Ausrufen herhalten. Das Ende ist Geschrei nach polizeilicher Einmischung und staatlichen Ausnahmeverordnungen. Giebt es ein besseres Beispiel dafür, daß Beides für die Juden unabweislich ist? —

Der Jude ist, wie überhaupt, so auch in seiner Presse, weder bewußt noch unbewußt im Stande, die in der Antisemitenbewegung vertretene gegnerische Idee als Ganzes aufzufassen; er zerrt seine Gefechtsmanier an ihren Theilen herum und stützt sich auf äußere Gründe, deren ultima ratio die Gewalt ist.

Was die Juden der antisemitischen Bewegung entgegengesetzt haben, ist an und für sich so echt jüdisch, daß man sagen möchte, es reiche allein zur Kennzeichnung ihres Charakters aus. Prahlerische Selbstüberschätzung, Rachgier, Verlogenheit und die Unfähigkeit auf große Ideen einzugehen oder darin etwas Anderes als ihre eigene Niedertracht zu erblicken — das ist das geistige Rüstzeug, mit dem der Jude den deutschen Michel in der Presse niederhalten will. Wahrhaft unverständlich ist die Unverschämtheit, mit welcher die deutsche Erhebung gegen

das jüdische Joch in einem weg als Schimpf und Schande, welche das deutsche Volk im In- und Auslande davontrage, gebrandmarkt wird von einer Hand voll Preßpiraten und im Namen einiger hunderttausend Juden, über die der große Kant seine Verwunderung dahin aussprach, in ihnen nicht nur eine ganze Nation von Händlern, sondern noch mehr eine ganze Nation von Betrügern sehen zu müssen. Wahrlich, das ist die sittliche Welt auf den Kopf gestellt! Eine alles Ehrgefühls baare Race äußert das Bedürfniß, ein Volk vor Schande zu bewahren! —

Einen hervorstechenden Brennpunkt für die Deroute und Kopflosigkeit der jüdischen Gefechtsweise gab der Fall Kantorowicz ab. In zweimal 24 Stunden hatte der Telegraph die ganze civilisirte Welt mit der Flegelei eines polnischen Schnapsjuden bekannt gemacht und dieselbe zu einem weltgeschichtlichen Akt aufgebauscht, an welchem die verjudeten Stadtverordneten von Berlin und Breslau, den beiden größten Judennestern, sowie die verjudete Fortschrittspartei sich die Unsterblichkeit sichern zu müssen glaubten. Abgesehen davon, daß jüdisches Wesen wegen des verächtlichen Beigeschmacks nicht einmal im Punkte der Lächerlichkeit Unsterblichkeit erwerben kann, so war besagter Fall in seinen Folgen für die Juden durchaus nicht lächerlich, sondern im Gegentheil hat er der mühsam mit dem jüdischen Preßmonopol um Ausdehnung ringende Bewegung mit einem Schlage die volksthümliche Verbreitung verschafft. Im jüdischen Interesse hätte der ausschlagende Jude hundertfache Prügel von Juden selber verdient, die sich doch nun nicht mehr wundern dürfen, wenn auch einmal Deutsche wiederschlagen, nachdem der Jude angefangen. —

Den Kern der Bewegung zu verhüllen, aber ihre äußere Erscheinung in's Fratzenhafte zu entstellen und dem Hohne preiszugeben, oder aber als pöbelhaften Auswuchs der Polizeigewalt zu denunciren, darin erblickt das jüdische Reporterthum seine nicht zu beneidende Aufgabe. Der Possenmauschel des „Börsen-Courier" glänzt durch besondere Virtuosität, die Racenaufgabe zu lösen. Es war z. B. die Sylvesternacht zu verunglimpfen. Besagter Mauschel schildert einen Massen-Exceß des Berliner Janhagels, verbunden mit schrecklicher Judenhetze und allgemeiner Keilerei; in Niederwerfung von Polizisten und zahlreichen Verhaftungen, sowie in der Zertrümmerung einer Spiegelscheibe am Café Bauer mittels Steinwurf, der auch einen Gast verwundet, erreicht das grausige Spiel, das beinahe Revolution war, seinen Höhepunkt und Abschluß. Das hochverlogene „Tageblatt" kaut den wahlverwandten Spuk wieder, und sein bestunterrichteter Correspondent unterläßt nicht, die prophetische Ahnung

einer beabsichtigten „Bartholomäusnacht" für Judengesindel zu verrathen. — Man höre aber und staune nicht! Die mit den Behörden in Connex stehende und Glauben verdienende „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" berichtet, daß am Sylvester diesmal bedeutende Excesse nicht vorgekommen. Im Café Bauer sei eine Scheibe zertrümmert, ob durch das Gedränge oder einen Steinwurf, sei nicht festgestellt. Einige Verhaftungen hätten stattgefunden, indeß seien die Betroffenen nach Abgabe ihrer Adresse sofort entlassen worden! — Was verdiente nun der Mauschel für sein öffentliches Schwindelgeschäft? Und ist es keine Schande für die Deutschen, wenn sie sich das gefallen lassen wollen?

Nur noch einen Leitartikel, der eigentlich ein Leibartikel ist und aus der jüdischen Volkszeitung vom 4. Januar cr. stammt, wollen wir anführen, um auch an derartigen Preßerzeugnissen den Juden, wie er leibt und lebt, zu erkennen.

In der großen Volksversammlung in der Bockbrauerei am Donnerstag vor Weihnachten hatte sich der Vortragende Dr. Henrici, angeregt durch Mommsen's kuriose Behauptung, die Juden seien ein deutscher Stamm, wie Pommern, Schlesier u. s. w. auch, veranlaßt gesehen, die deutschen Stämme mit der jüdischen Race in Vergleich zu nehmen. Dabei kam auch nebensächlich auf die jüdisch-dummdreiste Selbstbelobigung ihrer Nüchternheit die Rede, und der Vortragende beantwortete dieselbe damit, daß es die jüdische Körperbeschaffenheit sei, die dem Juden nicht wie dem Deutschen gestatte, einen reichlichen Trunk zu vertragen. Dem frivolen Sinne des Judenblattes repräsentirt diese nebensächliche Bemerkung den Inhalt der ganzen Rede; durch dieselbe allein scheint der Gegensatz zwischen deutscher Nationalität und jüdischer Race ausgedrückt zu sein. Die jüdische Nichtswürdigkeit rafft sich zu einem Artikel, d. h. Leitartikel auf, der die heuchlerische Ueberschrift trägt: „Wenn nur das Volk gesund bleibt." Wir erfahren in der Ausführung, daß unter den 10,000 Personen, die dem Versammlungslocal an jenem Abend zuströmten, das „Volk" nicht vertreten war. Das Volk Israel war allerdings ausgeschlossen. Aber wir können versichern, daß auch Leser der Volkszeitung dort waren, die deren jüdische Manier noch satt bekommen werden. In dem Artikel wechseln nun fortwährende Beschimpfungen der Deutschen mit Verhöhnungen antisemitischer Parteiführer ab. Einige Denunciationsproben sind ebenfalls eingestreut und schließlich werden die Juden und Genossen als solche hingestellt, von denen allein das Volk materielle Erleichterung zu erhoffen habe. Welcher Hohn!

Sehen wir näher die Art und Weise an. „Ob Herr Stöcker, der

seine Heerde seit einigen Jahren von Bierkneipe zu Bierkneipe geleitet hat, diese neue „Wahrheit“ (Ausspruch Henrici's) hat symbolisch andeuten wollen?“ So das historische Gemauschel im Eingange. Darauf folgt ein ironischer Vorschlag an den Justiz- und Cultusminister, Bierproben als Vorprüfung für juristische und theologische Examina einzuführen. In höheren Schulen, wo jüdische Schüler sich in der Mehrzahl vorfänden, könnten die Germanen jenen gegenüber ihr Deutschthum in Bierseideln bethätigen. Unter Beschimpfung ihrer Anhänger werden nun „Kreuz-Zeitung“, Stöcker und Henrici höheren Orts denuncirt. Weiter heißt es: „Das fromme Antlitz (Stöcker) entschwindet und die nackte Brutalität (Henrici) macht sich breit.“ — Nur gut, meint der jüdische Heuchler, — daß die eigentlichen Volksmassen an den Hetzereien nicht Theil nehmen, die der Reaktion unter dem Mantel demagogischer Volksliebelei Dienste leistet. Das Volk weiß, wer ihm die Lebensmittel durch Zölle vertheuert, nämlich die Freunde und Anhänger der antisemitischen Hetzer. (!) „Mögen sie — so schließt der Talmudiste — ein Dutzend Seidel hintereinander trinken und dabei wie es ihnen beliebt schimpfen: wenn nur der Kern des Volkes gesund in Kopf und Herzen bleibt, wird bald die arme Stöckerei zum Spottbild unserer Zeit werden!“

Das ist das Gerippe einer geistigen Mißgeburt, wie sie jüdischer Witz erzeugen muß. Ohne inneren Zusammenhang wird Alles an den Haaren herbeigezogen, was für den Augenblick blenden soll. Die antijüdische Bewegung aber ist so hingestellt, als wenn sie die Theuerung der Lebensmittel nicht nur verschuldete, sondern auch beabsichtigte, dagegen Juden und Genossen als diejenigen, von denen alles materielle Heil kommt. Als höchste Güter der Nation konnte der Judenwitz nur Korn, Schmalz, Schinken, Petroleum und Butter, sowie einen Schluck Bier begreifen. Gold und Silber hat sich der Jude reservirt; von dem Uebrigen keine Ahnung! —

Kleinere Aufsätze.

Vom Wiener Männergesang-Verein.

Wien, 28. Januar 1881.

Erlauben Sie mir Ihre Aufmerksamkeit auf den auch in Deutschland „bestens" bekannten „Wiener Männergesangs-Verein" zu lenken, einem Verein, dessen Reclame seit Langem von der semitischen Presse des In- und Auslandes in beiderseitigem Interesse und wohlverstandener Gegenseitigkeit betrieben wird. Wir wenigstens sind seit Jahren gewohnt, in unserer Juden-Presse gleich nach den erhebenden Gesängen des Kantor Sulzer und der ergreifenden Rede des Rabbiners Jellineck auch den erwähnten Gesangverein in brüderlicher Liebe zu sehen. — So wurde uns seiner Zeit mitgetheilt, daß bei der Abfahrt nach Brüssel die Gemahlin des Mitglieds und Liqueur-Fabrikanten, Herrn Pollack, den von ihrem Herrn Gemahl erfundenen „Wiener Männergesang-Verein-Liqueur" in den verschiedenen Coupés vertheilt habe — so wenig, als uns unter großem Geseires die Mittheilung erspart wurde, daß das Kölner Domcapitel den Vortrag von Chorälen rc. nicht als passend befunden habe — für welche That dem Kapitel heute noch gedankt werden soll! Ich möchte diesen Reiseeindrücken des berühmten Vereins noch eine Erzählung einer mir befreundeten Dame beifügen. „Als nämlich derselbe vor einigen Jahren auf seiner Durchfahrt in Eßlingen oder Ellwangen feierlich mit Champagner empfangen wurde, war man nicht wenig erstaunt, wie aus den Coupés ziemlich harte Gegenstände auf die verschiedenen Köpfe der guten Schwaben niedersausten . . . . leere Champagnerflaschen waren es nicht, denn sonst würde dabei diesem oder jenem Herrn vom Empfangscomité der Kopf über die Scherze des „Wiener Männergesangs-Verein" aufgegangen sein! Da wir gerade bei den Scherzen dieses sehr gemischten Vereins sind, so soll auch der vor einigen Tagen von demselben abgehaltene „Narrenabend" seine Erwähnung finden. Es wurden bei dieser Veranlassung einige Schweine — natürlich Vereinsmitglieder — als Antisemiten-

Versammlung dargestellt. — Ich möchte nicht damit die Behauptung aufstellen, daß Schweine nicht zu einem Narrenabend des „Wiener Männergesang-Verein" gehören, im Gegentheil. — So sahen wir einen Richard Wagner, dem als Weiber verkleidete Herren in pleno publico ein Klystir setzten, während Andere wieder wie die Hunde im Saale herumliefen und offenbar die Säulen mit P...... verwechselten.

Ein anderer Witziger aber hielt, nachdem er sich mit vieler Mühe Ruhe verschaffte, folgende Anrede: „Meine Herren, es lebe die Syphilis" und nachdem er in diesem Genre weiter perorirt hatte, segnete er die Umstehenden, indem er mittelst eines obscönen Mechanismus Wasser auf dieselben spritzte; der Schluß seiner Rede war consequenter Weise eine Aufforderung an die Versammlung, ein Geschäft zu verrichten, das allerdings nur Jeder in eigner Person zu thun im Stande wäre.

Aus diesen gewiß nicht von mir übertriebenen, jedoch sehr bezeichnenden Scherzen des „Wiener Männergesang-Vereins" will ich behaupten, daß die Schweine der antisemitischen Versammlung sehr am Platze waren, ja ich möchte sagen, daß dieselben sicherer als anderswo bei dem berühmten Verein aufgehoben sind, wo sie sich in Abrahams Schooß befinden.

Ein Antisemit.

Das Judenthum in Hamburg.

Bekanntlich ist es jetzt bei unseren liberalen Blättern Mode geworden, die Juden als verfolgt und doch so harmlos darzustellen. Absichtlich wird der Antisemitismus mit Glaubenshaß identificirt, während Niemand daran denkt, den Juden ihren Glauben vorzuwerfen oder nehmen zu wollen, die ganze Strömung vielmehr eine durchaus andersgeartete ist. Daß eine solche Bewegung gegen das Judenthum kommen mußte, haben verständige Leute schon vor Jahren vorhergesagt, denn gegenüber der Brutalität und Unverfrorenheit, mit welcher z. B. die hiesige Judenschaft auftritt, konnte eine derartige Reaction überhaupt gar nicht ausbleiben. In Nachstehendem sollen einige Thatsachen erzählt werden, die wesentlich dazu beitragen werden, meine Ansichten zu erhärten.

Ein Zufall fügte es, daß ich vor ungefähr Jahresfrist, also ehe die sogenannte Judenhetze begonnen hatte, einen Blick in die Zukunftswünsche unseres hiesigen siegreichen Judenthums thun konnte. In den zauberhaften Gemächern eines hiesigen jüdischen Großkaufmannes waren 14 Herren versammelt, um ein lucullisches Gastmahl einzunehmen. Von diesen 14 Herren waren 13 semitischen Glaubens, nur der 14. ein Christ, der jedoch für einen Juden gehalten wurde. Ein Saul unter den Propheten! Diese Tischgenossenschaft war zusammengesetzt aus Juden aller Berufsklassen; natürlich waren auch Schauspieler darunter, denn der jüdische Emporkömmling liebt es, den Kunstmäcen zu spielen. Der Wein mochte die Gemüther einigermaßen erhitzt haben, denn nachdem allerlei profane Dinge besprochen worden waren, ließ sich ein Mitglied der koscheren Tischgenossenschaft hinreißen, seiner Freude darüber Ausdruck zu verleihen, daß, Dank unserer liberalen Gesetzgebung und der bis zum Aeußersten durchgeführten Emancipation der Juden, alle Aussicht vorhanden sei, eine Christenhetze (insissima verba) mit Erfolg in Scene zu setzen. Natürlich entpuppte sich derartigen Wünschen gegenüber der christliche Tischgenosse zum großen Schrecken der versammelten Judenschaft, die erst zur Einsicht gelangt sein mochte, daß recht indiscret aus der Schule geschwatzt worden war.

Es kann ja sein, daß der obige Ausspruch nur ein übel angebrachter Witz sein sollte; möglich auch, daß die Geister des Weines den Leutchen in den Kopf gestiegen waren; aber, wenn das alte Sprichwort „In vino veritas“ wahr ist, so kann nicht geleugnet werden, daß ähnliche Ideen unser Judenthum auch in nüchternem Zustande beherrschen.

Glücklicher Weise sind die Christen ihnen zuvorgekommen!

Folgende weitere Thatsachen, die sich im Jahre 1880 hier ereignet haben, lassen die Voraussetzung, daß der Weinlaune eine positive Basis zu Grunde liegt, mehr als wahrscheinlich erscheinen.

Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß ein Hoher Senat die Anlage eines confessionslosen Kirchhofes in Ohlsdorf beschlossen, resp. bereits durchgeführt hat, so daß die zum Theil in sanitätlischer Beziehung recht ungünstig belegenen bisherigen Friedhöfe außer Gebrauch gesetzt werden konnten. Es liegt nicht in meiner Absicht, mich heute über den Werth confessionsloser Kirchhöfe auszusprechen; jedenfalls steht aber, trotz möglicher Weise divergirenden principiellen Ansichten, so viel fest, daß eine unerhörte Arroganz darin liegt, wenn im Gegensatze zu den übrigen Confessionen die Juden einen separaten Friedhof beanspruchen! Man fragt sich erstaunt, was die Juden veranlassen kann, ein solches Verlangen zu stellen, denn der Laie sollte meinen, daß es keine Schande ist, den Todtenschlaf mitten unter Denen zu thun, mit denen man sein Leben getheilt hat. Unsere Juden denken freilich anders. Vernünftige Argumente konnten sie nicht vorbringen, und so haben sie einen vergessenen Paragraphen des von ihnen sonst so beharrlich verleugneten Talmud hervorgesucht, nach welchem die Juden ewige Gräber haben müssen, d. h. solche Gräber, die nie wieder zu anderen, wenn auch analogen Zwecken benutzt werden dürfen.

Es ist längst bekannt, daß, ähnlich dem Muhamedanismus, die weit aus größere Mehrzahl der jüdischen Religionsvorschriften kaum anders aufzufassen sind, als sanitätspolizeiliche Verordnungen. Wenn z. B. die Beschneidung als Dogma gilt, so weiß Jeder, daß diese Operation mit der Dogmatik so viel zu thun hat, wie etwa das Abschneiden der Haare und Nägel. Es würde undelicat sein, nachzuweisen, weshalb der kluge Moses diese Vorschrift erlassen hat; sie hängt mit dem Verbote des Schweinefleischessens eng zusammen und entspringt denselben Motiven. Je tiefer die Heilkunde zu jener Zeit stand, je mehr mußte ein kluger Gesetzgeber in prohibitiver Weise vorgehen, um dem epidemischen Auftreten gewisser Krankheitserscheinungen, zu denen bei den Juden damaliger Zeit vorzugsweise Syphilis und Aussatz gehörten, möglichst vorzubeugen. Denselben Zweck verfolgt die Vorschrift, nach welcher die Juden sogenannte ewige Gräber haben sollen. Um die verfrühte Wiederbenutzung solcher Gräber, in denen Aussätzige und an anderen ansteckenden Krankheiten Verstorbene beigesetzt waren, zu verhindern, erfand Moses die ewigen Gräber! Er wußte dabei recht wohl, daß der Begriff „ewig“ menschlicher Thätigkeit gegenüber ein Nonsens ist; er wollte nur erreichen, daß die Gräber möglichst lange intact bleiben sollten. Von einem religiösen Dogma kann also auch bei den ewigen Gräbern keine Rede sein, sondern sie erscheinen einfach als eine recht practische medicinal-polizeiliche Maßnahme! Da in neuerer Zeit, wie die Juden behaupten, die Prämissen zu dergleichen Vorschriften weggefallen sind, wenn auch von anderer Seite nicht

in Abrede gestellt wird, daß der Sinn für Reinlichkeit bei den Juden verhältnißmäßig immer noch ziemlich schwach ausgebildet ist, so hat es offenbar keine Berechtigung mehr, auf dergleichen veralteten, gegenstandslos gewordenen Vorschriften zu bestehen, zumal sich dieselben mit unserem modernen socialen Leben in keiner Weise vertragen.

Leider haben unsere gesetzgebenden Factoren, Senat und Bürgerschaft der so unberechtigten Forderung der Juden Rechnung getragen und ihnen zu Liebe einen Theil des Kirchhofes confessionell gemacht! Protestanten und Katholiken liegen friedlich neben einander und haben alle irdische Meinungsverschiedenheit vergessen! Die Juden dagegen haben, während die Christen die Ghettos für Lebende niedergerissen, sich selbst einen Ghetto für Todte errichtet! Das nennt man also jüdische Toleranz!

Einen weiteren Beweis ihrer unerhörten Unverschämtheit haben die Hamburger Juden in Nachstehendem gegeben. Bisher verweigerten die Juden am Schabbes die Abnahme von Packeten und Werthsendungen und verlangten, daß die refüsirten Sendungen ihnen am Sonntag oder Montag von Neuem zugestellt werden sollten. Es bedarf keiner Erwähnung, daß ein derartiges Verlangen mit großen Inconvenienzen für die Postverwaltung verbunden war, so daß auf Antrag hiesiger Ober-Post-Direction von Seiten des General-Postmeisters dahin Verfügung ergangen ist, daß Sendungen, deren Abnahme am Schabbes verweigert wird, ohne Weiteres an den Absender zurückzugehen haben!

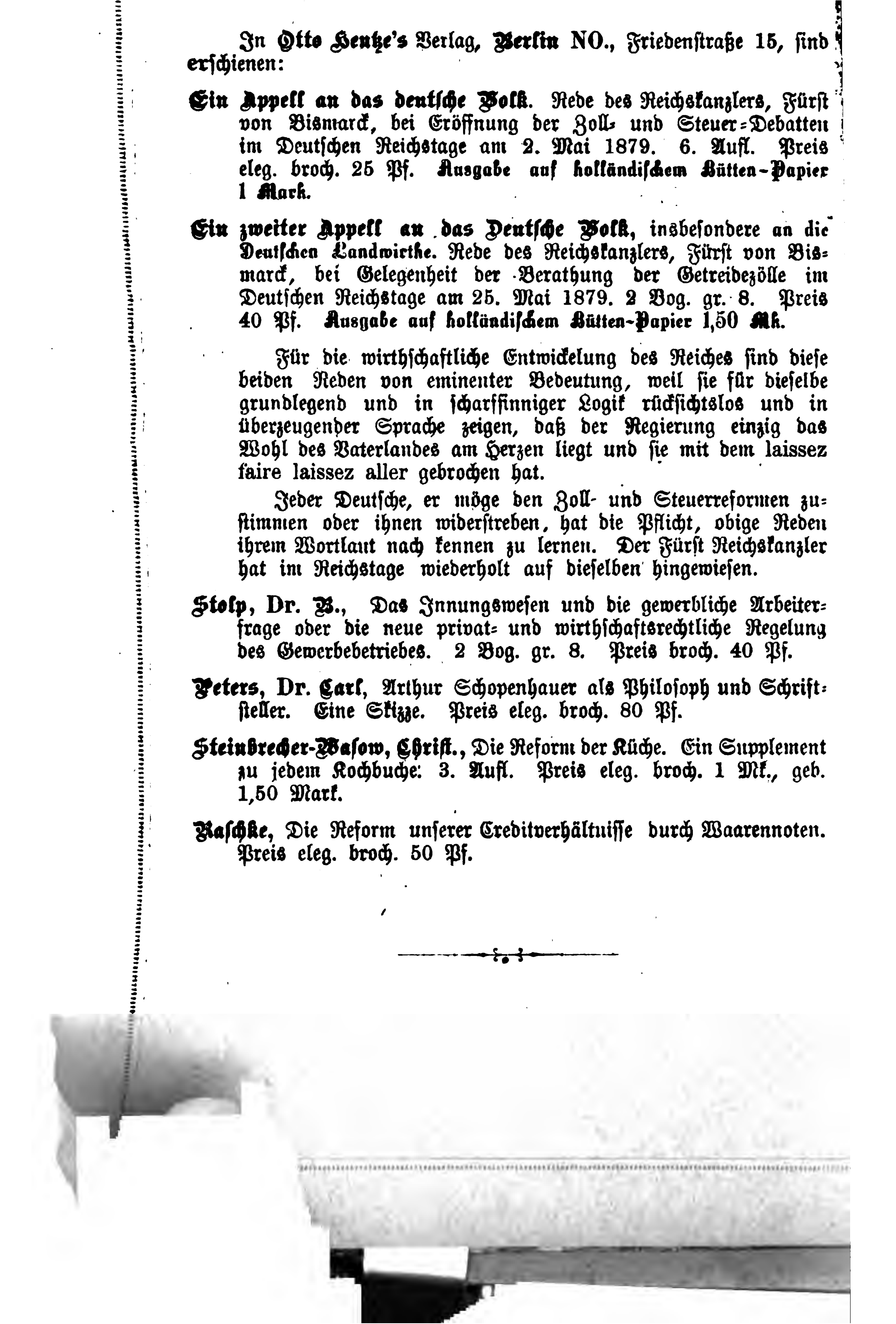
Ein derartiges entschlossenes Abweisen unverschämter semitischer Forderung ist hocherfreulich, aber ein wunderbares Symptom jüdischer Denkungsweise muß es genannt werden, wenn eine verhältnißmäßig numerisch so kleine Religions-Genossenschaft, die vor wenig Jahrzehnte kaum geduldet war, jetzt schon Forderungen geltend macht, die völlig dazu angethan sind, christliche Einrichtungen auf allen wirthschaftlichen Gebieten in Frage zu stellen. Es harmonirt ein solches Auftreten ganz und gar mit jenen fanatischen Wünschen, die ich Ihnen anläßlich des Judendiners referirte. Psychologisch ist es durchaus erklärlich, daß die Juden, wenn sie es wagen, sich mit culturellen Institutionen des christlichen Staates in Opposition zu setzen, sich sehr siegesgewiß fühlen müssen! Den Christen aber möge es Niemand verargen, wenn sie wenigstens von einer kräftigen Defensive Gebrauch machen.

Literarisches.

Das Verhältniß des modernen Judenthums zur deutschen Kunst. Vortrag, gehalten im Berliner Zweigverein des Bayreuther Patronats-Vereins von Dr. **Bernhard Förster.** Berlin 1881. M. Schulze. Die geistige Natur des Menschen drückt sich am vollständigsten in seiner Kunst aus, während die Wissenschaft es mit Abstractionen zu thun hat. Ein Zurückbleiben in der letzteren bedeutet daher nur geistige Schwäche, Impotenz in der Kunst aber beweist eine Verkrüppelung des ganzen Menschen. Warum diese Verkrüppelung bei den Juden liege, zeigt der Verfasser schlagend und führt so auf geistigem Gebiet denselben Beweis, welchen wir in dem zweiten Artikel dieses Heftes auf dem materiellen Gebiete durch Zahlen angetreten haben — nämlich, daß die Juden keine Deutschen seien. Wir empfehlen die Lectüre der vorzüglich ausgestatteten Schrift angelegentlich.



Redaction und Verlag: Otto Hentze, Berlin ...
Druck von Max Bading, Berlin, Neu...



Folgende weitere Thatsachen, die sich im Jahre 1880 hier ereignet haben, lassen die Voraussetzung, daß der Weinlaune eine positive Basis zu Grunde liegt, mehr als wahrscheinlich erscheinen.

Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß ein Hoher Senat die Anlage eines confessionslosen Kirchhofes in Ohlsdorf beschlossen, resp. bereits durchgeführt hat, so daß die zum Theil in sanitätlischer Beziehung recht ungünstig belegenen bisherigen Friedhöfe außer Gebrauch gesetzt werden konnten. Es liegt nicht in meiner Absicht, mich heute über den Werth confessionsloser Kirchhöfe auszusprechen; jedenfalls steht aber, trotz möglicher Weise divergirenden principiellen Ansichten, so viel fest, daß eine unerhörte Arroganz darin liegt, wenn im Gegensatze zu den übrigen Confessionen die Juden einen separaten Friedhof beanspruchen! Man fragt sich erstaunt, was die Juden veranlassen kann, ein solches Verlangen zu stellen, denn der Laie sollte meinen, daß es keine Schande ist, den Todtenschlaf mitten unter Denen zu thun, mit denen man sein Leben getheilt hat. Unsere Juden denken freilich anders. Vernünftige Argumente konnten sie nicht vorbringen, und so haben sie einen vergessenen Paragraphen des von ihnen sonst so beharrlich verleugneten Talmud hervorgesucht, nach welchem die Juden ewige Gräber haben müssen, d. h. solche Gräber, die nie wieder zu anderen, wenn auch analogen Zwecken benutzt werden dürfen.

Es ist längst bekannt, daß, ähnlich dem Muhamedanismus, die weit aus größere Mehrzahl der jüdischen Religionsvorschriften kaum anders aufzufassen sind, als sanitätspolizeiliche Verordnungen. Wenn z. B. die Beschneidung als Dogma gilt, so weiß Jeder, daß diese Operation mit der Dogmatik so viel zu thun hat, wie etwa das Abschneiden der Haare und Nägel. Es würde undelicat sein, nachzuweisen, weshalb der kluge Moses diese Vorschrift erlassen hat; sie hängt mit dem Verbote des Schweinefleischessens eng zusammen und entspringt denselben Motiven. Je tiefer die Heilkunde zu jener Zeit stand, je mehr mußte ein kluger Gesetzgeber in prohibitiver Weise vorgehen, um dem epidemischen Auftreten gewisser Krankheitserscheinungen, zu denen bei den Juden damaliger Zeit vorzugsweise Syphilis und Aussatz gehörten, möglichst vorzubeugen. Denselben Zweck verfolgt die Vorschrift, nach welcher die Juden sogenannte ewige Gräber haben sollen. Um die verfrühte Wiederbenutzung solcher Gräber, in denen Aussätzige und an anderen ansteckenden Krankheiten Verstorbene beigesetzt waren, zu verhindern, erfand Moses die ewigen Gräber! Er wußte dabei recht wohl, daß der Begriff „ewig" menschlicher Thätigkeit gegenüber ein Nonsens ist; er wollte nur erreichen, daß die Gräber möglichst lange intact bleiben sollten. Von einem religiösen Dogma kann also auch bei den ewigen Gräbern keine Rede sein, sondern sie erscheinen einfach als eine recht practische medicinal-polizeiliche Maßnahme! Da in neuerer Zeit, wie die Juden behaupten, die Prämissen zu dergleichen Vorschriften weggefallen sind, wenn auch von anderer Seite nicht

in Abrede gestellt wird, daß der Sinn für Reinlichkeit bei den Juden verhältnißmäßig immer noch ziemlich schwach ausgebildet ist, so hat es offenbar keine Berechtigung mehr, auf dergleichen veralteten, gegenstandslos gewordenen Vorschriften zu bestehen, zumal sich dieselben mit unserem modernen socialen Leben in keiner Weise vertragen.

Leider haben unsere gesetzgebenden Factoren, Senat und Bürgerschaft der so unberechtigten Forderung der Juden Rechnung getragen und ihnen zu Liebe einen Theil des Kirchhofes confessionell gemacht! Protestanten und Katholiken liegen friedlich neben einander und haben alle irdische Meinungsverschiedenheit vergessen! Die Juden dagegen haben, während die Christen die Ghettos für Lebende niedergerissen, sich selbst einen Ghetto für Todte errichtet! Das nennt man also jüdische Toleranz!

Einen weiteren Beweis ihrer unerhörten Unverschämtheit haben die Hamburger Juden in Nachstehendem gegeben. Bisher verweigerten die Juden am Schabbes die Abnahme von Packeten und Werthsendungen und verlangten, daß die refüsirten Sendungen ihnen am Sonntag oder Montag von Neuem zugestellt werden sollten. Es bedarf keiner Erwähnung, daß ein derartiges Verlangen mit großen Inconvenienzen für die Postverwaltung verbunden war, so daß auf Antrag hiesiger Ober-Post-Direction von Seiten des General-Postmeisters dahin Verfügung ergangen ist, daß Sendungen, deren Abnahme am Schabbes verweigert wird, ohne Weiteres an den Absender zurückzugehen haben!

Ein derartiges entschlossenes Abweisen unverschämter semitischer Forderung ist hocherfreulich, aber ein wunderbares Symptom jüdischer Denkungsweise muß es genannt werden, wenn eine verhältnißmäßig numerisch so kleine Religions-Genossenschaft, die vor wenig Jahrzehnte kaum geduldet war, jetzt schon Forderungen geltend macht, die völlig dazu angethan sind, christliche Einrichtungen auf allen wirthschaftlichen Gebieten in Frage zu stellen. Es harmonirt ein solches Auftreten ganz und gar mit jenen fanatischen Wünschen, die ich Ihnen anläßlich des Judendiners referirte. Psychologisch ist es durchaus erklärlich, daß die Juden, wenn sie es wagen, sich mit culturellen Institutionen des christlichen Staates in Opposition zu setzen, sich sehr siegesgewiß fühlen müssen! Den Christen aber möge es Niemand verargen, wenn sie wenigstens von einer **kräftigen Defensive Gebrauch** machen.

Literarisches.

Das Verhältniß des modernen Judenthums zur deutschen Kunst. Vortrag, gehalten im Berliner Zweigverein des Bayreuther Patronats-Vereins von Dr. Bernhard Förster. Berlin 1881. M. Schulze. Die geistige Natur des Menschen drückt sich am vollständigsten in seiner Kunst aus, während die Wissenschaft es mit Abstractionen zu thun hat. Ein Zurückbleiben in der letzteren bedeutet daher nur geistige Schwäche, Impotenz in der Kunst aber beweist eine Verkrüppelung des ganzen Menschen. Warum diese Verkrüppelung bei den Juden liege, zeigt der Verfasser schlagend und führt so auf geistigem Gebiet denselben Beweis, welchen wir in dem zweiten Artikel dieses Heftes auf dem materiellen Gebiete durch Zahlen angetreten haben — nämlich, daß die Juden keine Deutschen seien. Wir empfehlen die Lectüre der vorzüglich ausgestatteten Schrift angelegentlich.

Redaction und Verlag: Otto Hentze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Max Babing, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.



2. Jahrgang. Heft 11.

Die Deutsche Wacht.

Zeitschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Zur Lessingfeier.
Im Weißen Saale.
Der Entwurf zum deutschen Unfall-Versicherungs-Gesetz.
Der Synagogenbrand zu Neustettin.
Kleinere Aufsätze: Der Gerichtsvollzieher.
Literarisches.

Berlin NO., 1881.
Otto Hentze's Verlag.
Friedenstraße 15.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Herrn Dr. M. bitten wir um schleunige Einsendung des Artikels J. i. d. M.

Die Redaction.

Literarische Beiträge für die Deutsche Wacht sind zu senden an die Redaction der Deutschen Wacht, Berlin NO., Friedenstraße 15.

Die Deutsche Wacht.

1. März 1881.

Zur Lessingfeier.

Die Lessingfeier hat in Deutschland ein Interesse erregt, welches großentheils dem schwebenden Judenkriege entspringt, und es ist natürlich, daß die Wahrheit zu kurz kommt, wo unversöhnliche Feinde streiten. Die Juden sehen in Lessing ihren Vorkämpfer und übertreiben daher seine Bedeutung, indem sie ihn als unanfechtbare Autorität aufstellen; die Deutschen dagegen rechnen ihm den schweren Schaden an, welchen er ihnen in dieser Beziehung zugefügt hat, und vergessen darüber das Gute, das sie ihm verdanken. Und sie übersehen, daß sie an dem Schaden mitschuldig sind durch Verkennung der Schwächen und der Verdienste des Mannes.

Man ist so weit gegangen, ihn selbst jüdischer Abstammung zu beschuldigen, wofür es an jedem Beweise fehlt und was zu einer Erklärung seiner Irrthümer gar nicht erforderlich ist, die sich von selbst ergiebt, wenn man ihn nach seiner Anlage und seiner Zeit in's Auge faßt. Er trat auf, als die ganze Gesellschaft unter dem Drucke abgelebter Formen seufzte und diese zu zerbrechen strebte. Der Zopf führte den Kampf gegen die Perrücke, aber es war noch immer der Zopf — der Zopf des abstracten Humanismus, der selbst in unseren Tagen noch nicht gänzlich beseitigt ist und der sich in den Köpfen am bemerkbarsten machte, als die französische Revolution ihn äußerlich abschnitt. Friedrich der Große führte denselben Krieg, aber für seinen umfassenden Geist gehörte der

Zopf nur zum Kostüm und hinderte sein klares Auge nicht, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind. Theoretisch war er auch Humanist, aber praktisch hielt er sich die Juden vom Leibe.

Lessing's Begabung war nur eine kritische, er war kein Dichter. Seinen geistigen Inhalt hatte er nicht aus dem lebendigen Leben, sondern aus todten Büchern gesammelt und wenn er ein besonderes Gewicht darauf legt, in Leipzig Fechten, Reiten und Tanzen gelernt zu haben, so beweist dies nur, daß er selbst den Fehler seiner Stellung gegenüber der Welt gefühlt hatte. Auch seine frühzeitige Neigung für das Theater ist nur ein Zeichen, daß er sich leichter mit dem künstlichen, erdachten Leben abzufinden glaubte, als mit dem wirklichen, denn es scheinen ihn mehr die Aufführungen und die eigene Verfertigung von Stücken angezogen zu haben, als das ungebundene phantastische Leben, welches sich an die damaligen Bühnen knüpfte. Mit praktischen Verhältnissen wußte er sich nie zu stellen. Ihm fehlte der unbefangene Sinn zur Beobachtung und die Phantasie des Dichters: seine Fähigkeit war vorwiegend speculativ und dialektisch und das kam ihm als Kritiker so besonders zu statten. Seinem scharfen Verstande war es leicht, die Sprache von Wust und Unrath zu entkleiden und die einfache und gerade auf die Sache gehende Schreibart zu entwickeln, welche wir zum großen Theile ihm verdanken. Seine Schriften über Kunst, Laokoon und die Dramaturgie beruhen auf Winckelmann und Aristoteles. Der Eine gab ihm das Material, der Andere die Prinzipien, denen er sich streng anschließt. Aber im Wesentlichen hat er doch die richtigen Gesichtspunkte festgestellt und die Anschauungen in brauchbare Form gebracht.

Das sind große Verdienste, welche hinreichen, ihm ein dankbares Andenken bei seinem Volke zu sichern. Was seine theologischen Streitigkeiten anbetrifft, so muß man bedenken, daß er in der Zeit Voltaire's lebte. Die Kirche hat in protestantischen Ländern — wir sagen trotz Lessing „leider“ — so sehr das Interesse verloren und ist so weit in den Hintergrund zurückgetreten, daß es schwer ist, uns in die damaligen Verhältnisse zurückzuversetzen, in welchen sie noch eine so große Rolle spielte. Dazu müßten wir uns erinnern, in welcher eindringlichen Weise Friedrich Wilhelm I. seinem Sohne den Glauben an die Gnadenwahl einzuflößen suchte und uns vorstellen, daß wir mindestens wöchentlich die Ueberzeugung von dem leibhaftigen Teufel bekennen sollten. Lessing versuchte, auch der Kirche den Zopf abzuschneiden, aber er hat nur bedauerlichen Schaden gethan, ohne seinen Zweck zu erreichen, weil sein Angriff auf der unrichtigen Seite aufgenommen wurde und dort,

wohin er gerichtet war, abprallte. Ihren Zopf wird unsere Kirche wohl mit in das Grab nehmen.

Was man ihm hauptsächlich zum Verbrechen macht, ist seine Verherrlichung der Juden, und hier ist er allerdings nicht ganz freizusprechen, sondern die Vertheidigung muß sich auf die Beantragung mildernder Umstände beschränken. Er kannte das wirkliche Leben wenig und daher auch nicht die wirklichen Juden, welche damals auch nicht die Stellung einnahmen wie heute. Den allgemeinen Widerwillen gegen dieselben hielt er ebenfalls nur für ein zopfiges Vorurtheil, das man wie andere solche Vorurtheile beseitigen müsse. Bestärkt wurde er in dieser Annahme durch sein Verhältniß zu Moses Mendelssohn, dessen jüdische Mache er mit seinen, für alle Wirklichkeit blöden Augen nicht erkannte und den er für einen tiefen Philosophen und zugleich für das Paradigma Israels hielt. Das haben viele andere Leute nach ihm auch noch gethan und diese mögen ihm zur Entschuldigung dienen. Was sich aber nicht entschuldigen läßt, das ist die Geschmacklosigkeit, mit welcher er in seinen Juden und seinem Nathan die Christen immer als Spitzbuben den stets edlen Juden gegenüberstellt, wenn man dies auch theilweise seiner armseligen Erfindung zuschreiben muß, welche auf eine anständigere Weise das gestellte Problem nicht zu lösen wußte. Geschmacklosigkeit und Armseligkeit charakterisiren ihn als Dichter und es ist merkwürdig, daß bei seinem eigenen Schaffen ihn seine sonst so scharfe Kritik gänzlich im Stiche läßt. Menschen von Fleisch und Blut, wie sie Shakespeare zur Hand hat, kann er nicht einen einzigen zeigen, denn wie er die Welt in Abstractionen auffaßte, so construirte er aus den letzteren auch seine Figuren. In seiner berühmten Minna von Barnhelm begegnen wir nur Edelmuth und Phrasen in Hosen und Unterröcken. Dieser Tellheim, diese Minna, dieser Just: wie leer und langweilig und endlich wie übertrieben und dumm ist diese ganze Gesellschaft, welche nur durch ihre Unmöglichkeit einen Eindruck macht und nur wegen des vaterländischen Hintergrundes sich eingebürgert hat.

Und ähnlich ist es mit Emilia Galotti. Der schwächliche Prinz, der möchte und nicht möchte, mit Marinelli ganz einverstanden ist, so lange es gut geht, und dann beim Mißlingen des Anschlages in einem Anfalle acuten Katzenjammers undankbar seinen Diener mit sittlicher Entrüstung entläßt. Dann die tugendhafte Emilia, die schon bei dem Zusammentreffen in der Kirche sich Taubheit vor den Liebesanträgen des Prinzen wünscht, nachher zwar der Gewalt trotzen will, aber für das Haus der Grimaldi sich vor ihrer eigenen Lüderlichkeit doch so sehr

fürchtet, daß sie sich todtstechen läßt, um eine Tugend zu retten, von welcher sie mit dem Raffinement einer erfahrenen Curtisane voraussieht, daß sie dieselbe im Leben freiwillig aufgeben würde. Und diese Schwäche fühlt sie am Hochzeitstage gegen den Mörder des geliebten Mannes! Endlich der biederbe Vater, dessen strenge Erziehung auf die Nothwendigkeit hinausläuft, die Tochter zu tödten, damit sie nicht über die Stränge schlage. Wo leben solche Menschen und wen könnten sie interessiren, wenn sie lebten?

In Bezug auf Nathan wollen wir uns nicht bei der nüchternen Fabel aufhalten, bei welcher es auf der Hand liegt, daß ein junger Tempelritter und eine schöne Jüdin oder gar als Jüdin verkleidete Fränkin sich besser verwenden lassen, als zu Bruder und Schwester, sondern wir wollen uns nur mit der Zeichnung der Hauptfiguren beschäftigen. Wenn uns der Dichter einen Juden zeigen will, so dürfen wir verlangen, daß er die Herstellung des Bildes nicht ganz allein dem Theaterschneider und dem Friseur überlasse. Er mag die Person verwenden, wie er will, aber er muß irgendwo in Denken und Fühlen den Juden hervortreten lassen — sonst wäre es schade um den Bart. Eine solche überflüssige Verkleidung trägt Nathan. Auch kommt der Widersinn bald zu Tage. Nathan, weil er doch einmal Jude spielen soll, zu dessen Costüme der Handel gehört, handelt zwar, aber er treibt den Waarenhandel mit Schiffen und Kameelen, was bekanntlich niemals Sache des Juden war. Er treibt diesen Handel Zeit seines Lebens, mit großem Erfolge und sogar mit persönlicher Strapaze, denn er führt seine Caravane selbst. Und dazu declamirt er:

„Der wahre Bettler ist
„Doch einzig und allein der wahre König.“

Entweder also ist er ein Dummkopf, der sich wider besseres Wissen das Leben sauer macht, oder er treibt Straßenunfug mit seinem Gesange.

So lächerlich dieser Vers aus dem Munde des reichen und eifrigen jüdischen Kaufmanns klingt, so komisch ist das freiwillige Anerbieten des Geldes an Saladin. Wenn aber sein Freund, der Derwisch, selbst von ihm sagt:

„Er ist
„Ein Jude. Freilich übrigens, wie's nicht
„Viel Juden giebt“,

so fragen wir, wozu denn die Mummerei? Was soll ein Jude für uns bedeuten, der für die Juden selbst nichts bedeutet?

Nicht weniger possirlich tritt Saladin auf. Die Kreuzzüge waren

fanatische Glaubenskriege, und Kreuz und Halbmond standen sich auf Tod und Leben gegenüber. Ist es denkbar, daß der Seldschuckensultan Saladin, der furchtbare Feind der Kreuzfahrer, frei von der Begeisterung für seine Religion gewesen sei, auf welcher die Kraft des Islams beruhte? Kann man annehmen, daß er in der Hitze dieses Krieges Lust und Laune zu akademischen Erörterungen über Religionswissenschaft verspürt habe, wo schon der bloße Verdacht des Zweifels seine Macht gefährden mußte? Und konnte er die Befriedigung dieser Laune bei einem reichen Handelsjuden suchen, den er anborgen will und dessen Verschwiegenheit er nicht sicher war? Nathan und Saladin sind deutsche Professoren mit Judenbart und krummem Säbel, statt in Schlafrock und Pantoffeln. Wie unpassend die dem Bocaccio entlehnte Parabel von den drei Ringen verwendet sei, weil es sich ja im Grunde nur um eine Fälschung und gar nicht um den ächten Ring handle, ist schon oft hervorgehoben worden, „betrogene Betrüger", sagt der Richter. Auch ist die Erzählung des Märchens nur ein Geschäftskniff des Nathan und drückt durchaus nicht seine wirkliche Stellung zur Sache aus.

Er überlegt:

„Ich muß
„Behutsam gehen! — Und wie? Wie das? — So ganz
„Stockjude sein zu wollen — geht schon nicht. —
„Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder!"

Spaßhaft aber ist es, daß die Nutzanwendung ihre Spitze gegen den Dichter kehrt. Die Echtheit des richtigen Ringes soll sich durch seine Eigenschaft erweisen, seinen Träger beliebt zu machen und darüber soll nach „tausend, tausend Jahren" ein weiserer Richter entscheiden. Wir brauchen so lange nicht zu warten, um wenigstens einen Theil der Frage zu erledigen, denn daß die Juden nicht den wahren Ring besitzen, beweist die allgemeine Liebe, welche ihnen zu Theil wird.

Die schwächste Production sind die berüchtigten „Juden". Dieser jüdische Held ist muthig, großmüthig, edel, uneigennützig, ohne Plattfüße und ohne Judennase, so daß sich die Tochter des Barons in ihn verliebt und sich einen Korb von ihm holt. Sein Diener hat ihn im Verdacht, daß er ein Cavalier und wegen eines ritterlich bestandenen Duells flüchtig sei. Welcher Diener eines Juden hat seinen Herrn jemals in so abgeschmacktem Verdacht gehabt, und was sollen wir mit einem Popanz anfangen, von welchem selbst der dumme Christoph schließlich sagt: „Es giebt doch wohl auch Juden, die keine Juden sind." — Zu diesem Unsinn braucht man kein Stück zu schreiben, wenn man nicht Paul Lindau heißt und für

Herrn von Hülsen arbeitet, welchem die Königlich Preußische Hofbühne unterliegt.

Man hat die Verdienste Lessing's auf seiner starken Seite, der kritischen, in den Hintergrund gestellt und sie auf der unrichtigen gesucht. Man that ihm das Unrecht an, ihn als Dichter aufzufassen, ohne sich bewußt zu sein, daß das Interesse an seinen Dichtungen hauptsächlich auf den mehr oder weniger passenden Schlagworten beruht, welche seinen unwahren Figuren aus dem Halse hängen, wie den Heiligen auf den alten Bildern die Sprüche. Es ist Zeit, ihm zu richtiger Anerkennung zu verhelfen, während er für seine Irrthümer hart genug dadurch gestraft wird, daß die Juden die Toaste auf ihn ausbringen. Schmähliches Schicksal!

Im Weißen Saale.

In dem Hohenzollern-Schloß an der Spree vermag von den vielen Gemächern keines solches Interesse wachzurufen, als der Weiße Saal. Nicht daß er der stylvollste der Prunksäle wäre, der durch Harmonie und Pracht seines Gleichen sucht, sondern daß seit König Friedrich I. alle geschichtlich berühmten Persönlichkeiten unter seinen Emporen hereinschritten und das Parquet betraten. Keine Zollbreite desselben, wo nicht ein schönes Füßchen geschwebt oder der Fuß eines Kaisers, Königs, Fürsten oder großen Mannes geruht hätte. Der Weiße Saal mit seinem historischen Parquet blieb der Brennpunkt der Gesellschaft bei allen Schloßfestlichkeiten, hier war das Stelldichein von Rang und Reichthum, Größe und Glanz, Geist und Anmuth, Ehrgeiz und Liebe.

Man glaubt im Allgemeinen, daß am Hofe steife Langweiligkeit mit lästiger Etikette zu Hause sei und Frohsinn und Munterkeit unter dem Dröhnen des Marschall-Stockes verstumme; diese Ansicht ist nicht richtig, aber es scheint natürlich, daß man sich im Weißen Saale anders als in einem Dorfkruge vergnügt. Sogenannte unabhängige Geister gossen Schalen ihres Spottes über die „Große Welt", über die „Gesellschaft" aus und Chamfort nannte sie sogar eine schlechte und langweilige Oper.*) Dennoch war Alexander von Humboldt auf seinen Kammerherrn-Schlüssel nicht minder stolz, als auf seinen Kosmos. In jeder Gesellschaft müssen gewisse Formen, wie im Staate Gesetze gelten; daß nun in der höchsten Gesellschaft die strengsten Formen herrschen, sollte nicht auffällig sein. Wem die Wahl des gesellschaftlichen Umganges mit Eugen Richter oder einem Kammerjunker freisteht, wird letzteren wählen, denn Goethe sagt:

„Hofschranzen sind noch immer die Besten,
Volksschranzen fürchte, die allerletzten." —

In diesem Jahre häufen sich die Festlichkeiten am preußischen Hofe durch die Vermählung des kaiserlichen Enkels mit der Prinzessin Auguste Victoria von Schleswig und Holstein. Der Weiße Saal wird deshalb

*) La société, les cercles, les salons, ce qu'on appelle le monde, est une pièce misérable, un mauvais opéra sans intérêt qui se soutient un peu par les machines, les costumes et les décorations.

mehr wie in den letzten Jahren eine Rolle spielen, und unter den geplanten Festivitäten daselbst nimmt der Ball nicht die geringste Stelle ein. Bietet doch die Kunst der leichtbeschwingten Muse der Jugend das Hauptvergnügen, dem Alter aber Ergötzen durch den Anblick anmuthiger Gestalten und Bewegungen. Es ist neun Uhr! Eifriges Geplauder durchschwirrt den Weißen Saal und die tanzlustigen Herren bemühen sich, auf den mit der Königskrone gezierten Tanzkarten ihre Engagements für den Abend zu verzeichnen. Vis-à-vis für Françaisen (Contre-danse) und Quadrillen werden wie Lombarden an der Börse gesucht, denn die Gefahr bleibt nicht ausgeschlossen, kein Gegenüber zu finden, was für den Tänzer in Bezug auf seine Dame nicht zu den Annehmlichkeiten rechnet. Ihre besorgte Mutter, die weiß Gott wo an der Wand sitzt, erräth sofort den unglücklichen Zusammenhang, warum das Küchlein nicht tanzt und die spitze Zunge verwechselt im Gespräch mit der Nachbarin auffällig Ungeschick mit Mißgeschick. Alles, was farbenreiche Gewänder mit rauschenden Schleppen trägt, Alles, was angethan ist mit duftenden Blumen, bunten Federn, Perlen und glitzernden Edelgesteinen, ferner auch ein Mosaik gold- und silberschimmernder Militair- und Civil-Uniformen erwartet den Eintritt des Hofes. Um 9¼ Uhr erschallt das Aufstoßen der mit goldenen Kronen geschmückten Stäbe der Ceremonienmeister, sofort sinkt die Unterhaltung zu leisem Flüstern herab. Herein treten die Pagen in ihrer malerischen Tracht mit Scharlachröcken, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen, den schwarzen, breitkrämpigen Hut mit wallenden, weißen Straußenfedern unter dem Arm und nehmen zu beiden Seiten hinter den Thronsesseln Aufstellung. Es folgt der sogenannte große Vortritt, bestehend aus den Obersten Hof-, Oberhof- und Hofchargen. An ihrer Spitze schreitet mit Würde der nun bald achtzig Jahre zählende Oberst-Kämmerer Graf W. von Redern, wirkl. Geh. Rath, General der Cavallerie à la suite der Armee, Kanzler des hohen Ordens vom Schwarzen Adler und General-Intendant der Kgl. Hofmusik. Graf Redern ist in der Uckermark reich begütert und besitzt zu Berlin ein Palais mit schöner Bildergallerie. Von ihm wurde ein Fackeltanz componirt und weiß Graf Redern, selbst in seinen hohen Jahren, Gesangskünstlerinnen reiche Huldigungen darzubringen. Ihn begleitet in angeborenem Selbstbewußtsein der Oberst-Marschall Alfred Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheidt-Dyck. Eine für das Auge durchaus nicht unangenehme Beleibtheit ist dem Fürsten eigen und auf seinem vornehmen Gesichte mit dem Falstaffbarte lagert gewöhnlich zufriedenes Lächeln. Der Oberst-Marschall ließ sich im vergangenen Jahre in dem Restaurant

von Poppenberg zu semitischer Gesellschaft herab, die sich nachher in unbequemer Weise seiner Bekanntschaft am Giftbaume rühmte. Zu Beiden gesellen sich der Oberst-Schenk Calixt Prinz Biron von Curland und der Oberstjägermeister Hans Heinrich XI., Fürst von Pleß und Graf von Hochberg. Dieser schlesische Großgrundbesitzer bewohnt am Wilhelmsplatz in Berlin seinen eigenartigen und hübschen Palast, der im Volksmunde die Schornsteinfeger-Academie heißt. Zu den Obersten Hofchargen rechnet außerdem der Oberst-Truchseß Wilhelm Fürst und Herr zu Putbus, welcher Magnat in den letzten Jahren vom Hofe sich fern hielt.

An die Obersten Hofchargen reihen sich die Oberhofchargen, voran der Oberceremonienmeister, Doctor Graf Stillfried von Alcántara und Rattonitz, Grand von Portugal, wirkl. Geh. Rath und Kammerherr, Ceremonienmeister des hohen Ordens vom Schwarzen Adler und Oberburghauptmann von Hohenzollern. Graf Stillfried ist der gelehrte Verfasser der Zollerana und ein fein gebildeter Hofmann alten Styls, ein Muster in dieser Beziehung. Angenehm, graciös verknüpft er große Gewandtheit mit einschmeichelndem Wesen und über das bartlose Gesicht gleitet stets eine freundliche und verbindliche Miene. Seine schmächtige Gestalt neigt sich im Schreiten leicht vorn über, wie in beständiger Begrüßung. Nach ihm kommt der Oberhof- und Hausmarschall, Oberstallmeister und Intendant der Kgl. Schlösser, H. Graf von Pückler, wirkl. Geh. Rath, Kammerherr, General der Infanterie à la suite der Armee. Ein fein geschnittener Charakter-Kopf ziert den ersten Hausbeamten des Kaisers, während sein jüngerer College, der Hofmarschall und General-Lieutenant à la suite der Armee, Graf F. von Perponcher-Sedlnitzky, eine martialische Erscheinung abgiebt, die durch einen steif gedrehten Schnurrbart und einen Scheitel bis tief in den Nacken gehoben wird. Beide Herren zeigen ein Wesen vornehmer Höflichkeit, das sich wohlthätig auf die Beamten des Hofmarschallamtes verpflanzte, woran sich die städtischen Behörden in Berlin ein gutes Beispiel nehmen sollten. Die übrigen Oberhof-Chargen sind: der Grand maître de la garderobe Graf Heinrich von Redern, wirkl. Geh. Rath, der Oberschloßhauptmann Graf W. von Perponcher-Sedlnitzky, wirkl. Geh. Rath, der General-Intendant der Kgl. Schauspiele von Hülsen, die Vice-Oberceremonienmeister von Röder und Graf Eulenburg, die Vice-Oberjägermeister von Meyerink und Kotze, der Vice-Oberstallmeister von Rauch und endlich der Vice-Oberschloßhauptmann Graf von Pückler auf Ober-Weistritz in Schlesien. Die Hofchargen bilden: achtzehn Schloß-

hauptleute, neun Ceremonienmeister, zwei Hofjägermeister und viele Kammerherren.

Sobald die Majestäten eintreten, verneigt sich die Gesellschaft wie die Aehren und Cyanen eines Kornfelds vor dem Wehen des Zephyrs. Sobald die Kaiserin unter dem Thronhimmel Platz nimmt, beginnt die Musik zu spielen, indeß der kaiserliche Gemahl mit Fürsten, Botschaftern, Gesandten, Ministern, Generalen und ihren Gemahlinnen sich unterhält. Sowohl der Kaiser wie die übrige Herrengesellschaft, mit Ausnahme der augenblicklich tanzenden, legen Helm oder andere Kopfbedeckung während des Festes nicht aus den Händen. Der Walzer „An der schönen blauen Donau" leitet gewöhnlich den Ball ein, obwohl die Donau ebensowenig blau als die Ufer der Spree in der Burgstraße grün sind. Dennoch singt Alt und Jung „Am grünen Strand der Spree". Es gehört bei Hofe nicht zum guten Ton, zu walzen, weshalb nach der Walzer-Melodie Galopp getanzt wird. Vor und nach den Tänzen werden Erfrischungen aller Art herumgereicht, unter welchen ein Mittelding von gefrorenem und flüssigem Eis durch seinen durstlöschenden Wohlgeschmack sich auszeichnet. Die Tänzer setzen sich hauptsächlich aus den Officieren des Garde-Corps und den jüngeren Diplomaten zusammen, denn der Kamerad von der Linie und der Beamte versuchen nur sporadisch ihre Kunst zu zeigen. Viele höhere Beamte und Generale ziehen sich zum Plaudern in die kühleren Räume der Bildergallerie zurück, wo sich in Nischen, denen Wohlgerüche von Hyacinthen entströmen, die ziemlich seltene Gelegenheit zum Sitzen findet. Die schwarzgefrackten Mitglieder der Parlamente, soweit sie nicht Stände- oder andere Uniformen tragen, die Vertreter des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin, von Wissenschaft und Kunst vergegenwärtigen den eingesprengten Glimmer in dem Granit der Hofgesellschaft.

Selbstverständlich ereignen sich in einer Gesellschaft, die aus weit über 1000 Eingeladenen besteht, allerlei humoristische Zwischenfälle. So fragt ein Frischling des Hofballs den habitué des Parquets, auf den Rector magnificus in dem Scharlachmantel deutend: „Wer ist das?" „„Der Scharfrichter von Berlin,"" lautet die Antwort. Oder ein Kamerad „von der hohen Nummer" läßt sich durch seine „Cadettenfreundschaft" bei der Garde einem Hoffourier (höherer Lakai) in der goldüberladenen Livree vorstellen. Es mag hierbei bemerkt werden, wie die Lakaien und Bediensteten des Hofes fast durchweg dunkle Haare tragen, obwohl keine Juden darunter sich befinden und sie, auch am kronprinzlichen Hofe, vielfach Katholiken sind. Die preußischen Gala-

Uniformen der Officiere erscheinen geschmackvoller als die Trachten anderer Länder, mit Ausnahme der türkischen Uniformen, die in jeder Beziehung das Auge erfreuen. Unschön nehmen sich die weißen Gala-Beinkleider der Infanterie-Officiere aus, die, jedes Streifens oder einer Biese entbehrend an die Bekleidung darunter erinnern. Das Parquet ist glatt, wer also in der Choreutik nicht auf der Stufe der Vollendung steht, thut wohl daran, den lockenden Tönen des Orchesters zu widerstehen, denn jeder falsche Schritt rächt sich im Weißen Saale, wo Kunstverständige zu Hunderten an den Wänden umhersitzen und die Tanzenden mit Lorgnons betrachten. Wehe, wehe aber, wenn der Boden dem Tänzer unter den Füßen schwindet und er im Falle die Dame mit sich reißt! Bei einer solchen Gelegenheit äußerte noch gutmüthig neulich die gefeierte Tochter eines Kammerherrn, der bei dem Wiegenfeste der Charlottenburger Flora zu Gevatter stand: „Der ist auf der Hinterhand struppirt.“ Indessen nicht alle Damen bei Hofe pflegen diesen Reitbahn-Ton, sondern es giebt auch wahrhafte Perlen entzückender Weiblichkeit in der Galaxin am Thronhimmel des weißen Saales. Nach dieser Richtung leuchtet die Tochter eines Nordischen Gesandten aus der Menge heraus, durch liebenswürdige Bescheidenheit, Einfachheit der Toilette und bezaubernde Anmuth. Obwohl fast doppelt so viel Tänzer wie Damen geladen werden, sind „Mauerröschen“ nicht selten, was bei einer großen Gesellschaft, in der Bekanntwerden schwierig ist, sich leider nicht ändern läßt. Das letzte Jahrzehnt zeitigte am preußischen Hofe keinen Ueberfluß von Blüthen, denn die Töchter des Westphälischen, Rheinischen und Schlesischen Adels blieben dem Weißen Saale fern. Die meisten tanzenden Damen werden von dem Hofadel, den Ministern, Generalen, höheren Beamten und durch die Frauen reicher Garde-Officiere gestellt. Der Landadel erscheint wenig bei Hofe, theilweis liegt es in seiner Verarmung durch übermäßige Belastung des Grundbesitzes, was besonders von Pommern, Preußen und der Mark gilt, theilweis ist es nicht Jedermanns Geschmack, mit den Herren Löwe und Straßmann an demselben Buffet zu speisen. Diesen Mangel drückt die große Theilnahme von Frauen an den Quadrillen zur Hochzeitsfeier Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm aus. Der indiscrete Grafen- und Freiherrn-Kalender weist eine Gesammtjahresziffer dieser Damen auf, die freilich lange nicht an das Alter der Pyramiden des Cheops oder an jenes des Berliner Corps de Ballet reicht, aber doch vermissen läßt, was im gewöhnlichen Sprachgebrauche mit Jugend bezeichnet wird.

Als sonderbar drängt es sich auf, daß, wenn auch am Hofe zahl-

reiche junge Cavaliere und Damen vielfach mit einander in Berührung gelangen, selten ein Herzensbund für das spätere Leben geschlossen wird. Die reizendsten Blüthen verwelkten unter dem Feuer der Diamanten und unter den Kerzenstrahlen des Weißen Saales. Damen, deren Tanzkarte niemals die Menge der Tanzbegehrenden aufzunehmen vermochte und:

„Was haben die Herren vom Regiment,
Sich um das niedliche Lärvchen gerissen"

blieben dennoch für die Würde einer Stiftsdame aufgespart. Warum Amor so wenig Gewalt in Hofkreisen übt, ist schwer zu verrathen, vielleicht schreckt er vor Glanz und Pracht zurück und man sagt, daß Liebe in holder Einsamkeit besser wie im Trubel der Welt gedeiht. Soweit die Prinzessinnen des Königlichen Hauses tanzen, werden mittelst ihrer Kammerherren die durch einen Tanz zu beglückenden Herren aufgefordert. Wünsche sprechen dabei wenig mit, weil häufig die Engagements, soweit sie nicht auf Fürstlichkeiten sich erstrecken, den Gegenstand vorheriger Erwägungen bilden, um keine Botschaft, kein Officier-Corps zurückzusetzen.

Gegen 11 Uhr endet der erste Theil eines Schloßballes und der Hof begiebt sich in ähnlicher Reihenfolge, wie er gekommen, zu dem Souper. Die übrige Gesellschaft folgt und ergießt sich, vom Tanz erhitzt, in die von Hofmarschällen angewiesenen Speiseräume. Soweit thunlich, engagiren die Herren die Damen zum Souper, das heißt, sie zu bedienen, weshalb Habitués der Hoffeste vorher speisen, um ihrer Ritterpflicht ohne Hunger genügen zu können. Ohne diese Vorsicht liegt die Gefahr nahe, mit ungesättigten Gefühlen eines modernen Tantalus an die Opferstätte Terpsichorens zurückzukehren. Eingefleischte Egoisten dagegen, die keine Dame führen, haben genügende Gelegenheit in lucullischen Genüssen zu schwelgen, denn den kaiserlichen Buffets muß nachgerühmt werden, daß sie fast unter der Last der Speisen brechen. Die aufgetafelte kalte Küche besteht zumeist aus köstlichen Salmen, Gänseleberpasteten, kalten Braten u. s. f., während einem scheinbar unerschöpflichen Borne Champagner, Roth- und Weißweine entströmen. Nach Beendigung des Soupers begeben sich die Majestäten, einen Kometenschweif heiterer Gäste nach sich ziehend, in den Weißen Saal zurück. Viele ältere Herren verbleiben aber noch ein Weilchen an den Buffets und verlieren sich später plaudernd in das Labyrinth prächtiger Gemächer. Der Weiße Saal ist in Folge dessen leerer und für die Tanzenden der Raum vergrößert. Zuerst wird gewöhnlich ein Galopp getanzt, worauf

der Cotillon beginnt. Solche Panachée von Tänzen wird nicht durch scherzhafte Ueberraschungen und Spiele für den Zufall im Tanze mit einer fremden Dame, wie auf anderen Bällen, gewürzt, sondern bei Hofe wechseln im Cotillon einfache Polonaise-Touren mit Galopp und Polka ab. Dieser Tanz wird daher eine Recapitulation des Balles, ein kleines Bild des Ganzen und Cotillon heißt eigentlich Kutte, was ein weites Gewand, in das sich Alles hüllen läßt, bezeichnet. Für die Arrangements der Tänze bleibt der Vortänzer, im Jargon der Bilder-Gallerie der „danseur enavant“ — verantwortlich. Zur Zeit versieht der Lieutenant von Hülsen I. die Geschäfte des Vortanzens. Er ist ein liebenswürdiger Tänzer, der glücklich gesellschaftliche Gewandtheit mit einem süßen Zug um den Mund verbindet. Rechtzeitiges Abwinken der Musik zur Beendigung eines Tanzes gehört zu den Obliegenheiten des Vortänzers, ferner die Anführung der Cotillontouren und die Vertheilung der Quarrées bei den Quadrillen.

Es fällt auf, daß bei Festlichkeiten im Schlosse unter den Großwürdenträgern und Vertretern jedes Standes und Berufes die Diener der Kirche fehlen, der Chef der „hohen Commission“, Eggeling aber, bietet keinen genügenden Ersatz. Seit einem Jahrzehnt stand an den Stufen des Thrones kein katholischer Bischof und jetzt möchte es überhaupt kaum möglich sein, da die Bischofsstühle in Breslau, Cöln, Gnesen und Posen, Münster, Paderborn, Trier, Fulda und Limburg noch immer verwaist sind. Die evangelischen, hohen Geistlichen, wenn sie nicht amtlich erscheinen, werden vielfach ebenso vermißt, dennoch gehört die Geistlichkeit zu einem Hoffeste nicht minder, als Stadtverordnete und Magistratsmitglieder, denn es liegt kein Grund vor, Diener der Kirchen von würdigen Vergnügen auszuschließen. Unter den Ministern treten besonders durch das Sympathische ihrer Erscheinung Graf Stollberg und Herr von Puttkammer hervor. Der Reichskanzler erscheint schon lange nicht mehr bei Hofe, weil das Herumstehen dem Fürsten schwer wird, auch die Zeit ihm mangelt, da er gewohnt ist, in jenen Stunden zu arbeiten. An Contrasten und kaleidoscopischen Bildern bietet ein Ball im Weißen Saale eine Fülle, die größer erscheint, als daß Auge und Gedächtniß zum Festhalten ausreichten. So lehnt an einer weißen Säule ein gnomenhafter Herr im schwarzen Frack und die leuchtenden Augen des geistreichen Gesichts deuten auf Adolf Menzel, dem ein Mohr in farbiger Tracht Thee präsentirt. Nicht fern tanzt in blinkender Uniform ein Riese, so lang wie der Tag vor Johanni. Es ist der größte Officier des preußischen Heeres, Lieutenant von Plüskow im ersten Garde-Regiment zu Fuß. Die Riesen und

die Zwerge deutscher Märchen standen auf und weisen die einen auf die großen anorganischen Massen hin, während letztere die Genien der gegliederten, vornehmlich organischen Natur symbolisiren. Steter Aufmerksamkeit erfreuen sich, selbst in den übersättigten Hofkreisen, die bezopften Söhne des Reiches der Mitte, insbesondere aber die Gemahlin des chinesischen Botschafters mit ihren zierlichen Füßchen.

Der greise Heldenkaiser trug auf dem ersten Hofball dieses Jahres den scharlachrothen Galla-Rock seines Regiments Garde du Corps mit dem Orange-Bande des Schwarzen Adler-Ordens, indeß die fürstliche Gemahlin in reicher Toilette von weißem Atlas glänzte. Auf dem Devant der Robe liefen goldene entre-deux in Langlinien bis zum Saum des Kleides, der mit einer breiten rothen Sammetbordüre endete, auf welcher wiederum eine Guirlande von dunklem Laub und Büscheln von silbernen Beeren sich prächtig ausnahm. Die Kaiserin hatte das Band nebst den Brillant-Stern des Schwarzen Adler-Ordens angelegt und den Ausschnitt der Corsage faßten große Brillantrosetten, der Haar- und Halsschmuck bestand aus gleichen Steinen. Nach 1 Uhr zogen sich die Majestäten zurück und vom Orchester ertönte das Halali.

Die Enakssöhne der Schloß-Garde-Compagnie und der Leib-Compagnie des Regiments der Garde du Corps verlassen die Doppelposten an den verschiedenen Thüren der Gemächer und Saaleingänge und mit dröhnenden Tritten marschiren sie durch die lange Flucht der Zimmer nach Hause. Erstere tragen noch die kleidsamen Grenadier-Uniformen wie die Montirungen aus der Zeit Friedrich Wilhelm I. Ihre Honneurs weichen von denen in der Armee gebräuchlichen ab und bestehen in dem mehr oder weniger nach der Seitestrecken des Gewehrs mit dem rechten Arm; in ähnlicher Weise sind die Honneurs mit den Pallaschen. Am Schluß des Festes wird heißer Königspunsch gereicht, der nach Geschmack und Zubereitung als wahrhaft königlich bezeichnet werden kann. Nachdem der Gast des Kaisers die endlosen Treppen herabgestiegen, tritt er durch das Portal nach der Schloßfreiheit, auf die Straße hinaus. Das Meer von Wohlgerüchen versiegte, aber der Straßenduft bleibt ewig, und die Gasflammen der Laternen brennen trübe gegen die Wachskerzen des Weißen Saales, selbst die glitzernden Sterne am Himmel verbleichen gegen die Diamanten und Augen knospender und blühender Mädchengestalten, der reizenden Frauen.

Der Entwurf zum Deutschen Unfall-Versicherungs-Gesetz.

Die unglücklichen Conjuncturen der letzten Jahre haben das Loos der ärmeren Classen in einer kaum geahnten Weise verschlimmert. Die letzten Nothpfennige sind längst verzehrt, der Executor findet kaum mehr etwas zum Abpfänden! Viele Arbeiterfamilien fristen schon seit Jahren ihre und ihrer Familie Existenz unter den bittersten Entbehrungen. Moralisch schwach angelegte Individuen greifen zum Verbrechen, um sich ein erträgliches materielles Leben in der Strafanstalt zu sichern, ihre Familie der Fürsorge der Commune überlassend. Andere fragen sich unwillkürlich, welche Sünde sie begangen, daß sie zu einem Leben voll Entbehrungen und Sorgen verdammt und ihre glücklicheren Menschenbrüder in so auffälliger Weise bevorzugt sind.

Leider — und wer will sich darüber wundern — sind diese kritischen Betrachtungen in der Regel wenig wissenschaftlich begründet; mit dem Hunger im Leibe und dem Frost in den Gliedern werden die Grundsätze, die der Arbeiter in der Schule erlernte, sehr bald über Bord geworfen, um einer wilden Begehrlichkeit Platz zu machen, die, so lange die Welt besteht, niemals reussiren kann! Darf man aber ein solches Abirren von der christlichen Lehre dem Arbeiter allzusehr zum Vorwurf machen? Ist er nicht auch ein Mensch, in welchem das Fleisch stärker ist als der willige Geist? Freilich, der reiche Judenbankier und der fette Fabrikant, die ihr Leben zwischen sybaritischen Vergnügungen und Couponabschneiden theilen, kommen auf derartige Reflectionen nicht. Kein Hunger zwingt ihnen Unzufriedenheit auf, keine nach Brod schreiende Kinderschaar trübt ihren Herrenblick; keine kranke, frierende Frau richtet ihre flehenden Augen auf ihr müdes Antlitz.

Der von den Harpyen der Noth verfolgte Arbeiter, der vielleicht einen langen Kampf kämpfte, ehe sein besseres Ich unterlag, kommt schließlich zu dem verzweifelten Resultate, daß er in dieser Bevorzugung seiner besser situirten Mitmenschen eine schreiende Ungerechtigkeit erblickt. Er überwirft sich mit Gott und seinen Geboten, deren Erfüllung ihm bisher nicht die geringste Hülfe brachte. Er erblickt in unserer socialen Ordnung nur noch eine schroffe Dissonanz, deren Lösung er mit allen

Mitteln anstrebt! Unfähig, durch redliche Arbeit diese Dissonanz auszugleichen, wirft er sich der Socialdemokratie in die Arme, als wenn sie im Stande wäre, ihm den Garten der Hesperiden zu erschließen. Er hofft jene goldenen Früchte, die eben nur die Fabel kennt, mühelos zu besitzen, während er in Wirklichkeit zum willenlosen Werkzeuge in der Hand ehrgeiziger und gewissenloser Agitatoren herabsinkt. Den letzten Pfennig opfert er agitatorischen Zwecken; jahrelang hat er sich die härtesten Entbehrungen auferlegt, um schließlich hilfloser wie je dazustehen! Er ist ein Soldat in jenen vaterlandslosen Legionen, die den Kampf Aller gegen Alle aufgenommen haben! Das Facit des Exempels hat die Geschichte bereits geliefert, als die Commune in Paris zeitweilig die Herrschaft an sich gerissen hatte!

Es ist durch diese Vorgänge auf der socialen Bühne der Beweis erbracht, daß mit physischer Gewalt gegen den socialistischen Gedanken nicht erfolgreich anzukämpfen ist. Eben so wenig werden unsere liberalen Kurpfuscher oder unsere fortschrittlichen Gesellschaftsretter die Socialdemokratie aus der Welt schaffen, sie sollten sich vielmehr endlich darüber klar werden, daß gerade unsere moderne Gesetzgebung mit ihrem Tanze um das goldene Kalb und dem incarnirten Manchesterthum die Mutter der Socialdemokratie ist. Das Kind ist freilich nach ungerathener Kinder Weise der Mutter über den Kopf gewachsen! Rath- und thatlos läuft die Mutter, von ihrer eigenen Tochter verleugnet und verspottet, einher, um Geschehenes ungeschehen zu machen. Alle Hausmittel, billige Reden und Versprechungen, gewissenloses Verleumden der conservativen und kirchlichen Parteien, Verlästern der Reichs-Regierung erweisen sich als unzulässig! Gerade durch die Socialdemokratie hat der Liberalismus die größte Schädigung erlitten; denn, anstatt sich eine gefügige Tochter zu erziehen, die blind der Mutter folgt, ist der liberalen Mutter eine häßliche Megäre entwachsen, die, völlig emancipirt, ihre eigenen Wege geht und, wie es scheint, weit eher geneigt ist, mit den anderen Parteien zu pactiren. Und mit Recht, denn was hat denn überhaupt der Liberalismus dem Volke gebracht? Er hat es verstanden, innerhalb weniger Jahre einen allgemeinen Bankrott herbeizuführen, Handel und Gewerbe lahm zu legen, die höchste Unzufriedenheit zu erzeugen, Unsolidität und geistigen Hochmuth an die Stelle fleißiger Arbeit und verständigen Gehorsams zu setzen. Er hat das alte, solide Gebäude niedergerissen, ohne vorher den sicheren Grund zu einem neuen und besseren zu legen, so daß ein großer Theil des Volkes jetzt obdachlos und erwerbsunfähig umherirrt.

Ein Vortheil ist allerdings aus der so bedauerlichen Calamität erwachsen: es ist nicht mehr zu leugnen, daß der Liberalismus gründlich abgewirthschaftet und sich unproductiv erwiesen hat! Nicht einmal die Unterjochung des Deutschen Volkes durch das Semitenthum wußte er zu verhindern. Kopflos, wie er ist, versucht er durch allerlei Flickerei das so schnell fadenscheinig gewordene Kleid der modernen Gesetzgebung auszubessern.

Mag immerhin die liberale Partei z. B. noch hier und da Wahlerfolge erzielen; es verschlägt wenig, ob ein Schreier à la Eugen Richter mehr in dem Reichstage sitzt: an der Thatsache, daß sich der Liberalismus ebenso steril erwiesen hat, wie der Radicalismus, kann nichts geändert werden. Man befindet sich im vollsten Rückzuge, selbst einige günstige Gefechte auf dieser Linie vermögen höchstens die totale Niederlage zu verzögern, aber nicht zu verhindern. Schon am inneren Zwiespalte mußten die liberalen Parteien zu Grunde gehen, die Secessionisten trennten sich von den National-Liberalen und in der Fortschrittspartei giebt es eine Observanz Hähnel und eine solche Richter. Es vollzieht sich eben ein Zersetzungsprozeß.

Bei dieser geistigen Impotenz der liberalen Parteien, die nirgends greller hervortrat als auf dem Felde socialer Entwickelung, muß es als ein großes Glück betrachtet werden, daß Fürst Bismarck, unterstützt von den staatserhaltenden Parteien, die Zeit richtig erkannte und, weit entfernt, den berechtigten socialistischen Forderungen höhnend und abweisend entgegenzutreten, vielmehr dieselbe zu systematisiren und in den Rahmen des gesetzlichen Vorgehens einzufügen bestrebt ist. Um sich die Wege zu ebnen, mußte der Reichskanzler zunächst Vorkehrungen treffen, die geeignet waren, die technische Ausführung zu erleichtern. Denn ein Werk von so hoher cultureller Tragweite, wie die Anerkennung des Staatssocialismus ist, kann nicht mit einem Schlage vollbracht werden, und zwar um so weniger, je heterogenere Traditionen sich der Idee entgegenstellen. Es wurden die Wuchergesetze eingeführt und somit der erste Schritt zur Entjudung der modernen Gesetzgebung gethan.

Wenig legislatorische Fehler haben so zur Demoralisirung der Massen beigetragen, wie die Sanctionirung des Wuchers. Seit undenklichen Zeiten in der christlichen, wie heidnischen Welt als ein entehrendes Gewerbe betrachtet, blieb es unserer liberal-semitischen Gesetzgebung vorbehalten, dem jüdischen Halsabschneider, Wucherer den Schutz der Gesetze zu sichern und christliche Executoren zur Verfügung zu stellen!

Wenn das Verbrechen des Wuchers, das selbst dem Juden nach den Vorschriften des Talmud nur Christen gegenüber gestattet war, in einem christlichen Staat für straflos proclamirt wird, so kann es wahrhaftig nicht Wunder nehmen, wenn im Volke die Ueberzeugung Platz greift, daß schließlich auch jedes andere Verbrechen, als Mord, Diebstahl, Incest, unter gewissen Formen und Bedingungen ausgeführt, Straflosigkeit in Anspruch nehmen darf.

Eine der wichtigsten Etappen auf dem Siegesmarsche der Social-Reform ist ohne Zweifel das dem Bundesrathe bereits vorliegende Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Gesetz. Natürlich ist auch dieses Gesetz nur als Abschlagszahlung anzusehen, die dankbar zu acceptiren ist und als Garantie angesehen werden darf, daß die sociale Reform auf allen wirthschaftlichen Gebieten zur Durchführung gelangen wird. Zu diesen unerläßlichen Reformen rechnen wir die Monopolisirung gewisser Industrieen, des Tabaks, Verstaatlichung der Eisenbahnen und des Versicherungswesens, Aufhebung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, Entfernung des Judenthums aus den Schul- und Gerichtssälen, straffe Besteuerung des mobilen Capitals, Revision des römischen Rechts u. s. w.

Unsere heutige Aufgabe beschränkt sich darauf, an der Hand des Entwurfes das Unfall-Versicherungs-Gesetz einer eingehenden Kritik zu unterziehen.

Voraussetzend, daß der Entwurf dem geehrten Leser zugänglich ist, begnügen wir uns damit, unter kurzer Anführung des Inhaltes diejenigen Paragraphen zu beleuchten, welche von organischer Bedeutung sind.

§ 1 stellt den Umfang der Versicherung fest. Hiernach sollen an dieser obligatorischen Versicherung theilnehmen sämmtliche in Bergwerken, Salinen, Brüchen und Gruben, auf Werften, bei der Ausführung von Bauten und in Bauhäfen, in Fabriken und Hüttenwerken beschäftigten Arbeiter und Betriebsbeamte, deren Jahresverdienst 2000 M. nicht überschreitet. Den vorgenannten Betrieben stehen diejenigen gleich, in welchen Dampfkessel oder durch elementare Kraft bewegte Triebwerke zur Anwendung gelangen mit Ausnahme des Schifffahrt- und Eisenbahnbetriebes, sowie derjenigen, für welche nur vorübergehend eine nicht zur Betriebsanlage gehörige Kraftmaschine benutzt wird.

Es sind somit vorläufig sämmtliche rein landwirthschaftlichen Arbeiter und Dienstboten ausgeschlossen. Bei der großen Anzahl dieser z. Z. ausgeschlossenen Arbeiter und bei den mannigfachen Gefahren, denen auch sie ausgesetzt sein können — es braucht nur an die häufig vor-

kommenden Unfälle beim Umgang mit Pferden erinnert werden — wäre es unzweifelhaft erwünscht gewesen, wenn auch diese Kategorien von Arbeitern sofort in die Versicherungssphäre aufgenommen worden wären. Wir nehmen an, daß wir uns in einem Uebergangs- und Versuchsstadium befinden. Es soll zunächst mit einer beschränkten Anzahl möglichst homogener Arbeiter ein Anfang gemacht werden, und zwar mit diejenigen, die den Gefahren eines Unfalls am meisten preisgegeben sind.

Bei der lebhaften Fürsorge, welche die Reichsregierung den Motiven widmet, steht mit Zuversicht zu erwarten, daß die Einführung einer allgemeinen Invaliden-, Wittwen- und Waisenversorgung auf ähnlichem Wege bald nachfolgen wird, und spätestens, wenn sich der beschränkte Versuch bewährt haben wird.

Angemessen hätte es uns geschienen, das beitrittspflichtige Jahreseinkommen etwas höher zu beziffern. Ein Beamter, der mit 3000 Mk. angestellt ist und dabei eine zahlreiche Familie zu ernähren, wohl auch erhöhten socialen Ansprüchen zu genügen hat, ist gewiß der Versicherung seiner Leistungsfähigkeit eben so bedürftig, wie ein gewöhnlicher Arbeiter mit 1000 Mk. Jahreslohn, da in jeder Richtung an Letzteren geringere Anforderungen gemacht werden.

Daß Tantiemen und Naturalbezüge auch als Gehalt oder Lohn in Anrechnung kommen, ist eben so natürlich wie die Capitalisirung dieser Emolumente mit dem 300fachen Betrage des täglichen Arbeitsverdienstes gerechtfertigt und praktisch genannt werden muß.

§ 2 bestimmt den Sitz und den Gerichtsstand der Reichs-Versicherungs-Anstalt. Daß hierzu Berlin gewählt ist, kann nicht beanstandet werden. Berlin ist nun einmal der Centralpunkt der Reichsverwaltung; es liegt mithin nicht der entfernteste Grund vor, einen anderen Ort zu wählen!

Nach § 5 ist das Object der Versicherung lediglich der Ersatz des wirklich erwachsenen Schadens, welcher durch Körperverletzung, die eine mehr als vierwöchentliche Erwerbsunfähigkeit bedingt, oder durch Tödtung entsteht. Den Schadenersatz gleich mit dem ersten Tage oder auf kürzere Zeit als 4 Wochen eintreten zu lassen, würde einmal den Versicherten veranlassen, unvorsichtig bei der Arbeit zu sein, andererseits ihn abhalten, selbstthätig für den Fall der Noth zu sorgen, mithin ihn moralisch schädigen und den Leichtsinn fördern. Wenn der Arbeiter weiß, daß selbst der kleinste in wenig Tagen zu reparirende Unfall hinreicht, um ihm die Unterstützung der Anstalt zu sichern, so wird er sicherlich nicht mit derjenigen Vorsicht

seine Geschäfte wahrnehmen, die er anwendet, wenn er weiß, daß nur ernstere Fälle Berücksichtigung finden; nicht minder wird er es für überflüssig erachten, einen Sparpfennig anzusammeln, es unter Umständen vielmehr vorziehen, seinen ganzen Lohn auf Heller und Pfennig für andere Bedürfnisse, namentlich entbehrliche Genüsse auszugeben, denn er ist sicher, daß die Anstalt sofort, und wenn auch nur auf einen Tag der Erwerbsunfähigkeit, ihm die helfende Hand entgegenstreckt. Es ist durchaus normal, wenn die Unterstützungspflicht für die Anstalt erst nach einem bestimmten, nicht allzuknapp zu bemessenden Zeitraume eintritt. Ob mit 4 Wochen gerade das Richtige getroffen ist, läßt sich heute vom grünen Tische aus nicht absehen. Es ist aber eine gewisse Praxis erforderlich und die schon nach 5 Jahren eintretende Revision der Versicherungsbestimmungen wird es lehren, ob eine kürzere Periode der Unterstützungslosigkeit einzuführen ist.

§ 6 normirt den zu versichernden Schaden, d. h. den Eintritt einer Unterstützung im Falle einer Verletzung. Dieselbe hat zu bestehen:

1. In den Kosten des Heilverfahrens, welche vom Beginn der 5. Woche nach Eintritt des Unfalles erwachsen.
2. In einer dem Betreffenden von demselben Termine an für die Dauer der Erwerbslosigkeit zu zahlende Rente.

Diese Rente regulirt sich nach dem Verdienste, resp. dem Einkommen, welches der Verletzte während seiner Beschäftigung in dem Betriebe, bei welchem der Unfall eingetreten ist, an Gehalt oder Lohn gehabt hat. Im Falle diese Beschäftigung die Dauer eines Jahres überschritten hat, so soll der mittlere letzte Jahresverdienst zu Grunde gelegt werden.

Diese Rente soll betragen:

a. Im Falle totaler Erwerbsunfähigkeit für die Dauer derselben $66^2/_3$% des ermittelten Arbeitsverdienstes.
b. Im Falle partieller Erwerbsunfähigkeit für die Dauer derselben ein nach Maßgabe der verbliebenen Erwerbsfähigkeit zu bemessender Bruchtheil der Rente sub a, welcher sich zwischen 25—50% des Verdienstes zu bewegen hat.

Bedenken haben wir nur gegen den Zeitpunkt, mit welchem die Rente einzutreten hat, hoffen aber gleichzeitig, daß dieselben im Sinne des zu § 5 Gesagten s. Z. erledigt werden. Wünschen möchten wir ferner, daß bei totaler Erwerbsunfähigkeit ein höherer Procentsatz des Arbeitsverdienstes als $66^2/_3$ gewährt werden könnte! Bei der Knappheit des Budgets, nach welchem ein mäßig bezahlter Beamter oder Arbeiter

seinen Etat einrichten muß, ist ein Einnahme-Ausfall von $33^1/_3$ % wahrhaftig eine starke Erschütterung des finanziellen Gleichgewichtes!

Nicht ohne Schwierigkeiten wird in der ersten Zeit die Abmessung des Grades der partiellen Erwerbsunfähigkeit erfolgen; nur eine längere Praxis in der Beurtheilung der einschlagenden Verhältnisse kann schließlich den richtigen Modus finden. Auch ist sicher anzunehmen, daß die zur Feststellung der zu gewährenden Rente berufenen amtlichen Organe eher zu hoch wie zu niedrig greifen werden, da sie nicht für hungrige Actionäre zu sorgen haben, auch keine Provision bei Herabdrückung des Schadenersatzes beziehen.

Bei stattgehabter Tödtung soll nach § 7 der zu zahlende Schadenersatz bestehen:

1. Im Ersatz der Beerdigungskosten in der Höhe von 10 % des Jahresverdienstes.
2. Im Fall der Tod später als 4 Wochen nach dem ursächlichen Unfalle eintritt, in der Rückerstattung der durch die versuchte Heilung aufgelaufenen Kosten und in einer für eine weitere Krankheitsdauer zu leistenden Subvention in der Höhe von $66^2/_3$ % des bisherigen Verdienstes.
3. In einer den Hinterbliebenen des Verstorbenen vom Todestage an zu zahlenden, nach § 6 zu berechnenden Rente, und zwar:
   a. für die Wittwen bis zur Wiederverheirathung oder ihrem Tode 20 % des ermittelten ehemännlichen Verdienstes. Für jedes legitime Kind dieser Ehe steigt die Rente bis zum vollendeten 15. Lebensjahre jedes einzelnen Kindes um 10 %, jedoch darf die Gesammtrente der Kinder 50 % des Verdienstes nicht überschreitet.
   b. für jede mutterlose und für jede solche Waise, deren Mutter zur Wiederverheirathung schreitet, bis zum vollendeten 15. Lebensjahre 10 % des väterlichen Verdienstes, jedoch mit der Maßgabe, daß die den Kindern zu gewährende Gesammtrente 50 % nicht überschreiten.
   c. für Ascendenten (Eltern, Großeltern) des Verstorbenen, dafern Letzterer der ausschließliche Ernährer der Ersteren war, bis zu ihrem Tode oder bis zum Eintritte selbstständiger Ernährungsfähigkeit 20 % des Arbeitsverdienstes.

Bei Vorhandensein mehrerer der sub c erwähnten Ascendenten gehen die Eltern den Großeltern, die männlichen Berechtigten den weiblichen vor. Wenn die sub c Bezeichneten mit den sub a und b rubricirten Competenten concurriren, so ist ein Anspruch von dieser Seite überhaupt nur dann gesetzlich begründet, wenn die Letzteren den Höchstbetrag der Rente nicht bereits beziehen.

Diejenigen Ansprüche, welche die bei dem Reichsinstitute Versicherten an eingeschriebene Hilfskassen, sonstige Kranken-, Sterbe-, Invaliden- und Unterstützungskassen bereits erworben haben, kommen nach § 8 bei Bezug der sub §§ 6 und 7 normirten Renten nicht in Abrechnung, während diejenigen particular-landesgesetzlichen Bestimmungen, welche jenen Kassen die Verpflichtung auflegen, den durch Betriebsunfälle Betroffenen oder ihren Hinterbliebenen Unterstützung zu gewähren, insoweit hinfällig werden, als die Versicherung gegen derartige Unfälle durch das gegenwärtige Gesetz gewährleistet ist.

Vielleicht ist es nicht unzweckmäßig, an einem concreten Beispiele eine Berechnung aufzustellen.

Es stirbt der Arbeiter A., der ein jährliches Einkommen von 900 Mark hatte, 6 Wochen nach einem Unfalle. Zunächst sind 10 % dieses Einkommens an Beerdigungskosten zu zahlen, mithin 90 Mark; ferner 14 Tage lang $66^2/_3$ % für die mit Eintritt der 5. Woche stattgehabte weitere Krankheitsdauer bis zum erfolgten Tode, nämlich 25 Mark, sowie die aufgelaufenen Curkosten in einem nicht zu bestimmenden, von der Schwere des Falles und sonstigen Umständen abhängigen Betrage, sagen wir ca. 25 Mark, also an einmaliger Zahlung 140 Mark.

Der Mann hinterläßt eine Wittwe, diese erhält jährlich 20 % des Verdienstes, mithin 180 Mark; er hinterläßt ferner 5 Kinder unter 15 Jahren; diese haben bis zum vollendeten 15. Lebensjahre je 10 % zu erhalten, mithin zusammen 450 Mark, so daß die der hinterlassenen Familie zu gewährende Gesammtrente 630 Mark beträgt; diese Gesammtrente erfährt natürlich mit der Vollendung des 15. Lebensjahres oder dem Tode eines der Kinder eine entsprechende jährliche Abminderung von 90 Mark, so daß, wenn alle Kinder 15 Jahre gewesen oder gestorben sind, der Mutter nur noch eine Rente von 180 Mark verbleibt, und zwar nur so lange, als sie sich nicht wieder verheirathet oder selbst stirbt.

Dies ist der denkbar einfachste Fall. Anders gestaltet sich die Sache, wenn z. B. 6 empfangsberechtigte Kinder vorhanden sind. — In

diesem Falle muß das jüngste Kind so lange ohne Rente bleiben, bis das älteste das 15. Lebensjahr vollendet hat.

Ist ferner ein altes Elternpaar vorhanden, deren alleiniger Ernährer der Verstorbene war, so kann an diese Ascendenten so lange eine Rente nicht gezahlt werden, als 5 Kinder unter 15 Jahren die Gesammtrente von 50% beziehen. Stirbt eins dieser Kinder oder vollendet es das 15. Lebensjahr, so tritt, und zwar zunächst für den Vater des Verstorbenen, jedoch nicht in der Höhe von 20%, sondern nur in der Höhe von 10% der Rentenbezug ein, indem die Ascendenten nur dann erst gesetzlich Ansprüche erlangen, wenn die den Descendenten zu gewährende Gesammtrente 50% nicht übersteigt. Die Rente des Vaters erhöht sich auf 20%, wenn obige Prioritäts-Ansprüche der Kinder in Wegfall gelangen. Die Mutter tritt erst dann in ihre Rechte ein, wenn die des Vaters befriedigt sind.

Die Großeltern des Verstorbenen, wofern der Letztere auch ihr ausschließlicher Ernährer war, können erst dann concurriren, wenn Eltern und Kinder befriedigt sind.

Welch' unendlicher Gewinn in sittlicher und materieller Beziehung in dieser Sicherstellung der Hinterbliebenen für die Sanirung unserer socialen Fäulniß liegt, bedarf keiner längeren Ausführung.

§ 11 bestimmt den Modus der Prämienzahlung wie folgt:

1. für solche Versicherte, deren Jahresverdienst 750 Mark und weniger beträgt, ist die Prämie zu $^2/_3$ vom Arbeitgeber, zu $^1/_3$ von dem Landarmen-Verbande, in welchem der Betrieb stattfindet, aufzubringen, soweit nicht an dessen Stelle in den Particularstaaten ein anderer Verband oder der Staat selbst tritt.
2. für solche Versicherte, deren Jahresverdienst 750 Mark überschreitet, ist die Prämie zur Hälfte vom Arbeitsgeber, zur Hälfte vom Versicherten selbst zu zahlen.

Ob in diesen Bestimmungen überall das allein Richtige liegt, läßt sich bei der Neuheit der Sache z. Z. schwer beurtheilen und muß einer nicht zu fern liegenden Zukunft überlassen bleiben. Daß der Arbeitgeber zu der Prämie überhaupt einen erheblichen Theil beiträgt, ist durchaus gerechtfertigt; da er den Arbeitsgewinn allein einheimst, muß es als billig angesehen werden, daß er wenigstens die Zukunft seiner menschlichen Maschinen sicher stellen hilft.

Ob der Landarmen=Verband das fehlende Dritttheil der Prämie zahlt, oder der Ortsarmen=Verband, ist für die Sache selbst irrelevant, setzt aber natürlich voraus, daß den Provinzen und Communen größere Einnahmen wie bisher überwiesen werden, da ohnehin die Provinzial- und Communallasten schon heute kaum mehr erschwinglich sind. Es ist nicht einzusehen, warum die Armenverbände zu den Kosten des Fabrikbetriebes — denn dazu gehören doch die Unfälle — herangezogen werden sollen.

Daß die zu zahlende Prämie zur Hälfte auch hier von dem Arbeitnehmer selbst und nur noch zur anderen Hälfte vom Arbeitgeber aufzubringen wäre, würden wir für richtiger halten. Den Arbeiter ganz und unter allen Umständen von der Beitragspflicht entbinden, kann nur zu seiner moralischen Schädigung führen.

Selbstverständlich dürfen die Renten unter keinen Umständen einer Beschlagnahme oder Pfändung unterliegen! Wenn auch nur der leiseste Anhalt geboten wird, den Genuß der Rente zu verkümmern, so ist das ganze Gesetz zwecklos. Die kleinste Oeffnung würde von herzlosen Gläubigern, und beutelustigen Rechtsanwälten sofort gefunden werden, um das ganze Gebäude in die Luft zu sprengen! Schon der Versuch, sich der Renten ganz oder auch nur theilweise unter irgend einem Vorwande zu bemächtigen, müßte criminell strafbar und alle daraus resultirenden civilrechtlichen Forderungen null und nichtig sein! Nur auf diese Weise ist es möglich, der Raubsucht der genannten Blutsauger erfolgreich zu begegnen!

Wünschenswerth bleibt es, unter gewissen Umständen auch Arbeitgeber an den Wohlthaten des Gesetzes participiren zu lassen. Nicht alle Arbeitgeber sind reich, viele arbeiten mit ihren Leuten unter gleichen Verhältnissen und sind denselben Unfällen ausgesetzt. Es giebt kleine Bauunternehmer, die ebensogut mit auf dem Gerüste arbeiten, wie ihre bezahlten Arbeiter und beim Einsturze so sicher den Hals brechen, wie diese. Es giebt kleine Handwerksmeister, die sich nicht viel besser stehen, wie ihre Gesellen und ihre Gefahren unverkürzt theilen. Warum sollen diese kleinen Arbeitgeber ausgeschlossen sein? Man mache ihren Beitritt wenigstens facultativ! Die Form, unter der dies möglich ist, wird sich ganz sicher finden. Man warte mit diesem ungefährlichen Experiment nicht bis zur ersten Revision, sondern beginne sogleich damit!

Daß die Einführung dieses und ähnlicher Gesetze weitere Reformen auf socialpolitischem Gebiete bedingt, ist eine unabweisbare Consequenz! Je höher die Ansprüche sind, welche in finanzieller Richtung an den Staat gemacht werden, desto reichlichere Einnahmequellen muß er sich erschließen. Und das kann nur dann geschehen, wenn die am leichtesten und sichersten fließenden der Privatspeculation entzogen und dem Staate zugeführt werden. Die Zeit muß aufhören, wo es als eine berechtigte Eigenthümlichkeit angesehen wird, daß alle größeren Gewinne dem „Geldmanne" zufallen, während das Zahlen dem Staate und der Commune überlassen wird!

Wie viele Millionen haben z. B. die Actionäre der Versicherungsbanken schon eingesteckt! Hätte der Staat nur die Hälfte dieses Gewinnes vereinnahmt, so würde er nicht allein im Stande sein, den jetzt mit so großem Ungestüm und von allen Seiten an ihn herantretenden pecuniären Forderungen mit Leichtigkeit zu genügen, sondern die Versicherten hätten auch eine Menge Geld erspart, das in die Taschen der Actionäre geflossen ist, ohne das Mindeste an Sicherheit zu verlieren. Aehnlich verhält es sich mit den Eisenbahnen, der Tabaksindustrie, dem Münzrecht.

Die goldene Internationale freilich im Bunde mit Juden, Liberalen und Fortschrittlern wird dem Gesetze den heftigsten Widerstand entgegenstellen! Fühlt sie doch instinctiv, daß das Gesetz sehr wohl dazu angethan ist, ihre schon sinkende Macht weiter zu schwächen. Sie wird mit allerlei theoretischen und academischen Bedenken sowohl auf der Tribüne wie in der Presse gegen dieses Gesetz zu Felde ziehen, und zwar mit jener Erbitterung, mit welcher jeder Kampf auf Tod und Leben geführt wird. Indeß die Entscheidung kann nicht zweifelhaft sein, denn selbst für den schwer anzunehmenden Fall, daß dieses Mal der Angriff von den liberalen Parteien unter Israels Hilfe abgeschlagen wird, so kann der Sieg der Vernunft und der Moral doch nur für kurze Zeit aufgehalten werden. Ist die goldene Internationale im Stande, das Gesetz zu verbessern, oder bereit, freiwillig zur socialen Reform auch ihren Theil beizutragen, so wird von Seiten der Social-Conservativen die gemeinsame Arbeit sicher nicht abgelehnt werden! Doch ehrlich und treu muß mitgearbeitet werden; halbe Freundschaft ist schlimmer, wie ganze Feindschaft! Compromisse können keinen dauernden Werth beanspruchen!

Bedenken mögen aber die Liberalen, daß der Arbeiterstand nicht viel länger mehr Lust und Zeit hat, hungernd und frierend vor

den Palästen des Reichthums zu betteln! Nur der von Natur so loyale und Gott sei Dank noch nicht ganz abhanden gekommene christliche Sinn des deutschen Arbeiters hat es fertig gebracht, daß seine berechtigten Forderungen noch keinen bedrohlicheren Character angenommen haben. Ein längeres Verschleppen dieser wohl begründeten Ansprüche müßte Frevel genannt werden und schließlich zu einem gewaltsamen Umsturze unserer socialen Zustände führen.

Der Synagogenbrand zu Neustettin.

Die Herabwürdigung der Presse durch lügenhafte Entstellung der Thatsachen ist jüdische Literatenmanier. Gewöhnlich ist es das Haschen nach dem Neuesten und Sensationellen, was die Judenblätter bewegt, ihre Unkenntniß des wahren Sachverhalts hinsichtlich der Personen und Verhältnisse durch eine erdichtete Darstellung derselben zu verdecken. Wer erinnert sich nicht noch der detaillirten Telegramme des „Berliner Tageblatts", die über die Reise des früheren russischen Gesandten Orlow von Paris bis Petersburg in der Zeit des französischen Krieges von den einzelnen Stationen Köln, Hannover, Königsberg rc. über dessen Durchfahrt eingingen, während Fürst Orlow noch in der Seinestadt weilte. Wie die damalige socialdemokratische „Freie Presse" mittheilte, wurden diese „Privattelegramme" in einem hiesigen Weißbierlokale von den Mosse'schen „Original-Correspondenten" fabricirt. Man kann gar kein Judenblatt mehr zur Hand nehmen ohne Ekel über diese schamlose Manier, öffentliche Meinung zu machen. Stets wechselt neue Erdichtung mit der Berichtigung früherer Nachrichten ab, und Letztere wird so sans façon gegeben, als ob es sich so gehörte und das Publikum dumm genug wäre, dahinter nichts zu finden. Das Unmögliche an frechem Gebahren leisten die jüdischen Zeitungsschreiber, wenn sie eine schlechte Sache ihrer Race zu vertheidigen haben und polemisch werden. Die nichtswürdigsten persönlichen Verdächtigungen werden dann an den Haaren herbeigezogen, und man weiß nicht, was Einen mehr frappiren soll, die grenzenlose Wuth oder die verlogene denunciatorische Combinationsgabe. Durch die antisemitische Bewegung sind die jüdischen Preßpiraten in permanente Wuthausbrüche versetzt. Von Zeit zu Zeit bringt sie ein geringfügiger Umstand ganz aus dem Häuschen; in der übereilten Meinung, nun den Gegner sicher fassen zu können, stürzen sie mit maßlosem Geschrei in den Federkrieg, aus welchem sie dann mit nicht empfundener Blamage hervorgehen. So bei dem Fall Kantorowicz und bei den Vorgängen in der Sylvesternacht. Das neueste mit jüdischer Taktlosigkeit aufgebauschte Ereigniß ist der „Synagogenbrand in Neustettin". Seit einer Woche sind alle Judenblätter voll davon, alle Telegraphendrähte beschwert damit. Ein „baufälliger alter



Kasten", wie die „Volkszeitung" sagt, ist abgebrannt, die Entstehung des Feuers nicht zu ermitteln trotz des sich alle Mühe gebenden Staatsanwalts. Das ist die Thatsache. Der alte Kasten ist aber eine Synagoge und in Neustettin hat vor Kurzem eine antisemitische Versammlung stattgefunden, auch existirt daselbst eine Zeitung, die „Nordd. Presse", mit antisemitischen Tendenzen — Grund genug für die jüdische Presse, ein Aufhebens zu machen. Eines wichtigeren Grundes werden wir zum Schluß erwähnen. Zu den ersten Kämpfern gegen das Antisemitenthum hat sich in neuerer Zeit die „Volkszeitung" gesellt. Was sie an jüdischer Maßlosigkeit in der Neustettiner Sache zu Tage fördert, sei zur Charakteristik des gesammten Racengebahrens der Kritik unterzogen.

Die „Volkszeitung vom 20. Februar 1881 schreibt:

„Antisemitisches Freudenfeuer. Am Sonntag sprach Dr. Henrici in Neustettin über die Judenfrage in seiner bekannten Manier; in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag ist die Synagoge zu Neustettin mit all' ihrem Inventar durch ein von ruchloser Hand angelegtes Feuer vollständig eingeäschert worden. Wie werden sich Treitschke — Ruppel — Stöcker — de Grousillier — Förster und Genossen freuen ob des glänzenden Resultats 2c."

Sehr richtig bemerkt die Deutsche Landeszeitung, daß die Juden in Neustettin vor Allen Grund zur Freude haben, da die Synagoge mit 180,000 Mark (Mommsen's Preis) versichert war und ihnen nun eine neue in Aussicht steht.

Volkszeitung: „Zur öffentlichen Aeußerung der Freude fehlt den Tschechen, Franzosen und Pfaffen der Muth!" Schamlose Unterstellung von sprichwörtlich bekannter jüdischer Feigheit.

„Im stillen Kämmerlein aber werden sie ein Gebet verrichten!" So sprechen Juden, die nach Luther's Ausspruch in ihren Synagogen und Häusern nur fluchen.

Dr. Henrici wird ein unreifer Bursche genannt, natürlich von den sprichwörtlich gewordenen frechen Judenbengeln und Judenjungen. Die große Wuth gegen ihn beweist, daß er die Juden kräftig anfaßt und daß ihm die Sympathien auch derer gehören, welche nicht mit allen seinen Ausführungen einverstanden sind.

„Eine andere Erklärung des Feuers als böswillige Brandstiftung ist nach Lage der Sache ausgeschlossen." Wie sicher diese Lüge einherschreitet. Siehe Erklärung des Staatsanwalts.

Ein Telegramm (natürlich Privat-) des „Tageblatts" berichtet, die

Brandstiftung sei mit Petroleum erfolgt. — Welche Krummnase hat das gerochen? Wo ist das „Telegramm“ fabricirt, da Niemand etwas über die Entstehung des Feuers weiß?

„Man ist mit Recht gespannt auf die Untersuchung u. s. w.“ Wir sind es nicht, nur fragen wir, welcher Neustettiner so dumm sein wird, den Juden zu einer neuen Synagoge zu verhelfen.

„Für die Folge darf man erwarten, daß der Herr Reichskanzler, wenn er wieder einmal in später Nachtstunde ein „deutschnationales“ Telegramm von einer notorischen Antisemiten-Versammlung empfängt, sich die Sache erst beschlafen wird, ehe er zustimmend antwortet, damit sein Name nicht für die Stöcker-Henrici'sche, nach den Vorgängen in Stettin etwas brandig riechende Agitation in derselben Weise ausgenutzt werde, wie die des Tschechen Treitschke für die Bewegung unter den „germanischen“ Studenten.“

Der Leser glaubt vielleicht nicht, daß Vorstehendes sich auf den Brand des „alten, baufälligen Kastens“ bezieht; aber es ist so.

„Die Brandstiftung“, so fährt die Vossische Zeitung am anderen Tage fort, „wird direct als Folge des von Henrici gehaltenen Vortrages und von dem ganzen Gebahren der Neustettiner Antisemiten angesehen.“ Wir glauben, daß die Gelegenheit nicht günstiger sein konnte, den baufälligen Kasten los zu werden.

„Die Aufregung unter der israelitischen Bevölkerung ist eine große.“ Gewiß, wenn es herauskäme, daß Juden das Feuer angelegt.

„Viele Familien wollen Neustettin verlassen.“ Wenn sie nur auch über die Grenze gingen.

„Ein pecuniärer Nachtheil erwächst der Juden-Gemeinde nicht —“ Im Gegentheil, Profit! Das ist ja die Hauptsache, Ihr Heuchler!

„Doch wer hilft den Neustettiner Juden dazu, zu verschmerzen die Gewaltthat des Einzelnen und den Hohn der Menge?“ Welch' Gemauschel! Ihr werdet Euch behelfen, bis wird dastehen eine neue Synagoge.

Weiter am anderen Tage.

„An das erste „klärende Ereigniß“ in der Judenfrage, der Brand in Neustettin, reihen sich folgende Nachrichten aus Rheinhessen.“ Wird erzählt, wie einigen Juden (Halsabschneidern) die Fenster eingeworfen sind, was mit Neustettin gar nichts zu thun hat.

Nun folgt endlich ein Umschwung. Eine Privatdepesche der „National-Zeitung“ besagt: „Nach den bisherigen Ereignissen der gerichtlichen Untersuchung gilt es als feststehend, daß das Feuer nicht

angelegt ist.“ Und doch hatte der Reporter des Tageblattes schon Petroleum gerochen.

Weiterer Bericht.

„Wahrscheinlich ist das Feuer durch Unvorsichtigkeit beim Reinigen entstanden.“ — Also wären Juden selber die Urheber.

Trotzdem reproducirt die Vossische Zeitung noch nach der jüdischen Neustettiner Zeitung. „Einen großen Theil der Verantwortlichkeit trägt die in Neustettin erscheinende „Norddeutsche Presse“, ein Hetzblatt der allerschlimmsten Sorte.“ Diese hatte vor einiger Zeit folgende Aussprüche Luther's citirt:

„Ich will meinen treuen Rath geben: Erstlich, daß man ihre Synagoge oder Schule mit Feuer anstecke und was nicht verbrennen will, mit Erden überhäufe und beschütte, daß kein Mensch ein Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich. Und solches soll man thun unserm Herrn und der Christenheit zu Ehren, damit Gott sehe, daß wir Christen seien und solch öffentliches Lügen, Fluchen und Lästern seines Sohnes und seiner Christen wissentlich nicht geduldet noch gewilligt haben. Denn was wir bisher aus Unwissenheit geduldet, wird uns Gott verzeihen, nun wir's aber wissen und sollten darüber frei für unsere Nasen den Juden ein solch Haus schützen und schirmen, darin sie Christum und uns belügen, lästern, fluchen, anspeien und schänden, das wäre ebensoviel, als thäten wir's selbst und viel ärger, wie man wohl weiß. Zum andern, daß man auch ihre Häuser zerbreche und zerstöre; denn sie treiben eben dasselbige drinnen, was sie in ihren Schulen treiben 2c.“

Die gesperrt gedruckten Worte läßt die „Vossische Zeitung“ wohlweislich fort.

„Leider betheiligt sich auch die Jugend an diesem widerwärtigen Treiben.“ Einige Gymnasiasten hatten ihre jüdischen Mitschüler mit hep hep geneckt. —

Außerdem folgt ein Artikel: „Herr v. Treitschke und die Neustettiner Synagoge“, worin diesem wieder die Schuld für obige Citate beigemessen wird. In seiner bekannten Broschüre hat Professor Treitschke auch erwähnt, daß das schönste und prächtigste Gotteshaus der deutschen Hauptstadt eine Synagoge und neben Anderem ein Zeugniß ihrer Macht in Deutschland sei. Dazu meint die „Vossische Zeitung“: Die „schöne Synagoge“ erregt eben seinen Neid. Er lenkt die Aufmerksamkeit seiner Katilinarier auf die jüdische „Macht“; seine Nachbeter stöbern in Luther's Schriften obige Citate gegen die Synagoge im Al-

gemeinen auf und bringen sie in der „Norddeutschen Presse" zum Abdruck. Wörtlich: „Ob und wieweit sie mitgewirkt haben, den baufälligen Kasten in Neustettin den Flammen zu überantworten, wird wohl die Untersuchung ergeben!" So über „Herrn von Treitschke und die Neustettiner Synagoge." Es ist zum Radschlagen.

„Jedenfalls haben wir nach obigen Citaten wohl das richtige getroffen, wenn wir den Synagogenbrand als ein antisemitisches Freudenfeuer bezeichneten, an dem man sich, wenn's keinen andern Zweck hatte, schmunzelnd die Hände wärmen konnte." Das soll jüdische Abwiegelung sein! —

„Herrn v. Treitschke aber wird der Synagogenbrand eine Lehre sein — —" Frechheit ohne Gleichen!

Nach dem grauenhaften Waihgeschrei und dem Heranzerren aller möglichen Personen und nach spaltenlangen Verdächtigungen nach oben und unten, bringen dieselben jüdischen Zeitungen mit der ruhigsten Miene von der Welt die Bekanntmachung des Staatsanwalts, daß zu einer vorsätzlichen Brandstiftung kein thatsächlicher Anhalt vorliege. Es ist wahrlich ein Scandal, daß man die redactionellen Subeleien der Judenblätter Tag für Tag mit ansehen muß. Dies Geschrei über den Brand einer alten Synagoge wäre nicht bei 100 christlichen Kirchen erhoben. Aber wir glauben, daß es in diesem Falle das böse Gewissen verräth, den Brand ausgeführt zu haben zu einer Zeit, die die Juden nicht günstiger benutzen konnten, um zu einer neuen Synagoge zu kommen, sich an den verhaßten Christen zu rächen und von ihrer liebenswürdigen Race reden zu machen.

Bei dem früheren Indicien-Beweise stellten die Juristen zuerst die Frage: „cui bonum?" Wem die That nützte, den traf zunächst der Verdacht. Wem nützte nun der Brand der baufälligen, zum dreifachen Werth versicherten Synagoge: den Neustettiner Antisemiten oder den Neustettiner Juden? Ist es nicht auffallend, daß die Judenzeitungen wußten, die Brandstiftung sei mittelst Petroleum geschehen? Woher kommt es, daß in Nordamerika keine Versicherunggesellschaft eine jüdische Versicherung annimmt?

Kleinere Aufsätze.

Der Gerichtsvollzieher.

Das bürgerliche Streitverfahren mit den gesammten Justizgesetzen verleugnet ebensowenig wie das Reichsstrafgesetzbuch die liberalsemitischen Eltern. Die Kinder bleiben Krüppel, soviel auch an ihnen herumgedoctert wird. In der Civilproceßordnung wird der Schuldner zu Gunsten des Gläubigers zurückgesetzt, obwohl Ersterer den besonderen Schutz des Gesetzes zu beanspruchen berechtigt wäre, weil er, der wirthschaftlich und moralisch Schwächere, von vornherein dem Gläubiger gegenüber im Nachtheil sich befindet. Diese Objectivität bewahrte sich der Herr Oberjustizrath Kurlbaum II. nicht, wenn er als Regierungscommissar in der Sitzung des Abgeordneten-Hauses vom 17. November vorigen Jahres aussprechen konnte: „Der Vorredner (v. Hammerstein) hat geklagt, daß die neue Prozeßordnung den Gläubiger zu sehr begünstige; von anderer Seite wird dagegen ausgesprochen, daß sie zu viel Rücksicht auf den Schuldner nehme, und wenn man in der Civilproceßordnung die Paragraphen liest, in welchen bestimmt ist, was dem Schuldner alles belassen werden muß, so kann man dem nur beitreten."

Der betreffende Paragraph (715) der Civilproceßordnung bestimmt, daß folgende Sachen der Pfändung nicht unterworfen sind: Kleidungsstücke, Betten, Haus- und Küchengeräth, insbesondere die Heiz- und Kochöfen, soweit diese Gegenstände für den Schuldner, seine Familie und sein Gesinde unentbehrlich sind. Ferner die für den Schuldner, seine Familie und sein Gesinde auf zwei Wochen erforderlichen Nahrungs- und Feuerungsmittel. Eine Milchkuh oder nach Wahl des Schuldners statt einer solchen zwei Ziegen oder zwei Schafe nebst dem zum Unterhalt und zur Streu für dieselben auf zwei Wochen erforderlichen Futter und Stroh, sofern die bezeichneten Thiere für die Ernährung des Schuldners, seiner Familie und seines Gesindes unentbehrlich sind. Bei Personen, welche Landwirthschaft betreiben, das zum Landwirthschaftsbetriebe unentbehrliche Geräth, Vieh und Feldinventarium, nebst dem nöthigen Dünger, sowie die landwirthschaftlichen Er-

zeugnisse, welche zur Fortsetzung der Wirthschaft bis zur nächsten Ernte unentbehrlich sind, u. s. f. Nachher wird bestimmt, daß Gehälter, Pensionen, Stiftsgelder u. s. f. bis zu 1500 Mark der Beschlagnahme nicht unterliegen. Wie ersichtlich, enthalten die Bestimmungen nicht vielmehr, als den Schuldner und seine Familie vor dem Verhungern, Erfrieren oder Betteln zu schützen erforderlich ist, weshalb die Anschauung des Herrn Regierungscommissars auffällig erscheint. Seltsam nehmen sich die Vorschriften aus, nur für zwei Wochen dem Schuldner Nahrungs- und Feuerungsmittel zu belassen. Nach Verlauf dieser Frist hat sich Vieh und Schuldner à la Doctor Tanner zu behelfen. Einem öffentlichen Fuhrwerksbesitzer oder Droschkenkutscher darf Pferd und Wagen gepfändet werden, obwohl diese Gegenstände das Handwerkszeug sind, mit dem er verdient, von dem er und die Familie lebt. Je schwieriger es sein wird, das zum Lebensunterhalte Nothwendige dem Schuldner zu entziehen, desto mehr wird das böswillige und leichtsinnige Creditgeben beschränkt. Wenn dem entgegnet wird, daß hiermit dem Creditbedürftigen jeder Ausweg auf Hilfe sich verschließt, so tritt das ohnedem ein, sobald eine Besorgniß für die Sicherheit des Darlehns sich regt. Bei dem modernen Kaufmann oder Krämer stehen freilich die Dinge anders, da dieselben nicht wie früher mit Baarmitteln, sondern mit Wechselcredit arbeiten. Indessen rechtfertigen die Rücksichten auf einen Stand nicht gesetzliche Bestimmungen, welche der ganzen übrigen Gesellschaft zuwider und schädlich sind. Jede Schuld entsteht durch den augenblicklichen Mangel an Zahlungsmitteln, sie bleibt bestehen, wenn dieser dauernd sich erhält. Somit verschiebt sich das Verhältniß vom Darleiher zum Nachtheil des Schuldners, besonders, wenn ersterer auf Befriedigung drängt. Die häufig unverschuldete Unmöglichkeit, die eingegangenen Verpflichtungen pünktlich zu erfüllen, führt bei Hartherzigkeit der Gläubiger und Strenge des Gesetzes meist zur wirthschaftlichen Vernichtung des Schuldners. Die Fälle des Leichtsinns und strafbaren Eigennutzes sind die Ausnahmen, können daher nicht Gesetze stützen, die Unglückliche noch unglücklicher machen. Das Gesetz zwingt nicht zum Creditgeben, den Schuldner aber vernichtet es. Das Verleihen aber hat zur Voraussetzung, ein „Geschäft" zu machen, ist deshalb dem Risico eines solchen unterworfen, das einen Verlust nicht ausschließt, — oder es ist eine Freundschaftsleistung. Hieraus folgt, dem Schuldner möglichste Schonung zu gewähren, nicht ihn aber wie ein Wild zu hetzen. Solcher Menschenfreundlichkeit entspricht nicht das Institut der Gerichtsvollzieher, sie machen das Amt zum Gewerbe. Sie nennen sich königliche Gerichtsvollzieher, tragen Uniformen, beziehen gleichsam wie bei einem Ehrenamte kein Gehalt, sondern stehen in dem Dienste der Parteien. Diese Zwitterstellung führt naturgemäß zu Unzuträglichkeiten der schlimmsten Art. Weshalb mit Recht der Abgeordnete von Hammerstein hervorhob: „Aber die Klagen richten sich nicht gegen die Kosten allein, sondern auch gegen das Institut der Gerichtsvollzieher im Allgemeinen; Die Gerichtsvoll-

zieher werden zu wenig controllirt und betreiben ihr Gewerbe zu selbstständig, deshalb werden die schneidigen, rücksichtslosen Gerichtsvollzieher, die immer etwas zu executiren finden, bevorzugt. Ich muß Verwahrung gegen ein solches rücksichtsloses Vorgehen einlegen."

Mit unverständlicher Schadenfreude berichteten viele Tagesblätter von einem Gerichtsvollzieher, der am Totalisator in Weißensee zwanzig Mark beschlagnahmte, die ein Wettender setzen wollte. Besteht der Fall wirklich, so wäre diese Thatsache lebhaft zu bedauern, denn es liegt eine nicht geringe Brutalität darin, Jemand auf diese Weise in den Augen des Publikums herabzusetzen, dem Gespötte preiszugeben. Ueberhaupt ist diesen Beamten eine zu große Befugniß und Verantwortlichkeit in die Hände gelegt, weil weder ihr geistiger Gesichtskreis noch ihre Bildung sie vor Ausschreitungen bewahren kann. Sie sollten daher an die peinlichsten und eingehendsten Instructionen bezüglich ihres Gewerbes gebunden sein. Selbst der Justizminister äußerte in erwähnter Kammersitzung: „Für der Reform fähig und vielleicht sogar bedürftig halte ich die Zustellungsgebühren der Gerichtsvollzieher, in deren Höhe ein Hauptgravamen der Bevölkerung besteht." Doch eine solche Reform reicht bei weitem nicht aus. So lange die Gerichtsvollzieher nicht besoldet werden, sondern auf Geschäftsantheil gesetzt bleiben, werden die Klagen nicht aufhören. Der Abgeordnete Klotz bemerkte in dieser Beziehung: „Die Höhe der Kosten, welche durch die Gerichtsvollzieher veranlaßt werden, liegen zum großen Theil daran, daß man das frühere Pauschalsystem verlassen habe und diese Beamten für jeden einzelnen Act ihrer Thätigkeit bezahle. Die Folge sei, daß Alles hervorgesucht würde, um die Rechnungen möglichst hoch anschwellen zu lassen. So sei ihm ein Fall bekannt, in welchem der Gerichtsvollzieher für die Abpfändung einer Karre 24 Mark liquidirt habe." In einem anderen Falle hatte ein Gerichtsvollzieher bei einem Versicherungsdirector eine größere Summe eingezogen. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm ein Hundertmarkschein der sächsischen Bank eingehändigt. In seiner Kostenrechnung liquidirte der Gerichtsvollzieher für Wechseln dieses Scheines 4 Mk. 50 Pf. Auf Beschwerde beim vollziehenden Richter wurde die Summe als thatsächlich zu hoch anerkannt und dem betreffenden Beamten aufgegeben, den unrechtmäßig erhobenen Betrag zurückzuerstatten. Andere Gerichtsvollzieher hatten bedeutende Taxen oder Aufbewahrungsgebühren für Ringe, Juwelen und Uhren beansprucht. Andere wieder hatten Fuhrlohn und Transportkosten berechnet, bevor überhaupt eine Pfändung eingetreten war. Erst eine Verfügung des Justizministeriums vom 9. October v. J. für die Berliner Gerichtsvollzieher beschränkte diese ungebührlichen Forderungen. Einem 1½ Meilen von dem Sitze des Amtsgerichts wohnenden Förster wurde eine Flinte gepfändet. Dieselbe sollte laut öffentlicher Bekanntmachung in der Försterei an den Meistbietenden verkauft werden. Der Erlös der Versteigerung ergab aber nicht einmal so-

viel, als die zweimaligen Reisekosten für die Landpartien des Gerichtsvollziehers betrugen. Der Förster war zwar die Flinte — indeß nicht seine Schuld los, der Einzige, welcher verdiente, blieb der Gerichtsvollzieher. Zu welchen Nachtheilen die Vielgeschäftigkeit rücksichtsloser, daher begehrter Gerichtsvollzieher führt, zeigen die rasch auf einander folgenden, oft wenig bekannten Zwangsversteigerungen werthvoller Gegenstände, die für Preise verschleudert werden, die in keinem Verhältniß zu ihrem Werthe stehen. Weder dem Gläubiger noch dem Schuldner gereicht das zum Vortheil, während die Trödler sich mästen. Das traurige Tagewerk des Gerichtsvollziehers beginnt im Sommer schon Morgens 4 Uhr und währt das ganze Jahr hindurch bis Abends 9 Uhr. Die Sonn- und Feiertage bleiben hiervon ausgenommen, es sei denn, daß ein richterlicher Befehl eine Ausnahme gestattet. Wünschenswerth erscheint es, diese Bestimmungen dahin zu ändern, daß die Gerichtsvollzieher im Winter wie Sommer nur bis Abends 6 Uhr, der gesetzlichen Zeit des allgemeinen Geschäftsschlusses, berechtigt sind, Pfändungen vorzunehmen. In den meisten Familien werden die kleineren Kinder schon nach 6 Uhr zu Bette gebracht. Der Frieden des Abends sollte daher nicht durch einen nie gern gesehenen Gast, nicht durch Herumstöbern in allen Ecken, mit Durchkramen aller Behältnisse nach Kostbarkeiten und Pfändungswerthem gestört werden.

„Wie plündernde Söldner bedrohn sie das Haus,
Und schrecken den Armen und pfänden ihn aus;
Es jammern die Kleinen, Entsetzen im Blick,
Doch der Uebermuth weist alle Bitten zurück."

heißt es in einem Gedichte der Pepysianischen Bibliothek von den Gerichtsbeamten unter Cromwell.

Die Gefahr besteht, bis die Gerichtsvollzieher ein festes Einkommen beziehen, und nicht Gläubiger oder Schuldner, je nach dem beiderseitigen Angebot, mehr oder weniger Rücksicht erfahren. Ob dergleichen vorkam, sei dahingestellt, jedenfalls schließt der menschliche Character derartige strafbare Ungehörigkeiten nicht aus. Die Einnahmen dieser Beamten stehen nicht in richtiger Proportion zu den untergeordneten Leistungen und zu den übrigen Staatsbeamten gleicher Bildungsstufe und in ähnlicher gesellschaftlicher Stellung. Wie groß der Geschäftsverdienst der Berliner Gerichtsvollzieher sich beläuft, erweist sich aus einem Falle, den kürzlich Zeitungen unwiderrufen berichteten, wo ein Gerichtsvollzieher unter Bauernfänger gerathen, an 900 Mark im Spiel verlor. Aus der Provinz Hessen wurde jüngst berichtet, wie ein Gerichtsvollzieher auf einem einzigen Umgange 240 Mark verdiente, denn er hatte bei jedem einzelnen Falle die ganzen Reisekosten zu berechnen sich nicht gescheut. Die Folge solcher ungebührlichen hohen Einnahmen zeigte sich in Ueberhebung, die so weit sich verlor, sich den Officieren ähnliche Achselstücke zuzulegen, was freilich bald verboten wurde. Die Gerichtsvollzieher sind die Nachrichter

im Civilproceß wie es die Henker sind im Strafproceß. Früher galten Scharfrichter, Schinder und Juden als unehrlich und Jedermann hütete sich, mit ihnen in Berührung zu gelangen. Da einstmal des deutschen Kaisers Tochter aus Unkenntniß auf einem Maskenball mit dem Henker getanzt hatte, erachtete der Vater, um den Schimpf von seinem Kinde zu nehmen, es für nöthig, — den Tänzer unter dem Namen „Schelm von Bergen" zum Ritter zu schlagen. Die Anschauungen der Menschen änderten sich mit der Zeit, denn als kürzlich die Henkerstelle in Baiern von neuem besetzt werden sollte, meldeten sich hierfür über 200 Bewerber aus allen nur möglichen Gesellschaftssphären. Ein gleich großer Andrang fand zu den Gerichtsvollzieher-Stellungen statt, die in wenigen Jahren den Erwerb eines Vermögens versprachen.

Vom Regierungstische aus wurden die neuen Justizgesetze als „ein Sprung ins Dunkle", vom Abgeordneten von Cuny als ein „Experiment" bezeichnet. Wenn auch die Ungeschminktheit in diesen Aussprüchen anzuerkennen ist, darf nicht vergessen werden, wie Chemie und Physik, aber nicht die Rechtspflege Experimente vertragen können. Der Sprung ins Dunkle war nicht nöthig, man konnte getrost die Dämmerung nach der Nacht des Liberalismus abwarten. Die Weitläuftigkeit der Zustellung gerichtlicher Schriftsätze durch den Richter an den Gerichtsschreiber, durch diesen an den Gerichtsvollzieher, von dem wiederum an die Post, erinnert durch seine ergötzliche Mannigfaltigkeit lebhaft an den Jockel, der den Haber schneiden sollte. Je einfacher eine Maschine construirt ist, desto besser und sicherer arbeitet sie, das Gleiche gilt von jeder Verwaltung. Nichts erscheint daher mehr der Umgestaltung bedürftig als das Institut der Gerichtsvollzieher. Dieselben sind auf festes Gehalt zu setzen, die Zustellung der gerichtlichen Schriftsätze ist zu vereinfachen, die Pfändungszeit bis Abends 6 Uhr zu beschränken. Den Gerichtsvollziehern ist endlich durch die strengsten Instructionen jedwede Rücksicht, Sorgfalt und Schonung bei Ausübung ihrer amtlichen Wirksamkeit zur besonderen Pflicht zu machen. Diese Forderungen müssen im Interesse der Armen, im Interesse der Menschenfreundlichkeit gestellt werden.

Literarisches.

Franz Delitzsch und die Judenfrage, antwortlich beleuchtet von Professor Dr. Aug. Rohling, Prag 1881. Joh. B. Reinitzer & Co. 154 S.

Die höchst interessante Schrift trägt das Motto: „Cretenses semper mendaces, malae bestiae. Tit. 1.", welches in der That die verkommenen Deutschen, welche jetzt als Miethstruppen Israels gegen ihre eigenen Landsleute fechten, sowohl wegen ihrer Fechtart als auch wegen des bei sonst verständigen Leuten als unzweifelhaft vorauszusetzenden besseren Wissens reichlich verdienen. Aber dem Herrn Professor Delitzsch kommt ein mildernder Umstand zu Gute, den der Verfasser erst auf der letzten Seite ganz beiläufig erwähnt, während er doch schwer in das Gewicht fällt. Delitzsch ist nämlich jüdischer Abstammung und das entschuldigt Vieles. Ihn trifft nicht die volle Schmach der Verräther an ihrem eigenen Volke und wenn er auch dem Vorwurf der Lügenhaftigkeit wegen seiner Verkleidung als lutherischer Theologe nicht entgehen kann, so wissen wir doch von Disraeli: „Die Race ist Alles" und da ihm diese Jeder an der Nase ansieht, so täuscht er mit seiner Verkleidung nur den, der sich täuschen lassen will. Es ist nicht anders, als ob man Paulus Cassel für einen deutschen Prediger halten wollte. Und nicht allein durch die Nase verräth er sich, sondern auch durch die Waffen, mit welchen er in den Kampf tritt. Er leitet den Namen Rohling von „roh" ab, um den Talmudjuden des Verfassers zu widerlegen und diese Art, mit persönlichem Schmutz zu werfen, statt bei der Sache zu bleiben, läßt wohl für Niemand den ächten Juden zweifelhaft.

Daß ein Buch von Rohling vieles Lehrreiche bringe und daß jeder gebildete Leser seine Rechnung dabei finden werde, braucht kaum gesagt zu werden. Zwar darf er als katholischer Theologe den Zusammenhang und das sich gegenseitig bedingende Verhältniß von Religion und Race nicht so hervorheben, als wir dies zur Lösung der schwebenden Frage für nöthig halten, aber dafür entschädigt er durch den Reichthum an Material, welchen er bringt und durch die geistreiche und von seinem Standpunkt aus streng logische Behandlung desselben.

Delitzsch hat an dem „Talmudjuden" des Verfassers gerügt, daß er Judenmord predige und also die christliche Liebe verläugne und daß er aus dem Talmud nur die verwerflichen Vorschriften anführe, nicht aber die guten. Der Verfasser erwidert auf den ersten Punkt mit der Antwort des Cardinal Greuter auf eine salbungsvolle Rede des protestantischen Pastors Haase im

Parlament zu Wien über die christliche Liebe zur Vertheidigung des Judenthums:

„Damit will Herr Haase doch nicht etwa beweisen, daß diese Grundsätze der Liebe blos für das ausgepreßte Volk Geltung haben sollen, nicht aber für seine Ausplünderer? . . .“

„Auch eine einseitige Berufung auf die heilige Schrift kann nicht helfen. Ja, im Gegentheil, denn dort liest man, daß der erste Exodus des Wuchervolkes nicht blos unter den Augen des Weltheilandes erfolgte, sondern daß er dieses Wuchervolk, mit der Geißel in der Hand, die er sich aus Stricken gewunden, aus dem Tempel trieb und ihre Wechslerbanken auf den Boden warf. Es waren nicht Worte sentimentaler Liebe, die er dabei sprach; er trieb sie aus, weil sie aus dem Tempel eine „Räuberhöhle“ machten. Und warum nennt der protestantische Pastor blos diese Bewegung eine Schmach für Berlin und den Protestantismus? Gelten die Grundsätze der Liebe nicht auch jenen Hunderten von katholischen Priestern, die als Opfer ihrer Ueberzeugung in der Fremde das Brod der Verbannung essen? Warum klagt er denn nicht, daß man jene, die ihre Jugend, ihr Leben Tag und Nacht der christlichen Liebe am Krankenbette widmen, aus dem Lande treibt? Warum klagt er nicht, daß man selbst katholischen Jungfrauen, diesen Opfern werkthätiger Liebe, verbietet, nicht etwa das Ihrige, sondern *sich selbst* für Andere in der Schule und im Spitale zum Opfer zu bringen. Der Türke küßt voll dankbarer Ehrfurcht der barmherzigen Schwester die Hand, die Haase'sche „Liebe“ vertreibt sie aus den Krankensälen in die Fremde.“

Wir müssen die Beantwortung dieser Fragen denen überlassen, welche die Unterwerfung der Deutschen unter die Juden für ebenso verdienstlich halten, als den „Culturkampf“ gegen das Christenthum und die sich kein Gewissen daraus machen, dem sterbenden Katholiken das Sacrament vorzuenthalten.

Verfasser vertheidigt dann Friedrich den Großen gegen die Verleumdung, gegen die Juden blind gewesen zu sein und zählt die harten Beschränkungen auf, mit welchen er sich ihrer — wiewohl vergeblich — zu erwehren suchte. Nur *ein* Kind der „Schutzjuden“ durfte heirathen, gegen Zahlung von 200 Thalern. Die preußischen Schutzjuden mußten 1763 für die Erlaubniß, auch ein zweites Kind verheirathen zu dürfen, 70,000 Thaler zahlen und außerdem je für 300 Thaler Porzellan aus der Königlichen Fabrik nehmen, welches sie nicht aussuchen durften und fortan nach dem Auslande verkaufen mußten.

„Sündigten die Altvorderen durch Härte, so haben wir durch weibische Ohnmacht, durch principienlose Sentimentalität, durch leichtfertige Schwäche gesündigt.“

„Deshalb treten wir vor die Fürsten und sagen wie Moses zu Pharao: „Gebet los unser Volk!“ und zeigen die Stricke, mit welchen wir gebunden werden, das heißt, die Grundsätze des Talmudismus, derentwegen die Juden

durch Ausnahmegesetze von uns, wie Renan sagt, abgesondert werden müssen, damit wir nicht selbst zu Grunde gehen!" Auch die Mosaische Gesetzgebung sei eine Ausnahme-Gesetzgebung gewesen gegen die Heiden zum Schutze der Juden.

Der Verfasser zeigt dann, daß im Judenthum eine viel weitergehende priesterliche Unfehlbarkeit herrsche als in der römischen Kirche, wo dieselbe aus göttlicher Hand selbst an Petrus verliehen und von diesem auf seine Nachfolger übertragen worden sei. Anfänglich habe sich der jüdische Hohepriester allein eine solche Unfehlbarkeit angemaßt, dann aber wurde dieselbe auf die „Sophrim" (Schriftgelehrte) ausgedehnt und zu diesen alle Ausleger der Bibel und des Gesetzes gerechnet, so daß jeder Ausspruch des Rabbi als unfehlbar betrachtet werden muß, mag er noch so sehr anderen Aussprüchen desselben oder anderer Rabbis widersprechen. Es kommt daher gar nicht darauf an, ob der Talmud auch gute Lehren neben seinen Scheußlichkeiten enthalte, und der Jude hat ganz nach seinem Geschmack zu wählen, ohne sich eine Schuld aufzuladen: er ist so heilig, wenn er betrügt, als wenn er es unterläßt, und läuft im letzteren Falle nur Gefahr, von seinen Angehörigen für dumm gehalten zu werden. Nach dem Rabbinismus ist Alles Gottes Wort, was die Rabbi sagen, möge es auch die gröbsten Widersprüche enthalten, und die Rabbi sind überhaupt so klug (Menachem Fol. 129c), daß Gott der Herr sogar sie befragen läßt, wenn im Himmel eine schwere Frage über das Gesetz vorkommt. Tout comme chez nous! Der Talmud steht höher als die Bibel und nach ihm (Sanh. 58b) schlägt man in dem Kinnbacken eines Israeliten den Kinnbacken der göttlichen Majestät. Daraufhin würden wir es zwar riskiren, wenn aber (Chullin 91a) behauptet wird, die Juden seien Gott angenehmer als die Engel, so müssen wir unsere bisherigen Vorstellungen von Engeln wesentlich modificiren.

„Unwahr ist auch, wenn Delitzsch 1. 52 behauptet, er habe dort das „Hauptsächlichste" genannt, was der Talmud an Schmähungen gegen Jesus bietet. Kennt er nicht Sabb. 105, wonach man Jesus, „den gottlosen Israeliten", in Menschenkoth siedet?! Ich führe dies an, weil viele liberale Christen meinen, der Rabbinismus werde sich bis zur „vollen Gemeinheit" wohl kaum degradirt haben. Und ist unsere Judenpresse gegenüber den christlichen Lehren nicht nach Sabb. 105 geregelt? Ist sie nicht die förmliche Kloake, ausgegossen auf unser Heiligstes?"

Und von einer Gesinnung, die solchen Ausdruck findet, will man eine bessere praktische Sittlichkeit erwarten, als ihre Religionsbücher vorschreiben in den Sätzen: „Du sollst den Goi tödten, du sollst ihn bewuchern, ihn betrügen, ihm nicht helfen, Verlorenes nicht wiedergeben? „Gott selbst hat großes Unrecht mit einem Eid bekräftigt und so den Eid gemißbraucht (Sanh. 110b) und ist nach dem Talmud die Ursache unserer Sünden: Gott zwang durch ein Verhängniß zur Sünde" (Kerach 32a, 61a, Aboda Zara 2, 4b,

Schab. 88, 55b, 56a) — so daß der Jude selbst durch Sünde nie eine Schuld auf sich laden kann.

„So ist im Talmud (Baba K. 113a) von dem Falle die Rede, daß ein Jude mit dem Nichtjuden einen Prozeß hat und die Anweisung geht dahin, daß der jüdische Richter — in einem Lande, wo die Juden regieren — seinen Bruder, den Juden, gewinnen läßt und dem Anderen erklärt: so will es unser Gesetz. Wenn aber die Gesetze — des Landes der Nichtjuden — den Juden günstig sind, so lässest du deinen Bruder wieder gewinnen und sagst dem Fremden: so will es euer eigenes Gesetz. Wenn keiner von diesen Fällen zutrifft — daß die Juden Herren im Lande sind oder das Gesetz für sich haben — so muß man den Fremden durch Ränke plagen, bis der Gewinn des Juden da ist (wörtlich: wenn nicht zutrifft, daß man durch das Gesetz Recht haben kann, so kommt man über den Goi mit Ränken). Nach Akiba fügte aber Ismael, wie ich schon früher sagte, den Rath bei: man müsse sorgen, nicht entdeckt zu werden, sich hüten vor Entehrung des göttlichen Namens: i. e. vor der Blamage Israels. Ob es da glaubhaft ist, daß man bei Gericht auf jüdische Aussagen und Eide viel geben kann?"

Wie denkt Excellenz Friedberg darüber?

Wir empfehlen das lehrreiche und reichhaltige Buch, über welches wir im Vorstehenden nur ein paar dürftige Andeutungen geben konnten.

Die antisemitische Bewegung hat bis jetzt in Broschüren, Zeitungen, in Bild und Wort ihren Ausdruck gefunden; in neuester Zeit ist sie auch in der Poesie ausgesprochen worden und zwar, wie wir gleich hinzufügen wollen, in gelungener Weise. „Zu Schutz und Trutz, Zeitgedichte von Kühn" (aus dem Verlage von Oscar Lorentz in Berlin) ist der Titel eines soeben erschienenen, sauber ausgestatteten Büchelchens, in welchem der Dichter die große Bewegung unserer Tage in begeisterten Aufrufen, in tiefergreifenden Stimmungsbildern, wie in satirischen Epigrammen skizzirt. Letztere richten sich gegen die sogenannten jüdischen „Berühmtheiten", berühmt in den Spalten der Tagesblätter, auf dem Papiere, sonst nicht. Es war wirklich an der Zeit, diese „großen Männer" einmal so zu beleuchten.

Wie es gemacht wird, jeden kleinen in Literatur pfuschenden polnischen Juden berühmt zu machen, zeigt besonders das Epigramm „Deutsche Presse":

„Unsterblichkeits-Assecuranz
Auf Gegenseitigkeit
Reicht einem Jeden sie den Kranz,
Der ist „von uns're Lait"." —

Wir empfehlen das Werkchen allen Freunden der nationalen Sache auf's Wärmste.

Redaction und Verlag: Otto Hentze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Schriften zur Judenfrage!

In **Otto Hentze's** Verlag, **Berlin** NO., 15 Friedenstraße, sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Austriacus, Oesterreich ein Juwel in jüdischer Fassung. Judenherrschaft und Judenwirthschaft in Oesterreich-Ungarn. 3. Aufl. 3 Bog. 8. Preis broch. 75 Pf.

Der Juden Antheil am Verbrechen. Auf Grund der amtlichen Statistik der Thätigkeit der Schwurgerichte in Preußen für die Jahre 1870—78. 4. Aufl. Preis eleg. broch. 60 Pf.

Die Juden in der Musik. Preis eleg. broch. 50 Pf.

Lázár, Prof. Dr. Jul., Das Judenthum in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Mit besonderem Hinblick auf Ungarn. 2. Aufl. 8 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 2 Mk.

Marr, Wilh., Der Weg zum Siege des Germanenthums über das Judenthum. 4. Aufl. 3. Bog. gr. 8. Preis broch. 90 Pf.

Th. Mommsen und sein Wort über unser Judenthum. Preis broch. 20 Pf.

Naudh, H., (Verf. v. „Die Juden und der deutsche Staat." 10 Aufl.) Israel im Heere. Preis eleg. broch. 50 Pf.

— Minister Maybach und der „**Giftbaum.**" 3. Aufl. $2^1/_4$ Bog. 8. Preis eleg. broch. 50 Pf.

— Professoren über Israel. Preis eleg. broch. 50 Pf.

Neu-Palästina oder **Das verjudete Deutschland.** Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sogenannten „**deutschen**" Reiche. Von einem Konservativen. 2. Aufl. 3 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 90 Pf.

Die Deutsche Wacht. Monatsschrift für nationale Entwickelung. Jahrgang I. (1880) complett in 3 Bdn. eleg. broch. 12 Mk., **herabgesetzter Preis 6 Mk.**

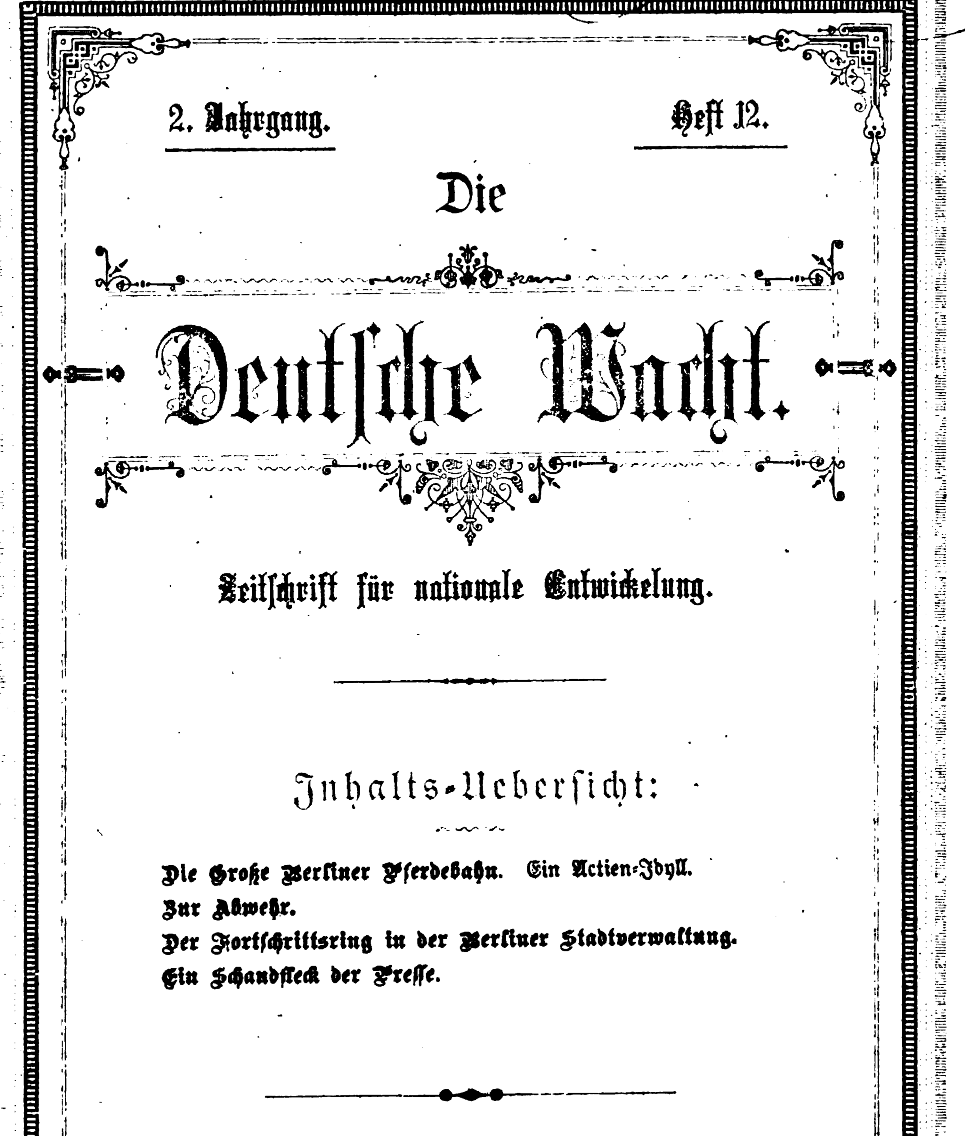
Die „Wacht" ist das erste Organ gewesen, das zum ausschließlichen Zwecke der Bekämpfung des „modernen" Judenthums begründet worden ist. Im nun vollendeten I. Jahrgang spiegelt sich die antisemitische Bewegung des verflossenen Jahres nach allen Seiten hin wieder und ist derselbe zur Orientirung in der Judenfrage geradezu unentbehrlich. Um die Anschaffung zu erleichtern, hat die Verlagshandlung den Preis — bis auf Widerruf — um die Hälfte ermäßigt.

— Dieselbe. Jahrgang II., Heft 1 und ff. Preis pro Quartal (6 Hefte) 3 Mk. Einzelpreis pro Heft 60 Pf.

Man abonnirt bei den Postanstalten, bei allen Buchhandlungen und bei der Verlagshandlung.

v. Wedell, R. A. C., Vorurtheil oder Berechtigter Haß? Eine vorurtheilslose Besprechung der Judenfrage. 3 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 90 Pf.

Max Babing, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.



2. Jahrgang. Heft 12.

Die Deutsche Wacht.

Zeitschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Die Große Berliner Pferdebahn. Ein Actien-Idyll.
Zur Abwehr.
Der Fortschrittsring in der Berliner Stadtverwaltung.
Ein Schandfleck der Presse.

Berlin NO., 1881.
Otto Hentze's Verlag.
Friedenstraße 15.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Die Deutsche Wacht.

15. März 1881.

Die Große Berliner Pferdebahn.

Ein Actien-Idyll.

Die Große Berliner Pferde-Eisenbahn-Actien-Gesellschaft erfreut sich bei Hoch und Niedrig des allgemeinen Interesses; Jeder, welcher die näheren Verhältnisse nicht kennt, glaubt, daß die Gesellschaft in ihren Grundvesten durchaus solide sei, und dennoch leidet sie an einem großen inneren Krebsschaden. Die Verwaltung der Gesellschaft hat vom Jahre 1873 an bis 1879 noch nie eine dem Gesetz entsprechende Bilanz aufgestellt und in Folge dessen alljährlich eine höhere Dividende vertheilt, als es ihr bei gewissenhafter Würdigung der Activa und Passiva, wie es der Paragraph 38 ihres Statuts vorschreibt, möglich gewesen wäre.

Der Artikel 217 des Actien-Gesetzes vom 11. Juni 1870 verordnet, daß nur Dasjenige unter die Actionaire vertheilt werden darf, was sich nach der jährlichen Bilanz als reiner Ueberschuß über die volle Einlage ergiebt; selbstredend muß also der „reine Ueberschuß" richtig berechnet und durch verschleierte Bilanzen nicht höher geschraubt sein, als er in Wirklichkeit sein kann und ist.

Ferner lautet der Art. 249 Absch. 3 des Actien-Gesetzes vom 11. Juni 1870:

> „Die Mitglieder des Aufsichtsrathes und des Vorstandes werden mit Gefängniß bis zu 3 Monat bestraft, wenn sie in ihren Darstellungen, in ihren Uebersichten über den Vermögensstand

der Gesellschaft oder in den in der General-Versammlung gehaltenen Vorträgen wissentlich den Stand der Verhältnisse der Gesellschaft unwahr darstellen oder verschleiern."

Nach Professor Dr. W. Endemann, Seite 22, Absch. aa, Gesetz, betreffend die Commanditgesellschaften auf Actien und die Actien-Gesellschaften, ist durch vorstehenden Paragraphen vollends klargestellt, daß die vorliegende Strafposition sich nicht blos auf unwahre Darstellungen oder Verschleierung des Vermögensstandes, sondern mit den Worten „Stand der Verhältnisse der Gesellschaft" auch auf die Verschweigung von Dingen, die nicht zu offenbaren, sehr im Interesse der Gesellschaft liegen, bezieht, wenn durch Unterlassung der Angaben Täuschungen hervorgerufen werden können.

Ausweislich des von der Verwaltung für das Geschäftsjahr 1873 ertheilten Geschäftsberichtes und Bilanz hat die Verwaltung einen Gewinn-Ueberschuß von 2583 Thlr. 14 Sgr. 6 Pf. zur Verfügung der General-Versammlung gestellt. Wie jedoch aus dem Gewinn- und Verlust-Conto des Jahres 1873 ersichtlich ist, wurde von dem Conto „Bau des Gesammtbahnkörpers" nur die unzureichende Summe von 868 Thlr. 6 Sgr. 3 Pf. abgeschrieben, welche durchaus zu gering gehalten ist und einer richtigen Amortisation nicht entspricht. Nach der Concession der Gesellschaft ist diese verpflichtet, das ganze Bahnnetz der Stadt Berlin unentgeltlich in gutem, betriebsfähigem Zustande abzutreten. Die Dauer der Concession war bis 1880 verschieden, für einige Strecken war sie auf 30 Jahre, für andere auf 20 und 10 Jahre gegeben, namentlich fiel die kürzeste Dauer auf die verkehrsreichsten Linien im Innern der Stadt. — Es soll angenommen werden, daß die Concessionen durchweg auf 30 Jahre ertheilt wären, so würde zur Amortisirung für diese Zeit bei Zins auf Zins circa $1^3/_4$ % erforderlich sein; da aber der weitaus größere Theil der Strecken auf eine viel geringere Zeit als 30 Jahre zu amortisiren war, so ist der Durchschnitts-Abschreibungs-Procentsatz von rund 3% gar nicht zu hoch gegriffen. Außer diesem hatte aber die Verwaltung auch noch in Erwägung zu ziehen, daß in einem Zeitraum von 30 Jahren das ganze Bahnnetz mindestens dreimal gänzlich zu erneuern ist, erfahrungsmäßig halten die Unterbauten, Schwellen und Schienen noch gar nicht einmal 10 Jahre aus, namentlich in den viel befahrenen Straßen, es würde also eine Abschreibung von 10% gerechtfertigt erscheinen; um jedoch nicht zu hoch zu greifen und in Anbetracht, daß das alte Material auch noch einen geringen Werth repräsentirt, so sollen nur 8% angenommen werden. Es wären also zusammen für Amortisation und Er-

neuerung der Bahngeleise 11% abzuschreiben; den nachstehenden Berechnungen soll aber nur der runde Procentsatz von 10% zu Grunde gelegt werden, welcher unter allen Umständen von der Verwaltung hätte in Ansatz gebracht werden müssen, wenn sie dem Gesetz entsprechend ihre Bilanzen aufgestellt hätte. Wenn nun auch im Jahre 1880 der Gesellschaft von den Behörden die verschiedenen Concessionen in eine einzige verschmolzen und diese auf neue 30 Jahre gegeben ist, so konnte dies die Gesellschaft in den Jahren 1873 bis 1879 noch nicht wissen, und dieser Umstand ändert daher durchaus nichts an den Thatsachen, daß die Verwaltung von 1873 bis 1879 unrichtige Bilanzen aufgestellt hat. Hätte die Verwaltung für die ganze Zeit gewissenhafte Bilanzen aufgestellt, so hätte sie eine bedeutende Summe ihren Actionären erhalten und es wäre kaum nöthig gewesen, die jetzt 1881 neu aufgenommene zweite Prioritäts-Obligationsschuld von 5 Millionen Mark zu machen. In den Bilanzen repräsentirt das Conto „Bau des Gesammtbahnkörpers" als Activum stets den größten Betrag und eine Abschreibung von 10% von diesen hohen Beträgen macht immer sehr bedeutende Summen aus, durch deren Weglassung es der Direction eben möglich wurde, fortwährend großen Reingewinn heraus zu rechnen. Für das Jahr 1873 hätte sich bei richtiger Abschreibung nicht ein Gewinn von 2583 Thlr. 14 Sgr. 6 Pf., sondern ein Verlust von 10,360 Thlr. herausgestellt. — Die Linie nach dem Gesundbrunnen war 1/2 Jahr im Betrieb und kostete nach der Bilanz 258,876 Thlr. 7 Sgr. 4 Pf., hiervon mußten also 5% abgeschrieben werden, und dies macht 12,943 Thlr. 15 Sgr. — die Verwaltung hat aber nur den kleinen Betrag von 868 Thlr. 6 Sgr. 3 Pf. abgeschrieben. In den solcher Gestalt entstandenen Reingewinn hat sich nun Aufsichtsrath und Direction laut Beschluß der General-Versammlung gemüthlich getheilt, als *erste* Belohnung für diese gewissenhafte Verwaltung. Außerdem hat die Direction in dem Bericht resp. in der Bilanz pro 1873 noch *sehr wichtige* Thatsachen verschwiegen. — Sie giebt an, daß der Bau der Linie Rosenthaler Thor—Gesundbrunnen einen Kosten-Aufwand von 258,876 Thlr. 7 Sgr. 4 Pf. verursacht habe, und setzt hiermit die Actionaire in den Irrthum, daß das Bau-Conto dieser Linie abgeschlossen sei, da die Linie im Betrieb war. Es ist hierbei aber verschwiegen worden, daß ein sehr großer Theil von Vorgärten-Terrain in der Brunnen- und Badstraße nachträglich noch zu erwerben und zu bezahlen waren. Es schwebten damals noch die Expropriations-Processe wegen dieser Vorgärten-Terrains und sogar bis zu 1880 waren noch *nicht* sämmtliche Processe beseitigt und die Terrains erworben. Es wäre daher durchaus in der

Ordnung gewesen, wenn die Verwaltung in der Bilanz pro 1873 eine dem ungefähren Werth der noch zu erwerbenden Terrains entsprechende Summe von mindestens 80,000 Thlr. unter die Passiva als Reserve gebracht, nicht angegriffen und anderweitig verbaut hätte. Das Bau-Conto der Linie Rosenthaler Thor—Gesundbrunnen ist bis **heute** noch nicht als abgeschlossen zu betrachten und alle noch auf dieses Conto entfallende Belastungen müssen aus der neuen Prioritäten-Schuld gedeckt werden. In dem Verschweigen dieser Thatsachen hat nun die Direction alljährlich die größte Beharrlichkeit bewiesen, denn in keinem der nachfolgenden Jahre ist mit einem Wörtchen Erwähnung geschehen, sogar in der letzten Bilanz pro 1879 ist nicht gesagt, daß immer noch einige Terrains zu erwerben sind.

Ausweislich des Geschäftsberichtes pro 1874 und der darin enthaltenen Bilanz hat die Direction angeblich einen Reingewinn von 107,443 Thlr. 11 Sgr. 1 Pf. erzielt und darnach eine Dividende von $4\frac{3}{4}$ % an die Actionaire vertheilt. Während auf den größten Theil der der Abnutzung unterliegenden Activa nur die geringstens zulässigen Abschreibungen gemacht sind, haben auf Conto „Bau des Bahnkörpers" **gar keine** Abschreibungen stattgefunden. Es mußten für 1874 außer den vorgenommenen Abschreibungen noch fernerweit abgeschrieben werden:

1. Conto Bau Rosenthaler Thor—Gesundbrunnen von Thlr. 388,146. 8. 6. 10 % pr. 1 Jahr .	Thlr. 38,814. 18.
2. Conto Bau Schönhauser Thor—Pankow von Thlr. 163,433. 2. 3. pr. $^1/_2$ Jahr 5 % . .	
3. Conto Bau Potsdamer Thor—Hallesches Thor von Thlr. 102,793. 19. 10. pr. $^1/_2$ Jahr 5 %	
also zusammen von Thlr. 266,226. 22. 1. 5 % .	„ 13,311. 9.
In Summa also	Thlr. 52,125. 27.

Ferner mußten noch abgeschrieben werden:

4. vom Conto Bahnhofs-Gebäude Gesundbrunnen von Thlr. 128,384. 24. 8. 1 % pr. anno .	Thlr. 1,283. 25.
5. vom Conto Bau des Depots Königgrätzerstraße von Thlr. 11,604. 14. 2. 25 %	„ 2,901. 3. 6
6. vom Conto Bau des Depots Pankow von Thlr. 18,503. 1. 4. pr. 1 Jahr 8 %	„ 1,480. 7. 6
In Summa also	Thlr. 57,791. 3.

Die Abschreibungs-Procentsätze von 25 % für Depot Königgrätzerstraße und 8 % für Depot Pankow rechtfertigen sich aus dem Umstande,

daß diese Bauten auf nur gepachtetem Grund und Boden aufgeführt sind — Königgrätzerstraße 2 Jahre, Pankow 12 Jahre. Nach Ablauf der Pachtzeit müssen sämmtliche aufgeführte Bauten abgerissen und daher die Kosten-Summen auch abgeschrieben sein. Die angenommenen Procentsätze sind also noch sehr gering gehalten. — Der Reingewinn vom Jahre 1874 kann also nicht 107,443 Thlr. 11 Sgr. 1 Pf., sondern nur 49,652 Thlr. 8 Sgr. 1 Pf. betragen und die dem Reservefond zufallenden 5 % nicht 5372 Thlr. 4 Sgr., sondern nur 2482 Thlr. 18 Sgr. Dieser Summe hinzugerechnet 7000 Thlr. für bezahlte Tantième, bleiben vom Reingewinn de 49,652 Thlr. 8 Sgr. 1 Pf. nur noch 40,169 Thlr. 20 Sgr. 1 Pf. zur Vertheilung einer Dividende übrig, was auf 2,000,000 Thlr. Actien-Capital 2 % ergiebt und 169 Thlr. 20 Sgr. 1 Pf. Vortrag für 1875. Ebenso ist der Reservefond nicht richtig dotirt.

Für 1875 hat die Direction angeblich einen Reingewinn von 676,733 Mk. 14 Pf. erzielt und in Folge dessen eine Dividende von $6^1/_4$ % vertheilt. Die Direction hat in diesem Jahre auf Conto Bahnkörper 50,000 Mark abgeschrieben, während die richtige Abschreibung hierauf 293,791 Mk. 20 Pf. laut folgender Berechnung hätte betragen müssen:

Rosenth. Thor—Gesundbrunnen von	Mk.	1,051,360. 38	
Schönhauser Thor—Pankow	„ „	466,306. 40	
pr. 1 Jahr 10% von zusammen	Mk.	1,517,666. 78	Mk. 151,766. 60
Ringbahn, nördlicher Theil, von	Mk.	607,543. 47	
do. südlicher Theil,	„ „	647,929. 38	
Linie Charlottenburg	„ „	1,166,111. 54	
Hallesches Thor—Tempelhof	„ „	418,901. 99	
pr. 1/2 Jahr 5% von zusammen	Mk.	2,840,486. 38	„ 142,024. 60
		zusammen	Mk. 293,791. 20
Die Direction hat abgeschrieben			„ 50,000. —
		mithin zu wenig	Mk. 243,791. 20
ferner müßten für 1875 noch weiter abgeschrieben werden: vom Conto Bahnhofs-Gebäude Pankow von 57,427 Mk. 74 Pf. die noch fehlenden 7 % (1% hat die Direction doch für nöthig gehalten abzuschreiben) pr. anno mit			„ 4,019. 94
es sind also pro 1875 überhaupt			Mk. 247,811. 14

zu wenig abgeschrieben, wobei noch vorbehalten bleibt, daß von Rechtswegen noch weitere Abschreibungen pro rata temporis auf bereits in

1875 im Betriebe befindlich gewesenen Linien hätten vorgenommen werden müssen, welche bei vorstehender Berechnung weggelassen sind.

Um die Summe von 247,811 Mk. 14 Pf. wird wiederum der Reingewinn kleiner, so daß derselbe nicht 676,733 Mk. 14 Pf., sondern nur 428,922 Mk. beträgt. Die hiervon auf den Reservefond entfallenden 5 % betragen demnach nicht 33,825 Mk. 97 Pf., sondern nur 21,466 Mk. 10 Pf.; unter Hinzurechnung von 79,460 Mk. 64 Pf. für vertheilte Tantième, verbleiben zur Vertheilung einer Dividende nur übrig 328,015 Mk. 26 Pf. oder auf 9,000,000 Mk. Actien-Capital 3½ % und einen Vortrag von 13,015 Mk. 26 Pf. pro 1876, event. noch einen Bruchtheil an Dividende. Ebenfalls ist auch der Reservefond wieder falsch dotirt. In diesem Jahre sind auch noch auf andere der Abnutzung unterliegende Activas zu geringe Abschreibungen vorgenommen, namentlich kommen Pferde sehr stark in Betracht, bei welchen die Abschreibungen der Abnutzung durchaus nicht entsprechen, denn nach Aussage vieler Sachverständigen, selbst einiger der betreffenden Beamten, haben die Pferde nie den Durchschnittswerth gehabt, mit welchem sie am Schlusse eines jeden Jahres zu Buche stehen, auch sind die jährlichen Abschreibungen immer nur von dem Saldobetrage des Vorjahres und nicht von den ersten Anschaffungspreisen vorgenommen, wodurch also eine für 5 oder 6 Jahre bezweckte Amortisirung keineswegs erreicht wird.

Wenn die Direction behauptet, daß die Pferde nach 5jähriger Dienstzeit beim Verkauf derselben immer noch den Buchwerth ergeben, so ist dies ganz im Widerspruch mit den bereits gemachten Erfahrungen beim Auctions-Verkauf. Es sind nämlich alljährlich nach dem 1. Januar eine größere Anzahl Pferde in öffentlichen Auctionen verkauft und hierbei Preise erzielt, die dem Durchschnitts-Buchwerth auch nicht im Entferntesten gleichkommen; wenn z. B. 100 Pferde, welche angenommen zum Durchschnittspreis von 600 Mk. am 31. December zu Buche standen mit einem Werth von 60,000 Mk., so ergab der Erlös in der Auction höchstens 5—10,000 Mk. Jeder Sachverständige wird zugeben, daß ein Pferd, welches 5 Jahre der Pferdebahn gedient hat, einen Werth von 5—600 Mk. nur ausnahmsweise besitzt.

Für 1876 hat die Direction einen Reingewinn von 918,542 Mk. 10 Pf. berechnet und demzufolge eine Dividende von 6½ % vertheilt. Es sind vom Conto Bau des Bahnkörpers in 1876 nur 60,000 Mk. abgeschrieben, während die richtige Abschreibung vom Gesammtbetrage de 7,638,581 Mk. 14 Pf. à 10 % 763,858 Mk. 10 Pf. betragen müßte; da jedoch einzelne kleine Strecken in 1876 nicht ganz voll 1 Jahr

im Betriebe waren und der Abschreibungs-Procentsatz pro rata temporis zu berechnen, zu zu großen Weitschweifigkeiten führen würde, so soll sehr niedrig gegriffen werden und der als Abschreibung auf obige Summe unerläßlich geringste Betrag von 600,000 Mk. angenommen werden. Es würden demnach zu wenig abgeschrieben sein . . Mk. 540,000. —

Fernerweit mußten noch abgeschrieben werden:

1. vom Conto Bau des Depot Pankow die fehlenden 7 % wie im Vorjahr	„	4,019. 94
2. vom Conto Bau des Depot Brandenburgstraße, welches auf einem auf 3 Jahre gemietheten Grund und Boden errichtet ist und nach Ablauf der Pachtzeit wieder abgerissen werden muß, mindestens 20 % von 109,994 Mk.	„	21,998. 80
3. vom Conto Bau des (Interims-) Depot Rixdorf, welches auf einem nur auf 3 Jahre gepachteten Grunde errichtet ist und nach Ablauf der Pachtzeit ebenfalls abgerissen werden muß, mindestens . .	„	6,000. —
Es sind demnach überhaupt	Mk.	572,018. 74

pro 1876 zu wenig abgeschrieben, abgesehen davon, daß die Abschreibung auf Pferde wieder wie im Jahre zuvor zu niedrig gehalten ist.

Um die Summe von 572,018 Mk. 74 Pf. wird der angegebene Reingewinn kleiner, er beträgt also nicht 918,542 Mk. 10 Pf., sondern nur 346,523 Mk. 36 Pf. Die hiervon auf den Reservefond entfallenden 5 % betragen demnach nicht 45,879 Mk. 77 Pf., sondern nur 17,326 Mk. 16 Pf. Unter Hinzurechnung von 91,759 Mk. 54 Pf. für vertheilte Tantième verbleiben zur Vertheilung einer Dividende pr. 1876 noch übrig 237,437 Mk. 66 Pf., ergiebt auf 12,000,000 Mk. Actien-Capital $1\frac{7}{8}$ % und einen Vortrag von 12,437 Mk. 60 Pf. pro 1877.

Hierbei ist noch eine ganz besondere Thatsache zu erwähnen, die recht deutlich zeigt, welche Macht der Bankier Joseph Pinkuß auf die Gesellschaft ausübt und wie wichtige Handlungen der Direction ganz nach seinem Willen geschehen müssen, indem auf sein Verlangen die Dividende $\frac{1}{4}$ % höher geschraubt werden mußte, als die Direction es selbst gewollt hatte. Es war nämlich nach Abschluß der Bücher die Bilanz bereits aufgestellt, nach welcher sich bei den wie in den Vorjahren geübten Abschreibungen eine Dividende von $6\frac{1}{4}$ %, ebenso viel als im Vorjahr, ergab und welche vom Aufsichtsrath auch bereits festgestellt war und wovon die Revisions-Commission unter Ueberreichung eines Bilanz-Exemplares auch benachrichtigt wurde. Die Dividende mußte jedoch auf

Verlangen des Pinkuß etwas höher als im Vorjahr sein, da andernfalls wohl ein übler Einfluß auf den Coursstand der Actien zu fürchten war. Um nun die zu einem Viertel Procent nöthigen 30,000 Mk. nachträglich noch zu gewinnen, wurden sämmtliche Rechnungen noch einmal einer genauen Revision unterworfen, um herauszufinden, ob nicht von den dem Betriebe zur Last gebrachten Beträgen Einiges wieder herunter und dem Bau zur Last gebracht werden könne. Natürlich mußten sich dann unter den Reparaturen-Rechnungen solche vorfinden, wofür der Betrieb wieder entlastet werden konnte. Ferner wurde noch einmal eine neue Aufnahme der Fouragebestände angeordnet und von dem Fouragemeister und Materialien-Inspector auch in der Weise vorgenommen, daß die ganzen Heu- und Stroh-Vorräthe auf den Böden der verschiedenen Bahnhöfe nach dem Augenschein taxirt wurden, denn die Vorräthe nachzuwiegen, wäre nicht so schnell möglich gewesen. Wenn nun den betreffenden Beamten ein großes Talent in Abschätzung nach Gewicht sehr großer Böden mit Heu 2c. zugesprochen werden soll, so bleibt ein Irrthum doch nicht ausgeschlossen. Wie nicht anders zu erwarten war, ergab es sich, daß die Augenschein-Taxe einen weit größeren Bestand nachwies, als die über Ab- und Zugang geführten Lager- resp. Fouragebücher. Es waren so gegen 25,000 Mk. mehr vorhanden, als es sein sollte, und während bei andern Fourage-Lägern, mögen es königliche oder Privat-Läger sein, sich immer eher Mancos einstellen, hatten die Vorräthe auf den Böden der Großen Berliner Pferdebahn zugenommen! Durch die neue Aufnahme war erwiesen, daß die Fourage-Bücher falsch geführt sein mußten, aber das war der Direction Nebensache. Sie nahm keinen Anstand, dies als einen großen Gewinn zu betrachten; den ganzen Betrag brauchte sie aber nicht mehr, da sich unter den Reparaturen-Rechnungen für ca. 10,000 Mk. vorfanden, und nahm daher nur 20,000 Mk. als wirklichen Gewinn an (das muß denn doch wohl gewissenhaft genannt werden); es wurden nun vom Fourage-Verbrauch diese 20,000 Mk. wieder auf Fourage-Bestand gebucht und zu einem Activum gemacht. Die 30,000 Mk. für das $^1/_4$ % waren gefunden und es wurde eine neue Bilanz mit $6^1/_2$ % Dividende aufgestellt, womit Pinkuß zufrieden war und die der Aufsichtsrath denn auch anstandslos genehmigte. Im nächsten Frühjahr stellte sich darauf selbstredend ein großes Fourage-Manco heraus.

Für 1877 hat die Direction angeblich einen Reingewinn von 998,491 Mark 70 Pf. erzielt und demzufolge eine Dividende von 7 % vertheilt. Es mußten rechtmäßig auf Bau-Conto abgeschrieben sein:

1. vom Conto Bau des Bahnkörpers von Mk. 7,714,413. 78. Für 1 Jahr 10 % . . . . Mk. 771,441. 30
2. vom Conto Bau des Depot Pankow; die fehlenden 7 % wie im Vorjahr . . . . „ 4,019. 94
3. vom Conto Bau des Depot Brandenburgstraße; wie im Vorjahr . . . . „ 21,998. 80
4. vom Conto Bau des Depot Rixdorf; wie im Vorjahr . . . . „ 6,000.

Mk. 803,460. 04

Die Direction hat abgeschrieben: „ 190,000. —

mithin zu wenig Mk. 613,460. 04

Um diese Summe kürzt sich wiederum der angebliche Reingewinn, so daß derselbe nicht 998,491 Mk. 70 Pf., sondern nur 385,031 Mk. 66 Pf. beträgt. Auf den Reservefond entfallen demnach bei 5 % nur 19,251 Mk. 58 Pf. und nicht 49,879 Mk. 45 Pf. Unter Hinzurechnung von 99,758 Mk. 90 Pf. für vertheilte Tantième bleiben noch zur Vertheilung einer Dividende pro 1877 266,021 Mk. 18 Pf. übrig; ergiebt auf 12,000,000 Mk. Actien-Capital $2^1/_8$ % und einen Vortrag von 11,021 Mk. 18 Pf. für 1878.

Mit diesem Jahr ist die Direction endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß die bisherigen Abschreibungen auf den Bahnkörper zu gering gewesen sind und hat daher in diesem Jahre es wieder gut machen wollen, indem sie die Summe von 190,000 Mk. abschrieb, hat sich hierbei von dem Grundsatz leiten lassen, daß diese Abschreibung hinreichend sei, um das Conto des Bahnkörpers in 30 Jahren zu amortisiren, da sie die bis 1878 abgeschriebenen 300,000 Mk. Zins auf Zinsen tragend anlegte; es sollte also nach dieser Berechnung erst mit dem Jahre 1878 eine Amortisation auf 30 Jahre eintreten und hierzu die Quote von 190,000 Mk. ausreichend sein. Wenn dieses nun auch angenommen werden soll, so ist an eine Erneuerung der Geleise für 10 Jahre noch mit keinem Pfennig gedacht, und es bleibt dabei, daß die Abschreibung von 190,000 Mk. auf Bahnkörper zu gering ist.

Von der Bilanz pro 1878 läßt sich auch noch nicht sagen, daß sie richtig sei, wenn auch in diesem Jahre eine größere Abschreibung auf Bahngeleise stattgefunden hat (300,000 Mk.); es ist damit noch nicht hinreichend für das Jahr 1878 gesorgt, geschweige denn für ein Gut-

machen der vorhergehenden Jahre. Im Jahre 1878 wurde auch der Interims-Bahnhof in Rixdorf gänzlich abgebrochen, ohne daß der dafür noch zu Rechnung stehende Betrag ganz abgeschrieben war. Der ganze Betrag für diesen provisorischen Bau, der ausschließlich dem Betriebe zur Last fallen mußte, ist, nachdem einige Male darauf 1% abgeschrieben wurde, auf dem Conto verblieben, und somit dem Bau-Conto des wirklichen Bahnhofes Rixdorf ungerecht zur Last gebracht. Es ist also auch der für 1878 angeblich erzielte Reingewinn kein richtiger und der darnach bemessene Reservefond auch nicht richtig und die für 1878 vertheilte Dividende in der angegebenen Höhe nicht erzielt worden.

Es ist nun in den vorstehenden Berechnungen zur Evidenz bewiesen, daß die Direction der Großen Berliner Pferde-Eisenbahn Actien-Gesellschaft seit 1873 bis 1878 noch nie eine richtige Bilanz ausgegeben hat.

Im Jahre 1878 hat die Gesellschaft eine Prioritäts-Obligations-Schuld von 5 Millionen Mark aufgenommen, woraus derselben ein verfügbares Capital von 4½ Millionen Mark zufloß, denn 500,000 Mk. betrug der Verlust, welchen die Gesellschaft an der Ausgabe der Obligationen hatte, und welche zum größten Theil in die Hände von Pinkuß geflossen sind. Pinkuß hatte sich von vornherein ausbedungen, die ganze Anleihe zu 95% zu übernehmen, die Gesellschaft hatte also schon an Coursverlust einen Schaden von 250,000 Mk.; die ferneren 250,000 Mk. Verlust betragen die Zinsen und Provisionen, welche sich Joseph Pinkuß für seine Mühewaltung zahlen ließ; so mußten ihm beispielsweise Zinsen gegeben werden von dem Tage im Juli an, an welchem er sich zur Uebernahme der Obligationen bereit erklärte, bis zu dem Tage im November, an welchem die Stücke aus der Druckerei kamen. — Also vom Juli bis November mußte die Gesellschaft 5% Zinsen zahlen, wofür sie nicht die geringste Gegenleistung hatte. Die Provisionen, welche sich Pinkuß zahlen ließ, waren ebenfalls sehr anständig; er gab freilich an, daß es ihm selbst sehr viel Mühe und Kosten verursacht habe, den Prioritäten der Pferdebahn an der Börse einen guten Markt zu verschaffen, natürlich ist der gute Markt nur zum Nutzen und Frommen des Herrn Pinkuß, denn die Pferdebahn hatte davon keinen Pfennig Profit, daß die Prioritäten binnen Kurzem auf 102% und darüber gingen. Sie mußte aber die Unkosten tragen; namentlich soll die Presse viel gekostet haben, und wenn man sich nun frägt, was die Presse dafür geleistet hat, die paar Inserate der Bekanntmachung spielen keine Rolle, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die Presse so viel gekostet, weil sie eben Nichts geleistet, d. h. mit anderen Worten sich ruhig verhalten hat.

Joseph Pinkuß übernahm nun die ganzen 5,000,000 Mk. Prioritäten und damit es den Anschein hätte, als ob sich bereits eine Menge anderer Zeichner bei der Anleihe betheiligt hätten, wurden die Obligationen auf die Namen einer Menge Beamten des Central-Büreaus ausgestellt; es figurirten also als erste Zeichner mit bedeutend hohen Summen die Beamten Krakau, Büreau-Vorsteher der Großen Berliner und zweiter Director der Großen Internationalen Pferdebahn-Actien-Gesellschaft, Zachart, Drabert, Eßberger, Matschull, Hasper, Groschke, Buchner, Schwieger, Linke, Strohfeld, Roebing, Schenk und noch einige andere. Diese sämmtlichen Beamten mußten dann die Obligationen in Blanco giriren, — auf den Namen Pinkuß ist keine einzige Obligation ausgestellt. Außer den oben angeführten Beamten figurirten noch einige mit Pinkuß liirte Bankiers, als: Jacquier & Securius, Eugen Dzondi, Meyer Cohn, Bernh. Friedländer & Sommerfeld und noch einige Andere als Zeichner. — Joseph Pinkuß hat sich bei dieser Action also ganz hinter den Coulissen gehalten, wie sich die Allgemeine Börsen-Zeitung vom 12. Januar 1881 in einem Artikel darüber ausspricht.

In der Bilanz pro 1878 findet sich unter den Activas der Betrag von 390,000 Mk. als Betheiligung in Actien bei der Großen Internationalen Pferdebahn-Actien-Gesellschaft und 787,675 Mk. 10 Pf. für dieselbe ausgelegte Cautionen und gemachte Bau-Vorschüsse, zusammen 1,177,675 Mk. 10 Pf. Bei dem Uneingeweihten erregt die Angabe einer solchen Summe als Activum der Gesellschaft den Irrthum, daß die Große Internationale Pferdebahn-Actien-Gesellschaft Schuldnerin der Großen Berliner Pferde-Eisenbahn-Actien-Gesellschaft für diesen Betrag sei, in Wirklichkeit verhält es sich aber folgendermaßen: Die Große Berliner Pferde-Eisenbahn-Actien-Gesellschaft kaufte sämmtliche Actien der Großen Internationalen Pferdebahn, welche blos in Interimsscheinen mit 10% Einzahlung bestanden und die Feig & Pinkuß als ganz werthlos für ein Butterbrod erworben hatten, an sich und zwar zu dem Course von 103% (sage und schreibe Hundert und drei Procent) und zahlte dafür den Betrag von 390,000 Mk. Was ist nun aber die Große Internationale Pferdebahn-Actien-Gesellschaft und was hat die Große Berliner Pferdebahn für ihre 390,000 Mk.? Nach einem Artikel der Allgemeinen Börsenzeitung in ihrer Nr. 7 vom 22. Januar 1881 gar Nichts, außer zwei Directoren, welche für 6000 Mk. Gehalt die Firma zeichnen.

In der Bilanz pro 1878 figurirt auch noch als hohes Activum der Gesellschaft der Betrag von 422,584 Mk. 32 Pf. auf General-Bau-

Conto. Es muß auffallen, daß die Direction überhaupt ein solches Conto anführt, da sie doch für den Bau einer jeden Linie und eines jeden Bahnhofes ein Special-Conto führt. Es enthält nun das General-Bau-Conto die an den früheren General-Bau-Unternehmer gezahlte Abfindungssumme von über 200,000 Mk., ferner eine Summe von vielen tausend Mark für discretionäre Zwecke (die sich ganz und gar der Oeffentlichkeit entziehen), dann außer einigen Löhnen und Gehältern für Bau-Beamte noch die Zinsen von den in 1878 bereits begebenen 3,000,000 Prioritäts-Obligationen pr. 1/4 Jahr, sowie endlich den Verlust an den 3,000,000 Prioritäten. Der ganze Betrag ist im Jahre 1879 auf verschiedene Special-Bau-Contis vertheilt worden. Mit welchem Rechte die Direction die Zinsen von den 3,000,000 Prioritäten, pr. 1/4 Jahr 37,500 Mk., auch auf Bau-Conto gebucht hat, ist nicht angegeben; wahrscheinlich hat sie diese Zinsen als Bau-Zinsen betrachtet, welcher Grundsatz hier aber wohl nicht durchgreifend ist.

Ebenso Unrecht ist es auch, daß die Direction alljährlich so bedeutende Summen für discretionäre Zwecke auf Bau-Conto verbucht hat, in einem der Vorjahre stieg diese Summe bis über 40,000 Mk., während im ganzen preußischen Staat nur 90,000 Mk. zu gleichen Zwecken verbraucht werden. Auch hätte die Direction diese discreten Ausgaben nicht als Activum in die Bilanz bringen, sondern als Verlust abschreiben müssen. Das General-Bau-Conto enthält noch so manche Ausgabe, welche von Rechtswegen auf Betriebs-Conto gehört hätte; da es aber der gewissenhaften Direction nur immer darum zu thun war, möglichst hohe Dividenden zu erzielen, so mußte der Betrieb so wenig als möglich belastet werden. Gemeinschaftliche Reisen von Directions- und Aufsichtsraths-Mitgliedern mit ihren Frauen nach Paris, Brüssel, Wien 2c. wurden nicht als Betriebs-Unkosten gebucht, sondern kamen stets dem Bau zur Last, wobei z. B. das Wagen-Conto immer sehr stark betheiligt war. Viele Jahre hindurch wurden zum Nachtheil der deutschen Industrie theure Wagen aus Amerika bezogen und ihre Güte durch den technischen Director Fischer, dessen Schwager wiederum General-Agent der verkaufenden Firma war, geprüft. — Auf dem Bau-Conto ruht auch noch der halbe Betrag der Herstellungs- und Abbruchskosten der Interims-Brücke über den Kanal am Halleschen Thor, 50% sind abgeschrieben, 50% sind auf Bau verblieben.

Die Gesellschaft hatte bis zum Jahre 1877/78 nicht selbst gebaut, sondern Alles von ihrem General-Bau-Unternehmer ausführen lassen. Der General-Bau-Unternehmer bestand aus einem Consortium, nämlich

1) dem Herrn Joseph Pinkuß, 2) einem Herrn Pinksohn, 3) dem Dr. Martin Ebers (vielfacher Gründer vom reinsten (?) Wasser) und 4) dem Polizei-Assessor a. D. Plewe; Letzterer war die leitende resp. arbeitende Person des Consortiums.

Laut Vertrag war der General-Bau-Unternehmer berechtigt, nicht nur allein die wirklichen Bauten, Bahnen und Gebäude auszuführen, sondern er konnte auch alles Andere, Pferde, Wagen, Inventar ꝛc. liefern, kurz Alles bis zur vollständigen Inbetriebstellung einer Strecke. Bei der von der Gesellschaft zuerst errichteten Strecke nach dem Gesundbrunnen hat der General-Bau-Unternehmer auch zum größten Theil Alles nach Vertrag geliefert, für die späteren Jahre hat er nur die wirklichen Bauten ausgeführt, bis auf die Strecke vom Brandenburger bis zum Halleschen Thor, welche die Gesellschaft selbst bauen ließ. Die Beschaffung von Wagen und Pferden ꝛc. sowie des andern Betriebs-Materials übernahm die Direction selbst. Der General-Bau-Unternehmer erhielt nun für seine Thätigkeit einen Gewinn von 20% von den Beträgen seiner Bau-Rechnungen, sowie von den Beträgen des von der Direction selbst beschafften Betriebs-Materials in baarem Gelde ausgezahlt. Auch auf die von der Gesellschaft selbst gebaute Strecke mußten ihm 20% Unternehmer-Gewinn baar ausgezahlt werden. Bei der ungeheuren Summe, welche die Bauten gekostet haben, läßt sich der Gewinn des General-Bau-Unternehmers ermessen. — Dazu kamen noch die Beträge für Bau-Prämie, welche der Director Dittmann und Ober-Ingenieur Fischer-Dick in die Tasche steckten. Im Jahre 1878 hat nun der General-Bau-Unternehmer, nachdem der größte Theil der zu erbauenden Strecken fertig war, seine Thätigkeit eingestellt und erhielt nun für die Verzichtleistung auf weitere Bauten-Ausführungen die Abfindungssumme von 240,000 Mk., und die Gesellschaft kaufte ihm das noch vorhandene, ziemlich werthlose Baumaterial für baar Geld ab.

Den ersten Bahnhof errichtete die Gesellschaft auf dem Gesundbrunnen, den zweiten Bahnhof auf dem auf 2 Jahre gepachteten Grund der Königl. Porzellan-Manufactur in der Königgrätzerstraße und zwar nur provisorisch; es waren nur Fachwerkbauten, Baracken und Schuppen. Dieses Depot wurde nur für den Betrieb der Strecke vom Potsdamer resp. Brandenburger Thor nach dem Halleschen Thor, später Kreuzberg, errichtet; die ganzen Bauten mußten nach Ablauf der Pachtzeit wieder abgerissen werden, die Herstellungskosten gingen verloren und es verblieb blos das alte Material. Von dem Gesammtbetrage der Baukosten hat die Verwaltung aber nur 75% abgeschrieben, 25% sind auf Bau des

Bahnhofes Brandenburgstraße übertragen, woselbst an Stelle des abgetragenen Bahnhofes ein neuer, ebenfalls nur auf 3 Jahre gepachtetem Grund und Boden, provisorisch errichtet wurde. Die Verwaltung schien eine besondere Vorliebe für derartige provisorische Bauten, die nach einigen Jahren wieder abgerissen werden müssen, an den Tag zu legen. Der dritte Bahnhof wurde in Pankow errichtet in einem bereits vorhandenen Gebäude und dazu neu aufgebautem Wagenschuppen und anderen Localitäten, auf für 12 Jahre gepachtetem Grund und Boden. Der vierte Bahnhof wurde in Rixdorf anfänglich ebenfalls nur auf für 2 Jahre gepachtetem Grund und Boden provisorisch in Bretter- und Barackenbauten hergestellt, bis die Gesellschaft den wirklichen massiven Bahnhof auf dem ihr geschenkten Grund errichtet hatte. Die Herstellungskosten dieser Baracken-Bauten, welche doch nur ausschließlich dem Betriebe der Rixdorfer Linie zur Last fallen mußten, sind auf Bau Conto des wirklichen massiven Bahnhofes, nachdem einige Male 1% abgeschrieben war, verblieben. — Der fünfte Bahnhof wurde in Tempelhof errichtet, den Grund und Boden erhielt die Gesellschaft geschenkt. — Der sechste Bahnhof wurde in Charlottenburg gebaut, der Grund und Boden hierzu von der so „berühmten" Charlottenburger Bau-Gesellschaft zu einem recht anständigen Preise erworben. (Hierbei muß bemerkt werden, daß zu den Gründern der schönen Charlottenburger Bau-Gesellschaft Joseph Pinkuß, Director Dittmann und General-Bauunternehmer Assessor Plewe gehörten.) Es ist dies auch die einzige Parzelle, welche die Charlottenburger Bau-Gesellschaft von ihrem ganzen Bau-Terrain verkauft hatte; jetzt ist sie gänzlich verkracht. Bei der Auflassung dieses Grundstückes hatte der mit der Wahrnehmung dieses Termins betraute Syndikus Hilse der Großen Berliner Pferdebahn noch versäumt, den Zugang zu diesem Terrain von der Straße aus mit auszubedingen, so daß sich die Pferdebahn-Gesellschaft von ihrem Grundstück, nachdem das ganze Bau-Terrain der Charlottenburger Bau-Gesellschaft wieder in die Hände des Vorbesitzers übergegangen war und dieser den Weg vom Terrain der Pferdebahn nach der Straße absperren wollte, nur mit nachträglichen Geldopfern den Weg zur Straße frei machen konnte. — Der siebente Bahnhof wurde weit im Norden der Stadt Berlin, seitwärts der Müllerstraße, kurz vor den Tegeler Schießständen errichtet; der Grund und Boden gehörte Pinkuß. — Der achte Bahnhof wurde nun auf dem gekauften Grundstück in der Ackerstraße Nr. 3/4 errichtet. Der Ankauf dieses Grundstückes, für welches aus dritter Hand fast 200,000 Mk. mehr bezahlt sein sollen, als die erste Hand forderte, gab Veranlassung

zu einer staatsanwaltlichen Untersuchung, welche sich aber im Sande verlief, nachdem ein Bureau-Vorsteher der Gesellschaft einen Eid geleistet hatte.

Wie in dem Vorstehenden angegeben, so hat die Große Berliner Pferde-Eisenbahn-Actien-Gesellschaft gebaut, und Jedermann wird daraus zu der Ueberzeugung gelangen, daß alle von der Gesellschaft hergestellten Bauten sehr theuer geworden sind.

Was nun die Linien nach den Außen-Ortschaften anbelangt, so haben die Betriebs-Resultate längst ergeben, daß sie allein jede für sich nicht lucrativ sind und daß sie alle mehr oder weniger von den Ueberschüssen der inneren Linien und der Ringbahn zehren. Die Linie über Moabit nach Charlottenburg war bis zum Jahre 1878 die schlechteste und kostete alljährlich einen Zuschuß.

Bis zum Jahre 1879 bezog Director Dittmann ein Einkommen von **32,100** Mk. jährlich (Gehalt, Tantième und Fahrgeld-Entschädigung), es ist dies das Einkommen eines Ministers. Der zweite Director Hirsch hat über 20,000 Mk., seine Thätigkeit ist dem ersten Director subordinirt, überhaupt spricht sich die „Deutsche Landes-Zeitung" in ihrer Nummer vom 27. Januar 1881 darüber recht deutlich aus, daß Director Hirsch sein Directoriat den handelsgesetzlichen Bestimmungen einer zweiten Unterschrift verdankt, d. h. mit anderen Worten: er bezieht sein schönes Einkommen ohne sonderlichen Verdienst. Moritz Hirsch handelte ursprünglich mit Schnittwaaren, verwaltete 1870 die Fouragebestände einer kleinen Cavallerie-Garnison, um endlich Bankier zu werden. Vor einigen Jahren löste er aber sein Bankgeschäft auf, welches als Filiale des Hauses Feig & Pinkuß, unter der Firma Lippert & Hirsch vegetirte, um seine Erfahrungen und Kräfte ganz dem Pferdebahn-Geschäft zu widmen. Dieser „Hofbankier"*) wurde Director, nachdem einen Theil seines Büreau-Inventars die Pferdebahn-Verwaltung angekauft hatte. Mit dem zweiten Director steht im Einkommen gleich der Ober-Ingenieur Fischer-Dick, dann folgt der Syndicus der Gesellschaft Dr. Hilse, gleichzeitiger Rathgeber des Herrn Pinkuß, mit einem Einkommen von 12,000 Mk., und dann auf derselben Einkommenstufe, der erst im Jahre 1878 zum **Ober** gemachte Ober-Betriebs-Inspector, ehemaliger Spiritusbrenner und Vice-Gefreiter Vogel. Derselbe ist ein Schwiegersohn des Hof-Raths Adami, eines Redacteurs der „Kreuz-Zeitung", weshalb in ihrem Zuschauer sich

*) Das Bank-Geschäft befand sich in dem Hofflügel des dem Pinkuß gehörigen Hauses, Behrenstr. 53.

häufig Mittheilungen fanden, welche die Verwaltung der Pferdebahn in bengalischem Lichte zeigten. Dem Ober-Betriebs-Inspector wird neben seinem hohen Einkommen noch eine Equipage gehalten, damit er mit der Bahn selbst möglichst wenig in Berührung komme.

Eine andere höchst überflüssige Sinecure bleibt die Stellung des Ober-Roß-Arztes gedachter Gesellschaft. Dieser Herr, Namens Born, Corps-Roß-Arzt im 3. Armee-Corps, behandelte thierärztlich die Pinkuß-schen Pferde und bezog eine vertragsmäßige Einnahme von der Pferdebahn, die sein Beamten-Gehalt weit überschritt. Es fragt sich aber, ob es mit der Würde eines Reichsbeamten sich verträgt und ob es nicht den Bestimmungen des Reichsbeamten-Gesetzes zuwiderläuft, wenn Reichsbeamte der Verwaltung einer Privat-Gesellschaft subordinirt sind.

Der Letzte, aber nicht Geringste im Bunde der fetten Pfründner ist der Bankier Pinkuß. Die Gesellschaft ist verpflichtet, alle Einnahmen an denselben abzuliefern, und sich dagegen für die Ausgaben das Geld wieder von ihm zurückzuholen, und dies geschieht deshalb, weil Herr Pinkuß $^{1}/_{6}$ % Provision für Annahme der Gelder erhält, an Zinsen aber der Gesellschaft nur 2 bis $2^{1}/_{2}$ % vergütet, was zu dem Resultate führt, daß die von der Gesellschaft gewonnenen Zinsen am Schluß des Jahres von der Provision wieder so ziemlich verschlungen sind. Außer diesem muß die Gesellschaft alle Geld- resp. Finanz-Angelegenheiten durch Pinkuß besorgen lassen, welche die Direction recht gut selbst besorgen und ihren Actionairen bedeutende Summen ersparen könnte, als da sind: Auszahlung der Dividenden, Annahme von Actien zur General-Versammlung, Ausgabe neuer Couponbogen und dergleichen mehr, wofür die Gesellschaft stets nach Tausenden von Mark an Provision zahlen muß. — In den früheren Jahren mußten die Actionaire ihre Actien, behufs Ausübung des Stimmrechtes in der General-Versammlung, bei der Gesellschafts-Casse deponiren. Von Pinkuß, welcher stets der größte Actionair war, wurden große Stöße von Actien zur Gesellschafts-Casse gebracht und nach der General-Versammlung wieder abgeholt; es war dies immer für zwei Comptoirdiener ein beschwerlich Stück Arbeit. In den letzten Jahren hat es sich nun Pinkuß bequemer gemacht, es konnten zur General-Versammlung die Actien außer bei der Gesellschaft, auch bei ihm deponirt werden; dadurch ersparte er nicht nur die Umständlichkeit des Transportes, sondern er bezog noch ansehnliche Provision dafür.

Nachstehende Berechnung zeigt, was die Verwaltung hätte erhalten können, wenn sie richtige Bilanzen gemacht und nicht so sehr hohe Dividenden vertheilt hätte.

1. Verlust von 1873 nach der Anfangs dieses aufgeführten Berechnung: Thlr. 10,360 oder	Mk.	31,080. —
2. die pro 1874 zuviel vertheilte Dividende von $2^3/_4$ % auf Thlr. 2,000,000 Actien-Capital: Thlr. 55,000 oder	„	165,000. —
3. die pro 1875 zuviel vertheilte Dividende von $2^3/_4$ % auf Mk. 9,000,000 Actien-Capital .	„	247,500. —
4. die pro 1876 zuviel vertheilte Dividende von $4^5/_8$ % auf Mk. 12,000,000 Actien-Capital .	„	555,000. —
5. die pro 1877 zuviel vertheilte Dividende von $4^7/_8$ % auf Mk. 12,000,000 Actien-Capital .	„	585,000. —
	Mk.	1,583,580. —
Rechnet man zu dieser Summe noch ganz gering die für 1878 und 1879 auch noch zu niedrig gehaltenen Abschreibungen auf Bahngeleise von zusammen rund	„	500,000. —
so ergiebt dies	Mk.	2,083,580. —

Nach Ausweis der Bilanz im Geschäftsbericht pro 1878 besaß die Gesellschaft am 31. December 1878 resp. 1. Januar 1879 an flüssigem Capital zum Bau und Betrieb, sowie an vorräthigen Beständen:

1. Conto-Corrent-Conto:

Guthaben bei dem Bankhause		Mk.	1,913,209. 90
Hiervon ab verschiedene Gläubiger	Mk. 108,671. 62		
Abzüglich der Debitoren . . .	„ 69,612. 29	„	39,059. 33
		Mk.	1,874,150. 57
2. Baarer Cassen-Bestand am 31. December 1878		„	34,614. 98
3. Vorräthige Bestände an Materialien . . .		„	135,537. 88
		Mk.	2,044,303. 43
Von dieser Summe zahlte die Gesellschaft die Dividende und Tantième pro 1878 mit . . .		„	1,057,648. 86
Verblieb an verfügbarem Capital u. s. w. pro 1879		Mk.	986,654. 57
Hierzu treten noch für 1879 der Erlös der noch unbegeben gewesenen Mk. 2,000,000 Prioritäten, nach Abzug des Verlustes		„	1,800,000. —
Transport		Mk.	2,786,654. 57

	Transport	Mk. 2,786,654. 57
sowie ferner die ganze Jahres-Einnahme	Mk. 4,557,154. 28	
Abzüglich der Jahres-Ausgaben	„ 2,459,981. 53	„ 2,097,172. 75
Endlich noch der Zins-Gewinn mit		„ 13,933. 78
macht zusammen pro 1. Januar 1880		Mk. 4,897,761. 10

verfügbar gewesen.

Von dieser Summe sind verwendet worden laut Bilanz pro 1879:

für den Bau des Bahnkörpers	Mk.	902,018. 97
„ „ „ der Bahnhöfe	„	196,853. 01
„ neu beschaffte Mobilien	„	42,966. 07
„ „ „ Pferde	„	514,071. 22
„ „ „ Geschirre	„	25,313. 29
„ „ „ Wagen	„	229,465. 75
„ „ „ Materialien	„	378,552. 51
„ Vorschüsse für die Gr. Internationale Pferdebahn	„	389,694. 10
„ angekaufte Effecten	„	1,159,357. 25
„ gezahlte Hypotheken- und Obligations-Zinsen .	„	138,731. 66
„ Stempel- und Anfertigungskosten der Prioritäts-Obligationen	„	1,844. —
„ gelöschte Hypothek	„	61,000. —
„ geleistete Zahlungen an das Bankhaus . . .	„	1,597,761. 40
Vorhandener Kassenbestand am 31. December 1879	„	10,703. 62
ergiebt zusammen	Mk.	5,648,332. 85

als verwendet in 1879.

Man kommt zu der Frage, wie es möglich ist, 750,571 Mk. 75 Pf. mehr auszugeben, als eingenommen ist. Es bleibt nur die Möglichkeit, daß die Effecten des Reserve- und Erneuerungsfonds angegriffen wurden, was auch die Aeußerungen des Herrn Dittmann auf der General-Versammlung vom 30. December v. J. durchaus zu bestätigen scheinen, wenn er sich nach einem Referat der Allgemeinen Börsen-Zeitung also ausließ: „Diese Mehrleistungen konnten aus den bewilligten 5 Millionen nicht ganz bestritten werden, sondern mußten aus den bereiten Mitteln der Gesellschaft gedeckt werden." Einen Belag für dieses Geständniß bietet ferner der Geschäftsbericht pro 1879, welcher kein Verzeichniß der der Gesellschaft gehörigen Effecten brachte, während in früheren Jahren dies stets geschah, und im Bericht gesagt wurde, daß die gewonnenen Abschreibungen in ersten Sicherheiten angelegt sind. Für 1879 herrscht

tiefes Schweigen, kein Wunder daher, wenn man zu der Annahme gedrängt wird, daß gar keine Effecten vorhanden sind.

Von den der Direction am 1. Januar 1880 zu Gebote stehenden Mitteln von:

1. Guthaben beim Bankhause	Mk.	1,597,761. 40
2. baaren Kassen-Bestand am 31. December 1879	„	10,703. 62
zusammen	Mk.	1,608,465. 02
hatte die Direction die Dividende und Tantième pro 1879 zu zahlen, diese betrugen zusammen . .	„	1,059,568. 95
so daß noch	Mk.	548,896. 07

als zur Verwendung für 1880 übrig blieben.

Im Jahre 1880 hat die Gesellschaft mehrere wesentliche Neubauten ausgeführt, die mehr gekostet haben müssen, als ihr nach vorstehender Berechnung zu Gebote standen; wo mögen die Mittel zu diesen Bauten hergekommen sein? Es muß also eine ansehnliche Schuldenlast sich angehäuft haben, welche aus den neuen zweiten Prioritäten vorneweg zu decken ist. Wenn ferner die Gesellschaft die wahrscheinlich angegriffenen Effecten wieder ergänzen will, dann die noch schuldige Hypothekensumme von 150,000 Mk. bezahlen und für die noch in der Brunnen- und Badstraße zu erwerbenden Vorgärten-Terrains eine Summe von ca. 50,000 Mk. in Reserve stellt, so kann von den zweiten 5 Millionen Prioritäten zum Bau noch neuer Strecken nicht mehr viel übrig bleiben.

Indessen, wie verlautet, bezahlt in diesem Jahre die Pferdebahn-Verwaltung ihren Actionären neun Procent Dividende. Wer kauft Actien?

Zur Abwehr.

Unser Artikel „Die Kirche und der Judenkrieg“ im Heft 8 hat uns Seitens des „Evangelisch-Kirchlichen Anzeigers von Berlin“ eine Zurechtweisung zugezogen, welche wir nicht ohne ein Wort der Erwiderung hinnehmen können, da uns Feindseligkeit gegen das Christenthum und „Blindheit, Oberflächlichkeit und Plattheit“ vorgeworfen werden.

Unsere Klagen, daß die evangelischen Theologen sich zu wenig um die psychologischen Grundlagen jeder Religion bekümmern und dem Studium der vergleichenden Religionswissenschaft fremd bleiben, bedurften dieser Rechtfertigung kaum, aber wir sind für dieselbe dankbar. Was wir jedoch dem Recensenten gern erlassen hätten, das ist die Entstellung unserer Ausführung, denn damit giebt er der von ihm vertretenen Kirche zu unserem Bedauern den Anschein, als sei sie auf solche Mittel zu ihrer Vertheidigung angewiesen. Er ist ersichtlich Theologe vom Fach und auch wohl Theologe im evangelischen Kirchenamte. Als letzterer hat er durch Examina beweisen müssen, daß er von Theologie nicht wisse, was uns Anderen zu wissen erlaubt ist, und gerade dies Nichtwissendürfen bei ihren Gliedern haben wir der evangelischen Kirche zum Vorwurf gemacht. Dem Recensenten scheint aber die seinem Wissen gezogene Schranke gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein und er nennt das jenseits derselben Liegende Unwissenheit. Wir bedauern, ihn in seiner Selbstgenügsamkeit stören zu müssen und wollen ihn darauf aufmerksam machen, daß seine Entwöhnung von Kritik und Forschung ihn groben Irrthümern selbst innerhalb der kirchlichen Umfriedigung seines Gesichtskreises aussetzt. Er sagt: „Die Sünde wird im alten Testamente nie vertuscht, sie bleibt aber auch nie unbestraft. Wer das alte Testament unbefangen liest, der spürt den Eindruck einer Reinheit und Heiligkeit, wie sie nirgends in den Geschichtsurkunden der übrigen Völker uns begegnet.“ Hat der Mann ein anderes Volk entdeckt, welches seinen vielbelobten Stammvater ausdrücklich Jacob (Betrüger) nennt und mit solchem Behagen die Gaunerstreiche desselben rühmt. Ist Jacob für den an dem Bruder verübten Betrug um den väterlichen Segen bestraft worden, oder für die fleckigen Lämmer? oder Rahel für die dem Vater

gestohlenen goldenen Hausgötter? Blendet die kirchliche Brille wirklich so stark, daß sie solchen Schustereien einen Heiligenschein verleiht? Dies eine Beispiel wird ausreichen, denn das unbefangene Auge sieht überall in dem alten Testamente Greuel, welchem auch die Lyrik des Jammers der Propheten entspringt. Für den Völkerpsychologen haben die altjüdischen Ueberlieferungen einigen Werth, aber sie sind so wenig beweiskräftige Urkunden für den Historiker, als die Ilias oder das Nibelungenlied. Von ihrer angeblichen Grundlage, dem Pentateuch, steht es fest, daß er nicht einmal der älteste Theil ist — möge er nun von Esra oder Anderen verfaßt sein, und von der ganzen Sammlung ist nicht mehr zu sagen, was noch zu den ursprünglichen Bestandtheilen gehöre und was in der späteren Zusammenstellung und Bearbeitung hinzugekommen sei. Dann beziehen sich die Prophezeiungen des messianischen Reiches auf ein Reich weltlichen Glanzes und auf einen Messias aus Davids Stamm, was doch für männliche Abstammung verstanden werden muß und also auf Christus als körperlichen Sohn Gottes nicht einmal paßt, weshalb die schriftgelehrten Juden ihn mit Recht zurückgewiesen haben würden. Die christliche Legende aber hatte offenbar ursprünglich einen andern Sinn. Von Hercules bis Alexander dem Großen waren hervorragende Männer Söhne Jupiters, und auch Augustus war Gott. Diese Beziehung auf die Gottheit war ein schmückender Sprachgebrauch der damaligen Zeit, wie wir noch heute „göttlich" sagen, und daraus ist dann später die Mythe gesponnen worden.

Das eigentliche Wesen des damaligen wie auch noch des jetzigen Judenthums ist die Ausschließung der übrigen Menschheit und die Feindseligkeit gegen dieselbe. Dieser Religion des absoluten Hasses trat Christus mit seiner Religion der absoluten Liebe entgegen, und es hat denselben Sinn, das Christenthum die Erfüllung des Judenthums zu nennen, als wollte man die Liebe für die natürliche Entwickelung des Hasses ausgeben. Sucht man nach einer Anknüpfung für die christliche Lehre — und eine Vorbereitung hat sicherlich stattgefunden — so liegt es näher, dieselbe in Indien zu vermuthen, wo 500 Jahre früher der wörtlich mit ihr übereinstimmende Buddhismus entstanden war und nach allen Weltgegenden Apostel ausgeschickt hatte. Auch die Art, in der Jesus seine Lehre verbreitete, gleicht dem Auftreten Buddha's, welcher seine Würde als Königssohn ablegte und mit Bettlern das Land durchzog. Das Christenthum ist nur auf arischem Boden fortgewachsen und es drängt sich daher die Annahme auf, daß es aus arischem Boden herstamme.

Der Aerger über unsere, jenseits seines Wissens liegende Unwissenheit verleitet den Recensenten dazu, uns zu verläumden und der Geschichte Zwang anzuthun. Er behauptet, wir wollten dem deutschen Volke das Christenthum entwenden, und meint, daß das positive, d. h. das kirchliche Christenthum den Boden und das Fundament der deutschen Nation bilde. Die Deutschen seien als Nation aus dem kirchlichen Christenthum hervorgegangen.

Was den ersten Vorwurf anbetrifft, so drückt sich in jedem Worte unseres Aufsatzes nicht nur Ehrfurcht vor dem Christenthum, sondern auch der Wunsch aus, die evangelische Kirche wieder zu dem Einfluß gelangen zu sehen, welchen man ihr im Interesse des Volkes wünschen muß. Uns liegt es selbst ferne, wegen etwa möglicher Sonderinteressen des Clerus, wie die Urheber und Beförderer des Culturkampfes, die Kirche bekriegen zu wollen. Wir sind auch auf die behäbige Lebensart des Geistlichen nicht neidisch und wir wissen, daß alle priesterlichen Uebergriffe nicht entfernt soviel schaden können, als eine Beschränkung der Wirksamkeit der christlichen Kirche. Aber darum treten wir gegen eine Schädigung der letzteren auf, welche sie selbst in das Werk setzt und die offen vor Aller Augen liegt. Wenn man sieht, daß in Berlin unter 1000 erwachsenen evangelischen Männern kaum einer die Kirche besucht, dann ist es wohl hohe Zeit, den Grund des Uebels aufzusuchen. Die Kirche weist zwar die Möglichkeit, daß dieser Grund in ihr selbst läge, mit Entrüstung zurück und sie macht es wie der Inhaber eines schlechtbesuchten Gasthauses, welcher die Vorbeigehenden lästert. Wenn er statt dessen seine Küche verbesserte, würden sie bei ihm einkehren. Dem gegenüber klingt die Behauptung fast komisch, das positive kirchliche Christenthum, das biblische Evangelium sei das Herz des deutschen Volkes. Die weit überwiegende Mehrzahl behilft sich ohne dies Herz oder wenigstens ohne diese „positive" biblische Zuthat. Möge man doch auf die Art zurückgehen, in welcher die christliche Kirche überhaupt entstanden ist und sich entwickelt hat. Auf den Concilien wurde der Glaubens-Inhalt berathen und nach fortschreitender Erkenntniß fortgebildet. Etwas ähnliches that die evangelische Kirche in der Augsburgischen Confession, aber sie darf doch nicht hoffen, in Ewigkeit auf derselben ausruhen zu können, um so weniger, da sie die Kritik der Laien angerufen hatte. Was sollten alle Redensarten von dem Fortschritte des Menschengeschlechtes bedeuten, wenn vier Jahrhunderte nach Erfindung der Buchdruckerkunst in der allgemeinen metaphysischen Phantasie gar keine Aenderung zuwege gebracht hätten? Wir wünschen eine einflußreiche Kirche und deshalb wünschen

wir, daß sie sich auf den wirklich zuverlässigen religiösen Boden stelle, nämlich auf das religiöse Bedürfniß des menschlichen Gemüthes. Wir erkennen auch in dem Christenthum das Wesen der deutschen Nationalität, aber wir glauben deshalb, daß die Deutschen heute Christen sein würden, auch wenn Christus nie gelebt hätte. Wäre es anders, so wären sie überhaupt nicht Christen geworden. Wie wenig das Leben Christi zur Einführung des Christenthums beigetragen hat, haben die Juden gezeigt. Sie hatten seine Person vor Augen und hörten seine Lehre aus seinem Munde; aber sie lehnten beides ab, weil die letztere ihrer sittlichen Natur entgegen war. Selbst die Wunder blieben für sie ohne Wirkung und das wäre, wenn sie wirklich stattgefunden hätten, eigentlich das größte Wunder! — Zu den Deutschen kam das Christenthum ohne alle diese Bestärkung. Der heilige Bonifacius und die anderen Missionaire thaten keine Wunder und gingen meist elendiglich zu Grunde; aber ihre Lehre ergriff das Herz des Volkes und die die letztere tragende Legende war seiner rohen Phantasie nicht anstößig. Das hat sich allmälig geändert und die protestantische Kirche hat ihren Theil zu dieser Aenderung beigetragen.

Hat Recensent nie über den eigenthümlichen Umstand nachgedacht, daß der Protestantismus sich nur innerhalb rein germanischer Race und zwar hauptsächlich in den sächsischen und skandinavischen Stämmen entwickelt habe? Erkennt er darin nicht eine besondere Neigung dieser Stämme zur Kritik, welche mächtig genug war, die starke Autorität der katholischen Kirche zu durchbrechen, und glaubt er nun, diese Neigung in der autoritätlosen evangelischen Kirche zum Stillstande bringen zu können?

Der protestantische Geistliche kann nicht wie der katholische sich auf eine besondere göttliche Mission berufen, er unterscheidet sich von dem Laien nur durch den Talar. Die Autorität, welche er dem letzteren gegenüber beansprucht, kann er nur als eine freiwillige Gabe fordern und er wird sie nur erhalten von der geistigen Uebereinstimmung. Auf die letztere ist er daher angewiesen, und wo sie ihm versagt wird, ist er nicht wie der römische Priester berechtigt, Unterordnung des Gegners zu verlangen. Die evangelische Kirche ist also nicht in der Lage, auf die sogenannte natürliche Religion verächtlich herabzusehen, sondern sie hat die Uebereinstimmung mit derselben zu suchen, was ihr Ansehen um so weniger schmälern kann, als jede Religion eigentlich ein Natur-Religion ist, d. h. nur angenommen wird, sofern sie der natürlichen Anlage des Volkes entspricht. Das religiöse Bedürfniß ist allen Menschen gemeinsam, wenn

auch in verschiedenen Formen, und Sache der Kirche ist es, dasselbe in würdiger Weise zu befriedigen. Je mehr sie sich dabei der den besonderen Menschen entsprechenden Form anschließt, je mehr Einfluß wird sie gewinnen, wie wir an den vielfältigen protestantischen Secten in England und Amerika und an dem Judenthum sehen, welches durch die, der eigenthümlichen und ehrlosen Selbstsucht des auserwählten Volkes entsprechende Vorstellung des ihnen nützlichen und der übrigen Welt feindlichen Gottes durch die Jahrtausende fest zusammengehalten wird. So werden sich die Deutschen um den allgütigen und allgerechten Gott des Christenthums sammeln, und je reiner die Lehre Christi von allem Beiwerk gehalten wird, um so sicherer wird Christus der Sohn des Gottes im deutschen Herzen sein, auch wenn der Teufel nicht in die Säue gefahren wäre.

Der Fortschrittsring in der Berliner Stadtverwaltung.

Beim Beginn der antisemitischen Bewegung hat sich die Fortschrittspartei am lebhaftesten und entschiedensten unter allen politischen Parteien der Rechte und Interessen der Juden angenommen. Ihre Zeitungen haben die verlogensten und gehässigsten Artikel fabricirt, ihre Redner mit den giftigsten Beschimpfungen eingegriffen. Aus ihrer Mitte geschah der unkluge Schritt, mittels einer verfehlten Interpellation den Fall Kantorowicz aufzubauschen, so daß die antisemitische Bewegung in weite Volkskreise getragen wurde, wohin die Führer derselben nicht reichten, und erst die erwünschte Oeffentlichkeit erhielt. Immer mehr wurde dabei der Fortschrittspartei die volks- und arbeiterfreundliche Maske abgerissen und ihr wahrer Charakter enthüllt, welcher über die Vertretung der spezifisch jüdischen und judenfreundlichen Interessen nicht hinauszugehen scheint. Wo aber jüdische Wohlfahrt gedeihen soll, ist die Volkswohlfahrt übel dran; Beide schließen einander aus. Zeigen sich Fortschritt und jüdisches Interesse identisch, so muß mit dem Einen zugleich das Andere bekämpft werden. Diese Nothwendigkeit hat die Antisemitenliga begriffen und demgemäß der Fortschrittspartei gedient, indem sie ihr judenfreundliches Treiben ununterbrochen an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen und verdientermaßen gegeißelt hat. Dieser Nothwendigkeit wollen wir auch in Nachfolgendem gerecht werden.

In der deutschen Reichshauptstadt hat sich das Verhältniß zwischen Judenthum und Fortschritt am deutlichsten ausgeprägt, nämlich so, daß es gleichbedeutend ist, zu sagen: in Berlin wird das öffentliche Wesen von der Fortschrittspartei, oder, es wird von der Judenschaft beherrscht.

Von besonderer Bedeutung ist der Umstand, daß die Communal-Verwaltung von Berlin in ihrem maßgebenden Theile in jüdisch-fortschrittlichen Händen ist. Vor nun zehn Jahren etablirten zwei Juden, Dr. Straßmann und Ludwig Löwe, die allein durch diese That ihre Namen berühmt gemacht haben, in der Stadtverordneten-Versammlung eine Fraktion, der die Aufgabe zufallen sollte, nach und nach alle Fäden der Verwaltung in die Hand zu nehmen und ihre Herrschaft über alle Gebiete derselben auszudehnen. Die Fraktion nannte sich die Bergpartei. Sie hatte ihre einzelnen Mitglieder verpflichtet, in allen Abstimmungen

geschlossen vorzugehen und in ihrem von Dr. Stryck verfaßten Statut heißt es ausdrücklich, nachdem die „freisinnigen" Grundsätze der Gründer aufgeführt sind: „Bei allen Wahlen (Stadtverordneten-, Ausschuß-, Abtheilungswahlen) sind obige Grundsätze maßgebend in der Weise, daß nur solche Personen zu wählen sind, welche diese Grundsätze zur Richtschnur ihrer communalen Thätigkeit nehmen wollen. Bei der Auswahl dieser Personen entscheidet die Fraktion mit absoluter Majorität der Anwesenden. Die Minorität hat sich dieser Abstimmung zu fügen, und Jeder schließt sich selbst aus, der sich nicht fügt." Die Bergpartei hat ihren Zweck erreicht, indem Fortschrittler und Juden die Leitung der städtischen Verwaltung systematisch erobert und demnächst einen sogenannten Fortschrittsring, wie der Abgeordnete Eugen Richter die Verbindung seiner Zeit getauft hat, geschlossen haben. Die Machteinflüsse dieses Ringes reichen weit über die eigentlich städtischen Befugnisse, innerhalb welcher sie sozusagen allmächtig sind, hinaus und berühren die verschiedensten Kreise des Gesellschafts- und Geschäftslebens, vor Allem aber dominiren sie bei den Wahlen zu den Parlamenten, in welche auf diese Weise Leute wie der Jude Ludwig Löwe hineinbugsirt worden.

In der Reichstagssitzung vom 4. März, wo der Fürst Reichskanzler von Bismarck einen Theil seines wirthschaftlichen Programms zum großen Anstoß der Fortschrittspartei und ihrer Schutzverwandten verkündete, that er auch den denkwürdigen Ausspruch: „Ja, ich glaube, es ist eine weltbekannte Sache, daß in Berlin der Fortschritt regiert, ein fortschrittlicher Ring die Stadt beherrscht, der gar nicht zu durchbrechen ist. Wie kommt da irgend eine andere Partei auf? Sehen Sie bei den Wahlen, bei den Anstellungen, bei den Stadtverordneten — alle Instanzen gehören in ihrer Majorität der gleichen Fortschrittspartei an." Waren die sämmtlichen Ausführungen des Kanzlers in dieser Sitzung mehr für das Land als für den Reichstag berechnet, so erhielt die Kennzeichnung des Fortschrittringes in der Berliner Stadtverwaltung noch ihre erhöhte Bedeutung für die antisemitische Bewegung und die mit derselben zusammenhängenden Bestrebungen auf Wiederaufrichtung des deutschen Nationalgefühls. Was die neue Partei seit Jahr und Tag, vorläufig im kleinen, aber wachsenden Kriege belagert, das Bollwerk des jüdischen Fortschritts, den Berliner Fortschrittsring, das sah sie jetzt mit dem denkbar schwersten Geschütz, mit dem vernichtenden Kampfgeräth des großen Kanzlers angegriffen, in welchem sie frohlockend

[illegible]

Höchst lehrreiche Streiflichter fielen auf die vom Könige [illegible] Stadtverwaltung in der angezogenen Reichstags-Sitzung nicht bloß aus der Rede des Reichskanzlers, sondern auch aus dem Verhalten der beiden sich zum Worte meldenden, städtischen Vertreter, von denen der eine Christ, der andere Jude ist. Die Scene im Ganzen ist interessant. Der erste Beamte des Reichs, der [illegible] aller [illegible], benutzt die sich ihm darbietende Gelegenheit, um die Vertreter der größten Stadtverwaltung des Landes auf die von ihm wahrgenommenen Mängel ihrer Verwaltung aufmerksam zu machen und ihnen an die Hand zu geben, daß sie auf Beseitigung der Mängel Bedacht nehmen möchten. Das Vorgehen trug dem hochverdienten Staatsmanne von [illegible] Seite eine [illegible] Beleidigung ein. Dann erhebt sich der Oberbürgermeister von Berlin, Herr von Forckenbeck, um dem Kanzler eine Reihe von „Irrthümern" nachzuweisen. Fürst Bismarck widerlegt ihn nicht nur mit großer Schlagfertigkeit, sondern wird auch in Anregung, Belehrung und Tadel deutlicher und energischer. Da findet sich nun der Jude Ludwig Löwe genöthigt, sein Licht leuchten zu lassen, in einer Manier, die an dreister Ueberhebung und sachlicher Oberflächlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Sein Gegner schreitet nochmals zur Replik, obwohl Herr Löwe, wie es so seine Art ist, nur mit andern Worten dasjenige wiederholt hatte, was bei einem Vorredner (Herrn von Forckenbeck) bereits widerlegt war; aber der Kanzler ist in seinem Schlußwort von derjenigen Derbheit, wie sie für den Nerven-Apparat eines Löwe zutreffend erscheint und betont diesem gegenüber die Rechte und Pflichten seiner hervorragenden Stellung. Wenn man die Verhandlungen nach dem Stenogramm verfolgt, ist man erstaunt über die Verdrehungen und kleinlichen Bekrittelungen, welche die großartigen Ausführungen unseres Kanzlers in den liberalen Blättern gefunden haben.

Die Bemerkungen des Reichskanzlers, welche sich direct auf die Berliner Stadtverwaltung beziehen, ergeben sich aus dem Folgenden. Die Besteuerung der Dienst-Wohnungen der Reichsbeamten stand zur Tagesordnung. Fürst von Bismarck hob hervor, daß die in Berlin erhobene Miethssteuer nicht nur höchst drückend, sondern auch unbillig sei; sie treffe ganz unverhältnißmäßig den Armen und sei abzuschaffen. Die Abschaffung der Mahl- und Schlachtsteuer sei ein Fehler gewesen, sie

lasse z. B. die nach Berlin kommenden Fremden (über 4 Millionen) frei. Indirecte Steuern seien den directen unter Umständen vorzuziehen. Paris fordert noch nicht zur Hälfte so viel an directen Steuern ein als Berlin. Hier mache sich der politische Einfluß der Fortschrittspartei geltend. Fürst Bismarck weist auf den bestehenden Fortschrittsring hin. „Unser Bestreben als Beamte ist", sagt er, „von der Kommunal-Regierung und von dem Geiste, in dem sie betrieben wird, unabhängig zu sein." .... Schule und Armenpflege sollte im Wesentlichen der Staat tragen. In Bezug auf Reformen sollte doch hauptsächlich das wirthschaftliche Bedürfniß der Gemeinden und nicht die eigene politische Ueberzeugung maßgebend sein. Wenn die Miethssteuer von dem Berliner seit 1815 ganz ruhig ertragen ist und dieser nie eine Forderung gestellt hat, so muß ich annehmen, „daß die Herren Stadtverordneten mit ganz anderen Fragen als mit den wirthschaftlichen Fragen ihrer Stadt beschäftigt gewesen sind und sich um das finanzielle Wohl der Einwohner der Stadt sehr wenig bekümmert haben seit 1815." — Nunmehr fühlt sich Herr Löwe berufen, den Kanzler — abzufertigen. Sein Auftreten ist zu charakteristisch, sowohl für den Menschen, wie auch für den Parteigänger und den „herrschenden Geist" im Fortschrittsring, als daß wir daran vorbei eilen dürfen. Eingangs erklärt er, den Eindruck (!) zu haben, daß der Kanzler sich hinsichtlich der von ihm kritisirten Stadtverwaltung in großer Unkenntniß befinde. Das sagt Herr Löwe gern, dessen anderweitige Sachkenntniß uns unten noch ein Gewährsmann schildern soll. Die absprechenden Urtheile kämen zu 99% aus Kreisen, die nicht das mindeste Verständniß für die Verhältnisse der Stadt Berlin hätten, denselben Kreisen, die dem Reichskanzler das Wort von dem „fortschrittlichen Ring" in den Mund gelegt hätten. Dieser Ausdruck stamme aus New-York und bezeichne das verbrecherische Treiben einer ehrlosen Stadtverwaltung. (Gewiß hat ihn Richter da hergeholt.) Die Berliner Stadtverwaltung habe mit verhältnißmäßig geringen und gerechten Steuern so viel geleistet, wie der Reichskanzler wohl nicht mit seiner Zollpolitik für die ganze Bevölkerung. Nach den Ausführungen des Reichskanzlers müsse er sagen, daß wenn derselbe diesen Standpunkt einnähme, derselbe doch zu eng seine Kreise gegriffen habe. Löwe meint schließlich, nach seinen Ausführungen habe das Haus keine Veranlassung mehr, den vorliegenden Gesetzentwurf in nähere Erwägung zu nehmen. (So bescheiden!) Fürst Bismarck erwiedert nunmehr, daß er eine Rede Löwe's erwartet habe, da gerade sein Name mit der kritisirten Finanzverwaltung auf's Engste verbunden wäre und die geübte Kritik sich recht eigentlich an seine Adresse richte; ihn habe der Reichskanzler nebst andern

Mitgliedern der Fortschrittspartei im Auge gehabt. „Ich halte es für mein Recht und meine Pflicht, in der Stellung gerade, in der ich bin, wie der Herr Vorredner sagte, in der hochgestellten Stellung, von wo aus ein Wort ein weitgreifendes Echo hat, da halte ich es für meine Pflicht, der Katze die Schelle anzuhängen, die Sache offen zu besprechen, so wie ich sie auffasse, namentlich solche Dinge, die außer mir Niemand eigentlich in die Lage kommt, mit öffentlicher Wirksamkeit zu sagen, weil gegen die Corporation, gegen die Farbe, die Berlin beherrscht, nicht so leicht Einer aufkommt und die Farbe in sich hält fest zusammen." — „Ich habe gesagt, „der Ring", und der Vorredner hat für den Ausdruck, um mir eine Beleidigung imputiren zu können, den übelsten Ursprung zurückgesucht." „Ich habe damit bezeichnen wollen ein festes Conglomerat von Parteien, die unter sich gegen die ganze übrige Welt zusammenhalten und im Besitz der Stadtverwaltung sind und fest entschlossen sind, sich in dem Besitz zu erhalten. Dazu ist kein Verbrechen nöthig; es ist nur eine, wie ich glaube, nicht richtige Ausbildung des Parteiwesens, daß eine Stadt in dieser Schärfe so rettungslos einer einzelnen Partei verfallen kann. Man kann ja darüber Bücher schreiben, wie das gekommen ist. — Als Minister in Preußen und Reichskanzler habe ich ein Recht dazu, die Kritik gegenüber einer Finanz zu üben, von der ich glaube, daß sie auf Mißbräuchen beruhe. Dies als unerhört zu bezeichnen und als Verdächtigung einzelner Herren hinzustellen, erscheint nicht gerechtfertigt: „Der Herr Vorredner hat mir Unkenntniß der Sachen vorgeworfen. Ja, worin liegt die eigentlich? So etwas ist leicht hingeworfen; es macht den Eindruck, als wäre wirklich etwas Wahres daran, wenn der Herr auch nicht versucht hat, mir einen einzigen Irrthum vorzuführen." „Verdächtigung ist das nicht, wenn ich sage, der und der ist ein schlechter Financier. Wie oft haben die Herren uns Minister getadelt. Da hieß es: Das Gesetz taugt nichts, ist fehlerhaft. „Sollte ich auch nicht darüber urtheilen dürfen, wenn ich etwas für schlecht halte? So viel Respekt habe ich vor den Größen dieser Stadt nicht, daß, wenn ich als Minister etwas sehe, was ich nicht für gut halte, ich nicht Remedur zu schaffen suche."

Damit ist eine „Frage" angeregt, die nicht wieder von der Tagesordnung der öffentlichen Meinung gelangen wird, bevor sie nicht zur allgemeinen Befriedigung gelöst ist.

Anläßlich dieser Reichstags-Sitzung hat der Stadtverordnete Herr Limprecht im hiesigen „Deutschen Bürgerverein" einen Vortrag gehalten,

in welchem er das Thema behandelte: „Die Fortschrittspartei in der Berliner Communal-Verwaltung." Herr Limprecht ist durch die Wahlvorgänge bei der Candidatur Straßmann's im November ohne irgend welches eigene Verschulden in eine sehr schiefe Stellung zur herrschenden Bergpartei und dem Ring gerathen. Er hatte sich geweigert, für besagte Candidatur zu agitiren, weil er solche Agitationen von Stadtverordneten, die auf Beeinflussung der Wähler ausgehen, prinzipiell verwirft. Er erklärte ausdrücklich, daß er gegen die Wahl Straßmann's nicht habe; doch das half nichts. Er erzählt den Vorgang folgendermaßen: „Ich persönlich bin bedroht worden, indem man mir sagte, man würde meine Wiederwahl verhindern, man würde meine Stellung in der Versammlung unhaltbar machen, und man war nicht zufrieden damit, daß ich erklärte, ich würde mich neutral verhalten, sondern ich sollte mich durchaus dazu hergeben, für Straßmann zu agitiren, weil man glaubte, daß ich Einfluß hätte. Der abgesandte Kollege erklärte mir nun, man sehe wohl, daß ich ein Antisemit sei, obwohl ich mich mit der Judenfrage noch nie befaßt hatte. Man hat alles Mögliche gethan, um meine Wahl zu verhindern; nun, das ist nicht gelungen, meine Wähler haben mich vielmehr einstimmig wiedergewählt, obgleich man dieselben mit materiellen Nachtheilen bedroht hat. Nachher hat man versucht, meine Stellung in der Versammlung selbst unmöglich zu machen."

In diesem Beispiel manifestirt sich ein wahrer Terrorismus. Und da behauptet Herr Löwe noch im Reichstage, daß die Fortschrittspartei in der Stadtverwaltung gar keine Rolle spiele, gar nicht zur Geltung komme!

Das Fraktionsverhältniß des Ringes bringt es mit sich, daß die Abstimmungen außerhalb der Stadtverordneten-Sitzungen für dieselbe sozusagen vorbereitet, wenn nicht vorbeschlossen werden. Die einzelnen Fragen spielen sich hier meist glatt ab; man liest die Berichte in den Blättern und lernt die Beschlüsse kennen. Die Beweggründe zu diesen entziehen sich natürlich sehr oft der Oeffentlichkeit. Daher ist es dem großen Publicum nicht leicht, hinter eine Sache zu kommen, die es vielleicht nicht billigen würde. Besondere Aufmerksamkeit verdienen Mittheilungen, die Stadtverordnete wie Herr Limprecht — übrigens ein Mann von ausgeprägt deutschbürgerlich rechtlichem Charakter — aus der Stadtverwaltung und über dieselbe zu machen sich entschließen. Die angeführten Thatsachen, das muß man bedenken, können nie derartig sein, daß sich die Nothwendigkeit gerich[illegible]schreitung ergiebt; indeß steigt doch der Wunsch auf, daß sich [illegible]nglichen Be-

hörden einmal möchten eingehend mit den städtischen Verhältnissen befassen.

Daß der Ring die Stadtverordnetenwahlen beeinflußt, haben wir schon gesehen; aber er thut dies auch mit allen übrigen communalen Wahlen, namentlich mit denjenigen der Stadträthe. Unser Gewährsmann sagt: „Einen besonderen Einfluß übt der „Fortschrittsring" seit langer Zeit auf die Stadtrathswahlen aus, ja bereits ist der Magistrat fast ebenso zugeschnitten; denn es wird Niemand gewählt, der nicht derselben Gesinnung ist." „Es ist nicht immer gesehen auf Fähigkeit, Tüchtigkeit, Würdigkeit." Da war z. B. der Stadtkämmerer, mit dessen Fähigkeiten die Stadtverordneten nicht sehr zufrieden waren. Er legte 1871 sein Amt nieder, um Director einer Gründung, der „Deutschen Unionsbank", zu werden. Hier scheint er sich auch nicht bewährt zu haben; die Bank wurde aufgelöst. Er bewarb sich nun um eine Stadtrathsstelle und wurde gewählt, nicht weil er fähig war, sondern als Gesinnungsgenosse. Er ist jetzt Vorsitzender der Steuerdeputation, mit welcher Fürst Bismarck hadert. — Es sollte ein Schulrath gewählt werden für die höheren Schulen. Zwei Herren, Kempf und Kauer, kommen auf die engere Wahl. Ersterer galt für einen befähigten Mann, aber ein Mitglied des Ringes fand in einer Broschüre einen Satz von ihm, nach welchem er kein Fortschrittsmann sei. Daher wählte man den Zweiten, ohne von seinen Fähigkeiten zu sprechen; hingegen hob besonders Hermes hervor, daß seine Freisinnigkeit sich daraus ergebe, daß er und auch sein Vater dieserhalb verfolgt wären. — Dem Stadtrath Wolff wurde bei bevorstehender Wiederwahl vorgeworfen, er habe 30,000 Mark Miethe zu früh an Geber bezahlt. Als Letzterer darauf „Pleite gegangen", wurde die Miethe nochmals gefordert. Die Sache wurde zwar nicht aufgeklärt, aber Herr Wolff gewählt. Derselbe hatte auch den Kauf eines Begräbnißplatzes bei Friedrichsfelde geleitet, zu welchem später kein Weg führte. Nun fand man zwar einen Triftweg zu dem Platz, den die Gemeinde Lichtenberg sperren konnte, dem Magistrat zu Gefallen indeß freigab; allein die Kgl. Ostbahn baute über diesen Weg einen Rangirbahnhof, ohne daß unser Stadtrath rechtzeitig Einspruch erhob; infolgedessen müssen durchschnittlich täglich 30 Leichen mit ihren Zügen über die Schienen fahren, wobei sie den unliebsamsten Unterbrechungen durch die eintretenden Absperrungen ausgesetzt sind. Auch diese Umstände reichten nicht hin, um die Wiederwahl aufzugeben. Ja, als eine Minorität 17 weiße Stimmzettel abgab, sagte Dr. Hermes: „Nun wissen wir's ja, 17 Antisemiten seid Ihr —" weil nämlich Herr



lasse z. B. die nach Berlin kommenden Fremden (über 4 Millionen) frei. Indirecte Steuern seien den directen unter Umständen vorzuziehen. Paris fordert noch nicht zur Hälfte so viel an directen Steuern ein als Berlin. Hier mache sich der politische Einfluß der Fortschrittspartei geltend. Fürst Bismarck weist auf den bestehenden Fortschrittsring hin. „Unser Bestreben als Beamte ist", sagt er, „von der Kommunal-Regierung und von dem Geiste, in dem sie betrieben wird, unabhängig zu sein." .... Schule und Armenpflege sollte im Wesentlichen der Staat tragen. In Bezug auf Reformen sollte doch hauptsächlich das wirthschaftliche Bedürfniß der Gemeinden und nicht die eigene politische Ueberzeugung maßgebend sein. Wenn die Miethssteuer von dem Berliner seit 1815 ganz ruhig ertragen ist und dieser nie eine Forderung gestellt hat, so muß ich annehmen, „daß die Herren Stadtverordneten mit ganz anderen Fragen als mit den wirthschaftlichen Fragen ihrer Stadt beschäftigt gewesen sind und sich um das finanzielle Wohl der Einwohner der Stadt sehr wenig bekümmert haben seit 1815." — Nunmehr fühlt sich Herr Löwe berufen, den Kanzler — abzufertigen. Sein Auftreten ist zu charakteristisch, sowohl für den Menschen, wie auch für den Parteigänger und den „herrschenden Geist" im Fortschrittsring, als daß wir daran vorbei eilen dürfen. Eingangs erklärt er, den Eindruck (!) zu haben, daß der Kanzler sich hinsichtlich der von ihm kritisirten Stadtverwaltung in großer Unkenntniß befinde. Das sagt Herr Löwe gern, dessen anderweitige Sachkenntniß uns unten noch ein Gewährsmann schildern soll. Die absprechenden Urtheile kämen zu 99% aus Kreisen, die nicht das mindeste Verständniß für die Verhältnisse der Stadt Berlin hätten, denselben Kreisen, die dem Reichskanzler das Wort von dem „fortschrittlichen Ring" in den Mund gelegt hätten. Dieser Ausdruck stamme aus New-York und bezeichne das verbrecherische Treiben einer ehrlosen Stadtverwaltung. (Gewiß hat ihn Richter da hergeholt.) Die Berliner Stadtverwaltung habe mit verhältnißmäßig geringen und gerechten Steuern so viel geleistet, wie der Reichskanzler wohl nicht mit seiner Zollpolitik für die ganze Bevölkerung. Nach den Ausführungen des Reichskanzlers müsse er sagen, daß wenn derselbe diesen Standpunkt einnähme, derselbe doch zu eng seine Kreise gegriffen habe. Löwe meint schließlich, nach seinen Ausführungen habe das Haus keine Veranlassung mehr, den vorliegenden Gesetzentwurf in nähere Erwägung zu nehmen. (So bescheiden!) Fürst Bismarck erwiedert nunmehr, daß er eine Rede Löwe's erwartet habe, da gerade sein Name mit der kritisirten Finanzverwaltung auf's Engste verbunden wäre und die geübte Kritik sich recht eigentlich an seine Adresse richte; ihn habe der Reichskanzler nebst andern

Mitgliedern der Fortschrittspartei im Auge gehabt. „Ich halte es für mein Recht und meine Pflicht, in der Stellung gerade, in der ich bin, wie der Herr Vorredner sagte, in der hochgestellten Stellung, von wo aus ein Wort ein weitgreifendes Echo hat, da halte ich es für meine Pflicht, der Katze die Schelle anzuhängen, die Sache offen zu besprechen, so wie ich sie auffasse, namentlich solche Dinge, die außer mir Niemand eigentlich in die Lage kommt, mit öffentlicher Wirksamkeit zu sagen, weil gegen die Corporation, gegen die Farbe, die Berlin beherrscht, nicht so leicht Einer aufkommt und die Farbe in sich hält fest zusammen." — „Ich habe gesagt, „der Ring", und der Vorredner hat für den Ausdruck, um mir eine Beleidigung imputiren zu können, den übelsten Ursprung zurückgesucht." „Ich habe damit bezeichnen wollen ein festes Conglomerat von Parteien, die unter sich gegen die ganze übrige Welt zusammenhalten und im Besitz der Stadtverwaltung sind und fest entschlossen sind, sich in dem Besitz zu erhalten. Dazu ist kein Verbrechen nöthig; es ist nur eine, wie ich glaube, nicht richtige Ausbildung des Parteiwesens, daß eine Stadt in dieser Schärfe so rettungslos einer einzelnen Partei verfallen kann. Man kann ja darüber Bücher schreiben, wie das gekommen ist. — Als Minister in Preußen und Reichskanzler habe ich ein Recht dazu, die Kritik gegenüber einer Finanz zu üben, von der ich glaube, daß sie auf Mißbräuchen beruhe. Dies als unerhört zu bezeichnen und als Verdächtigung einzelner Herren hinzustellen, erscheint nicht gerechtfertigt: „Der Herr Vorredner hat mir Unkenntniß der Sachen vorgeworfen. Ja, worin liegt die eigentlich? So etwas ist leicht hingeworfen; es macht den Eindruck, als wäre wirklich etwas Wahres daran, wenn der Herr auch nicht versucht hat, mir einen einzigen Irrthum vorzuführen." „Verdächtigung ist das nicht, wenn ich sage, der und der ist ein schlechter Financier. Wie oft haben die Herren uns Minister getadelt. Da hieß es: Das Gesetz taugt nichts, ist fehlerhaft. „Sollte ich auch nicht darüber urtheilen dürfen, wenn ich etwas für schlecht halte? So viel Respekt habe ich vor den Größen dieser Stadt nicht, daß, wenn ich als Minister etwas sehe, was ich nicht für gut halte, ich nicht Remedur zu schaffen suche."

Damit ist eine „Frage" angeregt, die nicht wieder von der Tagesordnung der öffentlichen Meinung gelangen wird, bevor sie nicht zur allgemeinen Befriedigung gelöst ist.

Anläßlich dieser Reichstags-Sitzung hat der Stadtverordnete Herr Limprecht im hiesigen „Deutschen Bürgerverein" einen Vortrag gehalten,

in welchem er das Thema behandelte: „Die Fortschrittspartei in der Berliner Communal=Verwaltung.“ Herr Limprecht ist durch die Wahlvorgänge bei der Candidatur Straßmann's im November ohne irgend welches eigene Verschulden in eine sehr schiefe Stellung zur herrschenden Bergpartei und dem Ring gerathen. Er hatte sich geweigert, für besagte Candidatur zu agitiren, weil er solche Agitationen von Stadtverordneten, die auf Beeinflussung der Wähler ausgehen, prinzipiell verwirft. Er erklärte ausdrücklich, daß er gegen die Wahl Straßmann's nicht habe; doch das half nichts. Er erzählt den Vorgang folgendermaßen: „Ich persönlich bin bedroht worden, indem man mir sagte, man würde meine Wiederwahl verhindern, man würde meine Stellung in der Versammlung unhaltbar machen, und man war nicht zufrieden damit, daß ich erklärte, ich würde mich neutral verhalten, sondern ich sollte mich durchaus dazu hergeben, für Straßmann zu agitiren, weil man glaubte, daß ich Einfluß hätte. Der abgesandte Kollege erklärte mir nun, man sehe wohl, daß ich ein Antisemit sei, obwohl ich mich mit der Judenfrage noch nie befaßt hatte. Man hat alles Mögliche gethan, um meine Wahl zu verhindern; nun, das ist nicht gelungen, meine Wähler haben mich vielmehr einstimmig wiedergewählt, obgleich man dieselben mit materiellen Nachtheilen bedroht hat. Nachher hat man versucht, meine Stellung in der Versammlung selbst unmöglich zu machen.“

In diesem Beispiel manifestirt sich ein wahrer Terrorismus. Und da behauptet Herr Löwe noch im Reichstage, daß die Fortschrittspartei in der Stadtverwaltung gar keine Rolle spiele, gar nicht zur Geltung komme!

Das Fraktionsverhältniß des Ringes bringt es mit sich, daß die Abstimmungen außerhalb der Stadtverordneten=Sitzungen für dieselbe sozusagen vorbereitet, wenn nicht vorbeschlossen werden. Die einzelnen Fragen spielen sich hier meist glatt ab; man liest die Berichte in den Blättern und lernt die Beschlüsse kennen. Die Beweggründe zu diesen entziehen sich natürlich sehr oft der Oeffentlichkeit. Daher ist es dem großen Publicum nicht leicht, hinter eine Sache zu kommen, die es vielleicht nicht billigen würde. Besondere Aufmerksamkeit verdienen Mittheilungen, die Stadtverordnete wie Herr Limprecht — übrigens ein Mann von ausgeprägt deutschbürgerlich rechtlichem Charakter — aus der Stadtverwaltung und über dieselbe zu machen sich entschließen. Die angeführten Thatsachen, das muß man bedenken, können nie derartig sein, daß sich die Nothwendigkeit gerichtlicher Einschreitung ergiebt; indeß steigt doch der Wunsch auf, daß sich die controllirenden königlichen Be=

hörden einmal möchten eingehend mit den städtischen Verhältnissen befassen.

Daß der Ring die Stadtverordnetenwahlen beeinflußt, haben wir schon gesehen; aber er thut dies auch mit allen übrigen communalen Wahlen, namentlich mit denjenigen der Stadträthe. Unser Gewährsmann sagt: „Einen besonderen Einfluß übt der „Fortschrittsring" seit langer Zeit auf die Stadtrathswahlen aus, ja bereits ist der Magistrat fast ebenso zugeschnitten; denn es wird Niemand gewählt, der nicht derselben Gesinnung ist." „Es ist nicht immer gesehen auf Fähigkeit, Tüchtigkeit, Würdigkeit." Da war z. B. der Stadtkämmerer, mit dessen Fähigkeiten die Stadtverordneten nicht sehr zufrieden waren. Er legte 1871 sein Amt nieder, um Director einer Gründung, der „Deutschen Unionsbank", zu werden. Hier scheint er sich auch nicht bewährt zu haben; die Bank wurde aufgelöst. Er bewarb sich nun um eine Stadtrathsstelle und wurde gewählt, nicht weil er fähig war, sondern als Gesinnungsgenosse. Er ist jetzt Vorsitzender der Steuerdeputation, mit welcher Fürst Bismarck hadert. — Es sollte ein Schulrath gewählt werden für die höheren Schulen. Zwei Herren, Kempf und Kauer, kommen auf die engere Wahl. Ersterer galt für einen befähigten Mann, aber ein Mitglied des Ringes fand in einer Broschüre einen Satz von ihm, nach welchem er kein Fortschrittsmann sei. Daher wählte man den Zweiten, ohne von seinen Fähigkeiten zu sprechen; hingegen hob besonders Hermes hervor, daß seine Freisinnigkeit sich daraus ergebe, daß er und auch sein Vater dieserhalb verfolgt wären. — Dem Stadtrath Wolff wurde bei bevorstehender Wiederwahl vorgeworfen, er habe 30,000 Mark Miethe zu früh an Geber bezahlt. Als Letzterer darauf „Pleite gegangen", wurde die Miethe nochmals gefordert. Die Sache wurde zwar nicht aufgeklärt, aber Herr Wolff gewählt. Derselbe hatte auch den Kauf eines Begräbnißplatzes bei Friedrichsfelde geleitet, zu welchem später kein Weg führte. Nun fand man zwar einen Triftweg zu dem Platz, den die Gemeinde Lichtenberg sperren konnte, dem Magistrat zu Gefallen indeß freigab; allein die Kgl. Ostbahn baute über diesen Weg einen Rangirbahnhof, ohne daß unser Stadtrath rechtzeitig Einspruch erhob; infolgedessen müssen durchschnittlich täglich 30 Leichen mit ihren Zügen über die Schienen fahren, wobei sie den unliebsamsten Unterbrechungen durch die eintretenden Absperrungen ausgesetzt sind. Auch diese Umstände reichten nicht hin, um die Wiederwahl aufzugeben. Ja, als eine Minorität 17 weiße Stimmzettel abgab, sagte Dr. Hermes: „Nun wissen wir's ja, 17 Antisemiten seid Ihr —" weil nämlich Herr

Wolff zufällig Jude ist. Somit darf man niemals gegen einen Juden stimmen, weil er eben Jude ist. So muß es sein! — Herr Mammroth erklärte als Stadtverordneter, er könne nicht mehr functioniren, da sein vergrößertes Geschäft ihn zu sehr in Anspruch nehme, aber wenn er Stadtrath werden könnte, würde es wohl gehen. (!) Der Mann ist Jude und wurde Stadtrath, obwohl hierzu mehr Zeit gehört, als zu seinem ersten Posten. Es gab aber diesmal 34 Antisemiten. — Ein Gegenstück. Der Stadtrath Matthes, der höchst pflichttreue „General-Feuerherr" der Stadt, steht zur Wiederwahl an. Man warf ihm vor, er sei zu peinlich in seinen Geschäften, und er wurde abgelehnt. Die dankbaren Bürger wählten ihn aber zum Stadtverordneten. — Das ist so eine kleine Blumenlese von Wahlvorgängen in der Berliner Stadtverwaltung.

Um gerade Herrn Ludwig Löwe gegenüber das Unwahre seiner Behauptung, die Fortschrittspartei spiele gar keine Rolle in der Stadtverwaltung, zu betonen, behauptet Herr Limprecht: „Ich muß sagen, der Abg. Löwe ist immer der Erste gewesen, der die Sache forcirt hat, er hat zu verschiedenen Malen, wo es sich um die Wahl eines Vorsteher-Stellvertreters handelte, gegen die Aufstellung nicht-fortschrittlicher Kandidaten gesprochen. So ist er z. B. gegen den verstorbenen Vollgold losgegangen: dieser sei zu conservativ, zu orthodox, einen solchen Mann dürfe man nicht an die Spitze der Stadtverordneten-Versammlung stellen, was sollte die Welt dazu sagen! In zwei Fällen ist es ihm nicht gelungen, und Vollgold wurde gewählt. Es gelang ihm aber, die Wahl des nicht prononcirt fortschrittlichen Stadtverordneten Paetel zum Stellvertreter im Januar cr. mit dem Siege Virchow's zu vereiteln. — Für das Berliner Verwaltungsgericht candidirte Dr. Stryck. Man machte dagegen geltend, ein Stadtverordneter passe nicht zur Wahl, da er zufällig Richter und Partei in einer Person sein könnte. Der Ring setzte seinen Willen durch. — Wenn man aber auch alle diese Sachen noch entschuldigen wollte, so bezeichnet der Fall Dollfuß die Wirksamkeit des Fortschritts in der städtischen Verwaltung gewiß deutlich, und wenn dem gegenüber Herr Löwe noch sagt, die Fortschrittspartei spiele keine Rolle in unserer Verwaltung, so hört in der That Alles auf! Dem Bezirksvorsteher Dollfuß wurde bekanntlich zur Last gelegt, er sei in eine Affaire verwickelt, bei welcher einige Arbeiter Cement, städtisches Eigenthum, gestohlen haben. Trotzdem die Angelegenheit zur Sprache gebracht worden war, plaidirte Dr. Stryck für seine Wiederwahl zum Bezirksvorsteher, da er als ein „Eckpfeiler der kirchlich-libe-

ralen Partei" bekannt sei, und er wurde gewählt. Die Sache gelangte in's Publicum, wo sie Sensation erregte, und der Magistrat bestätigte die Wahl nicht. Herr Limprecht ist der Meinung, daß Dollfuß noch im Besitz mehrerer Ehrenämter sei.

In der Debatte, die dem Vortrage folgte, fragte Herr Ruppel, ob es wahr sei, daß unter den Inhabern von städtischen Ehrenämtern sich 400 bestrafte Subjecte befänden! Auch interpellirte Redner wegen gewisser Vorgänge, die bei den Wahlen Hobrecht's und von Forckenbeck's zu Oberbürgermeistern stattgefunden haben sollen. Namentlich sei bei Letzterem darauf hingewiesen, daß er keine Zeit für den Posten habe. Zu seiner Empfehlung sei erwidert worden, er sei ein vortrefflicher Repräsentant und weiter sei nichts nöthig, die Arbeit würde man schon selbst thun.

Von der Wahl Forckenbeck's erfährt man andererseits, daß sein judenfreundliches Verhalten in Breslau für Berlin sehr anziehend gewirkt habe, daß Breslauer Christen aber froh gewesen sind, ihn loszuwerden.

Ein merkwürdiger Punkt aus Hobrecht's Regime ist in dem Verhältniß seines Bruders zur Stadtverwaltung hervorzuheben. Die Städteordnung untersagt die Anstellung Verschwägerter &c. im Communaldienst. Herrn Hobrecht's Bruder wurde deshalb nicht angestellt, aber commissarisch und contractlich mit der Ausführung der Kanalisation betraut. Seine Contracte gingen bis zur Herstellung des III. Radialsystems, wo er 30,000 Mk. Prämie erhielt. Er war zwar nicht rechtzeitig fertig geworden, aber ohne selbst Schuld zu sein; denn der Magistrat hatte ihm ein Grundstück nicht zur rechten Zeit verschafft. Wegen der Weiterführung der Kanalisation blieben die Verhandlungen schweben und es lag die Gefahr vor, daß Herr Hobrecht der Stadt eine hohe Kostenrechnung nach Beendigung seiner Arbeit würde aufstellen können. Das Endresultat kennen wir nicht.

Mit den Wahlen hängt auch eine Angelegenheit zusammen, die viel Aufregung veranlaßt hat, nämlich die Neueintheilung der Communalwahlbezirke. Seit einer Reihe von Jahren waren massenhaft Petitionen zur Abstellung der Uebelstände ergangen, die sich mit dem Wachsthum der Stadt herausgestellt und darin bestehen, daß innere Wahlbezirke mit vielleicht 5000 Einwohnern oder noch nicht 500 Wählern sich fast winzig ausnehmen gegenüber den äußeren, wo mitunter 90,000 Einwohner oder 14,000 Wähler nur dieselben 3 Stadtverordneten zu wählen haben. Die kleinen Bezirke kommen besonders den Gliedern des Ringes zu Gute, und daher sträubt sich dieser seit Jahren, Wandel zu schaffen,

weil viele von den Herren „Manschetten“ vor einer Neuwahl haben. Zu sehr gedrängt, mußte man einen Ausschuß einsetzen, der den Vorsteher Straßmann selbst zum Vorsitzenden erhielt. Während nun andere Ausschüsse in 8—14 Tagen Bericht erstatten, hat man von diesem Ausschuß 14 Monate lang nichts gehört, bis — die Regierung intervenirte. Da rührte sich der Ring, und das Resultat war, daß 18 neue Stadtverordnete gewählt wurden, was eigentlich so gut wie gar kein Resultat war, aber der Ring hatte sich gedrückt. —

Wie oben angedeutet, ist es selbst für einen Stadtverordneten schwer, gravirende Punkte festzustellen, das wird verhindert eben durch die ganze Einrichtung. Sehr wichtige Beschlüsse werden in der „geheimen“ Sitzung gefaßt, über die keine Protocolle geführt werden, keine stenographischen Berichte Aufschluß geben. Beruft sich wer auf solche Sitzungen, so können Zeugnisse mit angeblicher Unwissenheit verwechselt werden. Gleicherweise entziehen sich die Verhandlungen der Ausschüsse und einzelner Stadtverordneten mit Unternehmern &c. meist jeder öffentlichen Controlle. Dazu muß man bedenken, daß, wo jüdische Pfiffigkeit waltet, der Vortheil gesucht und gefunden wird, ohne üble Folgen oder auch nur üble Nachrede zu erwecken.

Wenden wir uns nunmehr den städtischen „Unternehmungen“ zu. Da ist zunächst die Kanalisation, die so ungeheure Summen verschlingt und gegen deren Zweckmäßigkeit sich so große Minoritäten in der Bürgerschaft ausgesprochen haben, daß sie bis heut nicht festgestellt erscheint. Noch eben solche Summen, wie ihre Beendigung kosten wird, dürften die zu beschaffenden Rieselfelder verschlingen, wenn das noch reicht. In der abgelegenen Umgebung Berlins schwankt der Preis für den Morgen Landes zwischen 140 bis 200 Thalern. Welch ein Feld für eine nutzbringende Speculation! Die Erfahrungen mit Osdorf sind keine erfreulichen. Man hatte gehofft, daß die Stadt wer weiß was durch die Bewirthschaftung des Gutes profitiren würde, und sie muß Zuschüsse leisten. Anfänglich wurden in Osdorf — wenn wir nicht irren — gegen 200 Pflanzenarten cultivirt; die verständige Leitung eines Fachmannes, des Herrn Limprecht, hat dieselben auf etwa 15 reducirt. Ein reicher Kohlhändler aus Magdeburg nahm jährlich große Quantitäten Gemüse in Posten bis zu 15,000 Centnern und man berechnete ihm den Centner mit 70 Pfennigen. Ein fachmännischer — Kaufmann leitete das, als Herrn Limprecht die Leitung übertragen wurde. Auf Beschwerde hiesiger Einwohner stellte dieser den Preis des Kohls auf 1,40 Mk. pro Centner, worauf endlich nach langem von Berlin genährtem Zaudern der Magde-

burger sich zum Kauf erbot. Mittlerweile hatten indeß die Berliner den Kohl erhandelt und dem Magdeburger blieben nicht 15,000 Centner, wie er verlangt, sondern nur 5000 der Nachlese übrig, die er nun für 1 Mk. pro Centner erhielt. Welche Summen bei solchen Unternehmungen auf dem Spiele stehen, mag der Leser ermessen, wenn er erfährt, daß durch die Preissteigerung des Herrn Limprecht der Stadt 40- bis 50,000 Mk. im Jahr eingebracht wurden! Wegen seines Zwiespalts mit der Versammlung wurden diesem Herrn, der Gärtnereibesitzer ist, sämmtliche Leitungen und geschäftliche Commissionen also auch die in Osdorf abgenommen. Hier erhielt die Leitung als Sachverständiger der — Kaufmann — Moses.

Große Sorge macht den Stadtvätern die Beschaffung neuer Rieselfelder. Berliner und andere Grundbesitzer stellen ihnen aber dieselben, lange bevor sie gebraucht werden, zur Verfügung. Ein solcher erbot sich, sein Gut der Stadt zu überlassen und ihr dasselbe mit 3 Procent jährlich zwei bis drei Jahre lang abzupachten. Ein rechtlicher Stadtverordneter hinderte die Ausführung des Planes.

Dabei fällt uns eine halbvergessene Geschichte ein. Bei Beginn der Kanalisation wurden merkwürdiger Weise in verschiedenen Stadtgegenden Stapelplätze zur Aufbewahrung der massenhaften Materialien gemiethet, eine kostspielige Sache, die man vermeiden konnte, wenn man die Materialien, sowie sie gebraucht wurden, in kleinen Posten von den Lieferanten hätte sogleich an den Verbrauchsort bringen lassen. Im Potsdamer Viertel existirte nun ein Platz, welcher der Stadt gehörte und für ein geringes Geld verpachtet war. Man versäumte die Kündigung und miethete dem Pächter für eine ansehnliche Summe den Platz ab. Noch heute kommen auffällig hohe Platzmiethen vor. Am Frankfurter Thor ist ein Platz für etwa 15,000 Mk. gepachtet, für einen Preis, der einer besseren Gegend werth erscheint.

Ein interessantes Thema bietet die Berliner Straßenreinigung. Früher besorgte diese die Stadt durch eigene Angestellte, jetzt ist die Anlegenheit in Entreprise unter Leitung des Herrn — Moses und kostet, wie man sagt, fast das Doppelte von früher, gegen drei Millionen, obwohl man eine bessere Reinigung nicht wahrnimmt. Die Straßenfeger erhalten 3 Mk. pro Tag, 365 mal pro Jahr, obwohl die Arbeiter z. B. in den Parkanlagen nur ca. 2 Mk. bekommen.

Gönnen wir noch einmal Herrn Limprecht das Wort, um die Geschäftspraxis des Fortschrittsrings bei Grundstückserwerbungen an einem Beispiel zu illustriren: „Ich komme noch auf eine andere Sache. Es wird behauptet, daß einzelne Mitglieder jener Versammlung ihren

Vortheil nicht aus den Augen verlören; — nun, ich will Ihnen ein Beispiel anführen und das Urtheil Ihnen überlassen. Im Jahre 1877 wurde eine Vorlage vom Magistrate eingebracht, im Osten der Stadt eine höhere Töchterschule zu bauen. — Der Antrag wurde abgelehnt. Bereits im vorigen Jahre ist der Antrag wiedergekommen; bei manchen Collegen war eine große Entrüstung darüber, wie man das wagen könne. Nun war es wunderbar, wie da plötzlich Löwe und Stryck für eine höhere Töchterschule im Osten eintraten! — Vorher hatte Dr. Stryck gesagt: „Was wollt Ihr im Osten mit einer höheren Töchterschule, da, wo man bloß mit Pantinen geht!“ Jetzt haben wir es erlebt, daß Löwe und Stryck warm dafür sprachen. Herr Löwe sagte etwa Folgendes: „Meine Herren! Wenn vor Jahren der Schulrath Hofmann gesagt hat, man müsse eine Schule errichten an der Grenze des Centrums und des Ostens, so gilt das heut nicht mehr; der Osten ist zu groß, das Bedürfniß so gewachsen, daß man sie mitten in dem Osten bauen muß.“ Ich frage nun Jeden, der die Verhältnisse kennt, liegt denn die Markusstraße etwa mitten im Osten? Nachher stellte sich allerdings heraus, daß das für die Schule in Aussicht genommene Grundstück dem fortschrittlichen Abgeordneten Hermes gehörte, und ich will Ihnen nun gern überlassen, hieraus die Ihnen richtig erscheinenden Schlüsse zu ziehen!“ Wir können's unseren Lesern gegenüber auch thun. —

Von den schon erwähnten Interpellationen Ruppel's, mit denen er den Vortragenden bittet, doch verschiedene Gerüchte möglichst richtig zu stellen, erwähnen wir noch etwas. Es sei, sagt Herr Ruppel, ihm mitgetheilt worden, daß der Stadtrath Stadthagen die sämmtlichen Butterlieferungen für die städtischen Anstalten der jüdischen Firma Heymann übertragen habe. Es seien verschiedene christliche Butterhändler zu ihm gekommen und hätten ihn gebeten, doch die Sache zur Sprache zu bringen. Die Güte der jüdischen Butterlieferungen soll zuerst in Dalldorf entdeckt worden sein, wo ein Sohn des Heymann Irrenarzt sein soll. Die ganze Sache solle auf „Mischpoche“ hinauslaufen: der Sohn des Heymann sei Irrenarzt; dieser Sohn habe einen Schwager, dieser Schwager einen Socius, und dieser Socius wieder einen Bruder, der der Schwiegersohn von Stadthagen sei oder sein sollte. Wenn man diese Reihe nun umdrehe (Große Heiterkeit im ganzen Saale) — — Herr Ruppel fragt fortfahrend nur noch, wie es sich mit der Nachricht verhalte, daß an einen Verwandten Stadthagen's die Lieferung der Armensärge und an einen anderen Juden sogar die Lieferung der Einsegnungsanzüge für arme Kinder übertragen sei.

Greifen wir zum Schluß der kaleidoskopischen Vorstellung aus dem Berliner Stadtverwaltungsleben noch einige Personalien heraus. Zunächst bemerken wir die unverhältnißmäßige Zahl der Juden in der Stadtverwaltung, die noch durch getaufte, wie Eberty als Syndicus, Rechtsanwalt Horwitz als Justiziar bei der Schuldeputation u. s. w. so vermehrt wird, daß Berlin in seiner Communalverwaltung als eine reine Judenstadt erscheint, in der, wie die Wahlvorgänge zeigen, die Christen kaum noch geduldet werden, jedenfalls nicht, wenn sie den Juden nicht stumm und blind Gefolgschaft leisten. An der Spitze des — sagen wir einmal zur Abwechselung — Judenringes stehen selbstverständlich auch zwei Juden, seine Gründer und sonst auch solche, Straßmann und Ludwig Löwe. An Keinem von Beiden hat Jemand, bevor sie Stadtverordnete wurden, besondere Verdienste bemerkt, trotzdem ihre Namen nicht aus den Reklamezeitungen herauskamen. Beide ließen sich als Kandidaten nicht in ihrem Wohnbezirk, sondern in entfernteren Stadtgegenden aufstellen, um kleine Erinnerungen oder Interpellationen neckender oder eingeweihter Nachbarn zu vermeiden. Das Urbild eines politischen Juden oder jüdischen Politikers bleibt Ludwig Löwe. Man bedenke seine Carrière! Eines Tages als unbemittelter, stellenloser Commis nimmt er sich vor, sein Glück zu machen. Damals hieß er noch der „grüne" Löwe. Als solcher machte er dauernd die Bezirksvereine unsicher, wo er seine Zungengeläufigkeit ausbildete und seinen Namen fortlaufend in die Zeitungen brachte. Der erste Erfolg war eine Commission oder Agentur auf Nähmaschinen, wobei man nicht klug daraus wurde, ob Löwe nicht etwa der Fabrikant sei. Genug, er hatte Erfolg. Jetzt belagerte er eine hiesige Turnvereinigung. Um sich Einfluß zu sichern, drang er auf eine Spaltung, und in die neugegründete Vereinigung ließ er Virchow und andere „Koryphäen" zu Ehrenmitgliedern wählen, mit denen er sich im Connex zu halten wußte. Löwe wurde Stadtverordneter. Sein Handlungsdienerthum hatte sich rechtzeitig überlebt und er avancirte zum wirklichen Fabrikanten, d. h. Inhaber einer Fabrik und Gründer einer Commanditgesellschaft auf Actien, was ihn nach Vermehrung der nöthigen Connexionen und nachdem er den Ring mit Straßmann geschlossen, befähigte, endlich Abgeordneter zu werden. Ein Gambetta en miniature!

Seinen Verdiensten und seiner Aufführung angemessen widmete ihm Herr Limprecht an jenem Vortragsabend seiner besonderen Aufmerksamkeit, namentlich auch seiner Sach- und Fachkenntniß. Er sagte: Herr Löwe ist seit 12 Jahren oder noch länger in der Stadtverwaltung, und

während dieser ganzen Zeit hat er in keiner andern als in der Finanzdeputation gearbeitet, in welcher manchmal die Verhältnisse es zulassen, daß die Mitglieder in 10 Jahren nicht zusammen kommen; geschieht dies aber einmal, so besteht deren einzige Thätigkeit darin, daß sie über Höhe und Form einer neuen Anleihe berathen. (Also Herr Löwe versteht es, sich von allzu großer Arbeit für die Commune zu drücken.) Sonst war Herr Löwe in keine Verwaltungs-Deputation gewählt; ich weiß aber nicht, ob er da von besonderem Nutzen sein wird, und man darf wohl mit Recht fragen, wo er seine Kenntnisse über die Stadtverwaltung hernimmt, denn durch Schönrednerei kann man sie doch nicht kennen lernen. Und was hat er nicht für Straßmann gesprochen!

So sieht man die Flunkerei sich breit machen und ehrenwerthe, rechtschaffene, arbeitsame Vertreter der Bürgerschaft, wie die Stadtverordneten Limprecht und Matthes unterdrückt werden.

Noch sei eines Umstandes erwähnt, des Vielbeschäftigtseins gewisser Stadtvertreter mit nicht städtischen Angelegenheiten. Wir nehmen z. B. den Oberbürgermeister von Forkenbeck, den Stadtverordneten Virchow, die Beide ihre Tageszeit mit der Politik auszufüllen im Stande wären, Letzterer auch noch mit der Wissenschaft. Solche Verhältnisse, welche die Interessen der Stadt schwer schädigen müssen, sollten auf dem Wege der Gesetzgebung beseitigt werden. Ja, wir können im Hinblick auf das oben vorgeführte Spiegelbild unserer Stadtverwaltung den dringenden Wunsch nicht unterdrücken, die Regierung möchte entweder mehr Befugnisse und Gelegenheit zur Kontrolle der Stadtverwaltung übernehmen, oder die Selbstverwaltungsbefugnisse zum Heile der Stadt einschränken. —

Es besteht ein jüdischer Fortschrittsring hier, der mit der Stadtverwaltung und mittels der Geldmacht, der Presse, die ein Ring für sich ist, und der Vetternschaft das materielle und geistige Leben Berlins, soweit die staatliche Machtsphäre es frei gelassen hat, fest umklammert hält und der gebrochen werden muß! Für die Motivirung der von patriotischen Antisemiten und den neuen deutschen Volksparteien vorzuschlagenden Maßnahmen zur Abwehr des verheerenden Judenthums wird aber nicht nur der Fortschrittsring in der Berliner Stadtverwaltung sondern auch die ganze mehr als 30jährige Periode, welche Berlin unter jüdischer Vorherrschaft zeigt, immer dastehen als ein Beispiel unerhörter Korruption und tiefster Demüthigung des germanischen Geistes! — —

Ein Schandfleck der Presse.

Wir waren von jeher Freunde und Vertheidiger aller vernünftigen freiheitlichen Institutionen, weil nur in Freiheit sich die Kräfte einer Nation segensreich entwickeln können. Wenn wir trotzdem heute, unbehelligt um das Zeter-Mordio unserer Gegner für eine gesetzliche Beschränkung eintreten, wenn wir die gesetzgebenden Factoren um Hilfe anrufen, so müssen wir der innersten Ueberzeugung sein, daß der Uebelstand, den wir in nachfolgendem Artikel besprechen, nur durch die Macht des Gesetzes gehoben werden kann. In der Ueberzeugung, daß jeder moralische Mensch uns beipflichten wird, kleiden wir den Extract nachfolgender Besprechung in die Form einer Petition, die wir als Einleitung obenan stellen und die folgendermaßen lautet:

„Das hohe Haus der Abgeordneten,
oder auch der hohe Reichstag,

wolle beantragen, daß, um dem sittlichen Verfall unserer Jugend zu wehren, die Insertionswesen aller Zeitungen und sonstigen Publications-Organe innerhalb des Reiches einer gesetzlichen Regie unterworfen werde, welche nach näherer Bestimmung von den Regierungen, den Landrathsämtern, und wo das nicht möglich, von der Local-Polizei-Behörde, die für diese Regie verantwortlich zu machen ist, ausgeübt werde."

Jede Zeitung hat den Zweck, zu unterhalten und zu belehren. Die Zeitung soll eine geistige Communication bilden zwischen den verschiedenen Nationen und den Leser über Recht und Unrecht aufklären und ihm ein Urtheil über die Handlungsweise derer verschaffen, die an die Spitze der Regierung oder der communalen Verwaltung berufen, über sein Wohl und Wehe entscheiden, so daß er, namentlich in einem constitutionellen Staate, wo er schon in Folge des Wahlrechts sein Vertrauen oder Mißtrauen ausdrücken kann, im Stande ist, wenn auch indirect, an der Regierung Theil zu nehmen. — Der locale Theil, auf den wir später noch zurückkommen werden, hat den Zweck, den Leser über Vorgänge in seiner nächsten Umgebung Mittheilungen zu machen, während das Feuilleton, wie das ja schon in dem Worte selbst liegt, belehren und unterhalten soll.

So weit ist das auch den Intentionen angemessen, denen wir bei den älteren Zeitungen einst begegneten, und wenn nicht wir, so doch

unsere Voreltern. Das sprechen auch die beiden ältesten Berliner Zeitungen deutlich an der Stirn aus, denn da hieß es und heißt es noch heute: „Königlich privilegirte Zeitung für Staats- und gelehrte Sachen.“ Hat nun einer der Herren Redacteure unserer Zeitungen, gleichviel welcher, sich schon einmal die Mühe genommen, einen Blick in den Insertionstheil seines eigenen Blattes zu werfen und da erfahren, welcher Schmutz demselben Blatt angeheftet ist, dessen feuilletonistischer Theil oft Namen guter Schriftsteller aufweist? Haben diese Schriftsteller, auf deren Namen hin diese Zeitungen Eingang in den solidesten Familien finden, schon einmal darüber nachgedacht, daß sie, wenn auch schuldlos, dazu beitragen, die Herzen unserer Jugend zu vergiften? Sicherlich nein, sonst würden alle diese Herren, die nicht durch materielle Noth gezwungen sind ihre Arbeiten à tout prix auf den Markt zu werfen, keiner Zeitung Beiträge liefern, welche in ihrem Inseratentheil Anzeigen bringt, deren Inhalt oft selbst den uneingenommensten Menschen erröthen macht. Bei einzelnen humoristischen Blättern ist es ja sogar Sitte, des Geschäftsvortheils halber den Annoncen inmitten des redactionellen Theils einen Platz anzuweisen, so daß der Leser oder die Leserin unwillkürlich von den schamlosesten Ankündigungen Kenntniß nehmen muß. Das ist — wir sprechen es offen aus — eine Schmach für ganz Deutschland, denn wenn irgend ein Stand, so ist vor allen der der Journalisten dazu berufen, zur Hebung der Sitte und der Moral beizutragen. Er ist dazu verpflichtet, so lange er sich zu den besseren Ständen zählt und die Achtung verlangt, die man diesen gern und überall zollt.

Ja, werden die Herren Redacteure antworten, es ist ja manch Wahres in dieser Ausführung enthalten; aber die Insertionen erhalten in erster Reihe das Blatt, an dem wir arbeiten und ohne dieselben wäre es dem Besitzer schwerlich möglich, das enorme Honorar zu zahlen.

Auch das ist leider wahr, aber ebenso wahr ist es, daß nur ein ganz verschwindend kleiner Theil von Insertionen zu der Kategorie zählt, die wir ein für alle Mal verdrängt wissen wollen. — Ein solches Opfer sollte doch wohl ein Zeitungs-Eigenthümer seinen Lesern bringen können. Ja, er ist dazu verpflichtet, wenn er sich nicht im Stillen gestehen will, daß nur der Mangel eines einschlägigen Gesetzes ihn davor schützt, nach dem Erscheinen einer jeden Nummer seiner Zeitung wegen öffentlicher Unzucht auf der Anklagebank Platz zu nehmen.

Gewiß sind die Insertionen von hohem Werth und ohne dieselben würde es um Handel und Wandel, überhaupt um unsere Industrie schlecht bestellt sein. Es giebt ja aber gar viele Bedürfnisse im Leben, die ihrer

[illegible] [illegible] die Seite der Oeffentlichkeit [illegible] und [illegible] [illegible]-
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in dem
Inseratentheil unserer Zeitungen Verbreitung [illegible] wird. Wir
[illegible] hier nur an die [illegible] Ankündigungen der [illegible]
Herren Specialärzte für alle Krankheiten. [illegible] so weit [illegible] [illegible]
[illegible], die derartigen Ankündigungen in Zeitungen [illegible] [illegible] zu
[illegible], die überall und in einem Hause Eingang finden? Wenn diese
Herren Specialärzte einmal auf [illegible] Kosten ihre Annoncen [illegible]
haben, so mögen sie sich [illegible] [illegible] vor der Stadt [illegible] lassen,
wo [illegible] ihre Kunst auf [illegible] [illegible] [illegible] wird.
Die [illegible] werden sie dann schon finden und das [illegible] unserer
Kinder wird gegen verderbliche Zeitungs-Inseraten geschützt sein.

Dann kommen die [illegible] Anzeigen von [illegible]
[illegible] Art, deren Gewerbe unter Umständen sogar von dem
Strafrichter verfolgt wird. Diese Herren [illegible] und Inserenten
mögen sich nur den Special-[illegible] in einem abgelegenen Orte
[illegible] und wir haben dann eine Gesellschaft zusammen, [illegible] aber
[illegible], denen wir überall als nothwendiges [illegible] zu [illegible] [illegible],
nimmermehr aber im Inseratentheil unserer Zeitungen.

Wir haben uns die Mühe genommen, in großen und [illegible] gelesenen
Zeitungen die schamlosen Ankündigungen dem Zeilen-Umfang nach zu
berechnen und da fanden wir denn, daß dieselben etwa den [illegible]
Theil der Inserate ausmachen. Es gab eine Zeit, in der man den
Priestern als den Förderern der Sitte und Moral den zehnten Theil des
Einkommens opfern mußte. Sollten denn nun die Zeitungs-Eigenthümer
nicht im Stande sein, denen, von denen sie leben, den [illegible] Theil
zu Gunsten der Sitte und Moral zu opfern! — Gewiß können sie es.
Und ist eine Zeitung so gestellt, daß sie ohne diese geringe schmutzige
Subvention nicht bestehen kann, nun, so ist sie einfach nicht werth, Ver-
breitung zu finden. Wir wenigstens möchten lieber darauf verzichten,
jeder Zeit auf der Höhe der politischen und socialen Situation zu stehen,
wenn wir diese Errungenschaft mit Verpestung des reinen Gemüths von
Frau und Kind und schließlich mit dem häuslichen Frieden bezahlen
sollen. Deshalb rufen wir aus vollster Ueberzeugung: Fort mit den
schmutzigen Anzeigen aus unseren Zeitungen, fort mit den Zeitungen
selber aus allen anständigen Häusern, die derartige Anzeigen enthalten!

Da wir aber aus Erfahrung wissen, wie schwer sich die Herren
Zeitungs-Eigenthümer dazu entschließen, auch nur einen kleinen Vortheil
aufzugeben, und wie schwer sich andererseits das Publicum dazu hergiebt,

selbst gegen anerkannte Mißbräuche Front zu machen, wenn dieselben eingewurzelt sind, so haben wir, wie an der Spitze dieses Artikels geschehen, den Weg der Petition vorgeschlagen, hoffend, daß dieser einzig richtige Weg, wenn ihn Tausende beschreiten, zum Ziele führen, d. h. dem Schmutz in unseren Zeitungen ein Ende machen wird.

Wir kommen nun zu einem anderen Uebelstand, der sich in den localen Theil unserer Zeitungen eingeschlichen hat und der schon so viel Unheil über redliche Menschen brachte, daß es geradezu unerklärlich ist, wie der Gesetzgeber diesen Nothstand seit Jahren übersehen konnte. Es giebt ein leichtes, zu allen Extravaganzen aufgelegtes Völkchen, in dessen Reihen sich im Lauf der Zeit gar viele Menschenkinder eingeschlichen haben, die es mit der Ehre nicht allzu genau nehmen. Wir sprechen von den Journalisten, unter denen es ja viele hochehrenhafte Charactere giebt, die bereit sind, ihrer innersten Ueberzeugung ihre Existenz, Freiheit und — auch das steht nicht ohne Beispiel da — selbst das Leben zu opfern. Nun kommen wir aber zu einer eigenen Klasse, zu den Reportern. Auch hier giebt es einzelne streng ehrenhafte Männer, die sorgfältig prüfen, ob ein Bericht, den sie zum Abdruck bringen, der Wahrheit entspricht. Diese bilden aber einen verschwindend kleinen Theil, während der bei weitem größere nur danach hascht, unter allen Umständen — um uns des technischen Ausdruckes zu bedienen — Zeilen herauszuschlagen, und in diesem löblichen Bemühen weder Freund noch Verwandten, weder Vater noch Bruder schont. Es kommt diesen Biedermännern nicht darauf an, einfach zu berichten: „Der Schneidermeister Stegmüller kam am Abend eines bestimmten Tages in stark angetrunkenem Zustande aus einer Kneipe, gerieth in Streit und Schlägerei und wurde schließlich über und über mit Blut bedeckt zur Polizeiwache gebracht."

Was kümmert es sie, daß dieser Stegmüller, der nüchternste Mensch von der Welt, von einer Ohnmacht befallen wurde? Der Bericht von der Schlägerei ist mit einigen Localwitzen gespickt pikanter und findet so mehr Abnehmer; daß der Stegmüller schwer in seiner Ehre gekränkt und dadurch in seinem Erwerb geschädigt wird, läßt die Herren sehr kalt. Sie kennen ja den Mann nicht weiter und haben ein gutes Geschäftchen gemacht. Der Artikel hatte fünfzig Zeilen und fand bei zehn Redactionen Aufnahme. Die Zeile bringt fünf Pfennig, macht netto fünfundzwanzig Mark. Leichter kann man doch in einer halben Stunde nicht Geld verdienen, und wenn der unglückliche, vielleicht ehrgeizige Mann sich die ihm zugefügte Schmach zu Herzen zieht und vielleicht gar in Folge dessen erkrankt, das giebt dann allenfalls für den Reporter

einen neuen Artikel, bei welcher Gelegenheit er seine Feder als ein gar mächtiges, vernichtendes Instrument der Welt anpreisen kann.

Man pflegt in journalistischen Kreisen zu sprechen: Das gedruckte Wort kränkt tief, aber es verfliegt auch schnell. Wir können diesen Ausspruch nicht acceptiren, er mag auch nur auf jene Journalisten Anwendung finden, die zu jämmerlich, selbst zu produciren, von niederen Nörgeleien leben und in Folge dessen gewöhnt sind, selbst angegriffen zu werden. Auf diese Leute paßt natürlich das Wort der historisch gewordenen Hökerin von Potsdam, welches sie Friedrich d. Gr. nach der Heimkehr aus dem letzten schlesischen Kriege zurief: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!

Anders verhält es sich mit harmlosen, anständigen Leuten, die ihrem stillen bürgerlichen Gewerbe nachgehen, mit der Oeffentlichkeit nichts zu schaffen haben und deren Stirn noch nicht frei genug ist, um Leuten ohne zu erröthen gegenüber zu treten, die von ihnen gelesen haben, daß sie ein Trunkenbold oder gar ein Dieb seien. Für diese Leute — und dazu gehören neunundneunzig Hundertstel unserer Bevölkerung — verlangen wir Gerechtigkeit. Dieselbe darf indessen nicht, wie es jetzt Sitte geworden ist, in einem matten Widerruf, sondern sie muß darin bestehen, daß Redacteur und Berichterstatter der denkbar schwersten Strafe wegen fahrlässiger Verleumdung verfallen. Bis der Gesetzgeber hier nicht eingreift, ist kein Bürger seiner Ehre sicher, denn die Art und Weise, wie die Local-Redaction in dieser Beziehung gehandhabt wird, werden wir aus Erfahrung gleich illustriren.

Wir lesen also beispielsweise folgenden Artikel in irgend einer Zeitung: „Wir sind wieder in der Lage, einen Beitrag zur Verkommenheit, wie sie in den untersten Schichten der Gesellschaft herrscht, zu liefern. In der vor dem X.thor belegenen Z.straße bewohnt der Töpfer Krause mit seiner aus einer kränklichen Frau und sechs Kindern bestehenden Familie ein kleines Erkerstübchen. Gestern nun wurde die Nachbarschaft besagter Wohnung durch markerschütterndes Geschrei wie schon öfter in ihrer Ruhe gestört. Annehmend, daß der Krause — beiläufig gesagt, ein arbeitsscheuer und stark dem Trunk ergebener Mann — wie das schon häufig der Fall, die Frau prügelte, mochte zuerst kein Einwohner des Hauses die Wohnung betreten, bis sich endlich der Vicewirth unter Assistenz einiger Männer dazu entschloß. Hier bot sich ihnen ein schreckliches Familiendrama dar. Der arbeitsscheue Mensch hatte die Woche hindurch in verschiedenen Kneipen der Umgegend herumgebummelt, und um seiner Frau zu verschweigen, daß er nicht gearbeitet, bei einem

Kaufmann in der Nachbarschaft einen Diebstahl ausgeführt und die gestohlene Summe der Frau als vermeintlichen Wochenlohn überbracht. Eben als dieselbe das Geld an sich nehmen wollte, erschien ein Criminalbeamter, um den Krause zu verhaften, wobei sich trotz der Verkommenheit des Mannes, der so ganz und gar ehr- und pflichtvergessen, Weib und Kinder derart um den Gatten und Vater klammerten, daß der Beamte, selbst gerührt, nur mit äußerster Kraftanstrengung seine ihm diesmal gewiß schwere Pflicht erfüllen und den Krause unter großem Menschenzulauf zur nächsten Wache befördern konnte."

Nicht wahr, meine Herren Redacteure, solch Geschichtchen liest sich ganz allerliebst und wird ähnlich sehr häufig aufgetischt! Das einzige Bedauerliche an der Sache ist nur, daß bis auf den Umstand, daß der Töpfer Krause existirt und mit Frau und Kindern in der genau angegebenen Wohnung sein Heim aufgeschlagen, kein wahres Wort ist. Irgend ein Böswilliger oder auch nur ein Spaßvogel hat vielleicht in einem Local unter Bekannten, die den Töpfer Krause alle als ehrenhaft kennen, Scherzes halber diese Mittheilung gemacht, und der Scherz fand gebührenden Beifall. Unglücklicher Weise befand sich aber in demselben Local ein zeilenbedürftiger Reporter. Derselbe wußte sehr wohl, daß es sich um einen Scherz handelt, aber er kann ja die Quelle angeben, aus der er schöpfte und, was noch entscheidender ist, er braucht Geld. So steht denn am andern Morgen in den gelesenen Zeitungen eine Mittheilung, die einen unserer rechtlichsten Bürger um Ehre und Reputation bringt. Und was geschieht nun? Welche Ehrenerklärung wird dem schwergekränkten Manne zu Theil? Hören wir.

Die Zeitung macht am andern Morgen in der Fabrik, in der Krause arbeitet, die Runde. Kaum wagt es Jemand, dem Collegen, den Alle schätzen, die verfängliche Notiz zu zeigen, bis doch endlich einer seiner Kameraden ihm verstohlen die Stelle der Zeitung zeigt. Krause, ein Mann, an dessen Ehre auch nicht der leiseste Makel haftet, begiebt sich sofort nach der Redaction, ist auch so glücklich, den Herrn Chefredacteur selbst anzutreffen. In gerechter Entrüstung und demzufolge nicht in den gewähltesten Ausdrücken klagt er dem Redacteur sein Leid; dieser, an derartige Scenen bereits gewöhnt, empfiehlt dem schwer gekränkten Mann zunächst, sich ruhig zu verhalten, widrigenfalls er ihn hinausweisen müsse, und fügt dann hinzu, daß er ja gar nicht die Ehre habe, ihn, den Krause, zu kennen, ihn auch unmöglich des Diebstahls bezichtigt haben könne. Den Reporter, der den Artikel eingesendet, erklärt er ferner, kenne er nicht, deshalb rathe er dem Gekränkten, von

einer gerichtlichen Verfolgung, die doch vielleicht resultatlos wäre, Abstand zu nehmen. Dahingegen verpflichtet er sich, in der nächsten Nummer dem Beleidigten eine glänzende Genugthuung zu geben. Beruhigt verläßt Krause das Redactionslocal und malt sich die Genugthuung in seiner Phantasie so aus, wie sie ungefähr lauten müßte, d. h. etwa wie folgt:

„Wir bedauern tief, durch falsche Vorspiegelung des Berichterstatters Z. dazu mißbraucht worden zu sein, den Töpfer Krause, einen unserer achtbarsten Mitbürger, tief gekränkt zu haben. Wir bitten denselben hiermit öffentlich um Verzeihung und fügen gleich hinzu, daß der verleumderische Berichterstatter Z. ein für alle Mal von der Mitarbeiterschaft an unserer Zeitung ausgeschlossen ist, stellen es auch dem Herrn Krause anheim, gegen diesen Verleumder die Klage anhängig zu machen, wobei wir ihn nach unseren besten Kräften, nöthigenfalls auch mit den erforderlichen Geldmitteln unterstützen werden.“

So ungefähr malt sich Krause die Genugthuung aus, und das wäre recht. Statt dessen findet er nach etwa drei Tagen, also nach einer Zeit, in welcher bereits sämmtliche übrigen Zeitungen den Artikel, schon weil er inzwischen honorarfrei geworden ist, abgedruckt haben, in dem versteckteſten Winkel der Zeitung folgende Erklärung:

„Durch die Mystification, die einem unserer sonst bestunterrichtetsten Berichterstatter widerfahren ist, haben wir in der Nummer X einen den Töpfer K. betreffenden Artikel aufgenommen, der einzelne Unwahrheiten enthält, was wir hiermit zur Kenntniß unserer Leser bringen.“

So lautet in den meisten Fällen eine derartige Berichtigung, und das ist nicht recht — sondern **infam!** In welcher Lage befindet sich nun dem gegenüber ein in der Tiefe seines Herzens gekränkter Mann? Für solche Berichterstatter, richtiger Preßbanditen, wäre doch in erster Reihe, wenn bei keinem andern Verbrecher, die Prügelstrafe am Platze!

Jeder Mensch und sei er der beste hat mehr oder minder Gefallen an Klatschgeschichten. Es werden also die meisten Abonnenten aller Zeitungen den Fall von dem arbeitscheuen Trunkenbold, der zum Dieb wird und an dem Weib und Kind trotzdem hängen, mit Interesse lesen, während sie die sogenannte Berichtigung kaum eines Blickes würdigen, so daß dadurch der Gekränkte nun und nimmer auch nur im Entferntesten rehabilitirt ist. Aehnliche Artikel erscheinen fast täglich in unseren gelesensten Zeitungen und ebenso solche — **Widerrufe?** — Das aber ist ein Verfahren, so frech, so infam, so schamlos, daß uns ein Raubmord nicht schlimmer scheint. — Der Mörder hat wenigstens den Muth, sein

Leben und seine Freiheit bei Ausübung der That einzusetzen, Berichterstatter aber von der Art, wie wir sie hier kennzeichneten, flüchten sich hinter die Anonymität und die sogenannte Ehrenhaftigkeit ihrer Herren Redacteure, die diesen gebietet, nur im äußersten Nothfall den Namen des Reporters preiszugeben. Schlimmsten Falls besitzt ja auch der Gekränkte in den meisten Fällen nicht die Mittel, um den kostspieligen Injurien-Proceß durchzuführen, und das ist noch ein Grund mehr, das schamlose Treiben nicht einzustellen.

Schamlos, ja dreimal schamlos ist dieses Treiben, das bei einer gewissen Sorte von Menschen, die ebenfalls Scham und Ehre verloren haben, direct zum Gewerbe gemacht wird, ein Gewerbe, darin bestehend, den Nebenmenschen heimtückisch zu überfallen und ihn um die Achtung seiner Mitbürger zu bringen. Für Buben, die sich dazu hergeben, sollte man einen Pranger einführen oder sie in Correctionshäuser sperren, denn nur Arbeitsscheu kann der Grund dafür sein, daß sie sich zu einem derartigen Piratenthum hergeben. Das ist unsere Ueberzeugung!

Wir schließen den Artikel mit dem Wunsche, daß auch hier das Gesetz schnell Abhilfe schaffe und zwar dadurch, daß sowohl der Reporter wie auch der Redacteur einer Zeitung für jeden Artikel, der einen Menschen in seiner bürgerlichen Ehre kränkt, auf das schwerste gestraft werde.

Redaction und Verlag: Otto Henze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Babing, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Die Deutsche Wacht

gelangt mit diesem Heft wiederum zum Abschluß eines Quartals und will es nicht unterlassen, ihren Gönnern und Freunden, welche über das ganze Deutsche Reich verbreitet sind und zahlreich auch jenseit der Grenzen desselben gefunden werden, für das in thatkräftiger Unterstützung und Förderung des gemeinsamen Werkes ihr vielfach entgegengebrachte Wohlwollen aufrichtigen Dank zu sagen. Im andern Falle wäre es auch nicht möglich gewesen, die Hindernisse nur zum geringsten Theile zu überwinden, welche gerade einer **antisemitischen Unternehmung**, noch zumal auf dem Gebiete der Publizistik, naturgemäß entgegenstehen in dem festgeschlossenen **jüdischen Zeitungsring**, welcher, ausgerüstet mit dem übermächtigen Judengolde, stets bereit und leider auch im Stande ist, den Freund durch Reklame zu heben, den Gegner aber todtzuschweigen. Nur auf die eifrige Mitwirkung ihrer Anhänger angewiesen, hat auch dieser allein die Deutsche Wacht ihre weite Verbreitung und wachsende Bedeutung zu verdanken. Die „Deutsche Wacht" trat an einem geschichtlichen Wendepunkt unsers politischen Parteilebens an das Tageslicht, in dem Augenblicke nämlich, wo eine Vereinigung zur Abwehr jüdischen Wesens und Vernichtung jüdischer Herrschaft mittels Aufrichtung des deutschen Volksbewußtseins in der Antisemitenliga zusammentrat. Als zukünftiges Centralorgan wurde die **„Deutsche Wacht"** zum Träger der antisemitischen Idee bestimmt. Obwohl ihr die Opfer als eines neuen sozusagen bahnbrechenden Unternehmens nicht erspart geblieben und Verhältnisse persönlicher Natur vorübergehende Störungen bereitet, ist die „Deutsche Wacht" doch ununterbrochen bemüht gewesen, ihrer Aufgabe mehr und mehr gerecht zu werden.

Mit dem bevorstehenden Quartal wird die **„Deutsche Wacht"** eine zeitgemäße Erweiterung ihres Planes erfahren, indem sie hervorragende literarische Kräfte der antisemitischen Bewegung zu Mitarbeitern gewonnen hat, durch welche vor allem die

Prinzipien der Letzteren eine umfassende und bedeutsame Erörterung erfahren werden. Zu dem wird eine fortlaufende **Chronik der Bewegung**, eine möglichst weitgehende Besprechung der einschlägigen Literatur und eine Revue der jüdischen Presse aufgenommen werden, um so die Leser über die geistigen Strömungen und den historischen Verlauf der Bewegung nach allen Seiten auf dem Laufenden zu erhalten.

Die beabsichtigte Vergrößerung unseres Planes veranlaßt uns, eine thatkräftige Beihilfe unserer Gönner und Freunde zu erbitten, welche hinter der für ähnliche Fälle anerkennenswerthen Opferwilligkeit „unserer jüdischen Mitbürger" keineswegs werden zurückstehen wollen. **Schaffe jeder unserer Gönner und Freunde nur einen Abonnenten auf die „Deutsche Wacht"** — so werden nicht nur wir uns für den ungleichen Kampf gegen das übermächtige Judenthum neugestärkt fühlen, sondern es wird, so wollen wir hoffen, auch dem geliebten Vaterlande ein hochpatriotischer Dienst geleistet werden.

Berlin, den 15. März 1881.

Redaktion und Verlag
der
„Deutschen Wacht."

Schriften zur Judenfrage!

In **Otto Hentze's** Verlag, **Berlin** NO., 15 Friedenstraße, sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Austriacus, Oesterreich ein Juwel in jüdischer Fassung. Judenherrschaft und Judenwirthschaft in Oesterreich-Ungarn. 3. Aufl. 3 Bog. 8. Preis broch. 75 Pf.

Der Juden Antheil am Verbrechen. Auf Grund der amtlichen Statistik der Thätigkeit der Schwurgerichte in Preußen für die Jahre 1870—78. 4. Aufl. Preis eleg. broch. 60 Pf.

Die Juden in der Musik. Preis eleg. broch. 50 Pf.

Lázár, Prof. Dr. Jul., Das Judenthum in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Mit besonderem Hinblick auf Ungarn. 2. Aufl. 8 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 2 Mk.

Marr, Wilh., Der Weg zum Siege des Germanenthums über das Judenthum. 4. Aufl. 3. Bog. gr. 8. Preis broch. 90 Pf.

Th. Mommsen und sein Wort über unser Judenthum. Preis broch. 20. Pf.

Naudh, H., (Verf. v. „Die Juden und der deutsche Staat." 10 Aufl.) Israel im Heere. Preis eleg. broch. 50 Pf.

— Minister Maybach und der „**Giftbaum.**" 3. Aufl. $2^1/_4$ Bog. 8. Preis eleg. broch. 50 Pf.

— Professoren über Israel. Preis eleg. broch. 50 Pf.

Neu-Palästina oder **Das verjudete Deutschland.** Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sogenannten „**deutschen**" Reiche. Von einem Konservativen. 2. Aufl. 3 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 90 Pf.

Die Deutsche Wacht. Monatsschrift für nationale Entwickelung. Jahrgang I. (1880) complett in 3 Bdn. eleg. broch. 12 Mk., **herabgesetzter Preis 6 Mk., bei direktem Bezuge von der Verlagshandlung.**

Die „Wacht" ist das erste Organ gewesen, das zum ausschließlichen Zwecke der Bekämpfung des „modernen" Judenthums begründet worden ist. Im nun vollendeten 1. Jahrgang spiegelt sich die antisemitische Bewegung des verflossenen Jahres nach allen Seiten hin wieder und ist derselbe zur Orientirung in der Judenfrage geradezu unentbehrlich. Um die Anschaffung zu erleichtern, hat die Verlagshandlung den Preis — bis auf Widerruf — um die Hälfte ermäßigt.

— Dieselbe. Jahrgang II., Heft 1 und ff. Preis pro Quartal (6 Hefte) 3 Mk. Einzelpreis pro Heft 60 Pf.

Man abonnirt bei den Postanstalten, bei allen Buchhandlungen und bei der Verlagshandlung.

v Wedell, R. A. C., Vorurtheil oder Berechtigter Haß? Eine vorurtheilslose Besprechung der Judenfrage. 3 Bog. gr. 8. Preis eleg. broch. 90 Pf.

In Otto Hentze's Verlag, Berlin NO., Friedenstraße 15, erschien soeben:

Wählet keinen Juden!

Ein Mahnwort an die deutschen Wähler.

Von

Wilh. Marr.

5. Auflage. Agitations-Ausgabe.

3 Bogen. 8°. Preis broch. 30 Pfg.

Die bevorstehenden Reichstagswahlen machen es jedem Patrioten zur ernsten Pflicht, zur weitesten Verbreitung obiger Brochüre nach besten Kräften beizutragen.

Die Verlagshandlung hat, um diese ohne sonderliche Opfer für den Einzelnen zu ermöglichen, für Parthiebezüge die nachstehenden, die Selbstkosten deckenden Preise festgesetzt:

50	Exemplare	für	7,50	Mark
100	"	"	12,00	"
200	"	"	20,00	"

bei frankirter Zusendung.

Bestellungen sind zu adressiren an

Otto Hentze's Verlagsbuchhandlung

Berlin NO., 15. Friedenstraße.

Max Gading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.



